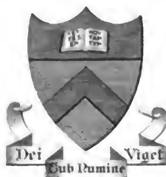
Die Grenzboten


Dei
Sub Numine
Viget

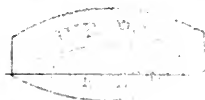
Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.



44. Jahrgang.

Zweites Quartal.



Leipzig.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

1885.

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1885. Zweites Vierteljahr.

Politik. Volkswirtschaft. Rechtspflege. Unterrichtswesen.

Zum ersten April. (Gedicht.) S. 1.
Desine sibilare! S. 89.
Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten. 9. S. 260. — 10. S. 425.
Die Abkürzung unsrer Parlamentsverhandlungen. S. 273.
Eine erfreuliche Seite unsrer Parteikämpfe. S. 441.

Beiträge zum Verständnis der mittelasiatischen Frage. 1. S. 2. — 2. S. 60. — 3. S. 109.
Die Anarchisten in Bern. S. 57.
Aus Oesterreich. S. 105.
Das Ministerium Brisson. S. 161.
Englands Mittel zur Verteidigung Indiens. S. 165.
Friedensaussichten und die Times. S. 217.
Bismarcks Geburtstag in Newyork. S. 256.
Die Freunde Englands. S. 276.
Die Herren Mörder. S. 329.
Friede bis auf weiteres. S. 367.
Das neue Königreich in Afrika. S. 385.
Der Indianerkrieg in Kanada. S. 477.
Das Ende vom Liede im Sudan. S. 545.
Das französische Deportationsgesetz. S. 552.
Afghanistan und die Afghanen. 1. S. 593. — 2. S. 654.
Die österreichischen Wahlen. S. 633.

Die deutschen Erbschafts- und Schenkungssteuern. Karl Meisel. S. 11.
Die Schriftvergleichung im Strafprozeß. Otto Gerland. S. 69.
Die Lotteriefrage im preußischen Abgeordnetenhause. S. 119.
Fabrik- und Hausindustrie. S. 185.
Fischzölle. Franz Siewert. S. 282.
Zur Beruhigung in der Währungsfrage. Adolf Pfannstiel. S. 446.
Das heimische Recht in seinen Beziehungen zum internationalen Verkehr. S. 489.
Zur Arbeiterwohnungsfrage. S. 601.
Soziologie. S. 649.

Fromme Wünsche in akademischen Angelegenheiten. S. 314.

Geschichtliches und Biographisches.

Die Enthüllung der Küsten des dunkeln Erdteils. S. 222.
Johannes Bugenhagen und die Reformation in der Stadt Braunschweig. Wilhelm Brandes. S. 663.
Brandenburg-Preußen auf der Westküste Afrikas 1681—1721. S. 496.

Reumonts Erinnerungen. S. 391.
Aus den letzten Tagen des Frankfurter Parlaments. S. 237. 293.
Otium cum dignitate (Friedrich Oskar Schwarze). S. 193.

Länder- und Völkerkunde.

Bestrebungen für eine wissenschaftliche Landeskunde Deutschlands. S. 18.
Ostpreußische Skizzen. 1. Land und Leute. S. 74. — 2. Landschaftliches und Geschichtliches. S. 129. — 3. Städte und städtische Gewerbe. S. 228. — 4. Das Land, Dörfer und Güter, der Adel. S. 336. — 5. Lebensweise; Speise und Getränke; allerhand Polnisches. S. 555.
Die Wenden und der Panslawismus. S. 175.
Das sächsische Sibirien. S. 607.

Triest. S. 456.

Literaturwissenschaft.

Goethe und Levezow. Nebst ungedruckten Briefen Goethes. Ernst Elster. S. 562. 620.
Eine neue Schillerbiographie. Max Koch. S. 673.
Die Sebalds. M. Necker. S. 30.
Neue Erzählungen von K. E. Franzos. M. Necker. S. 304.
Gute Leute — schlechte Musikanten. S. 421.
Die dramatische Kunst E. v. Wildenbruchs. A. Fokke. S. 509.
Modeliteratur. S. 680.

George Sand im Kriegsjahre 1870. S. 246.
Iwan Turgenjew in seinen Briefen. August Scholz. S. 346. 401. 464.

Kunstwissenschaft und Kunstpflege.

Moritz Carriere über die Poesie. S. 138.

Die Entwürfe für das Reichsgerichtsgebäude in Leipzig. Adolf Rosenberg. S. 38.
Die Ausdrucksmittel der Baukunst. H. Lücke. S. 361.



Reisebriefe aus Italien vom Jahre 1882. Aus dem Nachlasse von W. Roßmann. S. 413. 470. 572.
Sollen wir unsre Statuen bemalen? S. 626.

Die musikalischen Jubiläen des Jahres 1885. S. 199.
Ein Veilchen auf der Wiese stand. S. 523.

Die Gebrechen der heutigen Bühne. S. 38.
Das Sterben auf der Bühne. Karl Borinski. S. 684.

Roman.

Um eine Perle. Robert Waldmüller. (Fortsetzung.) S. 47. 93. 146. 207. 264. 319. 372. 428. 483. 532. 581. 637. 689.

Notizen.

Adam Bull. S. 99.
Die Alters- und Invalidenversicherung. S. 153.
Eine Weltfahrt. S. 157.
Sparkassen als Einnahmequelle. S. 213. 324.
Hierzu Berichtigung. S. 699.
Aus Schwaben. S. 270.
Unverfroren. S. 324.
Ein Postverein für Zentraleuropa. S. 380.
Noch eine Literaturzeitung. S. 382.
Die Stellung der Polizei im Strafverfahren. S. 434. 643.
Die Kandidatur Rothschild. S. 436.
Teure Weine. S. 438.
Strafgesetzliche Bestimmungen über den Schutz von Fabrikations- und Geschäftsgeheimnissen. Karl Meisel. S. 539.
Das Aufnahmeverfahren an den Gymnasien. S. 541.
Die Verwendung von Personennamen zu Ortsbezeichnungen. S. 543.
Reinhold Koser und Henri de Catt. S. 587.
Bismarck und die Sonntagsruhe. S. 589. 697.
Julius Benedict. S. 644.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt.)

*W. Jordan, Die Sebalds. S. 30.
A. Schäffle, Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie. S. 102.
G. Dahlen, Aufzeichnungen über die europäische Gesellschaft. S. 104.
*M. Carriere, Die Poesie. S. 138.
E. Mischler, Alte und neue Universitätsstatistik. S. 159.
P. Dehn, Deutschland und der Orient in ihren wirtschaftlichen Beziehungen. S. 160.
E. Wackerhagen, Tagebuch Susannens Baronin von Albret-Miossens. S. 160.
*H. Grothe, Der Einfluß des Manchestertums auf Handwerk und Hausindustrie. S. 185.
H. Heiberg, Apotheker Heinrich. S. 216.
*George Sand, Correspondance 1812—1876. S. 246.
H. Romundt, Grundlegung zur Reform der Philosophie. S. 271.
*K. E. Franzos, Der Präsident. S. 304.
*—, Die Reise nach dem Schicksal. S. 304.
Ch. King, Wer wird sie heimführen? S. 328.
H. Klinger, Die tolle Braut. S. 328.
G. Egelhaaf, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. S. 383.
W. Böhme, Fürst Bismarck als Redner. S. 383.
W. Menzel, Nachgelassene Novellen. S. 384.
*A. v. Reumont, Aus König Friedrich Wilhelms des Vierten gesunden und kranken Tagen. S. 391.
*G. Ger, Der Erlöser. S. 421.
*H. Langen, Der Heiland. S. 421.
L. Schmid, Aelteste Geschichte des erl. Gesamthauses der königl. und fürstl. Hohenzollern. S. 439.
K. Weitbrecht, Der Kalenderstreit in Sindringen. S. 440.
L. Soyaux, Renate. S. 440.
*Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika 1681—1721. S. 496.
*E. v. Wildenbruch, Harold. S. 509.
M. Ströll, Die staatssozialistische Bewegung in Deutschland. S. 591.
A. v. Henneberg, Die drei staatswissenschaftlichen Systeme. S. 592.
*Jaworski, Reise der Russischen Gesellschaft in Afghanistan. S. 539.
E. Reichardt, Die Grundzüge der Arbeiterwohnungsfrage. S. 601.
W. Ruprecht, Die Wohnungen der arbeitenden Klassen in London. S. 601.
F. Elliot, Bilder aus dem alten Rom. S. 646.
J. F. v. Schulte, Karl Friedrich Eichhorn. S. 646.
W. Anhäuser, Corfiz Ulfeld. S. 647.
*L. Häuselmann, Bugenhagens Kirchenordnung für die Stadt Braunschweig. S. 663.
*R. Weltrich, Friedrich Schiller. S. 673.
W. Müller, Politische Geschichte der Gegenwart. S. 699.
K. Marlo, Untersuchungen über die Organisation der Arbeit. S. 700.



Zum ersten April.

(Aus der Ferne.)

„Denn er ist unser!“ Brausend fort
Ertönt das frohe, stolze Wort
Vom Stillen Meer zum eis'gen Nord,
  Nachhallend tausendfalt,
Wo deutscher Kiel die Flut befährt,
Wo deutscher Schweiß den Boden nährt,
Wo deutsche Weise klingt am Herd,
  Ob deutsches Banner wallt,
Ob andre Farben aufgestellt,
Dies Wort die deutschen Herzen schwellt:
Auch unser bist du, unser Held,
  Für uns auch blitzt im Streit
Dein deutsches Wort, dein deutsches Schwert,
Und wer dich nicht von Herzen ehrt,
Ist nicht des deutschen Namens wert,
  Nicht wert der hohen Zeit.
Und läßt auch nicht der ekle Troß
Der Kleinen, denen du zu groß,
Die vaterlands-, die glaubenslos,
  Die Maulwurfsarbeit ruhn:
Mit menschlichem Erbarmen sieh
Auf jene Geistigarmen, die
Auch heute nicht erwarmen, die —
  Nicht wissen, was sie thun!

Beiträge zum Verständnis der mittelasiatischen Frage.

1.



ir haben vor einigen Wochen einen Rückblick auf die neueste Gestaltung des Streites gethan, zu dem die Verschiedenheit der Interessen Englands und Rußlands in Asien geführt hat, und in der letzten Nummer den gegenwärtigen Stand der Dinge zu beleuchten versucht. Es schien uns dabei, als ob der drohende Zusammenstoß der beiden Mächte für jetzt noch vermieden werden könne, wir durften aber nicht verschweigen, daß damit nur eine Vertagung erreicht werden würde, und zwar, da die Gegner einander sehr nahe gerückt sind, wahrscheinlich nur für kurze Zeit. Die Meinungsverschiedenheiten, die jetzt schon nach dem Nordwesten Afghanistans hineinspielen, können in Einzelheiten vorläufig einer Verständigung weichen. Sehr bald aber werden am Oxus neue auftauchen, und wenn auch diese ausgeglichen werden sollten, so wird die Frage damit doch nicht gelöst sein und immer wieder die Blicke der Welt auf sich lenken. So wird eine weiter zurückreichende Überschau über die Hauptmomente in ihrer Entwicklung notwendig, die auch andre asiatische Länder als Turkmenien und Afghanistan in den Kreis ihrer Betrachtung zieht und nach dem dort Geschehenen die Gegenwart zu beurteilen und auf die Zukunft zu schließen versucht.

Die asiatischen Pläne Napoleons des Ersten, die auf ein Bündnis mit Tippu Sahib, dem Fürsten von Mysore, und eine Eroberung Indiens mit dessen Beistand hinausliefen, und bei denen auch die Perser und die Afghanen mit in Rechnung gezogen wurden, waren mißlungen und hatten nur zur Ausdehnung und Befestigung der englischen Macht im Orient geführt. Frankreich verlor hier den letzten Rest seines Einflusses, und Rußland und England standen sich nun in diesem Teile der Welt als einzige Nebenbuhler von Bedeutung gegenüber. Alsbald begannen sich ihre Agenten, die meist unter dem Vorwande, Handelsverbindungen anknüpfen zu wollen, reisten, in den Ländern der Grenznachbarn Indiens zu kreuzen und gegen einander Ränke zu spinnen. Einer von den ersten russischen Emissären dieser Art war Mehdi Rafael, der Sohn eines Juden aus Kaschmir, der sich in Rußland niedergelassen hatte. Er kam um das Jahr 1824 unter anderm mit Briefen, die von Graf Nesselrode unterzeichnet waren, zum Radschah von Ladak und zum Maharadschah von Lahore, um diese Fürsten zu veranlassen, mit Kaiser Alexander in freundschaftliche Beziehungen zu treten und Gesandte nach Petersburg zu schicken. Derselbe Agent

reizte die Muslime der kleinen Bucharei und Ostturkestans wiederholt zu Aufständen gegen ihre chinesischen Oberherren auf, während andre, darunter auch englische, in Jarkand und Chokand, in Buchara und Chiwa eifrig für die Interessen ihrer Auftraggeber wirkten und sich gegenseitig zu schaden suchten. Ihre Bemühungen waren in diesen Usbekenstaaten erst später erfolgreich für Rußland. Dagegen zeigten sich in Persien und Afghanistan infolge solcher diplomatischen Arbeit schon jetzt Vorspiele des unausbleiblichen Kampfes zwischen den Russen und Briten.

Nach dem Kriege, der im Februar 1828 mit dem für Persien äußerst nachteiligen Frieden von Turkmantschai endigte, schlug der Schah in seiner Politik andre Wege als die bisherigen ein. England hatte ihm während des Krieges die vertragsmäßig versprochenen Hilfsgelder verweigert und bei den Verhandlungen eine unfreundliche Sprache geführt. Er hoffte für die Zukunft von dieser Macht nichts mehr, und Rußland wurde jetzt in Teheran der einflußreichere Ratgeber. Auf Empfehlung des russischen Gesandten Simonitsch ernannte der Schah Feth Ali den Prinzen Muhammed Mirza zu seinem Nachfolger, und auf Anraten desselben Diplomaten versuchte dieser junge Fürst 1834 gleich nach seiner Thronbesteigung die Gelegenheit, die ein Aufstand in Chorassan zu einer Ausdehnung der Perserherrschaft nach Südosten hin zu bieten schien, zu benutzen, mit andern Worten, er unternahm es, Beludschistan und das südliche Afghanistan, also alles Land bis an die Grenzen Indiens, zu unterwerfen, was bei dem Einflusse, den Rußland in Teheran übte, einer Erweiterung der Machtsphäre desselben bis an den Indus ungefähr gleichgekommen wäre. Der Plan mißlang, obwohl er anfangs nicht ohne Aussichten war. Hatte doch ein Abgeordneter der Baraksi-Fürsten, die von Kandahar aus über das südwestliche Afghanistan geboten, in Teheran erklärt, mit dem Beistande seiner Chane könne der Schah bis Delhi vordringen und Indien bis dahin wieder dem Islam unterwerfen, und schien doch selbst der Emir Dost Muhamed in Kabul geneigt, die Oberherrlichkeit der „Zuflucht des Weltalls“ anzuerkennen, wenn ihm Hilfe zur Bekämpfung der ungläubigen Sikhs gewährt würde. Der britische Gesandte in Teheran riet dringend von dem Unternehmen ab, aber vergeblich. Der erste Zug des Schah gegen Chorassan mißlang vollständig, aber sofort wurde mit russischem Gelde zu einem zweiten gerüstet, der im nächsten Frühlinge stattfinden sollte. In Petersburg behauptete man zwar, als die Engländer sich nach der Sache erkundigten, Simonitsch handle gegen die ihm zugegangenen Instruktionen, der Graf hatte aber geheime Weisungen, und so änderte er sein bisheriges Verhalten nicht. 1837, während Schah Muhammed sich zu seinem zweiten Feldzuge nach Chorassan anschickte, sandte er den Adjutanten des Generals Perowski in Orenburg, einen Kapitän Witkowitsch, an die Baraksi-Sirdars in Kandahar und Kabul mit der Aufforderung, sich in den Schutz des Zaren zu begeben, der sie gegen die Sikhs unterstützen werde.

Empfehlungsschreiben Muhammeds, welche dieser Offizier mitnahm, deuteten die weitgehenden Absichten an, die der Schah im Vereine mit Rußland verwirklichen wollte. Er gedachte, die Großthaten Nadir Schahs zu wiederholen und die Fahne des Islam am Indus aufzupflanzen. Zunächst sollte Herat eingenommen werden, dann beabsichtigten die Perser gegen Balch zu ziehen und später, am Amu Darga vorrückend, Chiwa zu unterjochen und sich dort mit den Truppen Perowskis zum Marsche nach Indien zu vereinigen, der zunächst von Herat nach Farrah und Kandahar gehen sollte.

Das Verhältnis Englands zu Persien wurde unter diesen Umständen immer gespannter. Während der Schah mit 40000 Mann gegen Herat anrückte, unterhielten die Engländer freundschaftlichen Verkehr mit den dortigen Rebellen. Die Minister des Schah protestirten dagegen, und als der britische Gesandte Mac Neil diese Beschwerde zurückwies, schritten sie zu Gewaltmaßregeln, indem sie einen in englischen Diensten stehenden Boten mit Depeschen aus Herat, die für Mac Neil bestimmt waren, auf dem Wege nach Teheran gefangennehmen ließen. Die von Mac Neil geforderte Genugthuung wurde in gereiztem Tone verweigert. Man verließ sich auf die Russen. Hatte doch Witkowitsch versichert, nächstens werde in Asterabad ein russisches Hilfsheer landen, um mit dem Schah gegen die Durani in Herat vorzugehen. Mit den Sirdars der Barakfi in Kandahar war bereits unter russischer Bürgschaft ein Vertrag abgeschlossen worden, nach welchem sie sich der Oberherrlichkeit der Perser unterwerfen und dafür die Verwaltung der Oase Herat erhalten sollten. In England erkannte man jetzt die ganze Größe der Gefahr, welche Indien von Persien aus bedrohte, und Mac Neil wurde angewiesen, dem Schah zu erklären, wenn er seine Pläne gegen Afghanistan nicht aufgebe, so werde es zum Bruche zwischen ihm und Großbritannien kommen. Mit dieser Erklärung erschien der englische Gesandte im persischen Lager vor Herat, und der Schah schien nachgeben und auf ein friedliches Abkommen mit den Belagerten, wie es Mac Neil beiden Parteien vorgeschlagen hatte, eingehen zu wollen. Aber Simonitsch, der inzwischen gleichfalls angelangt war, wußte ihn umzustimmen. Er schoß eine beträchtliche Summe vor, damit den persischen Truppen der rückständige Sold gezahlt werden könne, und ließ denselben sogar durch den ihn begleitenden russischen Generalstabsoffizier Rat bei der Errichtung von Batterien und bei andern militärischen Maßnahmen erteilen. Mac Neil übergab nunmehr dem persischen Hofe ein Ultimatum, in welchem er Verständigung des Schah mit den Schützlingen Englands in Herat, Bestrafung derer, die den Boten der Gesandtschaft belästigt hatten, Abschluß eines Handelsvertrages mit Großbritannien und Absetzung des Statthalters von Buschir am persischen Meerbusen, der einen britischen Residenten bedroht hatte, verlangte, und als der Schah diese Forderungen ablehnte, reiste er im Juni 1838 von Teheran nach der Türkei ab. Bald nachher erschien auf Ansuchen Mac Neils und auf Befehl Lord Aucklands, des Vizekönigs von Indien,

in der Nähe von Buschir am persischen Golf ein englisches Geschwader mit indischen Soldaten, die sich, ohne daß vorher eine Kriegserklärung erfolgt wäre, der Insel Charek bemächtigten. Die Perser waren empört über dieses rechtlose Verfahren. Mac Neil aber schrieb dem Minister des Schah, die Besitznahme Herats, sowie jede Unternehmung gegen Afghanistan sei eine Kriegserklärung gegen England, und nur von dem Verhalten des Schah werde es abhängen, ob dem Vorgehen gegen Charek weitere Maßregeln folgen würden oder nicht. Nur unverzügliche Bewilligung der britischen Forderungen könne Persien davor schützen. Zu gleicher Zeit schrieb der Gesandte an eine Anzahl angesehener Personen und ersuchte sie, dem Volke zu verkünden, daß die von seiner Regierung verfügten Feindseligkeiten nur Folgen der Unbesonnenheit des Schah Muhammed, nicht aber gegen das persische Volk gerichtet seien, gegen das sie nur wohlwollende Gefühle hege. Man sieht, die Engländer verschmähten kein Mittel zu ihrem Zweck, auch nicht die Aufreizung von Unterthanen gegen ihren Gebieter.

Dem Schah Muhammed blieb, da Rußland wohl mit ihm angreifen, nicht aber ihn offen verteidigen wollte, jetzt keine andre Wahl als Nachgiebigkeit. Er zog von Herat ab, als die Stadt nach mehrmonatlicher Einschließung dem Falle nahe war. Damit war aber England noch nicht zufrieden. Es forderte auch die Räumung von Farrah, Sebsawar und Churru, wohin Persien in der letzten Zeit Garnisonen gelegt hatte, und Übergabe der Feste Ghorian an Kameran, den Fürsten von Herat. Vergebens machten die persischen Minister namentlich in betreff Ghorians Vorstellungen, indem sie nachwiesen, dasselbe gehöre nicht zu Afghanistan. Die Engländer erwiederten, dieser westlich von Herat gelegene Punkt sei ebenso wichtig wie dieses selbst. Die Gegend dazwischen sei sehr fruchtbar, während westlich und nördlich davon sich Wüsten erstreckten. Hätten die Perser Ghorian im Besitze, so würden sie die Heratis aushungern und belästigen, auch ganz Afghanistan, vorzüglich aber dessen westliche Teile in Aufregung erhalten können. Solange sie Ghorian behielten, würden sie hoffen dürfen, sich bei Gelegenheit Herats und selbst Kandahars zu bemächtigen. Umsonst schickte man von Teheran Hussein Chan als Unterhändler nach London, es wurde ihm schon auf dem Wege, durch die britischen Botschafter in Wien und Paris, angedeutet, man werde ihn nur nach Annahme aller Forderungen Englands offiziell empfangen. Eine Denkschrift, in welcher er seinen Auftrag darlegte und welche er durch Vermittelung des Fürsten Metternich an Palmerston gelangen ließ, wurde von diesem ohne Antwort zurückgeschickt. Auch der Versuch, durch Verwendung Rußlands mildere Bedingungen zu erhalten, mißglückte und zog den Absendern nur einen derben Verweis zu. Die Freundschaft Persiens, erklärte Palmerston, habe für ihn nur wenig Wert, dagegen bedürfe Persien der englischen Allianz, und die müsse der Schah sich durch Eingehen auf alle ihm angesonnenen Bedingungen erkaufen. Wie könne

man so unbesonnen sein, sich in der Sache unmittelbar an Rußland zu wenden, während doch ein britischer Geschäftsträger sich in Erzerum aufhalte, um alle Mitteilungen des Hofes von Teheran für den von London in Empfang zu nehmen. Nach Petersburg schrieb der englische Minister sehr empfindlich, die britische Regierung könne angesichts der eigentümlichen Stellung, in welcher sich Rußland zu Persien befinde, von seiten des Schah keine Genugthuung durch Vermittelung des Petersburger Kabinets annehmen, denn sie würde dadurch stillschweigend eine Art Schutzherrschaft Rußlands über Persien anerkennen, was mit der Unabhängigkeit des letztern unvereinbar wäre. Wäre Graf Nesselrode gehörig unterrichtet gewesen, so würde er schwerlich behauptet haben, daß Persien allen Anforderungen, zu denen England berechtigt gewesen sei, entsprochen habe und nun Charek wieder bekommen müsse.

Der Premierminister des Schah verstand sich hierauf zur Erfüllung aller englischen Bedingungen, und Mac Neil kehrte nun an den Hof von Teheran zurück, wo er im Oktober 1841 einen Handelsvertrag abschloß, der für Persien natürlich weniger Vorteile gewährte als für England. Schah Muhammed verhielt sich von dieser Zeit immer gehorsam gegen die britische Politik und legte dies zunächst dadurch an den Tag, daß er die Einladung der Afghanen von Herat, sich mit ihnen gegen die Engländer zu verbünden, von der Hand wies. Kameran und sein Wessir Jar Muhammed nämlich wußten den Briten für den ihnen geleisteten Beistand gegen die Perser keinen Dank, es lag ja auf der Hand, daß diese Ungläubigen dabei nur im eignen Interesse gehandelt hatten. Andrerseits erschien die Oberherrlichkeit eines schwachen Herrschers wie des Schah vorteilhafter als der Schutz Englands, der das willkürliche Treiben der kleinen asiatischen Fürsten und Häuptlinge einigermaßen in Schrecken hielt. So schrieb denn, als die Engländer einige Jahre später siegreich in Afghanistan eingedrungen waren, Kameran an Muhammed: „Die Engländer haben Kandahar und Kabul erobert und auch an mich einen Offizier mit reichen Geschenken geschickt. Mein Herz ist aber mit Persien und dem Islam. Der Glaube ist mir für irdische Güter nicht feil.“ Darauf folgte die Einladung an den Schah, sich mit den Heratis zu vereinigen und die Gauen Afghanistans den Christen zu entreißen. Die persischen Minister waren indes durch das Vorhergegangene so eingeschüchtert, daß sie der Aufforderung der Herati-Fürsten nicht nur nicht zu entsprechen wagten, sondern sie sogar dem britischen Gesandten mitteilten. Dieses Verfahren möge, wie sie sich äußerten, als ein Zeichen ihrer grenzenlosen Ergebenheit betrachtet werden, und Großbritannien möge nunmehr alles Frühere vergessen und mit der „Zuflucht des Weltalls“ wieder in ein inniges Freundschaftsverhältnis treten.

Als der Schah Muhammed im September 1848 starb, folgte ihm auf dem Throne sein achtzehnjähriger Sohn Nasir Eddin, wozu Rußland und England durch ihren Einfluß in gleichem Maße mitgewirkt hatten, da auf diesem

Wege ein vielleicht mehrjähriger Bürgerkrieg vermieden wurde, der dem russischen und dem britischen Handel mit Persien geschadet haben würde. Ganz wurde dies jedoch nicht verhütet Mehrfach erfolgten Aufstände gegen den „Schah der Nazarener," namentlich in Chorassan, wo die Rebellen durch Jar Muhammed, der nach Kamerans Tod in Herat herrschte, unterstützt wurden. Das zerrüttete, immer Geldmangel leidende Persien wurde nur mit Mühe des dortigen Aufstandes Herr, und man war in Teheran wieder einmal geneigt, sich den Russen in die Arme zu werfen und ein Hilfsheer derselben bei sich aufzunehmen, das von Asterabad gegen den Mittelpunkt der Insurrektion, die heilige Stadt Mesched, ziehen sollte. Die Russen würden dann in Chorassan eine ähnliche Stellung eingenommen haben wie früher in den Donaufürstentümern, und der Zweck wäre dabei gewesen, das Übergewicht auszugleichen, welches den Engländern zugefallen war, als sie die Landschaften am Indus erobert hatten.

Über den weiteren Gang der Ereignisse in Persien und an dessen östlicher Grenze müssen wir uns kurz fassen. Auch unter dem Schah Nasir Eddin, der beiläufig noch jetzt regiert und unter dem Einflusse Rußlands infolge der asiatischen Eroberungen des letzteren außerordentlich zugenommen hat und völlig unwiderstehlich geworden ist, fehlte es anfangs nicht an Zerwürfnissen mit England. Nachdem der Aufstand in Chorassan von den Persern allein endlich niedergeworfen worden war, glaubte der Schah auch Herat seinem Reiche einverleiben zu können, stand aber, als England Einspruch erhob, davon ab und verzichtete in einem am 25. Januar 1853 abgeschlossenen Vertrage für die Zukunft auf jedes Vorgehen gegen die wichtige Stadt und die sie umgebende Oase. Schon das Jahr darauf führte der Umstand, daß die englische Regierung einen ausgewiesenen Perser zum Vertreter der Handelsinteressen in Schiraz ernannte, wieder zu Verwicklungen, und bald nachher gab Nasir Eddin den Engländern Anlaß zu ernsteren Klagen, indem er — angeblich zur Unterstützung des in Herat gebietenden Fürsten — Truppen gegen die Heratis absandte und deren Stadt von denselben besetzen ließ. England erklärte ihm infolgedessen wegen Vertragsbruches am 1. November 1856 den Krieg und verschritt wieder zur Besetzung der Insel Charek; doch kam es zu keinem erheblichen Kampfe, und schon am 4. März 1857 schlossen die Gegner zu Paris Frieden, wobei Persien sich anheischig machte, in allen Streitigkeiten mit Herat oder Afghanistan vor der Kriegserklärung die Vermittlung Englands eintreten zu lassen — ein Versprechen, das 1870 seine Feuerprobe bestand, indem Persien ein fruchtbares Stück der afghanischen Provinz Seistan, das etwa 45 Quadratmeilen groß war und ungefähr 40000 Einwohner zählte, seinem Besitz einverleibt hatte. England wurde hier zum Schiedsrichter gewählt und zog in dieser Eigenschaft die Grenze zwischen Persien, Kelat und Afghanistan. Auch bei der Regulirung der Grenze zwischen Persien und der Türkei wirkte ein englischer Kommissar mit, aber zugleich ein russischer, und in den letzten Jahren haben russische Offiziere die

Umbildung der regulären Truppen des Schah übernommen, die vorher von Österreichern ohne viel Erfolg versucht wurde. Vollständig mißlungen sind die Bemühungen der Perser, ihre Macht über die Turkmenen auszubreiten, die zwischen dem Amu Darga und dem Herirud, zwischen Buchara, der Wüste von Chiwa und dem nordwestlichen Afghanistan hausen. Ein 1860 gegen Merw unternommener Feldzug endigte mit einer schweren Niederlage des persischen Heeres, ein zweiter, der im Jahre 1876 stattfand und gleichfalls Merw zum Ziele hatte, war ebenso erfolglos, und weitere Angriffe wurden nicht gewagt, da inzwischen Rußland die Turkmenen unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte. Wenn Persien an den Kämpfen um Afghanistan überhaupt noch einmal teilnehmen sollte, so könnte dies nur noch dadurch geschehen, daß es mit den Russen geht oder diesen wenigstens den Durchzug durch sein Gebiet nach Herat gestattet.

Wir betrachten nun den Verlauf der hierher gehörigen Dinge in Afghanistan näher, zu welchem Zwecke wir zunächst wieder zu den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts zurückkehren und dann auch die Ereignisse in südlicher gelegnen Ländern in das Bereich unsrer Überschau ziehen müssen. Die Afghanen hatten im Mittelalter und bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein einen großen Teil Indiens beherrscht und dann, in ihre Urheimat in den Bergen des Hindukuh und des Paropamisus zurückgeworfen, sich mit Erfolg zwischen dem Großmogul und Persien behauptet, ja letzterm eine kurze Zeit die Dynastie gegeben. Später, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, gründete einer ihrer Chane, Schah Abdalli aus dem Stamme der Durani, ein Reich, das sich vom Amu Darga bis zum Indischen Ozean und von Chorassan im Westen bis über die östliche Grenze des Pendschab erstreckte, aber schon unter seinem Nachfolger Timur von Norden her, wo es an Buchara grenzte, wieder einzuschrumpfen begann, ein Prozeß, der sich, da es durch die Uneinigkeit der Stämme des Volkes, Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege geschwächt wurde, bis in die neueste Zeit fortsetzte, Einmischungen der Perser und der Sikhs herbeiführte und wiederholt Teilungen zur Folge hatte. Diese Bürgerkriege riefen zuletzt in den letzten zwanziger Jahren die Engländer ins Land. In dieser Zeit machten sich die Söhne des Ministers Fethi Chan, die „Barakſi-Brüder,“ von dem legitimen Thronerben Schah Schudscha El Mulk unabhängig und gründeten in Kabul sowie in Kandahar eigne Reiche. Schah Schudscha konnte sich nur in Herat behaupten. Der tüchtigste unter den Barakſi-Brüdern war Doſt Muhammed, der von Kabul aus bis nach Ghasnah im Süden, Nimlah im Osten und Hasarah im Westen gebot. Energisch, klug und gerecht, hatte er nach Möglichkeit Ordnung im Lande geschaffen und sich auch jenseits der Grenzen desselben Ansehen erworben, und es schien nicht unmöglich, daß es ihm gelingen würde, seine Herrschaft allmählich auch über die Gebiete seiner Brüder in Kandahar und Peschewer auszudehnen. Zunächst aber dachte er als eifriger Muslim an die Vertreibung der Sikhs,

welche das Land auf der Westseite des Indus erobert hatten, und an die Befreiung seiner Glaubensgenossen, die dort vom Maharadscha Randschit schwer bedrückt wurden. Hierzu versuchte er die Frommen daheim zu gewinnen, weshalb er sich den Titel Emir und Ghasi beilegte, von denen jener an die Chalifen erinnerte, dieser seinen Entschluß andeutete, die Ungläubigen mit Eifer zu bekämpfen. Nachdem er sich die Anhänglichkeit der Geistlichen gesichert hatte, suchte er sich Bundesgenossen gegen den Maharadscha der Sikhs, und zwar richtete er dabei sein Augenmerk zuerst auf die Engländer, die indes sein Anerbieten, mit einem Heere von 12 000 Reitern und 20 Kanonen an der Vernichtung Randschit Singhs mitzuwirken, ablehnte, da dieser ihnen ungefährlich, das Emporkommen einer muslimischen Macht an der Grenze Indiens dagegen bedenklich erschien. Dost Muhammed wollte sich dann, als Schah Schudscha gegen die Baralsi zu Felde zog, zur Anerkennung der Oberherrlichkeit der Engländer verstehen. Aber auch das wurde zurückgewiesen, da der Vizekönig Lord Bentinck meinte, Schudscha gelte viel bei den Afghanen und werde Dost Muhammed leicht besiegen. Er irrte sich, Schudscha wurde von den Baraksi bei Kandahar geschlagen, und als Lord Auckland im Mai 1836 Vizekönig wurde, wiederholte Dost Muhammed seine Werbung um die Freundschaft Englands gegenüber dem Maharadschah der Sikhs. „Das Feld meiner Hoffnungen, so schrieb er, das durch den eisigen Wind der Zeiten einfror, begann bei der Nachricht von der Ankunft Euer Herrlichkeit so herrlich aufzublühen, daß es den Neid des Paradiesgartens erweckte." Dann aber deutete er an, wenn England nicht helfe, so müsse er sich an Nebenbuhler der Herren Indiens wenden. Die Antwort Aucklands lautete ausweichend. Er sagte darin, England wünsche, daß die Afghanen ein einiges und wohlhabendes Volk würden und an den Segnungen, welche der Handel verbreitet, wie andre Nationen teilnehmen. Deshalb sei die Schifffahrt auf dem Indus eröffnet worden, für die sich der Emir gewiß lebhaft interesiren werde. Mit Bedauern habe man vernommen, daß zwischen ihm und Randschit Zwistigkeiten ausgebrochen seien. Die britische Regierung mische sich nie in die Angelegenheiten unabhängiger Staaten, und so könne sie hier keinen Einfluß üben, indes wäre es ihr lieb, wenn sich ein Friede zwischen den Puschtaneh (Afghanen) und den Sikhs herstellen ließe. Das Schreiben schloß mit der Ankündigung, daß er nächstens jemand mit dem Auftrage nach Kabul senden werde, die Handelsbeziehungen Englands zu dem afghanischen Staate zu gegenseitiger Zufriedenheit zu ordnen. Die Ankunft dieses Gesandten, Alexander Burnes, verzögerte sich um ein ganzes Jahr, und Dost Muhammed wurde unruhig, er befürchtete ein Bündnis der Engländer und der Sikhs zu seiner Vernichtung, und so knüpfte er erst mit den Russen, dann mit den Persern an. Die Afghanen waren in den letzten Jahrzehnten durch mancherlei Beziehungen des Handels und der Religion (durch die russischen Muslime) mit den Interessen und Bestrebungen des Zarenreiches näher bekannt geworden. Ein Enkel des Afghanenherrschers

Siman Schah war als Flüchtling nach Orenburg gekommen und später in Petersburg bei Hofe vorgestellt worden. Die Sunniten von Kabul und Kandahar nahmen bei der Wallfahrt nach Mekka, da die persischen Schiiten sie übel behandelten, häufig ihren Weg durch russisches Gebiet. Die angloindischen Zeitungen hatten nicht selten in bestimmter Weise davon gesprochen, daß die Russen einen Eroberungszug nach dem Indus planten, sodaß alle dortigen Fürsten, die England geschädigt hatte, ihre Blicke nach Petersburg richteten. So schickte Dost Muhammed einen Boten an die russischen Gesandten in Teheran, um dort den Antrag auf die Anknüpfung von unmittelbaren Beziehungen zu Kabul zu stellen, und die Folge war, daß Kapitän Witkowitsch, wie oben bemerkt, dorthin abreiste. Zu derselben Zeit erschien auch ein Agent des Emirs am Hofe des persischen Schah, der ihn sehr zuvorkommend aufnahm und dann seinerseits einen Gesandten an Dost Muhammed schickte.

Witkowitsch war ein ungewöhnlich kluger und gewandter Unterhändler, welcher, der Landessprache mächtig, sich bei den Afghanen sehr rasch in Gunst zu setzen verstand. Mit großem Geschick wußte er ihnen die Vorteile begreiflich zu machen, die ihnen aus einer Verbindung mit den Russen erwachsen könnten, und andrerseits die Bedeutung Englands zu verkleinern. Der Zar ist unumschränkter Herr seines Landes, sagte er, die englische Regierung dagegen ist von einem Volksrate und dessen Parteien abhängig. Rußland liegt fern, es hat aber entscheidenden Einfluß auf Persien, mit dem es vereint nach Süden vordringen kann, und dem es niemals gestatten wird, seine Herrschaft in der Richtung von Afghanistan zu erweitern; es wird sich übrigens dafür verbürgen, daß der Schah alle Verträge mit letzterm getreulich achtet. Nach der Einnahme Herats kann, wenn der Emir sich mit Rußland fest verbindet, ein Teil der Kisilbasch (der Turkmenen) durch das Land der Hasarah nach Kabul ziehen, um bei dem Kampfe der Puschtaneh gegen die Sikhs und der Eroberung des Landes am obern Indus Beistand zu leisten, und wäre das unmöglich, so wird in jenem Falle der Zar den Emir reichlich mit Hilfsgeldern unterstützen.

So schien sich im Jahre 1837 ein gefährliches Bündnis gegen die britische Herrschaft in Ostindien vorzubereiten, an welchem der thatkräftige und verhältnismäßig mächtige Beherrscher des größeren Teils Afghanistans, der ehrgeizige Schah von Persien und als oberster Leiter der Zar teilnahmen, und dem England außer seiner eignen Kraft nur den Maharadschah der Sikhs und den schwachen Schah Schudscha entgegenzustellen imstande war. Wir werden sehen, daß die endliche Ankunft des englischen Unterhändlers in Kabul daran zunächst nichts änderte.



Die deutschen Erbschafts- und Schenkungssteuern.

Von Karl Meisel.



Je nach dem sozialpolitischen Standpunkte des Einzelnen wird heutzutage ein Recht des Staates, bei Übergängen von Vermögen durch Erbschaft einen mehr oder weniger großen Teil für sich zu beanspruchen, in größerem oder geringerem Umfange gebilligt werden. Diejenigen Schriftsteller, welche mehr sozialistischen Anschauungen zuneigen, befürworten eine Ausdehnung des staatlichen Intestaterbrechtes, wie es jetzt schon bei den sogenannten „erblosen" Verlassenschaften besteht. Sie sind der Ansicht (u. a. besonders von Scheel), daß der Staat als wirklicher vollberechtigter Erbe überall da eintreten soll, wo als Motiv für das Erbrecht der Privaten die wirtschaftliche und verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit nicht mehr angenommen werden kann und nur der öffentliche Kreis, in welchem der Verstorbene lebte und wirkte — in seinem Namen der Staat — als der zunächst zur Erbschaft berechtigte angesehen werden müsse. Eine andre mögliche Art der Teilnahme des Staates an der Erbschaft ist die als Pflichtteilsberechtigter bei der testamentarischen Erbfolge, und drittens kann er als Steuerempfänger bei beiden Arten der Erbfolge beteiligt sein. Die praktischen Finanzpolitiker haben sich jedoch wenig um diese theoretischen Streitigkeiten bekümmert. Sie sind von der Ansicht ausgegangen, daß die Besteuerung eines Vermögens, das infolge des Todes einer Person auf andre übergeht, wenig fühlbar sei, daß sie große Erträge abwerfen, mit einem Worte, daß derartige Vermögensübergänge sich als vorzügliche Quellen für die Staatseinnahme darstellen. Und so bildet die Erbschaftssteuer, die sich allerdings weder eine direkte noch eine indirekte Steuer im gewöhnlichen Sinne dieser Ausdrücke nennen läßt, seit sie unter Kaiser Augustus als vicesima hereditatum zum erstenmale eingeführt wurde, in allen modernen Staaten eine wichtige Einnahmequelle, wenn sie auch nicht überall so reichlich fließt wie in England, wo der fünfzehnte Teil aller Staatseinnahmen durch die Erhebung von Erbschafts- und Schenkungssteuern gedeckt wird. In Deutschland wird die Erbschaftssteuer in allen Staaten erhoben, mit Ausnahme von Waldeck und Mecklenburg-Strelitz, und nicht zum wenigsten die Erkenntnis ihrer Wichtigkeit mag Ende der siebziger Jahre zu dem bekannten preußischen Antrage im Bundesrate geführt haben, welcher bezweckte, in Verbindung mit den Stempelsteuern auch die Erhebung der Erbschaftssteuer von den Einzelstaaten auf das Reich zu übertragen. Der Antrag mußte damals

der Erwägung weichen, daß die durch die Verschiedenartigkeit des materiellen bürgerlichen Rechts bewirkte verschiedenartige Behandlung der Erbschaft und ihres Überganges an andre eine einheitliche Regelung der Steuer für das ganze Reich vorläufig unthunlich mache. Mit der in hoffentlich nicht zu ferner Zeit zu erwartenden Einführung eines neuen bürgerlichen Gesetzbuches wird dieser Grund wegfallen, und dann steht dem Übergange der Steuer auf das Reich nichts mehr im Wege. Preußen wird dann hoffentlich seinen Antrag wieder aufnehmen und dadurch nicht nur dem Reiche eine reiche Einnahmequelle eröffnen, sondern auch durch die Übertragung der Erbschaftssteuer auf das Reich dieser Steuer den ihrem Wesen entsprechenden Charakter eines Erbrechts des Staates als der Gesamtheit aller wirtschaftlich Arbeitenden an dem Nachlasse des Einzelnen geben. Denn das wirtschaftliche Gebiet, in welchem der deutsche Reichsangehörige arbeitet, ist naturgemäß das Reich, wie das ja auch in der immermehr zunehmenden Häufung der wirtschaftlichen Obliegenheiten des Staates auf das Reich seinen klaren Ausdruck findet. Deshalb muß dem Reiche, nicht dem Einzelstaate, der ihm gebührende Anteil werden an dem, was die Arbeit des Einzelnen an wirtschaftlichen Gütern erworben hat und was sich bei dem Tode des Einzelnen als dessen Nachlaß darstellt.

Mag dieses Ziel nun aber früher oder später erreicht werden, jedenfalls kann schon heute von einem System der deutschen Erbschafts- und Schenkungssteuern geredet werden. Denn wenn auch, wie gesagt, die Gesetzgebung in dieser Materie heute noch in den Händen der Einzelstaaten ruht, so sind doch die jetzt in allen größeren deutschen Staaten erlassenen Gesetze einem Vorbilde nachgebildet worden und deshalb in der Hauptsache sowohl diesem Vorbilde als auch untereinander ähnlich. Das Vorbild ist das preußische Gesetz vom 30. Mai 1873, betreffend die Erbschaftssteuer. Ihm folgten Sachsen mit dem Gesetz vom 13. November 1876 über die Erbschaftssteuer, mit den Nachtraggesetzen vom 3. Juni 1879 und vom 9. März 1880, Baiern mit dem Gesetz vom 18. August 1879 über die Erbschaftssteuer, Würtemberg mit dem vom 24. März 1881, betreffend die Erbschafts- und Schenkungssteuer, Hessen mit dem vom 30. August 1884, die Erbschafts- und Schenkungssteuer betreffend. Auch Baden hat durch das Finanzgesetz vom 18. März 1880 die Besteuerung der Erbschaften wesentlich geändert.

Ehe wir auf die Einzelbestimmungen dieser Gesetze eingehen, soll auf ein Charakteristikum der preußischen Gesetzgebung hingewiesen werden, das verschiedne andre Gesetze ebenfalls aufgenommen haben. Das preußische sowie das würtembergische und das hessische Gesetz verbinden mit der Erbschaftssteuer eine Steuer auf Vermögensübergänge durch Schenkung unter Lebenden. Der Zweck der Einführung dieser Steuer und ihre Verbindung mit der Erbschaftssteuer ist ausgesprochenermaßen der der Sicherung der letztgenannten Steuer, da es bei der Bevölkerung ein immer allgemeinerer Gebrauch zu werden droht,

die Erbschaftssteuer durch Schenkung des Vermögens unter Lebenden zu umgehen. Die Motive zum hessischen Gesetz sagen in dieser Beziehung ausdrücklich: „Weil dies [die Umgehung der Erbschaftssteuer durch Schenkung unter Lebenden] bisher erlaubt ist, so haben einzelne sogar ein Geschäft daraus gemacht, solche Leute, welche Ursache haben können, über ihr Vermögen für ihren Todesfall zu verfügen, aufzusuchen und vom Testiren abzuhalten, statt dessen aber zum Abschluß von Schenkungsverträgen unter Lebenden zu bewegen. Es werden oftmals schwere Krankheiten dazu benutzt, um die davon Befallenen zu solchen Schenkungen zu veranlassen. Nicht wenige Fälle können namhaft gemacht werden, wo solche Schenkungen in den letzten Lebenstagen, ja Lebensstunden der Schenker abgeschlossen worden sind. So zweifelhaft die Verfügungsfähigkeit der Schenker auch oftmals gewesen sein mag, den Nachweis über den Mangel derselben zu unternehmen, ist meistens ein vergebliches Bemühen geblieben." Um den in der Ersparung der Erbschaftssteuer liegenden Beweggrund zu solchen Geschäften hinwegzuschaffen, erscheint als das beste Mittel die Einführung einer Schenkungssteuer, die der Erbschaftssteuer gleich ist. Auch in England hat ganz dieselbe Erfahrung im Jahre 1881 zur Schenkungssteuer geführt. Nachdem die englischen Gerichte in einem Rechtsstreite des Steuerfiskus über die Ungiltigkeit einer zur Ersparung der Erbschaftssteuer errichteten Schenkung unter Lebenden geradezu ausgesprochen hatten, jeder habe das Recht, einem Gesetze auszuweichen, wenn man darunter verstehe, sich so zu verhalten, daß das Gesetz auf seinen Fall sich nicht erstrecke, und nachdem wohl mit infolge solcher Rechtsprechung die Schenkungen dieser Art und Absicht immer häufiger wurden, entschloß man sich auch in England zur Einführung einer Schenkungssteuer. Andre Gründe für die Schenkungssteuer als die der Sicherung der Erbschaftssteuer lassen sich wohl kaum beibringen, es sei denn, daß man davon ausginge, daß von einem Vermögenserwerb, den jemand ohne eigne Arbeit, Mühe und Anstrengung macht, sehr wohl ein kleiner Teil zum Besten des Gemeinwesens, also des Staates, in Form einer Steuer abgegeben werden könne.

Die Einzelbestimmungen des preußischen Gesetzes vom 30. Mai 1873 und die ihm nachgebildeten Gesetze stimmen alle im großen und ganzen, sowohl was den Umfang und die Art, sowie was die Höhe und die Ausführung der Besteuerung anlangt, überein. Paragraph 1 des Gesetzes vom 30. Mai 1873 bestimmt zunächst, welche Vermögensübergänge bei Todesfällen von der Steuer getroffen werden sollen. Er lautet: „Der Erbschaftssteuer sind nach Vorschriften dieses Gesetzes und des anliegenden, von Uns vollzogenen Tarifs unterworfen, ohne Unterschied, ob der Anfall Inländern oder Ausländern zukommt: 1. Erbschaften, Vermächtnisse und Schenkungen von Todeswegen (mit Einschluß der remuneratorischen und der mit einer Auflage belasteten Schenkungen); 2. Lehns- und Fideikommißanfälle; 3. die Anfälle von Hebungen aus Familienstiftungen, welche infolge Todesfalls auf den vermöge stiftungsmäßiger oder ge-

setzlicher Successionsordnung Berufenen übergehen." Ganz ähnlich lautet Artikel 1 des hessischen Gesetzes vom 24. August 1884 und der übrigen Gesetze der andern deutschen Staaten. Zur Verhütung einer Doppelbesteuerung, wie sie nach Paragraph 1 in vielen Fällen möglich war, sind besondre Bestimmungen getroffen. Immobilien werden überall in demjenigen Staate, in welchem sie liegen, zu den öffentlichen Lasten herangezogen (vergl. auch Paragraph 3 des Reichsgesetzes vom 13. Mai 1870 über die Doppelbesteuerung), also auch zur Erbschaftssteuer. Dem unbeweglichen Vermögen gleichgeachtete Rechte sind namentlich Emphyteuse, Superfizies, Nießbrauch an Immobilien, sonstige Servituten, Reallasten u. s. w. Als das hauptsächlichste Moment für die Frage, welcher von mehreren Staaten zunächst zur Erbschaftsbesteuerung des beweglichen Nachlasses berechtigt sei, erachtete man im übrigen die Eigenschaft des Erblassers als Inländers oder Ausländers. Im Auslande befindliches bewegliches Vermögen ist steuerpflichtig, wenn es sich um eine inländische Erbschaft handelt, dagegen ist inländisches Mobiliarvermögen steuerfrei, wenn es zu einer ausländischen Erbschaft gehört. Baiern hat in seinem Gesetze, ebenso wie Belgien und die Niederlande, ein ausschlaggebendes Gewicht auch auf den Wohnsitz des Erblassers zur Zeit seines Todes gelegt. Es steht hierin unter den deutschen Staaten allein. Das hessische Gesetz giebt diesen Prinzipien sehr klare Fassung. Es sagt in Artikel 2: „Unbewegliches Vermögen (Liegenschaften und denselben gleichgeachtete Rechte), welches sich außerhalb des Großherzogtums befindet, wird mit der Erbschaftssteuer nicht belegt." Artikel 3: „Innerhalb des Großherzogtums befindliches unbewegliches Vermögen unterliegt der Erbschaftssteuer, ohne Unterschied, ob der Erblasser oder Vorgänger hessischer Staatsangehöriger war oder nicht." Artikel 4: „Andres im Inlande befindliches Vermögen eines Erblassers oder Vorgängers, welcher bei seinem Ableben oder Hinwegfall kein hessischer Staatsangehöriger war, unterliegt der Versteuerung nicht, soweit dasselbe an Nichthessen fällt, und wenn in demjenigen Staate, wohin dasselbe verabfolgt werden soll oder welchem der Anfallsberechtigte angehört, die gleiche Rücksicht hinsichtlich des Nachlasses diesseitiger Staatsangehörigen beobachtet wird. Wenn solches Vermögen an einen Hessen fällt und davon in einem andern Staate die Erbschaftssteuer zu entrichten ist, so kann die im auswärtigen Staate von dem anfallberechtigten Hessen zu zahlende Erbschaftssteuer auf die diesseitige Steuer angerechnet werden." Artikel 5: „Andres als das im Artikel 2 bezeichnete, außerhalb Hessens befindliches Vermögen eines Erblassers oder Vorgängers, welcher bei seinem Ableben oder Hinwegfall Staatsangehöriger des Großherzogtums war, unterliegt der Besteuerung, falls oder soweit davon im betreffenden auswärtigen Staate keine oder eine geringere Erbschaftssteuer, als nach den Vorschriften dieses Gesetzes zu entrichten ist. Im letzteren Falle [geringere Steuer] wird die im auswärtigen Staate zu zahlende Erbschaftssteuer auf die diesseitige Steuer angerechnet."

Befreit von der Steuer sind in allen deutschen Gesetzen die Erbschaften an Descendenten, während sie in Österreich, Frankreich, England, Italien, Belgien und Holland in mäßiger Weise herangezogen werden. Ebenso sind befreit Erbschaften an Ehegatten und an Ascendenten. Bezüglich der letztern fügt jedoch das hessische Gesetz, abweichend von dem preußischen, das die Ascendenten ganz frei läßt, noch hinzu: „jedoch nur bis zum Betrage ihrer gesetzlichen Intestatportion.“ Man wollte durch diesen Zusatz der dadurch begangenen Umgehung der Steuer entgegentreten: daß entweder Eltern testamentarisch allein zu Erben eingesetzt oder daß von den Geschwistern — sei es bei testamentarischer oder bei Intestaterbfolge — die Erbschaft zu gunsten der Eltern ausgeschlagen und dann — in dem einen wie dem andern Falle — von den Eltern gleichwohl der Nachlaß ihren Kindern wieder überlassen wird. Einzelne Gesetze befreien auch Erbschaften an Geschwister, jedoch nur unter gewissen im Gesetze genau bestimmten Voraussetzungen. Das preußische Gesetz kennt diese Befreiung nicht. Eine weitere Befreiung findet sich in allen Gesetzen. Es ist dies die Befreiung der Erbschaften an Dienstboten oder andre Personen, welche dem Hausstande des Erblassers angehört und in demselben in einem Dienstbotenverhältnis gestanden haben. Nur bestimmen die Gesetze verschiedne Beträge, und zwar Baiern 600, Preußen 900, Sachsen, Würtemberg und Hessen 1000 Mark. Ob das Dienstverhältnis zur Zeit des Todes noch besteht oder nicht, darauf kommt nichts an. Zu diesen an verwandtschaftliche und persönliche Beziehungen zum Erblasser anknüpfende Befreiungen kommen noch weitere, welche sich auf den öffentlichen oder gemeinnützigen Charakter der Erwerber gründen. Es sind das zunächst die Befreiungen der Erbschaften an den Fiskus und ihm gleichgestellte Kassen oder, wie sich das hessische Gesetz kurz und bündig ausdrückt: „an den Großherzog, den Staat oder das Reich.“ Ferner sind befreit in allen Gesetzen Vermächtnisse und Stiftungen, welche zu mildthätigen Zwecken Verwendung finden. Noch weiter geht das preußische Gesetz, das Orts- und Landarmenverbände, öffentliche Armen-, Kranken-, Arbeits-, Straf- und Besserungsanstalten, Waisenhäuser, vom Staate genehmigte Hospitäler und Versorgungsanstalten, andre mit den Rechten juristischer Personen ausgestattete milde Stiftungen, öffentliche Schulen und Universitäten, Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, deutsche Kirchen und andre, die Rechte juristischer Personen genießende Religionsgesellschaften für befreit erklärt. In andern Staaten hat man so umfassende Befreiungen nicht zugelassen und zwar, wie in Hessen ganz offen gesagt wird, weil man der Meinung war, daß in solchem Umfange wie in Preußen der Übergang von Vermögen in die tote Hand, die sich ohnehin schon auf enorme Summen belaufe, in keinem Falle zu begünstigen sei.

Endlich hat man noch zu gunsten der kleinen Erbschaften eine Befreiung dann eintreten lassen, wenn der gesamte Wert einer Erbschaft für ein und dieselbe Person einen gewissen geringen Betrag (in Preußen und Sachsen

150 Mark, in Würtemberg und Hessen 100 Mark und in Baiern 50 Mark) nicht übersteigt.

Die Höhe der Steuersätze ist in den verschiednen Staaten nicht unerheblich von einander verschieden. Sachsen hatte im Gesetze von 1876 sehr geringe Prozentbeträge, sah sich aber veranlaßt, die Sätze später durch ein besondres Gesetz vom 9. Mai 1880 bedeutend zu erhöhen. Die Skala der einzelnen Steuersätze bewegt sich:

1. in Preußen von 1 zu 2, 4 und 8 Prozent;
2. in Sachsen von 1 zu 2, 3, 4, 6 und 8 Prozent;
3. in Baiern von 4 zu 6 und 8 Prozent;
4. in Würtemberg von 2 zu 3, 4, 6 und 8 Prozent;
5. in Hessen von 4 zu 5, 6 und 8 Prozent.

Entscheidend für die Höhe des zu berechnenden Satzes ist die Stufe des Verwandtschaftsgrades zu dem Erblasser, und zwar so, daß entferntere Verwandte mehr zahlen müssen als nähere, und der höchste Satz regelmäßig von solchen Erbschaftsberechtigten bezahlt werden muß, die in keinem Verwandtschaftsverhältnis zu dem Erblasser mehr stehen.

Als steuerpflichtige Masse ist derjenige Vermögensbestand zu betrachten, um welchen der Steuerpflichtige, dem die Erbschaft zukommt, durch denselben reicher wird. Es sind daher Forderungen der Erbschaft zur Masse hinzuzurechnen, Schulden in Abzug zu bringen. Für die Berechnung der Erbschaftssteuer ist der gemeine Wert der steuerpflichtigen Masse in dem Zeitpunkte des Todes des Erblassers maßgebend. Über die Feststellung der steuerpflichtigen Masse, sowie die Ermittlung des Wertes derselben geben die Gesetze besondre Vorschriften.

Die Erbschaftssteuer trifft den Erwerber des steuerpflichtigen Erbes. Sie wird nach dem Anteil jedes einzelnen Erwerbers besonders berechnet. Die Steuer haftet auf der ganzen steuerpflichtigen Masse. Ein besondrer Hypothektitel des Fiskus auf zur Erbschaft gehörige Liegenschaften, sowie das Recht desselben, unter gewissen Umständen noch eine besondre Sicherheit für die Zahlung der Steuer zu verlangen, wird ausdrücklich stipulirt. Erben und Miterben, sowie Erwerber eines Universalvermächtnisses oder eines Vermächtnisses unter einem Universaltitel sind bis zum Betrage des aus der Erbschaft Empfangenen für die Erbschaftssteuer, welche von allen den Nachlaß betreffenden Anfällen zu entrichten ist, solidarisch verpflichtet. Gesetzliche Vertreter der Erbinteressenten, Bevollmächtigte derselben, Testamentsvollstrecker, Verlassenschaftskommissare, Nachlaßverwalter, ferner die Verwalter von Familienstiftungen haften persönlich für die Steuer, wenn sie trotz Kenntnis des Rückstandes derselben vor ihrer Entrichtung oder Sicherstellung die Erbschaft, einzelne Erbteile, Vermächtnisse, Schenkungen oder Bezüge aus Familienstiftungen ausantworten.

Die Steuerpflicht tritt mit dem Zeitpunkte des Erwerbs ein.

Die Schenkungssteuer ist zu entrichten von Vermögenserwerbungen durch Schenkungen unter Lebenden aller Art, und zwar sowohl von Schenkungen an unbeweglichem, als auch an solchen von beweglichem Vermögen, wenn eine Beurkundung derselben stattfindet. Hier wird von einzelnen Gesetzen (Hessen) öffentliche Beurkundung verlangt, während andre jede Privatskriptur gelten lassen. Auch werden Schenkungsbeträge, welche eine gewisse Summe nicht übersteigen, von der Steuer befreit, so z. B. in Würtemberg Beträge unter 500, in Hessen solche unter 1000 Mark. Die betreffenden Gesetze haben aber gegen Mißbrauch dieser Befreiung Schutzbestimmungen. So sagt z. B. das hessische Gesetz: „Mehrere Schenkungen, welche von einem und demselben Schenkgeber an einen und denselben Schenknehmer innerhalb eines Zeitraumes von fünf Jahren gemacht werden, gelten in bezug auf die Versteuerung als eine Schenkung.“ Es soll dadurch verhütet werden, daß eine Schenkung größerer Beträge der Umgehung der Steuer wegen in verschiedene Schenkungen kleinerer Beträge zerlegt wird.

Remuneratorische und mit einer Auflage belastete Schenkungen unterliegen ebenfalls der Besteuerung.

Gewisse Schenkungen sind mit Rücksicht auf die persönlichen Verhältnisse der Geber und Empfänger zu einander oder auf ihren Zweck von der Steuer befreit. Das hessische Gesetz z. B. befreit: a) alle Schenkungen 1. an Kinder und Kindeskinder, Eltern und Großeltern; 2. an den Ehegatten; 3. an den Großherzog, den Staat und das Reich. b) Die Schenkungen an Verlobte (Verlobungs- und Hochzeitsgeschenke), sowie diejenigen Geschenke, welche anläßlich eines Verlöbnisses oder einer Hochzeit oder eines Festtages von Verlobten oder Verwandten oder Verschwägerten oder Paten unter sich gemacht werden. c) Beihilfen, welche zum Lebensunterhalte oder zur Ausbildung einem dessen Bedürftigen, sei es in Form einer Rente, eines Kapitals oder der Naturalsustentation gegeben werden. d) Schenkungen, welche zu mildthätigen Zwecken innerhalb des deutschen Reiches Verwendung finden.

Die Steuer wird nach Maßgabe der für die Erbschaftssteuer vorgeschriebenen Sätze erhoben. Überhaupt gelten mit den aus der verschiedenen Natur der beiden Steuern sich ergebenden Abänderungen die für die Erbschaftssteuer gegebenen Bestimmungen auch für die Schenkungssteuer.

Die Verwaltung der Steuer ist in Preußen und Hessen besondern Erbschaftssteuerämtern übertragen, die als Finanzbehörde fungiren; in Baiern liegt die Berechnung, Erhebung und Verwaltung der Erbschaftssteuer den Rentämtern unter Leitung der Finanzkammer und Oberaufsicht des Finanzministeriums ob; in Würtemberg sind die Teilungsämter, in Sachsen die Kassenverwaltungen bei den Amtsgerichten damit betraut worden. In Preußen und Sachsen sind die Finanzministerien höchste entscheidende Instanz; in Baiern und Hessen ist gegen die Entscheidung der betreffenden Finanzministerialabteilung der Rekurs an das

oberste Verwaltungsgericht zulässig. Damit ist die in Hessen und Sachsen gesetzlich begründete Zuständigkeit der Gerichte — Amtsgerichte — zur Feststellung und Berechnung der Erbschaftssteuer, die mit dem Gerichtsverfassungsgesetz in direktem Widerspruch stand, beseitigt.

Den Schluß der Gesetze bilden Strafbestimmungen und Bestimmungen über Verjährung der Steuer. Die Strafen, welche auf Steuerhinterziehung gesetzt sind, sind verhältnismäßig hoch. Sachsen, Würtemberg und Hessen haben den Straffatz des Vierfachen, Preußen und Baiern des Doppelten der hinterzogenen Steuer. Einen Straffatz von 5000 Mark im Maximum für den Fall der Unmöglichkeit einer Ermittelung des Steuerbetrages haben alle Staaten mit Ausnahme von Preußen, das 1000 Thaler androht. Bei Verstößen gegen die Vorschriften des Gesetzes, welche nicht absichtlich gemacht oder rechtzeitig berichtigt worden sind, sind Ordnungsstrafen zulässig. Eine Verwandlung von Geldstrafen, zu deren Zahlung der Verurteilte unfähig ist, in eine Freiheitsstrafe findet in Preußen, Sachsen und Hessen nicht statt.

Die Erbschafts- und Schenkungssteuer — mit Ausnahme der bereits festgestellten und zur Erhebung überwiesenen Beträge — verjährt in zehn Jahren (Preußen und Hessen) nach Ablauf des Steuerjahres, in welchem das steuerpflichtige Erbe erworben oder die letzte amtliche, auf die Ermittelung der Steuer gerichtete Handlung vorgenommen worden ist. Die festgestellte und zur Erhebung überwiesene Steuerforderung verjährt in Hessen und Preußen in fünf, in Baiern und Würtemberg in drei Jahren, ebenso die Ansprüche auf Ersatz bezahlter Erbschafts- und Schenkungssteuer. Die Strafverfolgung von Zuwiderhandlungen gegen die gesetzlichen Bestimmungen verjähren in Preußen, Sachsen, Baiern und Hessen in drei Jahren.



Bestrebungen für eine wissenschaftliche Landeskunde Deutschlands.



Die Blicke der Deutschen sind augenblicklich über das Meer gerichtet; die ebenso kühne wie erfolgreiche Kolonialpolitik des Reichskanzlers nimmt das ganze Interesse der Gebildeten unsers Vaterlandes in Anspruch. In der Reichstagssitzung vom 10. Januar that Fürst Bismarck den Ausspruch: „Dann verzichten wir auf die Aktion [zur See,] dann kriechen wir auf unsre Thüringer

Berge zusammen und sehen das Meer mit dem Rücken an." Damit ist die Binnenlandlage von Thüringen klassisch bezeichnet. Aber wer möchte wohl glauben, daß in diesem Augenblicke das Binnenland Thüringen von deutschen Gelehrten ebenso eifrig durchforscht wird wie der schwarze Kontinent! Will man denn auf den Bergen, die alljährlich von tausenden von Touristen besucht werden, noch Entdeckungen machen? Eine jüngst erschienene Habilitationsschrift des Jenaer Privatdozenten für Geographie, Dr. Fr. Regel, „Entwicklung der Ortschaften im Thüringerwald" (Gotha, Perthes) legt allerdings Zeugnis dafür ab, daß man über Land und Volk auf dem Thüringerwalde noch erfolgreich Studien anstellen kann. Es ist hier nicht der Ort, über die nach vielen Seiten hin höchst anregende Abhandlung ein fachwissenschaftliches Urteil abzugeben, aber die Motive, aus denen diese Gelehrtenarbeit entsprungen ist, beanspruchen ein allgemeines Interesse, denn sie ist ein Beitrag zur wissenschaftlichen Landeskunde von Deutschland.

Wenn uns heute ein Ausländer nach einem guten wissenschaftlich-geographischen Werke über Gesamt-Deutschland fragte, so könnten wir ihm keine Antwort darauf geben. Nur einzelne Teile unsers Vaterlandes sind einer genauen Durchforschung nach allen Seiten hin unterzogen worden; namentlich hat auf diesem Gebiete Süddeutschland mit anerkennenswertem Eifer gearbeitet, was am besten ein in München von 1860 bis 1867 erschienenes Werk beweist, die „Bavaria, eine Landes- und Volkskunde des Königreichs Baiern," herausgegeben von einem Kreise bairischer Gelehrten. Auch dürfte hierher das Werk von H. Guthe zu rechnen sein: „Die Lande Braunschweig und Hannover," Hannover, 1867.

Nicht als einen Zufall, sondern als eine natürliche Folge unsers erstarkten Nationalbewußtseins ist es wohl anzusehen, wenn auf dem Geographentage zu Halle im Jahre 1882 der Privatdozent der Geographie Oberlehrer Dr. Lehmann es als eine nationale Pflicht und Sühne bezeichnete, nach den großen Jahren 1870/71 an die Begründung einer wissenschaftlichen Landeskunde von Deutschland heranzutreten, und in einem trefflichen Vortrage — derselbe ist als Separatabdruck erschienen (Berlin, Reimer, 1882) — zur Ernennung einer Kommission für diesen Zweck aufforderte.

Seine Worte zündeten. Bereits ein Jahr darnach, auf dem Geographentage in Frankfurt a. M., berichtete derselbe Gelehrte über die Schritte, welche die auf dem Hallischen Geographentage eingesetzte Zentralkommission gethan hatte. Diese Kommission, bestehend aus den Herren Dr. Lehmann in Halle, Professor Ratzel in München und Professor Zöppritz in Königsberg, begann ihre Thätigkeit mit dem Erlaß eines Aufrufes, der in vierzehnhundert Exemplaren nach allen Teilen des deutschen Reiches, nach Österreich, nach der Schweiz, den Niederlanden und Belgien, ja selbst nach den deutschen Sprachinseln in Siebenbürgen und den russischen Ostseeprovinzen versandt wurde. In diesem Aufrufe

wurde betont, daß es vor allen Dingen auf die Herstellung einer umfassenden landeskundlichen Bibliographie ankomme, damit zunächst klar werde, was von brauchbaren Schriften und Aufsätzen bereits vorliege. Der Erfolg war ein außerordentlicher: von Privatleuten, Vereinen und Behörden wurde eine solche Unmasse Material eingesendet, daß es angemessen erschien, von einer sofortigen Herausgabe des bibliographischen Materials von Gesamt-Deutschland abzusehen, da die Kräfte der Kommission für diese Riesenarbeit nicht ausreichten. Man denke sich, daß etwa nach folgendem Schema: „Schmid, E. E. Die hydraulischen Verhältnisse Thüringens und ihre Entwicklung. Mitteilungen der geographischen Gesellschaft zu Jena I, 55 bis 60 (Jena 1882)“ aus ganz Deutschland tausende und abertausende von Zetteln einliefen. Wer ist imstande, solche Literaturangaben auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen! Und bloße Massen von Material zu geben, damit kann niemand gedient sein. Die Kommission erachtete es daher für das einzige zum Ziele führende Mittel, wenn mit der Bibliographie zunächst in den einzelnen deutschen Landschaften selbständig vorgegangen würde, so daß in jeder derselben ein Verein die Sache besonders in die Hand nähme und sich zu diesem Zwecke mit andern Vereinen der Landschaft in Verbindung setzte, oder auch mehrere Vereine gemeinsam einen landeskundlichen Ausschuß bildeten. Durch dies Verfahren, meinte man, würde die Lust zur Sache erhöht und die Prüfung des auszuwählenden Materials leichter möglich werden.

Dieser Vorschlag erwies sich als ungemein praktisch: in Jena, Königsberg i. Pr., Greifswald, Lübeck, Dresden, Halle a. S., Elberfeld, München, Karlsruhe, Metz, Salzburg, Innsbruck, Klagenfurt, Hermannstadt u. s. w. ist man für die Sache thätig, sammelt und sichtet, und binnen kurzem werden wir landeskundliche Kataloge besitzen, d. h. Bücher, in denen alles, was über irgendwelche Landschaft Deutschlands geschrieben worden ist, nach gewissen Prinzipien gesammelt und geordnet dasteht. Wie man sich das zu denken hat, zeigt am besten die von der Gesellschaft für Erdkunde in Halle a. S. zusammengestellte „Bibliographie für Nordthüringen, den Harz und den provinz-sächsischen, sowie anhaltischen Anteil an der norddeutschen Tiefebene.“ Die Arbeit umfaßt $10\frac{1}{2}$ Druckbogen in Großoktav und ist, um eine beliebige Partie herauszugreifen, in folgender Weise gegliedert:

Nordthüringen.

A. Natur.
  1. Allgemeines.
  2. Oberflächengestaltung und Geologie.
     a) Geodätisches und Höhenmessung.
     b) Orographisches und Geologisches.
     c) Formationen.
     d) Oertlich Geologisches.
  3. Gewässer.

4. Klima.
5. Pflanzen- und Tierverbreitung.
 a) In Thüringen überhaupt.
 b) An einzelnen Oertlichkeiten.

B. Bewohner.
1. Anthropologie und Vorgeschichte.
2. Gesundheitszustand und Bevölkerungsstatistik.
3. Wirtschaftliche Kultur.
4. Volkstümliches.
 a) Sagen.
 b) Sitten und Bräuche.
 c) Mundart.
5. Allgemein Geschichtliches.

C. Zusammenfassende Landeskunde, Ortskunde, Spezialgeschichte.

Die letzte Abteilung C zerfällt wieder in eine Anzahl Unterabteilungen, in welchen nach den unter A und B veranschaulichten Grundsätzen für die einzelnen Kreise und größeren Städte der Landschaft die Literatur zusammengestellt ist.

Es wird viel von dem Bienenfleiß der deutschen Gelehrsamkeit gesprochen; wer sich aber einen wirklichen Begriff davon machen will, der nehme einmal ein solches bibliographisches Sammelwerk zur Hand. Da sieht man erst, wie seit Jahrzehnten gearbeitet worden ist, und wie die scheinbar entlegensten Dinge in den Bereich wissenschaftlicher Erörterung hineingezogen worden sind.

Dem Verein für Landeskunde in Halle, der unter der Leitung des Professors Kirchhoff steht, gebührt das Verdienst, ein Vorbild für Literatursammlungen einer wissenschaftlichen Landeskunde von Deutschland geschaffen zu haben. Doch sind teils von andern Vereinen, teils von Privatpersonen solche Literatursammlungen auch in andern deutschen Landschaften unternommen worden, aber erst, wenn sie überall beendet sein werden, wird es möglich sein, auf Grund derselben und auf Grund selbständiger Forschungen das Ideal einer wissenschaftlichen Landeskunde von Deutschland, wie es dem Geographen vorschwebt, annähernd zu erreichen.

Neben der Förderung der bibliographischen Vorarbeiten veranlaßte aber die Zentralkommission noch andre zweckdienliche Einrichtungen. Nachdem Jahr für Jahr auf den großen Geographenversammlungen Berichte über den Fortgang des Unternehmens ausgegeben worden waren, erwies es sich bald als nötig, ein wissenschaftliches Organ für die Veröffentlichung landeskundlicher Arbeiten zu schaffen. Ein solches liegt jetzt vor unter dem Titel: „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde im Auftrage und unter Mitwirkung der Zentralkommission, herausgegeben von dem Schriftführer derselben Dr. Richard Lehmann, Oberlehrer und Dozenten an der Universität Halle a. S." Die „Forschungen" erscheinen im Verlage von Engelhorn in Stuttgart; das erste Heft derselben enthält eine Abhandlung des Rostocker Dozenten Prof. Dr. Geinitz: „Der Boden Mecklenburgs"; das zweite Heft: „Die oberrheinische Tiefebene

und ihre Randgebirge" von Dr. Richard Lepsius, Professor der geologischen Anstalt in Darmstadt. Eine Anzahl bedeutender Gelehrten haben ihre Mitarbeit an den „Forschungen" zugesagt. Besonders zu betonen ist, daß die in den „Forschungen" zur Veröffentlichung gelangenden Arbeiten nicht solche sein dürfen, „deren Interesse der Natur der Sache nach ausschließlich auf einen ganz engen Kreis von Spezialisten beschränkt sein muß," vielmehr sollen sie auch für eine größere Anzahl wissenschaftlich Gebildeter leicht verständlich sein, damit diese an den landeskundlichen Studien Interesse gewinnen. Die Forschungen erscheinen in zwanglosen Heften; jedes derselben enthält eine oder mehrere abgeschlossene Abhandlungen.

Dient die solchermaßen eingerichtete Zeitschrift der weiteren Verbreitung gewonnener Resultate auf dem Gebiete der Landeskunde, so soll den wissenschaftlichen Verkehr der Mitarbeiter an derselben eine andre Einrichtung unterstützen, die, soviel uns bekannt ist, ebenso praktisch als einzig in ihrer Art ist. Das Feld der landeskundlichen Forschung umfaßt nicht nur das deutsche Reich, sondern auch die deutschen Sprachinseln außerhalb desselben, wie z. B. Siebenbürgen, die Schweiz u. s. w. Wie oft kommt es aber vor, daß etwa ein Gelehrter in Süddeutschland bei seinen Studien, z. B. in der Sprachforschung, auf Erscheinungen stößt, die Analogien vielleicht im kurländischen Dialekt haben! An wen sich nun wenden? Wer kümmert sich dort um ähnliche Dinge und könnte darüber Bescheid geben? Die Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe, wie sie sich die Zentralkommission gesetzt hat, erfordert einen innigen Wechselverkehr zwischen denen, die dazu Beruf fühlen, mit an der Lösung der Aufgabe zu arbeiten. Zur Anbahnung eines solchen Verkehrs hat der unermüdliche Schriftführer der Zentralkommission, Dr. Lehmann in Halle a. S., augenblicklich durch ganz Deutschland, Österreich, Belgien u. s. w. Fragezettel an Vertrauensmänner herumgesandt, damit man auf ihnen diejenigen Männer bezeichne, die wirklich wissenschaftlich für die Landeskunde arbeiten. An die auf diese Weise namhaft gemachten Forscher wurden darauf Schreiben und Fragezettel mit folgenden Rubriken geschickt: 1. Wohnort (mit Angabe des Staates und bei größeren Staaten auch der Provinz); 2. Name und (ausgeschriebener) Vorname; 3. Stand oder Stellung; 4. Fach-Erstreckung der betreffenden Spezialforschungen; 5. Raum-Erstreckung dieser Forschungen. Der mit einem solchen Fragezettel Beehrte wurde ersucht, denselben auszufüllen, auf der Rückseite desselben seine Publikationen namhaft zu machen und das ausgefüllte Formular an Dr. Lehmann in Halle a. S. zurückzusenden.

Die Zusammenstellung der Formulare nach Wissenschaften und Ländern geordnet ergiebt nun ohne weiteres ein Adreßbuch derjenigen Gelehrten, welche für die deutsche Landeskunde arbeiten. Dasselbe soll bereits auf dem zu Ostern 1885 zu Hamburg stattfindenden Geographenkongreß fertig vorliegen.

Nicht minder interessant als die Thätigkeit der Zentralkommission erscheint die Arbeit der einzelnen Vereine in ihren Spezialstudien über Land und Volk ihres Bezirkes. So bringt der besonders rührige Hallische Verein in der letzten Nummer seiner Zeitschrift Abhandlungen über die Harzdialekte, über das Unstrutbecken und über einen Fragebogen, den zwei landeskundige Lehrer ausgeschickt haben, um die ersterbenden Reste von Sitte und Brauch im Volksleben zu sammeln. An solche Publikationen war früher garnicht zu denken; sie zeigen auch in wissenschaftlichen Dingen, daß ein frischer, nationaler Zug durch unser Vaterland geht.

Besonders anregend auch für den Laien, und deshalb hier einer eingehenderen Betrachtung wert, sind die Ergebnisse eines Fragebogens, den Professor Kirchhoff im Auftrage des Thüringerwald-Vereins in den „Waldlauben" umhergeschickt hat. Es sind im Sommer 1883 zahlreiche Beantwortungen desselben bei dem als Sammelort bezeichneten Eisenacher Zentralverein zusammengekommen, die einen Folioband von 575 Seiten ausmachen und mit einem Schlage die Kunde vom Thüringerwalde mehr gefördert haben als langjährige Bemühungen Einzelner in früherer Zeit. Das gelieferte Material hat urkundliche Wichtigkeit, denn es besteht aus unmittelbaren Äußerungen der Waldbewohner selbst. Gleich im Anfange der Kirchhoffschen Bearbeitung dieses Materials (in den Beiträgen zur Landes- und Volkskunde des Thüringerwalds. 1. Heft. Im Auftrage der wissenschaftlichen Kommission des Thüringerwald-Vereins herausgegeben von Dr. Fr. Regel. Jena, G. Fischer, 1884), wird als merkwürdiges Ergebnis mitgeteilt, daß durch leise Veränderungen im Felsenbau des Gebirges hie und da der Horizont im Laufe der Zeit eine Veränderung erfahren. So konnte man früher von dem Dorfe Großbreitenbach aus in der Richtung nach Königsee nur die obere Hälfte vom Kirchturme des schwarzburgischen Dorfes Herrschdorf erblicken; jetzt überschaut man bequem das ganze Dorf. Ähnliche Horizontverschiebungen sind auch in andern Orten des Thüringerwaldes (jedoch allein in dessen plateauförmigem Südosten, dem sogenannten Frankenwald) festgestellt und somit der Beweis erbracht worden, daß auch die scheinbar festen Umrisse der Gebirge einer Veränderung unterliegen. Bedeutender noch sind die auf flachem Boden eintretenden Senkungen, namentlich in dem Kalkgürtel des Zechsteins, der den Thüringerwald umzieht. Dabei wird auf eine ganze Reihe von Höhlen aufmerksam gemacht, die, kaum dem Namen nach bekannt, der Eröffnung und genauen Untersuchung harren. In einigen fand man Menschenknochen und Feuersteingeräte. Eine Höhle, in welcher sich fortwährend, auch im heißesten Sommer, Eis bildet, befindet sich bei Unterwirbach, südwestlich von Schwarza. Aus dem Dorfe Grümpen bei Koburg kommt die Aufforderung, die Triebishöhle zu untersuchen, die zur Zeit ganz mit Wasser gefüllt ist. Von Mechterstedt aus lenkt man die Aufmerksamkeit auf die Hörsellöcher, die in Wechselbeziehung zu der vorüberfließenden Hörsel zu stehen scheinen u. s. w.

Eine Fülle schätzbarer Nachrichten liegt über das Ortsklima vor, aus denen man die Bedingungen für das frühere oder spätere Eintreten der Vegetation erkennt: hundert Meter mehr Bodenerhebung verspäten die Getreideernte durchschnittlich um eine Woche. Von bedeutendem Einfluß ist die Lage der eine Ortschaft umschließenden Berge; der Gölitzberg in Thälendorf bei Rudolstadt z. B. verzögert die Vegetation, da er die Frühsonne versperrt und kalte Morgennebel begünstigt.

Besonders wertvoll sind die Nachrichten über den Verlauf der Gewitter. In neuester Zeit haben einige Versicherungsgesellschaften statistische Berichte über die Anzahl der zündenden und nicht zündenden Blitzschläge herausgegeben; hier erfährt man näheres über den Zug der Gewitter, welche Thäler und Berge sie mit Vorliebe umlagern, welche örtlichen Umstände ihr Bleiben oder Gehen bewirken — kostbares Material für die Witterungskunde. Von praktischem Nutzen sind dabei die Angaben über Blitzgefahr: am häufigsten fährt der Strahl in die Eiche und Pappel, seltener in die Tanne, noch seltener in Fichten und Kiefern; Birken und Buchen sind fast blitzfrei, zumal die Rotbuche.

Ebenso bemerkenswert sind die Ausführungen, die sich auf Veränderungen im Tier- und Pflanzenreiche beziehen. Daß Luchse, Bären und Wölfe und andres Raubzeug verschwunden sind, finden wir nicht auffallend; aber daß die schwarze Hausratte von der braunen Wanderratte immer mehr verdrängt wird, daß sich an vielen Orten die Zahl der Sperlinge ungeheuer vermehrt hat, während man in einigen hochgelegnen Dörfern vergebens versucht hat, Sperlingskolonien einzubürgern, ist völlig neu.

Der Abschnitt, welcher über die Bevölkerungsverhältnisse des Thüringer Waldes handelt, ist geradezu überraschend. Die Angaben über Körpergröße, Schädelbeschaffenheit, Farbe von Haar und Auge beweisen zwar die bunte Zusammensetzung der Bevölkerung; es ergiebt sich aber, daß trotz aller Verschiedenheit im Wald und auf den Bergen ein dunkleres Geschlecht, dem ein breiter Schädel charakteristisch ist, als in dem umgebenden Flachlande sitzt. Der Saalfelder Verein bemerkt, man könne im alten Sorbenlande noch den slavischen Typus erkennen an den starken Backenknochen, der eingedrückten Nase und der spitzen (?) Schädelform. Was Schädelbeobachtungen betrifft, so bestimmte Dr. Brehm mittelst des Tasterzirkels in dem Orte Jüchsen (in einem linken Seitenzweige des Werrathals) den Längsdurchmesser des Kopfes der Männer zu 17,6 Centimeter, den der Frauen zu 16,4 Centimeter; den Querdurchmesser zu 15,6 und 14,6 Centimeter. In demselben Dorfe beträgt die Körperhöhe der Männer 167 Centimeter, der Frauen 158 Centimeter; die Sitzhöhe aber 88 und 85 Zentimeter. Besonders schätzenswert ist die Angabe der Körpergröße und der Brustweite beim Atmen aus Sonneberg und einigen Nachbardörfern; das aus 464 Messungen gezogene Gesamtmittel von 165,9 Centimetern ist augenblicklich das sicherste Normalmaß für die Größe der Thüringer

Wäldler. Das Volk ist im allgemeinen gesund, Kropf findet sich selten, häufig nur in Wachdorf an der Werra, in Katzhütte und im obern Schwarzathal.*)

Die Einblicke in das Arbeitsleben der Gebirgsbevölkerung sind meist wohlthuend. Trotz des nicht eben fruchtbaren Bodens im höhern Gebirge legt man sich mit Vorliebe auf den Kartoffelbau; der oft geringe Ertrag, auch des Getreides, zwingt zu einer erstaunlichen Vielfältigkeit des gewerblichen Verdienstes. Auch auf dem Walde ist der Kampf um die Existenz ein härterer geworden; „vor dreißig und vierzig Jahren haben die Menschen nachts noch nicht gearbeitet, jetzt müssen die Kinder im zartesten Alter mit aushalten, da ist keine Rede von zehnstündiger Arbeitszeit." Von Grümpen bei Sonneberg kommt die Klage, daß die Hälfte der Dorfschaft sich mit Anfertigung geringerer Artikel der schlechtbezahlten Sonneberger Spielwaarenindustrie ernähren muß. In Böhlen verdienen etwa achtzig Arbeiter in einer Spielwaaren- und Möbelfabrik doch noch durchschnittlich zwei Mark täglich, während im nahen Wildenspring die Weber nur die Hälfte davon haben, weil durch die ausländische Maschinenweberei die Preis- und Arbeitslöhne herabgedrückt sind. Trotzdem neigen die wenigsten zur Auswanderung; sie leben bei der Doppeltugend des Fleißes und der Genügsamkeit erträglich dahin. Hier können Nationalökonomen viel lernen.

Über der Förderung der Industrie scheint teilweise der Landwirtschaftsbetrieb vergessen zu sein; in vielen Dorfschaften überläßt man ihn ausschließlich den Frauen und Kindern, und trotz fleißiger Hackarbeit (der Pflug wird fast nicht gebraucht) sind die Besitzverhältnisse nicht glänzend. „In Goldlauter z. B. kann zwar der Arme über Sommer seine Kuh oder seine Ziege umsonst durchfüttern, denn die Weide in den Forsten der Gemarkung ist unentgeltlich, aber achtundachtzig Einwohner, d. h. ungefähr sechs Prozent der Gesamtzahl, sind steuerfrei, weil sie nicht 420 Mark Jahreseinnahme haben, und die Gemeindeabgaben betragen 120 Prozent der Klassensteuer. In Industrieorten wie Lauscha oder Sonneberg kennt man trotzdem keine Bettelei; dabei hat Sonneberg, eine Stadt von 10000 Einwohnern, einen Armenetat von nicht mehr als 4500 Mark."

Der Güterbesitz ist in der Umgegend von Sonneberg sehr zersplittert, Güter über hundert Morgen sind eine Seltenheit. Der Ernteertrag ist sehr verschieden: in Solßdorf z. B. sechs- bis zehnmal so groß als die Aussaat, aber auf den Höhen des Rennsteigs kaum den Anbau lohnend; in Igelshieb, dem höchsten Gebirgsdorfe, wird der Hafer kaum reif.

Natürlich sind bei solchen Verhältnissen die Bissen schmal. Im Thüringer Vorland mit seinem Getreidebau giebt es neben Kartoffeln auch Mehlkost, aber oben auf dem Walde sind die Kartoffeln die Hauptnahrung. Eine schlechte Kartoffelernte veranlaßt oft bedenklichen Notstand.

*) Soeben berichten die Zeitungen, daß Professor Kirchhoff anthropologische Messungen durch ganz Thüringen anzustellen beabsichtigt.

Aus Mechterstedt im Vorlande wird berichtet: Fleisch kommt wenig auf den Tisch, hauptsächlich Kartoffeln und Mehlspeisen; als Kaffee dient ein Aufguß auf gebrannte Runkelrüben; ein warmes Mittagsbrot ist in der Woche selten, die Hauptmahlzeit fällt auf den Abend. Aus Böhlen: viel Kartoffeln, wenig Brot; kommt einmal Fleisch auf den Tisch, so muß ein Pfund für sechs bis acht Personen ausreichen. Aus Wildenspring: Brot gilt hier als Zukost, Fleisch wird nur zur Kirmeß gegessen, aber dann ein recht fettes Stück, das eine „ordentliche Brühe" giebt.

Notwendigerweise ist der Schnapskonsum bei solchen Verhältnissen enorm; der Schnaps macht den Magen warm, heißt es. Bei Ilmenau giebt es Dörfer, in welchen die Frauen den Männern im Schnapsgenuß nicht nachstehen; sogar Kindern wird das Feuerwasser verabreicht. Dazu kommt das Arbeiten in den Fabriken. Diese Abkehr vom kärglichen aber gesunden Bauernleben, das Zusammenhocken in den dumpfen Arbeitsräumen und infolge davon das frühe Heiraten hat an manchen Orten eine Degeneration des Geschlechtes herbeigeführt, und zwar unter wachsender Kinderzahl.

Einige Orte bieten wieder ein erfreulicheres Bild, z. B. Markfuhl. Trotz der Vermehrung der Kneipen infolge der Gewerbefreiheit sieht man selten Betrunkene; auch außereheliche Geburten kommen selten vor. Der ganze Ort hat sich seit der Durchführung der Separation gehoben; Feldfrüchte, die früher kaum für die Einwohner ausreichten, werden jetzt exportirt, die Leute haben Freude am Erwerb und sind sparsam geworden. Man sieht hieraus deutlich, in welchem innigen Zusammenhange Volkscharakter und Bodenkultur stehen.

Auch für den Mythen- und Sagenforscher bringt die Kirchhoffsche Zusammenstellung Material, nicht minder für den Dialektkundigen. Es würde zu weit führen, Einzelheiten daraus zu berichten, aber aus dem Wenigen, was angegeben ist, kann man leicht sehen, daß man in der That in Thüringen noch Entdeckungsreisen machen kann, wenn man nur das Zeug dazu hat.

Ein glücklicher Zufall ist es, daß gerade auf dem Boden des Thüringerwaldes die ersten Untersuchungen landeskundlicher Art angestellt worden sind: fast kein Gebiet im ganzen deutschen Vaterlande ist so besucht wie Thüringen, keins den Touristen so bekannt, und so kann an diesem Lande gerade auch in Laienkreisen das Interesse für eine wissenschaftliche Landeskunde wachgerufen werden.

War die Kirchhoffsche Arbeit eine Zusammenstellung bestehender Thatsachen, so sucht die eingangserwähnte Studie des Jenenser Privatdozenten Fritz Regel (Die Entwicklung der Ortschaften im Thüringerwalde) „unter möglichster Berücksichtigung der natürlichen und historischen Verhältnisse die ursächlichen Momente darzulegen, welche die Entwicklung der hier auftretenden Siedlungen beeinflußt und somit die gegenwärtig erreichte wirtschaftliche Lage herbeigeführt haben."

Um der Lösung seiner schwierigen Aufgabe gerecht zu werden, beschränkt sich der Verfasser auf den ihm besonders bekannten westlichen und nordwestlichen Teil von Thüringen. Er zeigt zunächst, daß der geognostische Bau des Waldgebirges ein außerordentlich mannichfaltiger ist; dadurch wird sowohl die Anmut der Landschaft als auch die Vielseitigkeit des Bodens erzeugt.

Außer der Bodenbeschaffenheit sind aber für den menschlichen Anbau die klimatischen Verhältnisse von großer Bedeutung; denn sie bewirken den Reichtum des Niederschlages, und von jeher haben die von den Gebirgen herabkommenden Wasseradern zur Ansiedlung an ihren Rändern gelockt: Man denke nur an die balneologische Verwertung des Wassers in den letzten vierzig Jahren! Welch einen Aufschwung haben eine ganze Anzahl Städtchen durch Errichtung von Bädern und Kaltwasserheilanstalten genommen!

Bodenart und Klima wirken ein auf die Beschaffenheit der Pflanzendecke und vorzüglich derjenigen Vegetation, welche den Bewohnern zur Grundlage ihrer Existenz dient. Daher kommen hier nicht einzelne Pflanzenarten in Betracht, sondern Feldfrüchte, Wiesengräser und Waldbäume. So hat der Kampf ums Dasein die Menschen auch hier gezwungen, den Getreidebau an immer höheren Stellen zu versuchen und der Wald- und Wiesenpflege die größte Sorgfalt zuzuwenden; erst dadurch ist die Besiedlung des Gebirges bis auf den Kamm möglich geworden.

Es ist nun höchst lehrreich, unter Berücksichtigung aller dieser Verhältnisse der Entwicklung des Verkehrs im Thüringerwalde nachzuspüren: da zeigt sich denn, daß in der karolingischen Zeit erst die Umlande desselben aus dem Dunkel der Vorzeit heraustreten. Historische Nachrichten sind wenige vorhanden; einen Rückschluß auf die Beschaffenheit des Landes gestatten nur die zuerst vorkommenden Ortsnamen, es sind Bezeichnungen für Sumpf, Moor, Ried, Wald, Gebüsch u. s. w., worauf Namen wie Suhl, Strut, Tambach zurückzuführen sind; danach zu schließen, wird der Waldbestand damals ein wesentlich andrer gewesen sein als jetzt: wo heute als Hauptmasse die Fichte vorherrscht, erhoben sich früher aus einem Buschwerk von Unterholz, das sich aus Eibe, Hasel und Schlehe zusammensetzte, Weißtannen und Laubbäume. Dem Charakter des Waldes angemessen war die Tierwelt, die im Buschwerk Unterhalt und geeignete Schlupfwinkel fand. Erst seit der Einführung einer geordneten Schlagwirtschaft im sechzehnten Jahrhundert wird dem Raubzeug nach und nach ein Ende gemacht.

Daß unter solchen Umständen das Gebirge nur auf schmalen Pfaden durchkreuzt werden konnte, ist natürlich; von einem Verkehr über dasselbe findet man kaum eine Spur. Aber mit dem gesteigerten Anbau des umgebenden Landes wurde das Gebirge unbequem in seiner verkehrhemmenden Lage, und man versuchte breitere Wege darüber anzulegen. Der Zug und der Verlauf derselben richtet sich nach der Beschaffenheit des Gebirges und des Umlandes.

Bis zum neunten Jahrhundert hatten sich eine Anzahl Siedlungen am Nordwestfuße und Südwestfuße des Waldes gebildet. Da der Nordwestfuß (in der Gegend von Lauchrieden) sumpfig ist und die aus engen Schluchten hervortretende Hörsel das Eindringen in das Gebirge erschwert, so mußte naturgemäß eine größere Straße diese Nordwestecke abzuschneiden suchen. Daher findet man denn auch schon früh drei Straßen, welche von der Südwestseite her, von Berka a. W., Vacha und Salzungen aus, nach demjenigen Teile der Nordostflanke des Gebirges konvergiren, wo das Hörselthal noch nicht so tief einschneidet; das ist die Gegend der Nassemündung.

Diese Straßen laufen nach einem Punkte aus; aber mit der fortschreitenden Besiedlung an den Längsseiten des Gebirges macht sich mit der Zeit das Bedürfnis nach Durchbrechung desselben an mehreren Stellen geltend, und so entstehen fast gleichzeitig drei große Hauptwege: 1. die Schweinaer Straße aus der Salzunger Gegend; 2. eine Straße von den bei Schmalkalden ausmündenden Gebirgsthälern; 3. ein Aufstieg von Meiningen her über Steinbach-Hallenberg (der Frankenstieg). Diese drei Wege führen von Süd nach Nord quer über das Gebirge und münden in die Hauptquerstraße ein, welche indes an der Nordseite des Gebirges in der Richtung Eisenach-Gotha-Erfurt entstanden ist.

In dieser ältesten Zeit der Verkehrsentwicklung vom achten bis zum zwölften Jahrhundert tritt deutlich die kulturfördernde Bedeutung der christlichen Kirche hervor. Sie erbaut an den Straßen Klöster und Klausen, wo der Wanderer und Kaufmann in einer Zeit, da es noch keine modernen Verpflegungsstätten gab, geistliche und körperliche Stärkung findet. Neben den Sendlingen von Fulda und Hersfeld sind es vorzüglich Prämonstratenser und Wilhelmiter, die an den Paßübergängen das siegende Kreuz aufpflanzen. Noch heute fragt der den alten Straßenzügen nachgehende Forscher bei den Leuten nach Ortsbezeichnungen, die auf eine kirchliche Stiftung deuten, und rekonstruirt denselben folgend den Verlauf von Verkehrswegen, in denen jetzt wieder der Wald wurzelt.

War einmal ein solcher Weg angebahnt, so erhoben sich bald an den Eintritts- und Mündungsstellen desselben feste Burgen zum Schutz gegen feindliche Okkupation; später kam die Anlegung neuer Höfe, Bifänge (Umzäunungen) und Weiler hinzu.

Während des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, als nach dem Untergange der Staufer vielfach sich kreuzende dynastische Interessen gegen einander rangen, bildete sich eine Anzahl Städtchen, welche die des Schutzes bedürftige, aber denselben häufig entbehrende Landbevölkerung an sich lockte und das Eingehen vieler kleinen Ortschaften veranlaßte. Aus solchen Landstädtchen entwickelten sich nach den Stürmen des fünfzehnten Jahrhunderts an den Enden der Hauptverkehrswege in den weiteren Mulden am Gebirgsfuße gewissermaßen Mittelpunkte des Anbaues und Handels. So am Nordwestrande Waltershausen, Ohrdruf u. a., am Südwestfuße Schweina, Schmalkalden; Bodenbau,

Holznutzung, Berg- und Hüttenwesen brachten reichen Ertrag. Einige dieser Städtchen, welche an bedeutsamen Terrainabschnitten lagen, wurden Stapelplätze für die Wald- und Landprodukte; Privilegien, Stiftungen, feste Mauern und wehrhafte Bürger, sowie die Unterstützung des Territorialherrn kam hinzu, und bald erreichte der Verkehr an solchen Orten sehr bedeutenden Umfang.

In diese Blüte fiel verwüstend der dreißigjährige Krieg. Die Ortschaften an den Hauptübergängen des Gebirges litten so, daß es Jahrhunderte bedurfte, um das verarmte Volk wieder emporzubringen. Dann kam der siebenjährige Krieg, und wieder erfuhren die friedfertigen Waldbewohner alle Schrecknisse, die über ein Passageland ergehen. Dabei wirkte im Laufe der Jahrhunderte die Zersplitterung der einzelnen Territorien als destruktives Moment mit. Erst nach den Freiheitskriegen führten die Erbverträge von 1825 zu einer einheitlicheren Zusammenfassung lange getrennter, aber zusammengehöriger Gebiete, und endlich bahnte der Anschluß an den preußischen Zollverein neue Bezugs- und Exportverhältnisse an.

Bei der Eröffnung der Eisenbahnen im Anfange der dreißiger Jahre schien der Thüringer Wald noch einmal wie in grauer Vorzeit in seine den Verkehr hemmende Wirksamkeit eintreten zu sollen, die Hauptstraßen verödeten, es wurde still im Gebirge, ganze Industriezweige verkamen. Jetzt durchbricht der nach Suhl führende Brandleitetunnel das Hemmnis, Stichbahnen entstehen allerorten, und auf einem Gürtel von Schienen umkreist das Dampfroß das Waldland. Thüringen steht augenblicklich in einer Siedelungsphase mitten drin.

Schon dieser kurze Auszug aus der der Regelschen Studie vorausgeschickten allgemeinen Erörterung wird gezeigt haben, aus welcher Fülle von Gesichtspunkten heraus der Verfasser arbeitet. Der spezielle Teil der Abhandlung beschäftigt sich eingehend mit jeder der Gebirgshauptstraßen und zeigt die Entwicklung des Verkehrs und die fortschreitende Besiedelung in den einzelnen Thälern an der Hand urkundlicher Nachweise, wobei zu bewundern ist, daß sich ein Geograph wie Regel so in die Lokalhistorie hat hineinstudiren können.

Die Kirchhoffsche Zusammenstellung wie die Regelsche Arbeit zeigen an einem allbekannten Lande, worauf die wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland hinauswill, sie beabsichtigt eine erschöpfende Darstellung der natürlichen und der Kulturverhältnisse unsers Vaterlandes. Daß gegenwärtig eine große Anzahl von Gelehrten dafür thätig ist, kann als ein Beweis dafür gelten, daß die Wissenschaft des neuen deutschen Reiches sich gern in den Dienst des Patriotismus stellt; die Förderung der wissenschaftlichen Landeskunde von Deutschland ist nicht minder bedeutsam als die Förderung einer deutschen Kolonisation.



Die Sebalds.



ls „den Epiker" schlechtweg läßt sich Wilhelm Jordan in der Verlagsanzeige seines unter obigem Titel (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1885, 2 Bde.) erschienenen Romans „aus der Gegenwart" ausposaunen — rein als gälte es, das verehrliche deutsche Publikum mit fußgroßen Lettern auf den Anschlagszetteln der Annoncensäulen zu einem Vorleseabende des berühmten Rhapsoden anzulocken. Man kann sich aber keine stärkere Enttäuschung denken, als die man erlebt, wenn man an diesen Roman mit der Erwartung herantritt, wirklich ein Epos oder in kindlicher Gläubigkeit „das Epos" zu finden und zu genießen, welches in solch prahlerisch anmaßendem Tone versprochen wird. Kaum die Spuren von wahrer Poesie und epischer Art findet man. Wenn es Sache des Dichters ist, das rein Menschliche als Naturell, als Charakter, als Leidenschaften darzustellen und zu gestalten, so findet man in den „Sebalds," mit geringen Ausnahmen in nicht übel skizzirten Nebengestalten, nichts als allgemeine Typen, Haubenstöcke zum Tragen von Ideen, zum Vertreten von Standpunkten des Räsonnements. Wenn sich das Verhältnis des Dichters zur Welt — im Gegensatze zum Manne der Wissenschaft und als Ergänzung derselben — zunächst auf sein reiches Empfindungs- und Gemütsleben gründet, wenn das ganze Weltbild beim wirklich dichterischen Individuum in die Farbe eines Gemütszustandes getaucht ist und sich in der Dichtung alles derselben einheitlich unterordnet, so trifft man in Jordan einen sehr gelehrten, wissenschaftlich und dialektisch eminent geschulten, sonst aber nüchternen, mehr spekulativen als empfindsamen Geist. Wohl kennt er theoretisch alle Künste des wahren Poeten, wohl versucht er Phantasie zu imitiren, etwa das Traumhafte des dichterischen Genius nachzumachen; aber man merkt das Gekünstelte in dem, was als unbewußte Natur wirken soll, statt hinzureißen, läßt es kalt, und man lächelt eher mitleidig über die wiederholten Versuche, etwa den Ton des Märchenhaften zu treffen. Alles — gemacht. Die Kunst des Dichters ist häufig als die der Versetzung in fremde Zustände bezeichnet worden; aber selbst wo Jordan ihm naheliegende Zustände aus dem Leben der gebildeten Gesellschaft darstellen, um wieviel mehr, wenn er einen Bauern oder ein kleines Kind reden lassen will, hört man immer nur ihn, den naturwissenschaftlich unterrichteten Jordan heraus. Und dann: der Epiker κατ' ἐξοχήν! Unbeholfen setzt die Exposition zwei-, dreimal ein, bis die Handlung endlich in Gang gerät, und die

Handlung selbst ist wieder nichts als ein poetisirendes Gerippe zur dialektischen Entwicklung des Jordanschen Gedankensystems, nichts als der immer wieder unterbrochene romanhafte Faden zum Anknüpfen der abgebrochenen Abhandlungen. Diese gelehrten Exkurse liegen Jordan so recht am Herzen; seine übrigens in der That bewundernswerten Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaften, der Physik und Astronomie, und der technischen Behandlung der jeweiligen wissenschaftlichen Hilfsmittel, seine Kenntnis des Darwinismus, und dann der Philologie, der Geschichte, der Religionsgeschichte, ja des Hebräischen — alle diese Kenntnisse mit einer weit über die Grenzen des Romans hinausgehenden Pedanterie zu bekunden, scheint eigentlich sein wichtigster Zweck gewesen zu sein. Einer Encyklopädie im kleinen ähneln „Die Sebalds" mehr als einem „Epos"! „Der Epiker" schlechtweg hat sich über all seinen gelehrten Interessen entgehen lassen, daß er einen dankbaren Lustspielstoff nicht recht ausbeutet, das kaum angeschlagene Motiv unausgeführt wieder fallen läßt. Mit billigen Operneffekten setzt „der Epiker" dort ein, wo er rühren will oder soll. Seine ganze Sprache und ihr Stil sind vom Poetischen und Epischen so entfernt wie nur möglich; sie wäre ein vortreffliches Instrument für einen wissenschaftlichen Autor, in ihrer Schärfe der Begriffe und in der Präzision der Beschreibungen. Zum dichterischen Medium fehlt es ihr an Sinnlichkeit und Plastik. Jordans Anschaulichkeit ist die des Naturhistorikers und nicht die des Dichters. Auch die wortschöpferische Art großer Dichter imitirt er; aber Ausdrücke wie „erkunstete" (I, 229) oder ein „verblecktes" Daguerrotyp (I, 68) oder „aufgetreibhäuselt" (II, 109) oder „vergleichnißte" (II, 135) oder „es aufgängelte was im Gesicht" (II, 265) und dergleichen mehr werden schwerlich als willkommene Bereicherungen des deutschen Sprachschatzes betrachtet werden.

Kurz: mit der höchsten Bildung und eingeweihtesten Kenntnis des dichterischen Handwerks vermag Jordan auch nicht den Schein eines echten Dichters hervorzurufen; seiner Bildung fehlt es an an Unmittelbarkeit, seiner naturwissenschaftlich geschulten Art zu schauen an der Unbefangenheit des künstlerischen Auges. Ein geistvoller, aber prosaischer Kopf.

Dennoch sind wir weit davon entfernt, diesem Werke Jordans seinen ihm eigentümlichen Wert abzusprechen, nur einen spezifisch dichterischen lehnen wir auf seine Herausforderung energisch ab. Der didaktische Roman, der sich heutzutage als archäologischer und historischer breit macht, übernimmt nachgerade jene Rolle, welche im vorigen Jahrhundert die Popularphilosophie in Deutschland gespielt hat. Wie diese keinen wissenschaftlichen Maßstab verträgt und gleichwohl als wirksames Bildungsferment ihren Wert hatte, wie sie in den breiteren Massen des Volkes, trotz aller Unklarheit und Unfertigkeit, aufklärend und heilsam wirkte, so wird von einem mehr kulturhistorischen Standpunkte einem Roman wie den „Sebalds" von Jordan ein gewisser Wert nicht

abzusprechen sein. Wenn es diesem pedantischen Buche — was schwerlich zu erwarten steht — gelingen sollte, sich ein großes Publikum zu schaffen, so müßte man eigentlich eine gute Meinung von der bei uns herrschenden Durchschnittsbildung gewinnen, denn es macht nicht geringe Ansprüche an die Vorbildung und ausdauernde Aufmerksamkeit des Lesers. In seiner Intention, in dem Freimut, mit dem Jordan in einer mannichfach verworrenen Zeit das Panier der Freiheit des Geistes von allem dogmatischen Kirchentum entfaltet, das Ideal der von allem Jesuitismus und Muckertum freien Forschung verteidigt und positiv nach einer Ausgleichung der Resultate der Naturwissenschaften mit der unvergänglichen Ethik des Christentums strebt — in dieser seiner Tendenz können wir nicht anders als ihm Beifall zollen, und die religionsstifterischen Allüren, die er gegen den Schluß des Werkes annimmt, können uns als leichtverzeihliche Begeisterung eines enthusiastischen Denkers erscheinen, der bei allen seinen Marotten doch ein ehrliches Streben zeigt.

Die Sebalds sind ein uraltes, seit der Reformation in zwei Linien geteiltes Adelsgeschlecht. Die eine Linie ist die der Pastoren an der Sebalduskirche in Odenburg (lebhaft an Frankfurt a. M. gemahnend); diese Pastoren haben das adliche Prädikat abgelegt. Die zweite Linie, welche unter dem Einflusse des Wiener Hofes im vorigen Jahrhundert katholisch geworden ist, ist die der Grafen Sebald von Sebaldsheim. Die beiden Linien leben seitdem fast feindlich. Auch hier tritt das von Gustav Freytag eingeführte Motiv auf, in einem Geschlechte die Schicksale des deutschen Volkes zu schildern. Und da es in der Tendenz des Dichters liegt, die Versöhnung aller in unfruchtbar konfessionellem Hader liegenden Parteien durch die Bildung einer edleren, mit den Resultaten der Wissenschaften harmonirenden, einheitlichen Weltanschauung zu postuliren, so müssen natürlich die beiden einander entfremdeten Linien durch eine Heirat versöhnt werden. Selbstverständlich versäumt der Darwinist Jordan nicht, verwandte Eigenschaften der aus einem Stamme herkommenden zwei Geschlechter angelegentlich hervorzuheben.

Der letzte Pastor Sebald an der Sebalduskirche in Odenburg steht stark in dem Verdachte der Häresie bei dem orthodox lutherischen Konsistorium; er wagt es sogar von der Kanzel herab seine neologischen Lehren zu verkünden. So z. B. ist seine Anschauung von Christus die: „Was der Glaube im Laufe der Jahrhunderte gethan hat, indem er den Sohn des Zimmermanns von Nazareth verwandelte in den allmächtigen und allwissenden Gott, das wiederhole ich in wunderloser, schlichterer Weise, indem ich ihn aus der Zeitenferne lebend herübernehme in die Gegenwart und ihn zur Denkart seiner Sprüche ausstatte mit aller Macht, aller Kunst, Wissenschaft und Weisheit, die uns inzwischen hinzuerworben ward von sämtlichen Granden des Menschengeschlechtes. Und dies Denkbild ist mehr als Phantasma. Es ist Dichtung, sofern es vor meinem Schauen steht als die einzelne kolossale Menschengestalt des wiederbelebten Ge-

kreuzigten. Aber es ist wahre Dichtung; es ist auch wirklich, es ist leibhaft und lebendig vorhanden. Es ist die bescheidenere, aber auch in ihrer Ermäßigung für uns unermeßlich groß bleibende, nur umso wertvollere Wahrheit, welche das Kirchendogma vom allwissenden, allmächtigen, allgütigen Gotte Jesus Christus zum segensvollen Kern hat, und in der kindlichen Sprache der Symbolik ausdrückte, ausdrücken mußte. Denn in keiner andern Sprache können die höchsten und tiefsten Wahrheiten für die Menge wenigstens annähernd faßlich und erziehungskräftig genug werden, um endlich nach vielen, vielen Generationen auch die Erkenntnis ihres eigentlichen Sinnes zum Gemeingut zu machen. Mein kolossalischer Jesus Christus lebt auf Erden in der Gegenwart der Christenheit. Sie ist nicht Gott; aber das Göttliche hat in ihr die zur Zeit höchste Stufe der Menschwerdung erreicht. Sie ist nicht allgütig, sondern auch im großen und ganzen immer noch behaftet mit schlimmen Eigenschaften und argen Gebresten. Aber sie hat ein Wollen des Guten, eine Erfüllung der Pflichten der Nächstenliebe, eine Erziehung dazu, eine Bändigung des Bösen, eine Unterdrückung des Verbrechens, eine Annäherung zum Frieden, zur Aufgabe ihrer Gesetze und Staatsordnung gemacht, wie nirgends sonst und niemals zuvor. Sie ist nicht allwissend noch allmächtig; aber sie verfügt mit der Gesamtheit ihrer Wissenschaften über ein Maß von Kenntnissen, gegen welches die kindlichen Vorstellungen früherer Jahrhunderte von der Allmacht und Allwissenheit der Götter und Gottes weit zurückbleiben. Dieser Gesamtgeist der Christenheit, dies den Erdball umrankende Riesengewächs aus dem vom Sohne des Joseph und der Maria gepflanzten Keim, ist mein lebendiger, gegenwärtiger Jesus Christus. Von seiner Weisheitsfülle und Heilskunde soviel zusammenfassen, als mit unermüdlichem Fleiß und hingebendem Eifer der Einzelmann (!) sich anzueignen vermag, was denn freilich immer nur in bescheidener und schwächlicher Annäherung gelingen kann, um dann, so geklärt als möglich von der Trübung durch die eigne Beschränktheit, dieses in sich erkunstete Nachbild des Menschheitsideales aus sich heraus reden, die Gemeinde erbauen, belehren, den Rat suchenden Einzelnen wegweisend führen zu lassen: das ist nach meiner Auffassung der Beruf des Geistlichen" — eine Auffassung, die ihn, Ulrich Sebald, dahin bringt, sich von seinem erbangesessenen Pastoramte trennen zu müssen. Eine Osterpredigt in diesem Stile wurde von einem schurkischen Diener des eignen Hauses, dem mit glücklichem Humor gezeichneten, durch seine beweglichen Ohren urdrolligen Küster Spitzer, einem verlumpten Theologen, nachstenographirt, ein Jesuit, der Historiker Professor Marpinger, half dabei, das Stenogramm wurde als Broschüre gedruckt und verbreitet. Dazu kamen noch Verleumdungen, wie die, daß Ulrich ein außereheliches Kind von einer Kunstreiterin besitze und den Knaben, den er heimlich erziehen läßt, fälschlich für sein Mündel ausgebe; dann der Vorwurf, daß er einer Jüdin, welche sich bei ihm taufen lassen wollte, der schönen Bankierstochter Cäcilie Mendez, die Taufe verweigert habe — das

Ende war, daß Ulrich vor das Ödenburger Konsistorium, ein Kollegium ganz orthodoxer, bornirter und streberhafter Theologen, zu einem Colloquium geladen wurde, wobei er aus seinen die Dogmen umbildenden und auf ihren eigentlichen Gehalt reduzirenden Lehren kein Hehl machte und natürlich das Amt aufgeben mußte. Er will dann, das ist Jordans Stiftertum, eine neue Gemeinde bilden, die sich aus den begeisterten Zuhörern seiner Predigten rekrutirt.

Der Jesuit Marpinger hat ein ganz besondres Interesse, gegen den Pastor Sebald mitzuintriguiren. Der strenge Katholizismus der Grafen von Sebaldsheim drohte erschüttert zu werden, und der Kirche drohten viele Einkünfte dadurch zu entgehen. Auch daran trug der Pastor die Schuld. Auf einer Erholungsreise in die Schweiz, nach dem Tode seiner jungen Frau, lernte Ulrich den Grafen Udo von Sebaldsheim und dessen schöne junge Tochter Hildegarde kennen. Auch diese beiden befanden sich in Trauer um den vor zwei Jahren verstorbenen Sohn und Bruder Lothar, den einzigen Majoratserben. Die verblüffende Ähnlichkeit zwischen Ulrich und dem Verstorbenen (siehe Vererbung nach Darwin) gab den Anknüpfungspunkt der Bekanntschaft. Indes war Hildegarde sehr verstimmt, ferner auch streng gläubig, trotz der weltmännischen Skepsis ihres Vaters, sodaß Ulrich erst dann in ein näheres Verhältnis zu ihr treten konnte, als er sie aus Todesnot wunderbar gerettet hatte. Die abergläubische Hildegarde, sonst männerscheu, da sie in jedem Freier einen Spekulanten auf ihr nunmehr reiches Erbe erblickt, hält die Rettung durch Ulrich für einen Wink der Mutter Gottes von Einsiedeln, bei der sie sich eben befinden, und ist, schnell verliebt, entschlossen, ihn zu heiraten. Noch sind aber die Schwierigkeiten wegen der konfessionellen Gegensätze zu groß, um diese Verbindung wünschenswert zu machen. Ulrich beginnt vorläufig damit, sie über ihren kindlichen Wunderglauben aufzuklären und ihr eine geläutertere Ansicht von der Natur beizubringen. Nach der Trennung und Heimkehr gelangen diese Vorfälle und Einflüsse auf die Grafentochter zur Kenntnis der Jesuiten, die schnell einen Feldzug zum Schutze des drohenden Terrainverlustes eröffnen. (Die Grafen von Sebaldsheim sind die einzigen Katholiken der Gegend.) Zunächst wird Hildegarden die „Geschichte des deutschen Volkes“ von Professor Marpinger zur Lektüre gereicht; dann kommt dieser selbst aufs Schloß, um den Unterricht fortzusetzen, Ulrich mit den eignen Waffen der Naturwissenschaften zu bekämpfen.

Es ist bekannt, welche geschäftige Thätigkeit die Jesuiten jetzt auf den Gebieten aller modernen Wissenschaften entfalten, um die voraussetzungslose freie Forschung durch Fälschung ihrer Resultate zu bekämpfen. Diese Bestrebungen hat Jordan in seinem Professor Marpinger vereinigt vorgeführt, und speziell hat ihm offenbar Johannes Janssen dazu Porträt gesessen. Sehr treffend läßt er sich über Marpingers, d. h. Janssens Geschichtswerk aus: „Je deutlicher man erkennt, daß der Verfasser keine der Quellenschriften undurchforscht gelassen

hat, da ihm kein in irgend einer derselben erwähnter Zug entgangen ist, der sich, herausgerissen und entstellt durch Unterdrückung von Nebenumständen, stempeln läßt zu einer menschlichen Schwäche, auch eine solche zuweilen wirklich ist, während er sich hier wohl hütet, der naheliegenden Entschuldigung auch nur mit einer Silbe zu gedenken, geschweige gar von den eben daselbst berichteten edeln Beweggründen und bewunderungswürdigen Charakterzügen auch nur das Allermindeste verlauten zu lassen, desto verdammender ist mit Recht das Urteil über diese Stücke ausgefallen. Auch wenn man den höchsten Grad zelotischer Verblendung als Milderungsgrund gelten lassen wollte, die wissentliche Fälschung bleibt eine haarsträubend arge. Daß ein Mann von unfraglich hoher Begabung und anderweit bewiesenem Forschersinn sein Gewissen zu solcher Ruchlosigkeit notzüchtigen konnte, wird nur begreiflich durch die Annahme, daß die Jesuitenmoral es löblich findet und gebietet, im Kampfe für eine vermeintlich gute Sache selbst das unverschämteste und niederträchtigste Lügengewebe für Geschichte auszugeben."

In der That wären die Bemühungen des Jesuiten beinahe erfolgreich geworden, hätte nicht der Graf plötzlich eine Geschäftsreise nach Amerika mit seiner Tochter unternehmen müssen, wodurch sie den Umgarnungen des schlauen Professors entrissen worden ist und — wie es die Romanvorsehung nun einmal will — in der neuen Welt einen ehrlicheren und besseren Lehrer in dem Bruder Ulrichs, Arnulf Sebald, gefunden hat, welcher das begonnene Werk des Pastors, die Bekehrung Hildegardens zur naturwissenschaftlichen Weltanschauung und zu dem nach seinem Sinne entwickelten Christentum, vollendete. Arnulf Sebald vertritt die andre Hälfte des Jordanschen Systems, den Darwinismus, der bei ihm eine so große Rolle spielt, die Lehre von der sich selbst erhaltenden, bildenden und entwickelnden Welt. Die beiden Brüder waren nicht immer gleichen Sinnes; sie studirten zusammen, und der Naturhistoriker drohte einen Augenblick den Theologen ganz zu bewältigen; nur widerwillig und nur aus Ehrfurcht vor der ererbten Pflicht war Ulrich Pastor geblieben. Schließlich gelang es ihm doch, Arnulf, den exakten Naturhistoriker, mit seiner Metaphysik zu versöhnen. Diesen läßt Jordan die Brücke von der Natur zum Geiste schlagen, indem er vorsichtig die Umrisse einer Weltentstehungsgeschichte entwirft, welche den Gedanken eines Fortschrittes der Materie zum Bewußtsein und in der Menschheit zur göttlichen Allmacht ausspricht, worauf er sich der oben zitirten Auffassung Christi endlich anschließt.

„Mein Gleichnis, sagt Arnulf-Jordan, geboren aus dem Zwange der Alternative (entweder: die Welt hat weder Anfang noch Ende, sie ist ewig, die Erscheinung wechselt; oder, wenn wir den Glauben an ein göttliches Wesen nicht aufgeben können: wir räumen ein, daß es einst in grauenhafter Einsamkeit allein war im Weltraume), läßt diesen Gott also reden: »Ich ertrage mich so nicht länger. Ich will Abwechslung; ich will schlafen, träumen und erwachen.

Ich will mich vergessen und mich meiner allmählich wieder entsinnen. Ich will mich vergnügen, indem ich mich selbst in die Unendlichkeit ausstreue und langsam wieder suche.« Er löste sich in tausend Billionen mal soviele Teile, als wir Sonnen am Himmel aufglimmen sehen. Von seinem Willen beschwingt flogen die Gottesatome, deren jedes das rechte Maß aller seiner Eigenschaften enthielt, ausgesät hinaus in den Raum und hinein in die regungslos ringsum schwebenden Staubwolken toten Stoffes. Da begannen sie belebt zu kreiseln in Schneckenlinien; da ballten sie sich zu Sonnen und umrollenden Planeten. Draußen in Himmelsfernen gewahren wir wenig mehr von ihm, als den auch schlafgefangen noch wirkenden Willen. Wir nennen ihn das Gesetz der Bewegungen. Etwas kennen wir das Aufkeimen und das Wachstum nur von dem Tausendbillionstel, welches wiederum tausendfach verteilt dem Staube einverleibt ward, aus dem sich unsre Erde gesammelt, dieser winzige, aber unzweifelhaft vor hunderten andrer Weltkörper zur Muttergottesschaft ersprießlich veranlagte (!) Himmelsstern. Wir fangen an, einige Abschnitte seiner Leidens- und Erlösungsgeschichte lesen zu lernen. Wir spüren sein Morgengeträum (!) in der Formenanmut der Palme, im Duft und der Farbenpracht der Lilien und Rosen, sein Erwachen zu heiterm Kinderspiel und jauchzender Lebenslust in der flinken Behendigkeit des zierlichen Gazellengeschlechts, im meisterlichen Fluge der Schwalbe, im Geflöte der Amsel, und im reich gemodelten Liede der Nachtigall. Hinter unsrer Stirn endlich entsinnt sich der erdvermählte Gottesteil seiner Herkunft und erobert sich Kunst und Erkenntnis im Kampf mit dem Leide. Mit dem erwachenden Bewußtsein urständlicher (!) Allwissenheit und Allmacht arbeitet er sich in derjenigen großen Familie des Menschengeschlechtes, der ihre Gotteskindschaft offenbar geworden ist, aus der freiwillig übernommenen Passion der Knechtschaft zur Freiheit empor und weiter auf der Bahn, an deren fernem Ziel er den Thron der Erdengottheit besteigen will."

Die Umwandlung der treugläubigen Katholikin in eine Sebaldianerin begreiflich zu veranschaulichen hat sich Jordan wenig Mühe gegeben. Genug, daß die fleißig aufhorchende Hildegarde sich in Arnulf verliebt, nachdem das Bild Ulrichs in ihr verblaßt ist; daß die wunderbare Rettung der kleinen Gesellschaft aus der Todesgefahr eines Schiffbruchs, an der Arnulfs Umsicht das Hauptverdienst hatte, und dann eine treue Pflege des infolge dieser Anstrengungen erkrankten geliebten Mannes die Liebe der jungen Gräfin zu ihm zu dem Entschlusse steigerte, nur ihm und keinem andern anzugehören. Indes benahm sich Arnulf, trotz der völligen Zustimmung des Grafen, trotz seiner eignen heimlichen Leidenschaft merkwürdig reservirt. Aus den Briefen seines Bruders in Odenburg wußte er nämlich von dessen Liebe zu Hildegarde, und diese ihm als wohlzubereitete Braut nach Europa zurückzubringen ist sein ganzes Trachten. Aber höchst amüsanterweise hatte Ulrich in der Heimat einen ganz ähnlichen Plan auf die Rückkehr des Bruders gebaut; er hatte auch ein schönes

Mädchen kennen und heimlich lieben gelernt, das er eben wegen seiner frühern Absicht auf Hildegarde dem Bruder zuzuführen gedachte.

Dieses Mädchen ist die schon erwähnte Cäcilie Mendez, jene Jüdin, welche zu ihm kam, die Taufe zu empfangen, die er ihr verweigerte, weil sie zunächst als Minderjährige ohne Zustimmung des Vaters nicht den Schritt thun durfte, sodann weil er die Zeremonie für überflüssig hielt. „Sie gehören zu uns schon vor Ihrem Entschluß, sagt er ihr u. a. In welcher Elternreligion man auch geboren sei, Glied eines europäischen Kulturstaates und nicht in allem wesentlichen auch Christ zu sein, ist ganz unmöglich. Es ist geradeso unmöglich, als auf unserm Erdstern zu leben, ohne Wasser zu genießen und sogar weit überwiegend aus Wasser zu bestehen. Wie auch der eigensinnigste Sonderling, der sich jeden Tropfen dieses Lebenselementes verböte, es in vielerlei Gestalt, in jedem anderen Getränk, jedem Nahrungsmittel, ja mit jedem Atemzuge in sich aufnehmen und seinen Leib aus ihm zusammensetzen muß, geradeso geht es mit dem Christentum sogar Ihrem Vater, welchen übermäßigen Aufwand er auch treibe an Mühen und Selbstkasteiungen, um sich durch Beobachtung veralteter Lebensregeln und Speisevorschriften so grell als möglich von uns Christen zu unterscheiden.“ Cäcilie wird nun auch ihrerseits des Pastors Schülerin; ihren frommgläubigen Vater weiß er auch für seine freiere Weltanschauung zu gewinnen, sodaß derselbe am Schlusse eine hohe Summe zum Baue einer neuen Kirche, in der Ulrich sein geklärtes Christentum ver kündigen will, subskribirt.

Wie nun die beiden Brüder, bei der Ankunft des Amerikaners Arnulf, sich gegenseitig ihre Bräute zuführen wollen, werden sie ihres Irrtums gewahr — eine Partie, die, wie bemerkt, Jordan viel zu kurz und das dankbare Motiv schädigend dargestellt hat. Jeder behält schließlich die ihm wahlverwandte Frau: der praktische Arnulf die in der Thätigkeit ihres landwirtschaftlichen Besitzes glückliche Hildegard, der philosophische Ulrich die ästhetisch-kontemplative Cäcilie. Ohne kirchliche Weihe, bloß vor dem Standesamt und dem Familienoberhaupt, dem Grafen Udo, geschieht die Verbindung, bei der der heiratende Pastor selbst die Festpredigt hält.

Auch die Sorge für den Majoratserben ist geschwunden; denn jener Knabe Lothar, zu dessen Vormund Ulrich von der sterbenden Kunstreiterein bestellt worden war, ist der eheliche Sohn derselben von dem Rittmeister Grafen Lothar von Sebaldsheim. Der alte Graf Udo muß ihn umsomehr anerkennen, als er eine Schuld gegen den Vater jener Kunstreiterin fühlt.

Wir wiederholen: in den populär-wissenschaftlichen Exkursen, in dem Bemühen, die historisch gegebenen Elemente der Kultur mit den neuen Erwerbungen des Menschengeistes in versöhnliche Verbindungen zu bringen, in dem Geiste der Humanität, der die Pflicht aller dichterischen Schöpfung immer bleibt, da der Dichter uns aus dem Staube des politischen Kampfes in eine ideale Welt

zu führen hat — darin liegt die Bedeutung des Jordanschen Werkes. Ob es ihm gelungen, Wissenschaft und Christentum so zu versöhnen, wie es das religiöse Bedürfnis erheischt, daran zweifeln wir.

Innsbruck. M. Necker.



Die Entwürfe für das Reichsgerichtsgebäude in Leipzig.

Von Adolf Rosenberg.

ls wir zu Anfang dieses Jahres in diesen Blättern die Frage aufwarfen: Hat die deutsche Renaissance eine Zukunft? und darauf mit einem hoffnungslosen Nein! antworten mußten, hätten wir nicht geglaubt, daß sich in der seither verflossenen kurzen Zeit neues Material zusammenfinden würde, welches die Richtigkeit unsrer Antwort bestätigt. Wir hatten damals nicht bloß die Architektur, sondern auch das Kunstgewerbe ins Auge gefaßt, und insbesondre für letzteres Gebiet darauf hingewiesen, daß Zeichner, Modelleure, Fabrikanten und kaufendes Publikum über die deutsche Renaissance hinaus in wildem Wettlaufe zum Barock- und Rokokostil eilen. Ein vorsorglicher Berliner Buchhändler, dessen Spezialität in der Zusammenstellung von Vorbildersammlungen für Architekten und Kunsthandwerker besteht, hatte schon vor drei Jahren, als der Enthusiasmus für die deutsche Renaissance noch in höchster Blüte stand, die inzwischen eingetretene Wandlung des Geschmacks vorausgesehen und in aller Stille ein Musterbuch für Barock- und Rokokoarchitektur vorbereitet, mit welchem er vor kurzem auf dem Markte erschienen ist, um einem „tiefgefühlten Bedürfnisse" sofort abzuhelfen. Die deutsche Renaissance in ihrer modernen Ausbildung ist übrigens so schnell zum Barockstil hinüberspaziert, daß sich die Architekten, welche bisher in jener Stilrichtung thätig waren, garnicht einmal Gewalt anzuthun brauchen. Es wiederholt sich dasselbe gedankenlose Spiel mit einer Formensprache, welche einen völlig modernen Baugedanken ebensowenig auszudrücken vermag wie jede andre der historisch ausgebildeten und überlieferten.

Die Architektur leidet unter diesem schnellen Umschwunge des Geschmacks wenigstens nicht materiell, wohl aber das Kunstgewerbe. Wir haben vor einigen Tagen in der „Vossischen Zeitung" die Stimme eines Bronzewaarenfabrikanten vernommen, welcher diese rapide Wandlung für die gegenwärtige Notlage seines Industriezweiges verantwortlich machte. Mit großem Aufwande von Geld,

Fleiß und Intelligenz ist es endlich gelungen, edle und stilgerechte Modelle im Renaissancestil herzustellen und dadurch der mächtigen Bronzewaarenindustrie Frankreichs die Spitze zu bieten, und jetzt verlangt alle Welt in Deutschland nach bronzenen Gebrauchs- und Ziergegenständen im Barock- und Rokokostil. Die in Massen produzirten Renaissancesachen bleiben liegen, die Kosten für die Modelle sind weggeworfen, und der Fabrikant kann von vorn beginnen, um, wenn er wiederum glücklich ans Ziel gelangt ist, vielleicht die Wahrnehmung zu machen, daß inzwischen Japan oder Indien Mode geworden sind (oder der Zopf! Auch dieser wird sich unausbleiblich einstellen. D. Red.).

Der Grund dieser betrübenden Erscheinung liegt natürlich darin, daß es unsrer Zeit trotz ihres aufs höchste gesteigerten technischen Vermögens nicht gelingen will, für ihre Schöpfungen auch eine eigne ästhetische Erscheinungsform zu finden, welche zugleich die Keime einer organischen Entwicklung in sich trüge. Auch die Ausstellung der Entwürfe für das Reichsgerichtsgebäude in Leipzig hat diese Thatsache von neuem bestätigt, und wir dürfen uns darüber garnicht wundern, da nirgends Ansätze zu einem neuen Stile zu bemerken sind. Wichtiger für uns ist die wiederum gemachte Beobachtung, daß sich von hundertundneunzehn Bewerbern nur vier oder fünf für die deutsche Renaissance und ebensoviele für die Gothik entschieden haben, und von diesen acht oder zehn Architekten haben nur zwei, je einer in jedem der beiden Stile, ihre Aufgabe so ernst genommen, daß man sie ernsthaft behandeln kann. Der Renaissanceentwurf rührt vom Baurat Güldenpfennig in Paderborn, der gothische vom Architekten Plüddemann in Potsdam her. Dem erstern muß man das Zeugnis ausstellen, daß er in der Hauptfront alle Elemente vereinigt hat, welche sich innerhalb der deutschen Renaissance vorfinden, um eine monumentale Wirkung zu erzielen. Er hat die Zierformen wie alle rein malerischen Zuthaten so weit als möglich zurückgedrängt, und doch ist es ihm nicht gelungen, über das Spielende und Elegante hinauszukommen. Die Giebel der deutschen Renaissance sind und bleiben rein dekorative Schaustücke, und ebensowenig spricht sich in den spitzen und schlanken Türmen monumentale Würde aus. Einer solchen ist Plüddemann durch die Anlage eines mächtigen, beffroi-artigen Turmes und durch eine wirksame Gruppirung der Baukörper auf unregelmäßigem Grundriß viel näher gekommen, wie denn die Gothik überhaupt ganz andre Mittel besitzt, um zum Ausdruck der Monumentalität zu gelangen. Beide Künstler haben auf Grund der einmal gewählten Stilformen vielleicht das Höchste erreicht, was überhaupt mit ihnen zu erreichen ist. Sie haben aber nicht vermocht, ihren Entwürfen einen Charakter zu geben, welcher die Bestimmung des Gebäudes deutlich ausdrückt. Sie haben malerisch wirkende, glücklich komponirte Rathäuser geschaffen, aber keine Justizpaläste.

Daß ein gothischer Entwurf ebensowenig Aussicht auf Erfolg haben konnte wie ein im Stile der deutschen Renaissance gehaltener, liegt in dem architekto-

nischen Charakter Leipzigs begründet. Die Architektur der Stadt steht in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrem Wohlstande und zu ihrer kommerziellen Bedeutung. Aus der gothischen Epoche sind uns in Leipzig nur Baudenkmäler erhalten, welche wegen ihrer Dürftigkeit und Nüchternheit ganz vereinzelt im deutschen Reiche dastehen, und von dem üppigen Reichtum und der Dekorationslust der deutschen Renaissance ist auf Leipzig nur ein spärlicher Abglanz gefallen. Manches mag ja durch Krieg und sonstige Kalamitäten und durch den Unverstand der spätern Generationen zu grunde gegangen sein. In den erhaltenen Resten spricht sich aber der Geist der Sparsamkeit und Schmucklosigkeit so deutlich aus, daß man in dieser Erscheinung keinen Zufall sehen möchte. Jedenfalls hat weder die Gothik noch die Renaissance trotz der Wirksamkeit eines Hieronymus Lotter der architektonischen Physiognomie Leipzigs so wesentliche Charakterzüge eingetragen, daß der eine oder der andre Stil für die Neugestaltung der Stadt aus diesem Grunde maßgebend sein könnte. Die moderne Entwicklung Leipzigs, die etwa mit den Bauten am Augustusplatze beginnt, hat denn auch einen andern Weg eingeschlagen, und auf diesem Wege wird man, wenigstens in bezug auf Monumentalbauten, schon der Konsequenz wegen fortschreiten müssen, wenn anders man die Stadt nicht zu einer bunten Musterkarte, zu einer Beispielsammlung für architektonische Stilarten machen will.

Hinsichtlich des Reichsgerichtsgebäudes lag noch ein andrer Grund vor, welcher den Anschluß an die italienische Renaissance verlangte. An der Westseite des für den Justizpalast bestimmten Bauplatzes erhebt sich bereits in dem von Gropius und Schmieden errichteten Konzerthaus ein Renaissancebau und an der Nordseite, jenseits der Pleiße, liegt ein Gerichtsgebäude, an dessen Fassade, wenn auch mit äußerster Zurückhaltung, ebenfalls Renaissanceformen verwendet worden sind. Diese beiden Bauwerke machen zwar einen nichts weniger als imponirenden und durch Monumentalität zwingenden Eindruck; aber sie sind einmal da und müssen um ihrer Existenz willen respektirt werden. Auf die Preisrichter scheinen sie auch insofern eingewirkt zu haben, als die Jury, vermutlich um die Harmonie nicht zu stören, das in seiner äußern Erscheinung nüchternste und ärmlichste Projekt, eine gemeinsame Arbeit der Architekten Ludwig Hoffmann in Darmstadt und Peter Dybwad in Berlin, mit dem ersten Preise gekrönt hat. Wenn dieses Projekt wirklich zur Ausführung gelangen sollte, so dürfen die Leipziger mit Fug und Recht behaupten, daß sie in allem, was monumentale Kunst betrifft, von einem beständigen Mißgeschick verfolgt werden. Es giebt stets über ein Zuviel oder über ein Zuwenig zu klagen, meist über das letztere, und wenn zufällig einmal die goldene Mittelstraße gefunden worden ist, kommt, wie z. B. bei der neuen Börse, ein kurioser oder bizarrer Gedanke dazwischen, um das mühsam errungene Gleichgewicht wieder aufzuheben.

Wenn man von uns verlangte, diejenigen Charakterzüge, welche notwendig sind, um den Gedanken des Reichsgerichts zu einer sinnlichen Erscheinung zu bringen, durch das Wort oder eine graphische Darstellung zu formuliren, so würden wir in Verlegenheit geraten. Wie der Gedanke einer parlamentarisch-konstitutionellen Gesetzgebung und Regierung, welche ihren Sitz in einem Reichstagspalast haben, ist auch der Gedanke einer auf ein größeres Ländergebiet sich erstreckende Rechtseinheit ein durchaus moderner. Es fehlt den Baukünstlern unsrer Tage an Analogien aus den vergangenen Kunstepochen, aus denen sich ein den Bedürfnissen unsrer Zeit entsprechender Baugedanke für den obersten Gerichtshof eines großen Reiches oder auch nur für einen Justizpalast im engern Sinne folgerichtig entwickeln ließe. Man vergegenwärtige sich nur die lokalen Verhältnisse, unter welchen die Rechtspflege im Mittelalter und zur Renaissancezeit geübt wurde. In Italien waren es offene Hallen, in denen man zu Gericht saß, in Deutschland sogenannte Lauben oder die großen Säle der Rathäuser. Man erinnere sich nur, daß die Gerichtsbarkeit bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein ein Privileg aller reichsunmittelbaren, überhaupt aller größern Städte war. Die Rechtsprechung erfolgte im großen Saale des Rats, und deshalb finden wir, daß für den malerischen und plastischen Schmuck dieser Säle mit Vorliebe die Gestalten der Gerechtigkeit, Stärke und Wahrheit, ihre Embleme und historische Beispiele hervorragender Weisheit in Urteilssprüchen oder unerbittlicher Strenge, wie das Urteil des Salomon, die That des seine Söhne dem Henkerbeil überliefernden Brutus und die Gerechtigkeit Trajans gewählt wurden. Rats- und Gerichtshäuser waren also identisch, bis die Rechtspflege in die Hände der Staatsregierungen überging und Gebäude für die Justizverwaltung in Anspruch genommen wurden, die gerade zur Verfügung standen. So ist z. B. das Pariser Palais de justice ein Konglomerat aus Gebäuden verschiedener Epochen und verschiedener Bestimmung, welchem selbst die abschließende Thätigkeit eines Duc keinen einheitlichen oder auch nur seinen Zweck bezeichnenden Charakter aufgeprägt hat. Auch das Reichskammergericht in Wetzlar, die einzige Institution der Vergangenheit, welche unserm jetzigen Reichsgericht ungefähr entspricht, kann nicht als Analogie in Betracht kommen, weil das Gebäude, in welchem es eine Unterkunft fand, nur ein gewöhnlicher Nutzbau ohne ideelle Bedeutung war.

Diejenigen Bewerber also, welche ihren Entwürfen den Charakter von Rathäusern im Stile der Gothik und der deutschen Renaissance aufprägten, haben zum wenigsten die historische Überlieferung für sich, wenn man ihnen auch entgegnen muß, daß die kulturgeschichtliche Entwicklungsstufe, auf welcher wir uns gegenwärtig befinden, ein Zurückgreifen auf das Mittelalter und die Renaissance verbietet, da sich der Organismus der Justizverwaltung völlig verändert und unverhältnismäßig erweitert hat. Auf der andern Seite haben freilich diejenigen Konkurrenten, welche sich an die allgemeinen Formen des

italienischen Palaststils gehalten haben, ebensowenig Recht wie diejenigen, deren Entwürfen historisch-ästhetische Studien zu grunde gelegt worden sind. Eine Säulenvorhalle mit einem griechischen Tempelgiebel, eine Pilasterstellung, welche zwei Stockwerke zusammenfaßt, eine Kuppel in der Art des Florentiner Doms und der Peterskirche oder ein Kuppeldach im Louvrestil sind gerade nicht architektonische Bestandteile, welche zwingend auf ein Reichsgerichtsgebäude hindeuten. Der in der Kuppel liegende Baugedanke, der im allgemeinen nur die Herrschaft, die Majestät, die gebietende Macht und die alles überragende Würde ausdrückt, ist von der großen Mehrzahl der konkurrirenden Künstler als leitendes Motiv erfaßt worden. Man hat also für das Reichsgerichtsgebäude kein andres charakteristisches Merkzeichen finden können als vor zwei Jahren für das Reichstagsgebäude, obwohl beide Bauwerke in ihrer Bestimmung keineswegs verwandt sind. Eine Annäherung zwischen ihnen ist nur durch den zufälligen Umstand herbeigeführt worden, daß beide einen großen Sitzungssaal, einen weitläufigen Apparat von Büreau- und Verwaltungsräumen, Repräsentations- und Wohnzimmer für die Präsidenten und sonstigen Beamten brauchen und daß die Dimensionen der Bauplätze nicht sehr von einander verschieden sind. Dieses zufällige Zusammentreffen hat die Mehrzahl der Bewerber veranlaßt, sich nicht nur in der Anordnung des Grundrisses, sondern auch in der Gestaltung der äußeren Architektur an die beiden mit dem ersten Preise gekrönten Entwürfe für das Reichstagsgebäude zu halten, und zwar so, daß das in der Ausführung begriffene Projekt Wallots das Übergewicht über den von Thiersch verfaßten Entwurf hat. Eine solche Ableitung wäre nur dann zu tadeln, wenn jene beiden Pläne die Idee des Reichstagsgebäudes so vollkommen zum Ausdruck brächten, daß sich nichts andres darunter denken ließe. Das ist aber nicht der Fall. Es ist Wallot ebensowenig wie Thiersch gelungen, ihre Entwürfe so individuell zu gestalten, daß ihre Bestimmung keinem Zweifel unterliegen kann. Die Schuld daran liegt nicht etwa in dem zu eng bemessenen Umfange ihres persönlichen Könnens. Nur auf Grund einer Reihe von Versuchen und Erfahrungen läßt sich ein charakteristischer Typus für einen neuen Baugedanken gewinnen. Man erinnere sich, einer wie langen Zeit es bedurft hat, bis sich aus der römischen Profanbasilika die christliche Andachtshalle und aus dieser wiederum die Kirche entwickelte. Im Vergleich zu dieser langen Entwicklungszeit ist unser Jahrhundert garnicht einmal so unproduktiv, wie es allgemein gescholten wird. Seit der Einrichtung der Eisenbahnen sind kaum sechzig Jahre verflossen, und doch hat sich bereits für große Kopfstationen, Empfangs- und Abfahrtshallen und für Bahnhofsgebäude ein allgemeiner, charaktervoller Typus entfaltet, welcher die große Idee des Weltverkehrs in eine architektonische Formel zusammenfaßt.

Es wäre also unbillig, wenn wir schon jetzt von unsern Architekten die Schöpfung eines allgemeinverständlichen Typus für ein Reichstagsgebäude

und für ein Reichsgericht verlangen wollten. Es liegen freilich für jede Kategorie dieser Bauten Beispiele aus der neuesten Zeit vor, an denen man nicht vorübergehen darf. Aber die Parlamentsgebäude in London und in Wien sowie der Justizpalast in letzterer Stadt gehören trotz großer Vorzüge im einzelnen, welche namentlich dem Hansenschen Parlamentshause in Wien zugute zu schreiben sind, zu jenen Versuchen, welche gewissermaßen nur Vorstufen zu dem hoch oben winkenden Ziele sind. In bezug auf die ehrfurchtgebietende, majestätische Erscheinung des Äußern nimmt Poelaerts Justizpalast in Brüssel schon eine höhere Stellung ein. Schon an und für sich begünstigt durch eine über den umgebenden Straßen erhöhte Lage des Bauplatzes, hat dieses Gebäude einen aus dem Quadrat konstruirten, stufenförmig emporsteigenden, sich nach oben verjüngenden und mit Kuppel und Laterne abschließenden Aufbau erhalten, in welchem sich monumentale Wirkung mit einer gefälligen Gliederung zu edler Harmonie vereinigen. In diesem Aufbau ist die unbeschränkte Gewalt der Rechtsideen ebenso glücklich verkörpert, wie sich der Gedanke der Allgemeinheit und der jedem ohne Unterschied zuteil werdenden Wohlthat der Jurisdiktion in den wie ein paar gastlicher Arme hervortretenden Flügelbauten und in dem hohen, weitgeöffneten, leicht durch Stufen erreichbaren Hauptportal ausspricht. Eine Vorhalle mit Auffahrt, wie sie sich auf Grund des Programms in den Entwürfen für das Reichsgericht findet, steht daher streng genommen mit der Idee der Rechtsgleichheit im Widerspruch, da die Mehrzahl der Rechtsuchenden, zumal in einer Mittelstadt wie Leipzig, schwerlich zu Wagen vor dem Reichsgerichtsgebäude erscheinen wird.

Der Brüsseler Justizpalast hat also gewisse Eigentümlichkeiten, welche für seine Bestimmung charakteristisch sind, und überdies den Vorzug einer entschiedenen Monumentalität. Diejenigen Bewerber also, welche sich diesen Bau zum Vorbilde genommen haben, dürfen gewichtige Gründe für sich geltend machen. Indessen ist die Außenarchitektur, wie man annehmen muß, auf den Urteilsspruch der Jury nicht von dem geringsten Einfluß gewesen. Nach Analogie des bei der Konkurrenz um das Reichstagsgebäude beliebten Verfahrens haben die Juroren in erster Linie nach der Gewinnung eines den Bedürfnissen des Reichsgerichts möglichst entsprechenden Grundrisses getrachtet, indem sie von dem an und für sich ganz richtigen Prinzip ausgingen, daß einem brauchbaren Grundrisse eine künstlerisch bedeutsame Außenarchitektur nachträglich viel leichter angepaßt werden kann, als der genialsten Erfindung künstlerischer Phantasie eine praktische Anordnung der Innenräume. Auch für das Reichstagsgebäude hatte die Konkurrenz nicht viel mehr als die allgemeinen Grundzüge eines Plans ergeben, an welchem so lange herumkurirt worden ist, bis schließlich die schwersten Mängel im Innern und am Äußern beseitigt worden waren. Denselben Verlauf wird vermutlich auch die Konkurrenz um das Reichsgerichtsgebäude nehmen, vorausgesetzt, daß den Architekten Hoffmann und Dybwad die

Ausführung übertragen und nicht etwa ein Kompromiß vorgezogen wird. Denn darüber, daß die äußere Erscheinung dieses Entwurfes nicht nur keine künstlerischen Vorzüge besitzt, sondern an mannichfachen Unschönheiten und Geschmacklosigkeiten leidet, besteht keine Meinungsverschiedenheit. Wir wissen nicht, ob die in der Gestaltung des Äußern zu tage tretende Armseligkeit und Nüchternheit, der Mangel an selbständigen Gedanken und die Beschränkung auf die trivialsten Ausdrücke der architektonischen Formensprache in dem geringen künstlerischen Vermögen der Verfasser begründet liegen, oder ob es nicht vielleicht von ihnen beabsichtigt war, alles zu vermeiden, was die Aufmerksamkeit der Preisrichter von der Klarheit und gediegenen Durchbildung des Grundrisses hätte ablenken können. Jedenfalls darf man aber mit Fug und Recht erwarten, daß auch bei der zweiten großen Aufgabe, welche von Reichswegen den deutschen Architekten gestellt worden ist, künstlerische Interessen und Anforderungen berücksichtigt werden, und daß, wenn wirklich bei den Verfassern des mit dem ersten Preise gekrönten Entwurfes ein nicht genügendes Maß von schöpferischer Phantasie vorhanden sein sollte, ihnen aus dem Kreise der übrigen Bewerber eine Kraft zur Seite gestellt werde, welche solchen Anforderungen genügt.

An Kräften dieser Art ist glücklicherweise kein Mangel. Es ist vielleicht das erfreulichste Ergebnis der ganzen Konkurrenz, daß sie uns von neuem einen Überblick über den großen Reichtum an bedeutenden baukünstlerischen Kräften gewährt hat, welche Deutschland gegenwärtig besitzt. Wenn man die Summe künstlerischen Vermögens berechnet, welche sich in den drei großen Konkurrenzen der letzten drei Jahre — Reichstag, Museumsinsel in Berlin und Reichsgericht — offenbart hat, so ist man fast geneigt zu glauben, daß der Kunstgeist unsrer Zeit seinen höchsten und charaktervollsten Ausdruck in der Architektur finde. Daß diese Thätigkeit unsrer Architekten wirklich echter schöpferischer Kraft entspringt, beweist am besten die Thatsache, daß die Baukünstler sich durch den ihrem Aufwand an Mühen durchaus nicht entsprechenden Ausfall der Konkurrenzen nicht entmutigen lassen, daß sie vielmehr zu einer immer größeren Entfaltung ihrer Fähigkeiten angespornt werden, und daß diese Konkurrenzen immer neue künstlerische Individualitäten in die Öffentlichkeit bringen, welche sonst vielleicht nicht über den Umkreis kleinerer Bezirke bekannt geworden wären.

Darin liegt unzweifelhaft ein Verdienst dieser Konkurrenzen, welche im übrigen ein so ungeheures Kapital von Zeit, Mühe, Geld und Geist verschlingen, daß ihr Wert immer fraglicher wird. Es ist freilich schwer, einen andern Weg vorzuschlagen, um die öffentliche Bauthätigkeit zu regeln. Die Erfahrungen, welche wir bis in die Mitte der siebziger Jahre hinein in Preußen gemacht haben und, wenn auch nicht so häufig, doch vereinzelt immer noch machen, sind so entmutigend, daß man an das alte Verfahren, das Bauwesen der Staaten den Baubeamten zu überlassen, garnicht mehr denken mag. An maßgebender

Stelle hat man die Unhaltbarkeit dieses Zustandes auch längst eingesehen und durch die Gründung der Akademie des Bauwesens eine Behörde geschaffen, welche neben den praktischen Interessen auch die rein künstlerischen wahrzunehmen hat. Sie darf sogar, wenn allzu arge Verstöße begangen werden, ein Veto einlegen, und hat für Preußen überhaupt die oberste Entscheidung über die Ausführbarkeit von Entwürfen. In bezug auf die Konkurrenzen an das Reichstagsgebäude und das Reichsgericht hat sie jedoch nur eine beratende Stimme, welche die maßgebenden Organe nach Belieben beachten oder nicht beachten können. Wenn man sich dazu entschließen wollte, diese Akademie für alle öffentlichen Bauten des Reiches als eine Art ständiger Jury zu konstituiren, die für jeden bestimmten Fall durch Sachverständige in der vorliegenden Bedürfnisfrage zu ergänzen wäre, so würde sich vielleicht mit der Zeit eine Körperschaft ausbilden, welche von allen Zufälligkeiten des Urteils und von den Strömungen der Tagesmeinung freier wäre als eine für den jedesmaligen Zweck berufene Jury. Eine solche Akademie würde auch in der Lage sein, die für eine bestimmte Bauaufgabe geeignetsten Personen ausfindig zu machen, ohne daß viele künstlerische Kräfte in einem nutzlosen Kampfe aufgerieben werden.

Auch in den engern Konkurrenzen, zu welchen ein kleiner Kreis von Architekten gegen eine bestimmte Entschädigung aufgefordert wird, liegt ein bei weitem vernünftigeres Prinzip als in dem Massenkampfe. Indessen wird man für den letztern, für die allgemeine und unbeschränkte Konkurrenz, stets den schon obenerwähnten Umstand geltend machen, daß eine solche Wettbewerbung für junge Kräfte das einzige Mittel ist, um schnell bekannt zu werden. Diese Konkurrenzen sind für die Architekten der Ersatz der Kunstausstellungen, für welche Maler und Bildhauer oft genug viel Geld und Zeit im Ausblick auf einen ebenso zweifelhaften Erfolg aufwenden, wie ihn die Konkurrenzen in Aussicht stellen. Man wird mit Recht sagen können: Wem die Beteiligung an einer Konkurrenz zu kostspielig ist, der bleibe weg davon. Es läßt sich sogar noch ein andrer Grund zu gunsten der allgemeinen Konkurrenzen anführen. Wir haben nämlich die erfreuliche Beobachtung gemacht, daß mit der wachsenden Ausdehnung des Konkurrenzwesens das Niveau der zeichnerischen und darstellenden Fähigkeiten unsrer Architekten ganz erheblich gestiegen ist. Früher wurde die graphische Darstellung bei architektonischen Entwürfen so arg vernachlässigt, daß mit einer von einem Architekten ausgeführten Zeichnung der Begriff der Dürftigkeit und Phantasielosigkeit untrennbar verbunden zu sein schien. Nur die französischen Architekten besaßen den Vorzug, schon ihren gezeichneten Entwürfen dasselbe künstlerische Gepräge aufzudrücken, das ihre Bauten nach der Ausführung zu zeigen bestimmt waren. Das hat sich seit etwa zehn Jahren vollkommen geändert, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir diesen Umschwung auf die öffentlichen Konkurrenzen zurückführen. Aus dem Bestreben, sich über seinesgleichen und die Masse zu erheben, hat sich all-

mählich eine Kraft und Kunst zeichnerischer und malerischer Darstellung entwickelt, welche dem genialsten Fluge der schöpferischen Phantasie gerecht werden und eine stattliche Zahl von Konkurrenzentwürfen zu selbständigen Kunstwerken stempeln, mögen dieselben mit Rücksicht auf den Kern der Bewerbung auch der Kritik nicht genügen. Unzulänglich oder gar lüderlich gezeichnete Entwürfe werden immer seltener. Bei der Konkurrenz, die uns hier beschäftigt, sind nur etwa zehn, also der zwölfte Teil, nach dieser Richtung ungenügend. Dieser geringen Zahl tritt eine Menge von Entwürfen gegenüber, welche sich in ihrer Darstellung mit den besten Bauzeichnungen der Franzosen messen können. Obenan stehen die mit unübertrefflicher Sorgfalt und mit feinstem künstlerischem Gefühl ausgeführten Blätter von Friedrich Thiersch in München, der sich zwar in der äußeren, an ein Theater erinnernden Gestaltung seines Projekts vergriffen, dafür aber in der Ausbildung und Ausschmückung der inneren Räume eine reiche Fülle von formaler und dekorativer Begabung entfaltet hat. Von großem malerischem Reiz sind auch die Entwürfe von Eisenlohr und Weigle in Stuttgart (zweiter Preis) und Giese und Weidner in Dresden (dritter Preis), und zwar nicht bloß wegen der Zeichnung, sondern auch wegen der glücklichen Gestaltung des Äußern, welches in beiden Projekten bei weitem dem ersten Preise überlegen ist. Von den übrigen, durch meisterhafte Darstellung ausgezeichneten Entwürfen nennen wir noch diejenigen von Giesenberg in Berlin, Schwechten in Berlin, Ende und Boeckmann in Berlin, Schmieden, von Weltzin und Speer in Berlin, A. Busse in Berlin, Lender in Straßburg (zweiter Preis) und Bruno Schmitz in Leipzig, womit wir zugleich diejenigen Projekte genannt haben, welche das höchste Aufgebot von Genialität und schöpferischer Phantasie innerhalb der Grenzen der praktischen Ausführbarkeit repräsentiren. Man kann diesem und jenem den Einwurf machen, daß sie in der Erfindung von Kuppeln und ähnlichen Aufbauten und in der Verwendung plastischen Schmuckes des Guten zu viel gethan und die Bestimmung des Gebäudes außer Augen gelassen haben, indem sie dem Fluge ihrer Phantasie allzu nachgiebig folgten; aber der Gesamteindruck ist so imponirend und hoffnungsvoll, daß man den Unterlegenen mit Rücksicht auf die Entscheidung der hohen Jury wohl das tröstende Wort zurufen darf: Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.





Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.



ls die Buonacolsi-Kavalkade spät abends wieder mit ihren Hufschlägen das Echo des stillen Zodiaco-Gäßchens weckte, hatte Fiorita schon seit mancher Stunde über Eufemias abermalige Einmischung in die Herzensangelegenheit ihrer Herrin gezürnt; denn obschon ohne die Hilfe der Friaulerin, wie Fiorita recht wohl einsah, Giuseppe Gonzaga nie Mittel und Wege gefunden haben würde, um sich ihr, der letzten Buonacolsi, zu nähern, so hatte, seit dies geschehen war, sein Bild doch einen so überirdischen Glanz erhalten, daß sie kaum anders als mit einem Blick gen Himmel an ihn zu denken vermochte. Peinlich war ihr schon anfangs jedes Wort gewesen, mit welchem Eufemia sich in die überströmende Gefühlswelt ihrer Herrin zu versetzen bemüht gewesen war, peinlich hatte sie's auch jetzt berührt, daß hinter ihrem Rücken zwei Personen beflissen gewesen waren, für sie und den Abgott ihrer Seele Brücken zu schlagen, über welche sie zu einander gelangen sollten.

Aber als die gräberartige Kälte des Zodiaco-Gäßchens sie wieder an die Jahre eintöniger Öde gemahnte, in der sie hier ihre Jugend verträumt und vertrauert hatte, da verflüchtigte sich doch jede Verstimmung, wie gerechtfertigt sie ihr auch bis dahin erschienen war, und Fiorita nahm die unfreundlichen Worte zurück, mit denen sie den guten Willen ihrer Begleiterin gelohnt hatte.

Nicht viel glimpflicher als anfangs die Stimmung Fioritas gegen Eufemia gewesen war, fand der abgesetzte Gelegenheitsmacher Giuseppe Gonzagas die Stimmung des letztern, als Beppo sich seinem Herrn wieder vorstellte. Geh mir aus den Augen, Unhold, rief Giuseppe; wir sind quitt, es bleibt dabei, ich mag dich nicht mehr sehen; allzuviele Thorheiten hast du mir mundgerecht

gemacht; geh zu deiner Eminenz zurück; wir sind für Zeit und Ewigkeit geschieden.

Immer sollen die Diener großer Herren an den tollen Streichen dieser großen Herren schuld sein, sagte Beppo.

Geh, geh!

Wären die großen Herren nicht, wie sie eben sind, so wären auch ihre Diener nicht, wie sie eben sind.

Mag sein. Geh aber, geh.

Man schilt immer, wir dienten nur um unsers Vorteils willen, Anhänglichkeit habe seit der Sündflut nicht mehr bestanden. Ich bin ein Beweis vom Gegenteil. Ihr jagt mich wie einen kranken Hund aus dem Hause. Und ich bettle aus Anhänglichkeit: Nehmt Euer Geschenk wieder zurück, gnädiger Herr, und behaltet mich in Euerm Dienst.

Du hast die Grauschimmel noch nicht vertrunken? spottete Giuseppe; so thue es heute Abend und ertränke deine Anhänglichkeit an mich in dem besten Weine, den der Cappellowirt auf Flaschen liegen hat. Hier, er warf ihm seine Börse zu, und nun kein Wort mehr.

Aber Beppo war so leicht nicht abzuweisen. Die Börse seines Herrn hatte sich immer als eine ergiebige Fundgrube bewährt. War er nur erst wieder die rechte Hand des leichtsinnigen Giuseppe Gonzaga, so konnte er auch wie bisher von Zeit zu Zeit in die Börse desselben hineingreifen. Überdies hatte er aber in der That Anhänglichkeit und er war willens, ehe er seinen letzten Trumpf — die bewußte Neuigkeit — ausspielte, seinen Herrn womöglich erst gründlich in den Harnisch zu bringen, da hinterdrein sich weit besser mit ihm reden ließ.

Gnädiger Herr, sagte er daher, indem er die ihm zugeworfene Börse auf den Tisch legte — der Auftritt spielte in dem sogenannten roten Schlosse der Veroneser Gonzagas, zunächst der Piazza Signori —, jetzt, aber Ihr habt Euch nicht als Christ gegen mich benommen.

Das nimm zurück, Schurke, fuhr Giuseppe auf.

Wie könnte ich das?

Auf der Stelle, oder du fliegst durch dieses Fenster auf die Gasse.

Meinetwegen, Euer Gnaden! sagte Beppo mit verstockter Miene. Ich habe mehr als einmal für Euch meinen Hals riskirt. Die Leute draußen mögen sehen, auf welche Art große Herren danken.

Giuseppe geriet außer sich. Ich habe also nicht als Christ gegen dich gehandelt? rief er, blaß vor Wut, nicht als Christ sagtest du, nicht als Christ?

Das waren meine Worte.

Und du bleibst dabei? Elender Schächer!

Euer Gnaden, bestand Beppo auf seinem Kopf, ich kann nicht anders. Ein Herr, der seinen schon dem Trunk ergebnen Diener zuruft: Vertrinke für dies

mein Geld auch noch deine Anhänglichkeit an mich, der handelt nicht als Christ, mein Kardinal könnte Euch das bestätigen.

Basta! schäumte Giuseppe auf und packte den lästigen Sittenrichter beim Kragen. Im nächsten Augenblicke flog Beppo kopfüber aus dem Fenster.

Er hatte es darauf ankommen lassen, denn wie er wußte, lag unter dem Fenster ein hoher Berg weißen Flußsandes, und da man sich im ersten Stocke des Gonzagaschlosses befand, war für die katzengeschmeidigen Glieder Beppos die Gefahr eine nur geringe.

Er blieb unten dennoch, als sei er tot, auf dem Sandhaufen liegen, und Giuseppe, dessen Jähzorn immer rasch verrauchte und in bittern Unmut gegen ihn selbst umschlug, sah mit Schrecken, was er angerichtet hatte.

Sofort rief er nach seiner übrigen Dienerschaft, damit sie dem Opfer seiner Heftigkeit zu Hilfe eile. Vorübergehende hatten den Rettungslosen inzwischen bereits aufgehoben. Man trug ihn ins Haus, überschwemmte sein Stirn mit Essig, betastete sein Genick, seinen Bauch, seine Arme und Beine und fand nirgends eine wahrnehmbare Verletzung. Nach einer guten Weile hielt Beppo für geraten, die Augen matt aufzuschlagen und, statt seinen Herrn einer Gewaltthat anzuklagen, sich das Ansehen eines berauscht Gewesenen zu geben, und Giuseppe hütete sich, dieser glaubhaften Mär zu widersprechen.

In dieser Weise bahnte sich Beppo schon einigermaßen wieder den verschüttet gewesenen Weg zu dem Herzen seines Herrn, und als er eine Stunde später, vorgeblich um sich von ihm nun wirklich zu verabschieden, sich nochmals auf das Zimmer seines Herrn begab, fand er denselben ein gut Teil wohlwollender gegen ihn gestimmt als zuvor.

Warum mußt du mich denn immer so unsinnig reizen? sagte Giuseppe, konntest du denn nicht in Ruhe deiner Wege gehen?

Nein, Euer Gnaden, antwortete Beppo, das ging über meine Kräfte.

Wohl aus Anhänglichkeit, Spaßvogel?

Beppo drückte eine Thräne aus dem Auge. Ihr habt's getroffen, es war wirklich Anhänglichkeit, sagte er.

Giuseppe machte einen Gang durchs Zimmer. Dann blieb er vor Beppo stehen.

Spürhunde wie dich kann doch so mancher brauchen, sagte er, wozu soll ich's denn gerade sein? Ich war fest entschlossen, ein ganz andres Leben zu beginnen.

Und ich auch, Euer Gnaden; das ists ja eben.

Wieso, du?

Ich wollte auch heiraten, Euer Gnaden.

Auch? Was heißt auch heiraten?

Nun, sagte Beppo, gabt Ihr mir denn nicht den Laufpaß, weil Ihr diesmal wirklich ehrbare Absichten hattet?

Die habe ich noch, und deshalb, du hast es getroffen, gab ich dir den Abschied. Aber wie soll ich je über den Berg hinüberkommen, der mich von Fiorita Buonacolsi trennt? Ich habe geschworen — doch das, unterbrach er sich, ist mein und ihr Geheimnis. Genug, Hindernisse unübersteiglicher Art trennen uns noch. Dennoch ist mein künftiges Leben der Einlösung jenes meines Wortes geweiht. Hinüber muß ich. Wann aber werde ich es vollbracht haben? Das wissen nur die Götter.

Euer Gnaden, hob Beppo von neuem an, nachdem sein Herr das Zimmer wieder in großen Schritten durchmessen hatte, ich habe Euch etwas abzubitten.

Nicht nur etwas, dächte ich, aber laß gut sein.

Euer Gnaden verstehen mich falsch. Wollte ich auf alle meine großen und kleinen Mängel zu sprechen kommen, die Ihr mit soviel Nachsicht ertrugt, so müßte ich mich anders ausdrücken, denn ich betrachte sie keineswegs als etwas Geringfügiges. Was ich noch auf dem Herzen hatte, war etwas andres, freilich auch nichts Geringfügiges, aber etwas, von dem Ihr keine Ahnung haben könnt, und das mich deshalb schwerer drückt, als alle meine sonstigen Streiche.

Beppo, sagte Giuseppe Gonzaga, indem er die Augen drohend rollte, keine neue Windbeutelei! Du bist ein Fuchs in Schafkleidern; weiß Gott, wo du das gelernt hast. Also ohne Umschweife: beichte und nimm meine Absolution mit auf den Weg, denn ich fühlte mich schon ein gut Teil besser und ernster, als du heute Morgen von mir auf Nimmerwiedersehen entlassen worden warst, und ich will und muß deiner Nähe endgiltig los und ledig sein.

Er nahm eine gläserne Sanduhr vom Kaminsims, kehrte sie um, wies auf das sofort beginnende Verrinnen des Sandes hin und bedeutete dem Entlassenen, mit dem Verrinnen des letzten Sandkorns habe auch diese letzte ihm bewilligte Audienz ein Ende.

Ich werde mich ganz kurz fassen, Euer Gnaden, sagte Beppo, indem er verlegen niederblickte; gebt mir also Absolution für die folgende Schlechtigkeit: ich wollte Euch vorhin nötigen, mir ein Leids anzuthun, deshalb reizte ich Euch.

Ist das alles? Ich frage nur, weil der Sand im Glase schon nahezu verronnen ist.

Hätte ich das Genick gebrochen, fuhr Beppo niederblickend fort, so war ich von meinem nichtswürdigen Hange zur Flasche, gegen den ich zeitlebens vergebens angekämpft habe, für immer kurirt, an Euch aber hätte ich dann mein Mütchen in empfindlicher Weise gekühlt gehabt, denn Ihr habt noch keinem Menschen das Lebenslicht ausgeblasen, und ich weiß, gnädiger Herr, Ihr hättet bis ans Ende Eurer Tage daran zu tragen gehabt.

Du irrst, Beppo, sagte Giuseppe, obschon ihn ein Schauder überlief, du hast dir zu oft die Grillen mit meinem Weine verscheucht, ich hätte zu mir gesagt: der Schlingel hat sein Leben genossen, und damit hätte ich —

Nicht doch, gnädiger Herr.

O ganz gewiß! Aber er legte dabei die Hand fast liebevoll auf Beppos Achsel und setzte hinzu: Besser freilich ist's, wie es ist.

Beppo ergriff die Hand seines Herrn und zog sie an seine Lippen. Kehrt das Glas noch einmal um, Signore, bat er, ich habe Euch noch nicht alles gestanden.

Nein, geh jetzt, wehrte Giuseppe ab, denn er fühlte sich schon wieder halb der Gewalt seines Dieners verfallen; da liegt die Börse, nimm sie und reite mit deinen Grauschimmeln in die weite Welt hinaus.

Beppo wandte sich zur Thür; er hatte schon wieder eine Thräne bei der Hand.

Hier ist die Börse, drängte Giuseppe sie ihm auf; vertrinke sie also nicht; ich nehme mein unchristliches Wort zurück; laß sie einen Heckpfennig für den Hausstand sein, den du ja gründen wolltest, und solltest du eines schönen Tages von deiner Herzallerliebsten mit einem kleinen Beppino oder mit einer kleinen Beppina beschenkt werden und nach einem Paten Umschau halten, so vergiß nicht, mir Botschaft zu schicken.

Traurig schob Beppo den Geldbeutel in seine Tasche und griff nach der Thürklinke.

Und was war's denn, ganz, ganz kurz gesagt, was ich noch erfahren sollte? rief Giuseppe ihm nach.

Ich habe Eure Verzeihung, sagte Beppo, nicht wahr, gnädiger Herr? Das ist alles, worauf es mir noch ankam. Er wollte mit einer tiefen Verneigung trübselig davongehen.

Du bist meiner Treu beim Drahtzieher in die Schule gegangen, rief Giuseppe; immer weißt du deinen Vorrat noch zu verlängern. Heraus mit dem letzten Beichtfetzen.

Erlaßt mir's, bat Beppo; soll es auch mit mir wirklich anders werden, so muß der alte Sauerteig weit hinter uns liegen. Ihr habt mir verziehen, das genügt. Ich gehe.

Giuseppes Stirnader schwoll schon wieder zornig an. Wenn ich gesagt habe: Heraus mit dem letzten Beichtfetzen, so hast du Ordre zu pariren, donnerte er.

Beppo duckte sich, als fasse ihn sein Herr schon wieder beim Kragen. Ich hatte, stotterte er, nicht allein, wie ich's bereits bekannte, Euch für den Rest Eurer Tage mit Gewissensbissen beladen wollen; Ihr solltet, zur Strafe für Euer Verabschieden des armen Beppo, durch Euer Vergreifen an ihm auch um eine Neuigkeit kommen, die er für Euch ausgekundschaftet hatte und die er damals für Euch noch für wichtig halten mußte.

O Hallunke, ich durchschaue dich! rief Giuseppe, aber diesmal verrechnest du dich; das Spiel mit den sibyllinischen Büchern verschlägt bei mir nicht mehr; verschachere deine Neuigkeit an Leute, deren Kopf, wie vordem der

meine, alle Thüren und Fenster für Thorheiten weit offen hat. Geh, damit ich diesmal nicht noch kürzern Prozeß mache, um dir Blindschleiche den Kopf zu zertreten.

Gnädiger Herr, erhob sich Beppo mit der Miene gekränkter Unschuld, Ihr thut nicht recht, einem Menschen, der sich bessern will, immer wieder den Halt der Selbstachtung zu rauben. Was ich Euch sagen wollte —

Ich will es nicht wissen.

War folgendes —

Beppo, rief Giuseppe, indem er sich nach seiner Reitpeitsche umsah, kein Wort weiter!

Es ist ein heiratsfähiger Buonacolsi aufgetaucht, fuhr Beppo furchtlos fort, und das Fräulein aus dem Zodiaco-Gäßchen wird ihm die Hand reichen müssen.

Giuseppe Gonzaga war zur Bildsäule geworden. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Er mußte sich setzen. Lange Zeit versagte die Zunge ihm den Dienst. Endlich stammelte er tonlos: Erzähle.

Beppo blieb an der Thür stehen, die Hand auf der Klinke. Gnädiger Herr, sagte er, diese Neuigkeit wollte ich zu Eurer Strafe mit ins Grab nehmen. Es war schlecht von mir, aber wer kann aus seiner Haut heraus?

Erzähle!

Ich habe sie Euch dann, als Ihr wieder menschlicher mit mir redetet, mitteilen wollen, aber ich fürchtete, Ihr würdet mich so anfahren, wie Ihr's ja schließlich auch gethan habt, und so konnte ich's nicht über mich gewinnen.

Erzähle, um aller Heiligen willen, erzähle!

Was soll ich erzählen, gnädiger Herr? Daß ich auf dem Wege nach Villafranca war? Daß ich dort Euer Viergespann kompletiren und dann damit durch alle Straßen Veronas kutschiren wollte, auf daß Ihr die Mantuaner Liebschaft zum Teufel fahren ließet und wieder wie bisher zu dem lustigen Leben mit Beppo zurückkehrtet? Soll ich so üble Dinge von mir erzählen? Nun, der Wahrheit die Ehre, so bin ich zu jener Kunde gekommen. Wir Sterbliche, pflegte mein Kardinal zu sagen, wollen oft das Böse, aber Iddio lenkt es zum Guten.

Laß die Klinke los, tritt näher, erzähle im Zusammenhang. Muß heiraten, sagtest du? Fiorita muß heiraten! Ich bin wie vom Blitz zerschmettert.

Beppo gehorchte. Was ist da viel weiter zu erzählen, Signore, sagte er; Madonna Eufemia, Ihr wißt, das hübsche, rundliche Frauenzimmer mit den Papilloten von gestern Abend, nun, Madonna Eufemia benutzte die wenigen Augenblicke, wo ihr gnädiges Fräulein hinter dem alten Herrn und seinem grämlichen Diener in Gedanken vertieft nicht auf Madonna Eufemias Zurückbleiben Acht gab, und teilte mir, der ich ihr nachgeritten war, in Kürze mit, der heilige Vater habe einen für die Kirche verlobt gewesenen Vetter ihres Fräuleins freigegeben, damit das Geschlecht der Buonacolsi durch des Vetters Ver-

mählung mit ihrem gnädigen Fräulein vor dem Erlöschen behütet werde. Und der alte Herr habe das gnädige Fräulein, seine Tochter, heute unterwegs darauf vorbereitet.

Giuseppe war aufgesprungen.

Wir reiten auf der Stelle nach Mantua, sagte er, ich muß Fiorita sprechen, koste es, was es wolle; laß satteln!

Ich, gnädiger Herr?

Ein stummes Zeichen seines Herrn bedeutete ihm, seines Dienstes zu warten.

Zwölftes Kapitel.

Das Wagnis, zu welchem Giuseppe Gonzaga, ehe Beppo wieder in seinen Dienst trat, die Einleitungen getroffen hatte, war ein sehr gefährliches Wagnis gewesen; für völlig aussichtslos konnte es aber keineswegs gelten; nur forderte es Zeit, behutsame Minirarbeit und kühle Berechnung.

Sich Zeit zu lassen hatte Giuseppe Gonzaga sich gelobt gehabt. Ob er seinem Vorsatz treu bleiben könne, stand dahin. Bei einem früheren Anschlage ähnlicher Art hatte er auf halbem Wege die Zügel fortgeschleudert, unfähig sein heißes Blut in jener Mitteltemperatur zu halten, ohne die kein politischer Schachzug mit der nötigen Überlegung gemacht werden kann. Diesmal hoffte er auf ein glückliches Ungefähr, wie es ja so oft schon große Umwälzungen herbeigeführt hat.

Und vorgearbeitet wenigstens hatte einer etwaigen Entthronung der Mantuaner Vettern allerdings schon mancherlei, darunter die schon eingangs erwähnte Sage von dem Erlöschen der Mantuaner Gonzagas, nachdem alle drei Söhne Vincentos des Ersten ohne männliche Nachkommen das Zeitliche gesegnet haben würden, im Grunde nur eine etwas andre Fassung der alten Prophezeiung des Mönches Siro von Brescia, nach einer großen Feuersbrunst werde das regierende Geschlecht aussterben. Schon die verheerende Pest vom Jahre 1528, welche Mantua nahezu entvölkerte, war einst von Deutungsbeflissenen als die vorausgesagte Heimsuchung ausgelegt worden, da das Pergament, auf welchem der Mönch seine Prophezeiung hinterlassen hatte, wegen starker Beschädigungen die mannichfachsten Lesarten zuließ. Noch näher zu rücken schien die Erfüllung jener Verkündigung an dem Schreckenstage, als mitten in den Vermählungsjubel, der den elften Gonzaga und seine Braut, die Tochter Kaiser Ferdinands des Ersten, umbrauste, die Sturmglocken ertönten: das reiche Mantuaner Archiv stand in Flammen und war in wenigen Stunden nur noch ein Haufen Asche. Vincentos des Ersten Verschwendung zog dann zwar Scharen von fürstlichen Gästen nach der längst durch ihren Glanz berühmt gewordnen Residenz, und seine großartigen Bauwerke schienen in ihrer Dauerhaftigkeit auch die Dauer des Namens Gonzaga verbürgen zu wollen; aber Unzufriedene wiesen doch auch, wie schon erwähnt, auf die kostspieligen und, wie man klagte, zwecklosen Kriegszüge gegen

die Türken hin, und von außen begannen auf das Erbe der Mantuaner Gonzagas schon einige jener Spekulationen, welche nicht lange nach der Zeit, in welche der Liebesroman Fioritas und Giuseppes fällt, in dem sogenannten Mantuaner Erbfolgekriege Venedig, Frankreich, Spanien, Österreich, Savoyen und den Papst als Beutebewerber auf den Kampfplatz riefen, sehr zur Verwunderung der stolzen Mantuaner, welche sich viel auf ihr Selbstbestimmungsrecht eingebildet hatten.

Was Francesco betrifft, Vincentos ältesten Sohn, welchen zu stürzen Giuseppe Gonzaga sich jetzt zur Aufgabe gestellt hatte, so fehlten ihm die meisten Eigenschaften, welche einen Fürsten volkstümlich machen. Obschon noch jung an Jahren, hatte er doch schon etwas Greisenhaftes in seiner Erscheinung, und die Sparsamkeit, deren er sich befleißigte, wurde meist als Geiz aufgefaßt, sogar von denen, welche unter seines Vaters Regierung am lautesten über Verschwendung gemurrt hatten. Die vielen entlassenen Diener und Komödianten setzten aber auch anstößige Geschichten über ihn wie über seine Brüder Fernando und Vincento in Umlauf, Geschichten, die während der kurzen Zeit seines Regiments auf Betreiben des übereifrigen Spähers Vitaliano bereits eine Menge peinlicher Verhöre und scharfer Bestrafungen herbeigeführt hatten und umso williger Glauben fanden, als durch die einstigen Leichtfertigkeiten Vincentos des Ersten, des Vaters dieser drei Brüder, das Ohr der Mantuaner an dergleichen gewöhnt worden war. Bekanntlich gilt einigen Historikern der Unglücksmensch, welcher unter dem Namen „Der Mann mit der eisernen Maske" so mannichfach die Tragödiendichter beschäftigt hat, für den in der Bastille gestorbenen illegitimen Sohn Vincentos des Ersten, für Giovanni Gonzaga, und auch dieser häßliche Schatten, obschon vermutlich ungerechtfertigt, beweist, daß man dem Hause, dessen Sturz Giuseppe plante oder wenigstens zu planen versprochen hatte, gar manches Üble zutraute. Wie es mit den Heiratsabsichten der beiden jüngern Brüder Francescos stand, darüber war Mantua im Unklaren. Der nach Francesco nächstberechtigte Thronfolger Fernando war schon mit zwanzig Jahren Kardinal geworden, hatte aber beim Erkranken seines Vaters dem geistlichen Stande entsagt, damit für ihn eine Gattin ausgesucht werde. Nach des Vaters Tode gerieten die Anknüpfungen ins Stocken, und viel später erst ließ er eine inzwischen von ihm eingegangene heimliche Ehe — mit Camilla, Tochter des Grafen Ardizzino Faa de Bruno — für nichtig erklären, um aus Staatsraison Katharina von Medici zu heiraten. Zur Zeit jener Umsturzpläne Giuseppes hielt sich Fernando noch in Rom auf, vorgeblich wegen noch zu lösender Verpflichtungen gegen den heiligen Stuhl, in Wirklichkeit, weil er sich bereits um Camilla zu bemühen begonnen hatte, eine Bewerbung, welcher sie damals noch nicht Gehör schenkte. Ebenfalls von Mantua abwesend war der jüngste Bruder, der spätere Vincento der Zweite, auch zu jener Zeit noch Kardinal, aber, wie ein zeitgenössischer Historiker zu wissen glaubt, „den Hunden, Pferden und Weibern

in zu hohem Grade ergeben, als daß er die Prophezeiung des Mönchs von Brescia zu vereiteln geeignet gewesen wäre," eine Vermutung, welche sich als richtig bestätigt hat. Einen auf so zweifelhaftem Grunde sich mühsam behauptenden Thron erschüttern zu wollen, war nach alledem kein durchaus vermessenes Unterfangen gewesen, und wenn es mit Hilfe einer jener Mächte gelungen wäre, so konnte Giuseppe Gonzaga, obschon kein erbfolgeberechtigter Sproß, die alten innern Mantuaner Parteizerwürfnisse durch seine Vermählung mit der letzten Buonacolsi wohl in Harmonie aufzulösen hoffen.

Mit Ambrogio Pellegrini, einem Manne, der Giuseppe Gonzagas natürliche Gaben längst für hochfliegende Pläne in Thätigkeit hatte setzen wollen, war er eben über die ersten Schritte einig geworden, welche den Kampf gegen die Mantuaner Vettern einleiten sollten, als die Anhänglichkeit oder — wie man will — die Veränderungssüchen Beppos zu jenem zwischen Sturm und Sonnenschein schwankenden Auftritte führte, dessen weitere Entwicklung sich nun leicht voraussehen ließ.

In der That war in Beppos Gesellschaft Giuseppe Gonzaga, sobald beide im Sattel saßen, zwar keineswegs wieder der leichtfertige Thor von ehemals, aber weit aussehende Unternehmungen, zu denen auch der Ehrgeiz Vorspann leisten mußte, erschienen doch auf einmal in einer absonderlich künstlichen Beleuchtung, und zwar ohne daß Beppo ein Wort zu reden brauchte, das auf diese Wirkung abzielte. Der Diener Giuseppes hatte einfach für alles derartige kein Organ, und der Herr, so wenig er während des ganzen Rittes die Nähe des ihm fast ebenso unleidlichen wie unentbehrlichen Vertrauten zu bemerken suchte, fühlte doch die Unmöglichkeit, neben Beppo an etwas andres als an eine Entführung Fioritas zu denken.

Wie eine solche zu veranstalten war, diese Frage wurde denn auch endlich auf der zweiten Hälfte des Weges zwischen Herr und Diener ohne Umschweife besprochen. Beppo hatte mit der Verabredung wegen der Abendandachten in der Kirche San Stefano nach seiner Gewohnheit lange hinterm Berge gehalten. Zuletzt ließ er merken, er glaube von Madonna Eufemia etwas derartiges verstanden zu haben. Er war sehr vorsichtig geworden und hätte sich gehütet, seinen Herrn glauben zu machen, mit der Bekehrung Beppos zur Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit sei es ihm nicht Ernst gewesen.

Im Sternenschimmer langten die beiden Reiter in Mantua an; Giuseppe Gonzaga tief verstimmt, unfähig des Gefühles froh zu werden, daß er mit der Geliebten in der nämlichen Stadt weile; unbehaglich auch Beppo, denn ihn plagte der Durst, und er fürchtete sich vor den Verführungskünsten der Flasche, zumal des goldigen Weins von Roverbella. Die unscheinbare Herberge zum Faetone in dem düstern Vicolo dello Zuccaro nahm die zwei Gäste auf.

Es verstrichen dann Wochen, ohne daß es zu einem Wiedersehen Giuseppes und Fioritas kam. Die Aufregungen, welche über die bis dahin willenlos ihrem Vater ergeben Gewesene hereingebrochen waren, hatten sie schon am Abend nach

ihrer Heimkehr aufs Krankenlager geworfen, und sie schwebte bald darauf zwischen Leben und Sterben.

Ohne Beppos Vermittlung wäre von diesen Vorgängen, die für jetzt auch alle politischen Wagnisse zur Ruhe verwiesen, nichts zu erkundschaften gewesen, denn Giuseppe Gonzagas Aufenthalt in Mantua mußte auch seinen Vettern verborgen bleiben, und er konnte solcherart fast nur nachts sein Versteck in der Herberge zum Faetone verlassen. Es war die schwerste Geduldprobe, auf die er je gestellt worden sein mochte.

Beppo, welcher schon seinem Kardinal zu Zeiten als Vorleser gedient hatte, erbot sich seinem, den mißmutigsten Grübeleien verfallenden Herren die Grillen mit der nämlichen Lektüre zu vertreiben, über welcher, wie er versicherte, seine Eminenz ihre quälendsten Gichtanfälle vergessen hatte, und da Giuseppe, nach der Art vieler damaligen jungen Edelleute, sich der Mühe eignen Lesens nicht zu unterziehen gewohnt war, so ließ er es geschehen, daß Beppo in der Stille allerlei Bücher zusammentrug und ihm halbe Tage lang daraus vorlas. Aretino und Boccaccio hätte Beppo am liebsten gegen die düstern Gedanken seines Herrn ins Feld geführt; diese Autoren stimmten jedoch zu wenig mit der ehrbaren Lebensweise überein, deren sich Beppo befleißigen wollte, und so wurde denn bald Bernardo Tassos Floridante vorgenommen, bald Alamannis Girone, ohne daß freilich Giuseppe dadurch von seiner tiefen Verdüsterung geheilt wurde, höchstens machten die ritterlichen Thaten, von denen diese Dichter zu erzählen wußten, ihm seine Unthätigkeit noch drückender.

Ich ertrage es nicht länger, rief er täglich bei jedem Anlasse aus; dies Mantua erdrückt mich. Und daß mein böser Stern mich wieder an dich ketten mußte! An einen Narren ohne Herz und Hirn! Wo in aller Welt ist der Helfershelfer Antonio Maria, auf den du mich vertröstet hast? Ich werde endlich dahin kommen, meinen Vetter Francesco auf offner Straße anzufallen.

Und Beppo, der seinen Herrn nicht für unfähig hielt, einen solchen Verzweiflungsschritt zu thun, hatte täglich mit neuen Gründen gemahnt, nur noch eine kurze Weile geduldig zu sein; auch die Helden Bernardo Tassos und Alamannis hätten sich ja schlauen Überlistens des Gegners befleißigt. Zuletzt gab er sich wirklich ernstlich Mühe, jenes Helfershelfers habhaft zu werden, zunächst indem er den Vorwand benutzte, um für seinen, von dem vielen Vorlesen schier ausgedörrten Hals irgendwo diejenige Weinsorte ausfindig zu machen, welche sich als das beste Heilmittel dagegen erweisen würde, bei welchen abendlichen Rundreisen durch die verschiedenen Osterien Mantuas er mit Freuden wahrnahm, daß ein maßvoll bedächtiger Trunk den Menschen weit besser bei guter Laune erhalte, als das Herabgurgeln ungezählter Humpen der edeln Gottesgabe.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Anarchisten in Bern.



on den vor einigen Wochen unter dem Verdachte eines gegen den Bundespalast in Bern geplanten Dynamitattentats verhafteten Anarchisten ist auch der letzte vor wenigen Tagen unbehelligt aus der Haft entlassen worden, und die Anarchisten leben seitdem in der Schweiz in demselben ungestörten Frieden wie bisher. Unmittelbar nach diesem gefälligen Abschlusse der eingeleiteten Untersuchung wurde ein in französischer Sprache abgefaßtes neues anarchistisches Plakat in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen Berns angeschlagen und ausgestreut, in welchem die Arbeiter zu Mord, Brand und Plünderung aufgefordert werden. „Was habt ihr, heißt es darin, wenn ihr euer ganzes Leben in dem Bürgerbagno zugebracht habt? Einen zu grunde gerichteten Körper. Drauf auf die Tyrannei! Gegen die Tyrannen sind alle Mittel gut. Verbrennt ihre Schlösser, bemächtigt euch ihrer Reichtümer! Plündert sie! Es lebe die soziale Revolution!“ Der Verbreiter dieses anarchistischen Plakates wurde am Abend desselben Tages in Freiburg verhaftet.

Ob in der That die Beweise gegen die seiner Zeit verhafteten Personen so ungenügend gewesen sind, daß die alsbaldige Freilassung dieser Personen geboten war, entzieht sich ohne genauere Kenntnis der Sachlage selbstverständlich einem endgiltigen Urteile; daß aber auch bei einem Teile der schweizerischen Bevölkerung selbst begründete Zweifel darüber bestehen, ob die Führung der Untersuchung in die geeigneten Hände gelegt worden sei, ergiebt sich aus einem Artikel der in Basel erscheinenden konservativen „Allgemeinen Schweizer Zeitung,“ welcher sagt: „Als die eidgenössische Untersuchung gegen die Anarchisten begann, verkündete die radikale Presse urbi et orbi, Herr Fürsprech Müller werde als Generalanwalt entschlossen eingreifen und energisch aufräumen unter dieser Brut.

Diejenigen, welche des Betreffenden sozialistisch angewehte Gesinnung kannten, schüttelte im Stillen den Kopf. Heute vernimmt man nun doch mit einer gewissen Überraschung, daß von den in Bern zahlreich Verhafteten auch der letzte in Frieden entlassen worden sei. Und gleichzeitig erscheint in den Blättern die Kunde, das ganze Attentatsgerücht sei gewiß den agents provocateurs zuzuschreiben; leider aber habe man dieses »Gesindel« nicht erwischt." Das Blatt macht dann noch auf den mit einer Reihe von Attentaten in Verbindung gebrachten Anarchisten Neve, einen Freund des berüchtigten Most, aufmerksam, den man in der Schweiz ruhig laufen läßt, während in England schon im Jahre 1882 2500 Franks auf seinen Kopf gesetzt worden sind.

Als Hauptvertreterin dieser Ansicht tritt die „Neue Züricher Zeitung" auf, welche, nachdem sie kurze Zeit die Anarchistengefahr im rechten Lichte gesehen hatte, nunmehr sich von ihrem Schrecken wieder erholt hat und ihr altes Lied von der schweizerischen Asylfreiheit zu singen beginnt. Sie kann es nicht glauben, daß die Anarchisten, die bisher in der Schweiz „so ruhig lebten," das Attentat auf den Berner Bundespalast gemacht haben. Sie hält es vielmehr für wahrscheinlich, daß von außen ein Vorstoß gegen den schweizerischen Bundesrat inszenirt, daß von fremden besoldeten agents provocateurs jener Plan der Sprengung des Bundespalastes angezettelt und zu richtiger Stunde der Behörde zugesteckt worden sei. Damit man nicht lange im Zweifel sei, wer den Vorstoß von außen gemacht hat, so fügt das Blatt hinzu, es sei „offenes Geheimnis, daß Deutschland Unsummen ausgebe, um in der Schweiz agents provocateurs zu besolden."

Von einem schweizerischen Bundesratsmitgliede ist inzwischen in öffentlichen Blättern bekannt gemacht worden, daß dem Bundesrate auch nicht der mindeste Anhaltepunkt für die Richtigkeit dieser Behauptung bekannt sei, und für jeden auch nur einigermaßen denkenden Menschen sollte es keiner besondern Versicherung bedürfen, daß an der ganzen Erfindung kein wahres Wort ist. Die Demokraten- und Judenpresse Deutschlands aber müßte nicht sein, was sie ist, wenn sie nicht mit Freuden eine Verdächtigung aufnähme und, soweit es in ihren Kräften steht, verbreitete, von welcher sie hoffen kann, sie zur Unterwühlung des Vertrauens zur Reichsregierung und zur Schürung des Hasses und der Unzufriedenheit benutzen zu können. Unter der Überschrift „Schwindel über Schwindel" bringt ein Berliner Blatt dieser Gattung einen Leitartikel aus Zürich, welcher die ganze Berner Sache als eine frivole Anzettelung einer auswärtigen Regierung darstellt, worunter deutlich die deutsche zu verstehen gegeben wird, welche nur die Anarchisten kompromittiren und ihnen Fallen legen wolle, während diese selbst als die harmlosesten Menschen, als die unschuldigen Opfer der Böswilligkeit und Heimtücke der Regierungen hingestellt werden. „Schade, heißt es dann weiter, daß Herr Stieber die anarchistische Bewegung nicht mehr erlebt hat. Seine Nachtreter sind doch nur arge Stümper. Haben sie da den ganzen, so

prahlerisch in die Welt posaunten schweizerischen Anarchistenprozeß mit so armseligen Mitteln inszenirt, daß man bereits die Urheber kennt, und die Entrüstung über die Anarchisten in Spott und Verachtung gegen die elenden Agenten fremder Staaten umschlägt, welche die Schweiz zum Schauplatz ihrer polizeilichen Komödien gemacht haben. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht! Bei dem ersten Eingreifen der schweizerischen Behörden konnte man annehmen, es handle sich um ernste Dinge. In Zukunft wird man auch der haarsträubendsten Tartarennachricht gegenüber gut thun, die vollkommenste Ruhe zu bewahren und sich nur zu fragen: Wo ist der geheime Agent?"

Für Leute dieses Schlages existiren die zweifellosen anarchistischen Schandthaten auf dem Niederwalde, in Stuttgart, München, Wien, London u. s. w. nicht; für sie ist es vollkommen gleichgiltig, daß diese Thaten alsbald in der anarchistischen Presse ruhmreich gefeiert worden sind; für sie sind die offenen Anhänger der internationalen Mörder- und Verbrecherbande mit Unrecht verfolgte unschuldige, Sympathie und Mitleid verdienende Menschen, wenn es gilt, der Regierung Opposition zu machen und sie bei dem Volke zu verdächtigen. Für derartige Leute giebt es keine Belehrung als die Gewalt, und diese könnte ihrem Begriffsvermögen vielleicht früher nachhelfen, als ihre dicken Schädel ahnen; von einem Nachbarstaate aber, der mit uns in Frieden und gutem Einvernehmen leben will, sollte man erwarten, daß er endlich einmal Ernst machte mit energischen Maßregeln gegen die gemeingefährliche Anarchistenbande, daß er sich zum Bewußtsein brächte, daß im völkerrechtlichen Verkehre sowenig als in demjenigen der Individuen nur selbstsüchtige Motive zur Richtschnur dienen dürfen, daß es Pflichten gegen den Nachbarstaat giebt, welche kein Staat ohne schließliche Gefährdung der eignen Existenz verletzen kann, daß kein Staat in seinem Gebiete Bestrebungen, die auf den Umsturz des Nachbarstaates gerichtet sind, ungestörte Entwicklung lassen darf, solange diese Bestrebungen nur nicht gegen ihn selbst gerichtet werden, und daß es für gemeine Verbrecher — was die Anarchisten sind — kein Asyl geben kann.



Beiträge zum Verständnis der mittelasiatischen Frage.

2.



nter den am Schlusse unsers ersten Artikels geschilderten gespannten Verhältnissen traf Alexander Burnes, der englische Agent, endlich, im Dezember 1837, in Kabul ein, und einige Tage nachher hatte er bei dem Emir in Bala Hissar, der Burg der Hauptstadt, eine Audienz. Er begann damit, von den wohlwollenden Absichten gegen Afghanistan zu sprechen, die England mit der Eröffnung der Schiffahrt auf dem Indus verfolge, und zu deren Förderung es Dost Muhammed nunmehr einlade; die Bewegung des Handels, die das Land einst wohlhabend und glücklich gemacht habe, werde dann wiederkehren. Der Emir erwiederte, sein Volk sei des Bürgerkrieges müde, er kenne die Vorteile der Ruhe und gedenke die großmütigen und menschenfreundlichen Pläne der Gebieter Indiens in jeder Weise zu unterstützen. Aber die Sikhs müßten vorher Peschawer räumen, das ihnen von Schah Schudscha widerrechtlich abgetreten worden sei, und England müsse Randschit Singh befehlen, dasselbe, da es ihn gefährde und friedliche Zustände verhindere, zu verlassen. Burnes antwortete darauf nicht entschieden ablehnend, empfing aber am 20. Januar 1838 von Kalkutta den Befehl, dem Emir jede Hoffnung auf Peschawer zu benehmen. Randschit habe aus Rücksicht auf sein altes Bündnis mit England seinen Kampf gegen Kabul aufgegeben. Man werde sich aber bei ihm nicht mehr für dieses verwenden, und die Ruhe in Afghanistan werde ein Ende nehmen, wenn der Emir auf seiner Forderung bestehe und mit andern Mächten Verbindungen unterhalte. Wolle derselbe Englands Freund bleiben, so müsse er ihm allein vertrauen. „Seien Sie, so schließt dieses folgenschwere Schreiben, auf Mittel zu sofortiger Herbeiführung des Friedens zwischen den Afghanen und den Sikhs bedacht, sonst werde ich in nächster Zeit die Gesandtschaft in Kabul als zwecklos zurückberufen.“ Sowohl der Inhalt als die gebieterische Form dieser Staatsschrift mußte den Baraksi-Fürsten erbittern, und Burnes rüstete sich, als er erkannt hatte, daß künftig auf denselben nicht mehr zu rechnen sei, zur Abreise, die am 26. April 1838 wirklich erfolgte. In Kalkutta riet man zu unverzüglicher Rüstung und möglichst baldigem Vorgehen gegen die Afghanen, die Vorhut der Russen. Es geschah zu einer Zeit, wo man noch nicht wußte, daß die Perser vor den Drohungen Englands die Belagerung Herats aufgeben würden, und man rüstete sich daher, um nötigenfalls einem persisch-russischen Heere die Spitze bieten zu können. Das nächste

Ziel der Engländer war aber die Vernichtung der Barakſi-Herrſchaften und die Wiedererhebung Schah Schudſchas, der allein als ſicherer Nachbar an der Nord- und Südweſtgrenze und als zuverläſſiger Bundesgenoſſe gegen die Perſer und Ruſſen galt, auf den Thron Afghaniſtans, das mit ihm unter die Oberherrlichkeit der Briten kommen ſollte. Macnaghten, der Sekretär im auswärtigen Amte der angloindiſchen Regierung, ging nach Lahore, um den Maharadſcha Randſchit zur Teilnahme an dem Feldzuge zu gewinnen, und der letztere ſchloß, teils aus Haß gegen Doſt Muhammed, teils aus Furcht vor der britiſchen Übermacht, ein Offenſiv- und Defenſivbündnis mit England ab, nach welchem er demſelben ein Hilfskorps von 15000 Sikhs zur Verfügung ſtellte, ihm dagegen der Beſitz aller ſeiner bisherigen Eroberungen, Kaſchmirs, Peſchawers und Multans, verbürgt wurde. Als der betreffende Vertrag, an dem ſich auch Schah Schudſcha durch Abgeordnete beteiligte, unterzeichnet war, begab ſich Macnaghten zu letzterem, der nach ſeiner Niederlage bei Kandahar in Lodianah ein unthätiges Leben geführt hatte, und bewog ihn, damit der Eroberungszug gegen die Afghanen ein legitimes Ausſehen erhielte, in ſeinem Namen ein paar tauſend Mann, die unter engliſchen Offizieren ſtehen und aus Kalkutta ihren Sold beziehen ſollten, zu dem britiſchen Heere ſtoßen zu laſſen.

Bis zum Herbſt 1839 waren die Vorbereitungen zum Kriegszuge gegen die Barakſi-Fürſten und die Perſer vor Herat vollendet. Das Heer der Verbündeten belief ſich im ganzen auf etwa 54000 Mann. Die größere Hälfte ſollte unter General Keane durch den Bolan-Paß nach Kandahar, die kleinere unter General Wade durch den Chaiber-Paß nach Kabul vorrücken. Es erging jetzt eine Kriegserklärung, die den Fürſten Hindoſtans und zugleich dem Schah Kameran in Herat mitgeteilt wurde, und in der es unter anderm hieß, Doſt Muhammed habe deutlich gezeigt, daß er eine Gefahr für Britiſch-Indien und deſſen Nachbarländer ſei, ſo lange er in Kabul herrſche. Dasſelbe gelte von den Brüdern des Emir, den Sirdars in Kandahar, die ſich mit Perſien gegen die engliſche Nation verſchworen hätten. Die letztere müſſe an der Weſtgrenze ihrer indiſchen Beſitzungen einen zuverläſſigen und allen Wirren und Neuerungen abgeneigten Nachbar haben, und da der Schah Schudſcha während ſeiner frühern Regierung den Beweis geliefert habe, daß er ein Freund Englands und ruhiger Zuſtände ſei, ſo habe man ſich entſchloſſen, ihn bei ſeinem Verſuche zur Wiedererlangung ſeiner Rechte auf den Thron Afghaniſtans zu unterſtützen. Nachdem er ſeine Abſichten erreicht, werde die britiſche Armee aus dem Lande abziehen, da man nichts andres vor Augen habe, als Wiederherſtellung der Einheit und Wohlfahrt des afghaniſchen Staates. In Wahrheit aber bezweckte man das Gegenteil. „Wir haben, ſo ſagt ein Schreiben des Vizekönigs Lord Ellenborough vom 16. Mai 1842, Kabul bekriegt, weil wir einen einſichtsvollen Herrſcher beſeitigen wollten, der es verſtand, die Stämme zu vereinigen, ein Heer zu ſchaffen und Ordnung herzuſtellen.“

Die Spannung, welche das Spionirsystem und der diplomatische Minenkrieg der Agenten Englands und Rußlands in Persien und Afghanistan zur Folge gehabt hatten, führte jetzt auch zu Erörterungen zwischen diesen beiden Großmächten, wobei man verschiedene Denkschriften wechselte, aus denen wir — natürlich nicht, weil sie die volle Wahrheit enthüllen, sondern weil sie charakteristisch sind und auf den Wert jetziger diplomatischer Äußerungen in dem Streite schließen lassen — einige Auszüge mitteilen. Da Persien an Rußland grenzt, sagte die englische Regierung, so wünscht dieses natürlich an jenem einen befreundeten und friedfertigen Nachbar zu besitzen. Andrerseits betrachtet Großbritannien es als Schutzmauer gegen jeden Angriff einer europäischen Macht auf sein indisches Reich. Deshalb wurden von uns mit Persien Verträge abgeschlossen, nach denen es, frei von jeder fremden Obmacht, mit seinen Nachbarn Frieden halten sollte. Nun treiben aber die russischen Agenten eine ganz andre Politik, indem sie den Schah zu kriegerischen Unternehmungen gegen Afghanistan aufmuntern. Man hat uns bei früherer Beschwerde hierüber versichert, daß die Handlungsweise des russischen Gesandten in Teheran den ihm erteilten Weisungen widersprochen habe. Wir haben aber nicht bemerkt, daß die russischen Agenten ihr Verhalten seitdem geändert hätten. Es ist uns vielmehr glaubwürdig angezeigt worden, der Gesandte des Zaren habe dem Schah erklärt, daß eine russische Armee gegen Chiwa und Buchara heranziehe, und daß ein glücklicher Ausgang der Unternehmung der beiden Regierungen gegen Herat die Feststellung der Grenzen zwischen Rußland und Persien im Nordwesten und in der Richtung nach dem Amu Darya sehr erleichtern werde. Gern giebt die britische Regierung zu, daß Rußland befugt ist, so zu handeln, wie es sein Vorteil erheischt. Sie ist sich ihrer Kraft zu sehr bewußt und kennt die Hinlänglichkeit ihrer Mittel, ihre Interessen in jedem Teile der Erde zu verteidigen, zu sicher, um über diese Vorfälle ernstlich Besorgnis zu empfinden. Sie hält sich aber trotzdem für verpflichtet, das Kabinet von St. Petersburg zu fragen, wie Rußland sich gegen Persien zu verhalten gedenkt: ob die Versicherung der russischen Regierung oder das Verfahren des russischen Gesandten in Teheran die Richtschnur bilden sollen, nach welcher man in Zukunft handeln wird.

Russischerseits antwortete man darauf, „damit das englische Volk beruhigt werde und die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Kaiser und der Königin ungestört erhalten würden, unumwunden“: „Der Kaiser denkt nicht an Eroberungen; nie ist ihm die Idee, die Sicherheit und Ruhe der englischen Besitzungen in Indien zu gefährden, in den Sinn gekommen, und nie wird dies der Fall sein. Er hält einen Kriegszug nach dem Indus nicht bloß für ungerecht, sondern für unmöglich, wovon ein bloßer Blick auf die Karte überzeugt. Obwohl Rußland den Schah für vollkommen berechtigt ansieht, Herat mit Krieg zu überziehen, hat es doch alles Mögliche gethan, ihn davon abzuhalten, da jedes kriegerische Vorgehen auf einen so schwachen und erschöpften Staat wie

Persien höchst gefährlich wirken muß. In diesem Sinne waren die Instruktionen des Gesandten in Teheran [Simonitsch] abgefaßt, und wenn Persien dessen Ratschläge nicht befolgt hat, so trifft die Schuld nicht Rußland." Wäre, so hieß es in der betreffenden Denkschrift weiter, Herat gefallen, so würde es nicht bei Persien geblieben sein; denn es sei durch Simonitschs Vermittlung zwischen dem Schah und den Sirdars von Kandahar ein Vertrag zu stande gekommen, nach welchem es diesen in der Eigenschaft eines völlig unabhängigen Fürstentums zugefallen wäre. Die Stämme und Fürsten Afghanistans müßten nach der Meinung Rußlands frei und in ihrem jetzigen Zustande verbleiben, da dies zum Vorteile aller bei dem Handel mit Mittelasien beteiligten Nationen gereichen werde. Afghanistan sei reich genug, um den Kaufleuten aller Völker einen gewinnbringenden Markt darzubieten, dieselben brauchten sich also einander nicht auszuschließen. Witkowitschs Sendung nach Kabul habe auf Anregung des dortigen Emir stattgefunden und nur Handelszwecken gegolten, nicht der Anknüpfung politischer Beziehungen. „Wenn von den beiden Mächten, so fuhr die Denkschrift fort, eine Grund zur Beschwerde hat, so ist es Rußland. Man kennt die unermüdliche Thätigkeit der hier reisenden Engländer, die darauf ausgehen, unter den Völkerschaften Mittelasiens, selbst unter denen an unsern Grenzen, Unruhe zu stiften; während wir nur Anteil am Gewinne des asiatischen Handels erstreben, sucht die eifersüchtige Gewerbthätigkeit Englands jeden Mitbewerber auszuschließen. Großbritannien und Rußland haben aber das gleiche Interesse daran, daß in Mittelasien die Ruhe erhalten werde, und beide Teile sollten alles aufbieten, um in den Zwischenländern zwischen ihren Besitzungen die bestehende Ordnung zu stützen und deren Unabhängigkeit zu sichern. Die unumgängliche Bedingung einer dauernden Freundschaft zwischen Großbritannien und Rußland ist, daß sie sich nicht in Mittelasien berühren und reiben."

Die englische Regierung erklärte hierauf, wenn Rußland nach den hier ausgesprochenen Grundsätzen handeln wolle, so würde es seine Agenten im Osten anweisen, genau nach denselben zu verfahren. Man höre mit Vergnügen, daß es keine feindlichen Anschläge gegen die britischen Besitzungen in Asien verfolge, und man wolle deshalb keine Einrede gegen gewisse Stellen der Denkschrift erheben; doch möge dies nicht so gedeutet werden, als ob man die Richtigkeit der Thatsachen, Ansichten und Endzwecke anerkenne, mit denen man sich nicht ausdrücklich einverstanden erklärt habe.

Rußland hatte damals sein Augenmerk mehr auf die Länder der Pforte gerichtet, es war mit seinen Grenzen und Kräften noch weit von Afghanistan entfernt, und die Zustände in Mittelasien waren überhaupt noch nicht soweit gereift, daß man mit viel Aussicht auf Erfolg hätte wagen können, den Engländern den Fehdehandschuh hinzuwerfen. So ließ es seine Pläne vorläufig fallen. Der Kaiser verweigerte die Garantie des Vertrages des Schahs mit den

Sirdars von Kandahar, die Simonitsch versprochen, und ersetzte letztern durch den General Duhamel, der beauftragt wurde, dem Schah wie den Afghanen zu erklären, der Vertrag sei deshalb nicht genehmigt worden, weil sein Gebieter nur kommerziellen Verkehr mit den Afghanen unterhalten und politischen Beziehungen zu denselben und deren Parteistreitigkeiten fernbleiben wolle. Dem Schah aber wurde der Rat erteilt, sich den Forderungen Englands, deren Gerechtigkeit man in Petersburg eingesehen, zu unterwerfen. Kurz, die Engländer hatten in der Sache für diesmal das Spiel gewonnen und nun vollkommen freie Hand gegen die Perser und die Afghanen. Wie sie das gegen jene benutzten, haben wir im ersten Artikel gezeigt, und wir wenden uns nun wieder ihrem Kriege mit Afghanistan zu.

Die Hauptarmee der Briten rückte, nachdem sie in Sindh 9000 Mann zur Sicherung der Verbindung mit ihrer Operationsbasis zurückgelassen hatte, am 23. Februar 1839 21 000 Mann stark, von Schikarpor aus und durchzog bald nachher den Bolanpaß, wo es zum Kampf mit den Belutschen kam, welche das Heer auch weiterhin vielfach belästigten. Nachdem man Quettah erreicht hatte, drang man weiter vor und gelangte endlich nach Kandahar, wo Schudscha förmlich Besitz von seinem Reiche nahm, aber auf seiten des Volkes durchaus keinem Entgegenkommen begegnete. Der Stamm der Gildschi erklärte ihm geradezu, sie wollten von einem Schützlinge der Ungläubigen nichts wissen. Mehrab Chan, der Fürst von Kelat, von Burnes aufgefordert, dem Schah im englischen Lager zu huldigen, weigerte sich dessen, verbot seinen Unterthanen, den Engländern Getreide zu liefern, und sagte dem Abgeordneten: „Ihr seid in dieses Land gedrungen, gut; aber wie wollt ihr wieder hinauskommen?“ Nachdem man in Kandahar eine Besatzung zurückgelassen, ging der Marsch weiter, zunächst nach Ghasnah, welches für eine starke Festung galt und von dreitausend Afghanen unter Haider, einem Bruder Dost Muhammeds, verteidigt, aber nach kurzer Belagerung genommen wurde. Der Emir schickte jetzt Dschabbar Chan, einen andern seiner Brüder, als Unterhändler ins britische Lager und ließ durch denselben erklären, er sei bereit, der Herrschaft zu entsagen, wenn der Durani-Schah ihn zum ersten Wessir ernenne. Dies wurde mit der Aufforderung an Dost Muhammed abgelehnt, sich freiwillig in ehrenvolle Gefangenschaft nach Britisch-Indien zu begeben, worauf Dschabbar mit einem „Nimmermehr“ antwortete. Indes wagte der Emir, als die Invasionsarmee nun weiter nach Nordosten vorrückte, obgleich ihm noch ein Heer von 13 000 Mann zur Verfügung stand, zunächst keinen Kampf, sondern flüchtete sich nach dem Gebirge im Norden, und am 7. August 1839 zog Schudscha mit seinen englischen Beschützern in Kabul ein. Es gab dabei viel Gepränge, aber von irgendwelcher Begeisterung der Bevölkerung war auch hier nicht die Rede, vielmehr wurden die Briten, deren zweite Armee, über die Chaiberpässe heranziehend, bald nach der ersten in Kabul anlangte, sofort inne, daß sie und ihr Schützling sehr un-

willkommene Gäste waren. Ihre Führer achteten nicht darauf, sie betrachteten Afghanistan schon jetzt als sichere Eroberung. Der Vizekönig dankte den Truppen für die von ihnen geleisteten Dienste in einer Proklamation, in welcher es hieß: „Die Vorsehung hat die Pläne der Feinde des britischen Reiches vereitelt. Die Häuptlinge Kabuls und Kandahars, die Genossen dieser Anschläge, sind ihrer Macht beraubt, und ihr Land ist einer freundlichgesinnten Regierung übergeben worden. Mit den Sikhs stehen wir in engem Bunde, und zwischen uns und dem Gebieter von Herat herrscht das beste Einvernehmen." Vor Einbruch des Winters schickte man die größere Hälfte des britischen Heeres durch den Bolanpaß nach Indien zurück. Mehrab Chan von Kelat, der dabei die Nachzügler der Truppen angefallen und großenteils zusammengehauen hatte, wurde am 14. November 1839 in seiner Bergveste angegriffen und kam dabei um. Die bei Kabul zurückgebliebene Abteilung der Engländer aber geriet bald in arge Bedrängnis.

Zunächst zwar hatte man sich weiterer Erfolge zu erfreuen. Dost Muhammed, der sich erst zum afghanischen Bergstamme der Jusoffi, dann nach Buchara geflüchtet und von dort aus mit usbekischen und afghanischen Scharen wieder gegen Kabul vorgedrungen war, fand, obwohl er den Feinden am Perwanpaß eine Niederlage beigebracht hatte, zuletzt, daß er sich auf die Dauer nicht behaupten könne; er ergab sich am 3. November 1840 dem britischen Gesandten Macnaghten und wurde jenseits des Indus in Lodianah internirt. Das östliche Beludschistan, wo Mir Nasir, der Sohn Mehrabs, sich empört hatte, wurde beruhigt, und der Chan versprach, dem Schah Schudscha als Lehnsherrn zu huldigen. Die Usbeken in Chulm und Kandus am Amu Darga, welche sich mit dem Ex-Emir gegen die ungläubigen Ferengis verbündet hatten, wurden eingeschüchtert und stellten eine Gesandtschaft zum Zweck einer Annäherung an England in Aussicht. Aber in Afghanistan wurden Schudscha und die Briten täglich unbeliebter. Der Günstling und Minister des Durani-Schah war so unfähig wie sein Gebieter. Sie legten dem Volke willkürlich unerschwingbare Abgaben auf und handelten gegen die einfachsten Grundregeln der Staatswirtschaft. Die Engländer machten sich daran, das Land durch Einführung westlicher Einrichtungen zu beglücken und verstießen damit gegen die Tradition in grober Weise. Der Fanatismus gegenüber allem nicht muhammedanischen Wesen, der die Masse des Volkes beseelte, wurde dadurch zu Abscheu und glühendem Hasse, den die Mullahs zur That aufzustacheln bemüht waren. Die Bewohner der Thäler und Ebnen flohen in die schwer zugänglichen Gebirge, und selbst in der unmittelbaren Umgebung von Kabul war das Land unsicher, wie die häufige Ermordung von Engländern bewies, welche sich einzeln oder mit wenigen Begleitern aus ihren Standquartieren hinausgewagt hatten. Mehrere Stämme, namentlich die Gildschi, entzogen sich völlig der Herrschaft der verhaßten Ungläubigen, und selbst auf der Hochebene zwischen Kabul und Ghasnah, wo die

Hauptstraße des Landes hinläuft, war man außer stande, die Ruhe zu erhalten. Burnes kannte diese Zustände, berichtete aber günstiges, weil er Macnaghtens Nachfolger werden wollte und sich Besserung derselben zutraute, falls man ihn gewähren ließe. Er erklärte die von andrer Seite verlangten Vorsichtsmaßregeln und die Absendung von Verstärkungen des durch Krankheiten dezimirten Okkupationsheeres für unnötig. Warnungen wurden in den Wind geschlagen, man glaubte vielmehr den Versicherungen falscher Freunde unter den Afghanen. Selbst nachdem ein Aufstand ausgebrochen war, der dem zu seiner Unterdrückung abgegangenen Brigadier Sale große Verluste zufügte und ihn schließlich in Dschellalabad festbannte, wollte man noch afghanische Stämme als für den Gebirgskrieg vorzugsweise geeignet zur Bekämpfung ihrer Landsleute anwerben. Da brach am 2. November 1841 in der Hauptstadt selbst die Revolution aus, die Akbar Chan, der Sohn Dost Muhammeds, vorbereitet hatte. Gleich am ersten Tage wurden alle Briten, die sich außerhalb des befestigten Lagers vor den Thoren befanden, auch Burnes, niedergehauen, und bald nachher nahmen die Aufständischen die britischen Magazine weg. Ein afghanisches Regiment in Kadarrah empörte sich, ermordete seine europäischen Offiziere und zog den Insurgenten in Kabul zu Hilfe. Am 22. erschien auch Akbar hier, der sich bis dahin im Gebirge bei Bahmiau aufgehalten hatte. Der tags nachher gemachte Versuch einer Abteilung der Engländer, das Dorf Bimaru zu erstürmen und dort in fester Stellung sich zu behaupten, mißlang, und jetzt bemächtigten sich Mutlosigkeit und Verzweiflung ihres ganzen Lagers, auch Elphinstones, des Oberbefehlshabers, und sie gingen auf Verhandlungen mit den Afghanen ein, die inzwischen Schudscha für abgesetzt erklärt und Siman, einen Neffen Dost Muhammeds, zum Schah gewählt hatten. Die ersten Bedingungen desselben: Auslieferung Schudschas, Niederlegung der Waffen auf Gnade oder Ungnade und sofortiger Abzug für immer, wurden zwar zurückgewiesen, am 21. Dezember aber war man beiderseits im Begriff, in ein Abkommen zu willigen, nach welchem die Briten Afghanistan mit Einschluß von Dschellalabad räumen und nach Hindostan zurückkehren, England Dost Muhammed in Freiheit setzen und mit den Afghanen ein Schutz- und Trutzbündnis eingehen, letztere Schudscha dagegen ungehindert mit den Engländern abziehen lassen und ihn sowie das Heer mit Lebens- und Transportmitteln zum Abmarsche versehen sollten. Alle Häuptlinge erklärten ihre Zustimmung, nur Akbar nicht. Er hatte einen neuen Anschlag ersonnen, der die Häuptlinge von der Treulosigkeit der Ungläubigen überzeugen und den Gesandten in sein Verderben locken sollte. Er machte letzterm Vorschläge zu einem vorteilhafteren Vertrage, und Macnaghten ging auf dieselben ein, da er Akbar vertraute. Bei einer Zusammenkunft am 23. sollte dieser neue Vertrag unterzeichnet werden. Als der Gesandte aber sich zu diesem Zwecke auf eine Anhöhe außerhalb des Lagers begab, wurden er und einer der ihn begleiteten Offiziere ermordet und dann buch-

stäblich in Stücke gehauen. Die Leibwache floh hinter die Schanzen des Lagers zurück, auf denen die Truppen Elphinstones, vor Entsetzen über diesen Verrat unthätig, dem Vorgange zusahen. Die Häuptlinge erklärten am andern Tage, an dem ersten Abkommen festhalten zu wollen, und die Engländer unterhandelten auf Grund dessen weiter mit ihnen, zahlten die den einzelnen Sirdars von Macnaghten versprochenen Summen und stellten die verlangten Geiseln. Es wurde ausgemacht, Dschabbar Chan und Akbar sollten das Heer, das mit den Troßknechten noch gegen 17000 Mann zählte, auf seinem Rückzuge nach Dschellalabad begleiten, um für dessen Verpflegung und Sicherheit auf dem Marsche zu sorgen. Wie sie dieser Verpflichtung nachkamen und wie infolgedessen die Armee Elphinstones unterging, ist schon oft ausführlich berichtet worden, und so können wir hier kurz sein. Am 6. Januar 1842 brach man auf, und acht Tage später war das Heer mit seinem ganzen Troß fast vollständig vernichtet. Akbar hatte die Pässe von Afghanen besetzen lassen, welche die Abziehenden massenhaft niederschossen. Die übrigen erfroren oder verhungerten größtenteils, da in den Bergen strenge Kälte herrschte und die zugesagten Lebensmittel ebenso ausblieben wie die versprochene Eskorte. Elphinstone und andre Offiziere wurden bei einer Zusammenkunft mit Akbar zurückbehalten und als Gefangene behandelt. Ein Teil der Frauen hatte, ihm gegen das Versprechen ausgeliefert, sie sicher nach Dschellalabad zu geleiten, dasselbe Schicksal. Das Trauerspiel war zu Ende. Der wilde Fanatismus der Afghanen, der Verrat ihrer Führer, die Kopflosigkeit der britischen Oberbefehlshaber hatten eine Niederlage herbeigeführt, wie sie die Welt seit Napoleons Rückzug von Moskau nicht gesehen. Ähnlich war das Schicksal der englischen Garnison von Ghasnah, die teils zusammengehauen, teils in die Sklaverei verkauft wurde, und nur in Dschellalabad und in Kandahar vermochten sich die Briten zu behaupten, bis der Vizekönig ihnen Hilfe schickte.

Die Ausrüstung eines neuen britischen Heeres stieß auf Schwierigkeiten. Die muslimischen Truppen in Peschawer erklärten, auf keinen Fall gegen ihre Glaubensgenossen in Afghanistan ziehen zu wollen. Die Sikhsoldaten meuterten und gaben auf jede Weise ihre Abneigung gegen die mit ihrem Gebieter verbündeten Engländer kund. Auch die Hindu-Sipahis zeigten sich meist unzuverlässig. Es mangelte an Geld, und man mußte Verstärkungen aus Europa haben. Anfangs April waren diese eingetroffen, und man sandte jetzt eine Armee unter General Pollock zum Entsatze von Dschellalabad und ein andres Korps unter Nott nach Kandahar. Da der neue Vizekönig, Lord Ellenborough, die Gefahren des Versuchs einer Wiedereroberung von Afghanistan fürchtete, so wollte er nur in Verhandlungen zum Zweck eines Austausches der Gefangenen willigen. Dieselben führten indes nicht zum Ziele, und die öffentliche Stimme in England forderte so energisch Befreiung der gefangen gehaltenen Landsleute und Rache für die Schmach, welche die britischen Waffen erlitten hatten,

daß die beiden Generale endlich den Befehl erhielten, weiter vorzurücken. Nott ging hierauf nach Ghasnah, das am 6. September genommen und durch Brand und Sprengungen großenteils zerstört wurde. Während er nach Kabul weiter zog, setzte sich auch Pollock in Bewegung, schlug die Afghanen bei Gandamak und bei Tesin, wo Akbar ihm mit 16000 Mann entgegentrat, und rückte fast zu gleicher Zeit mit Nott in Kabul ein, wo sich die Racheszenen von Ghasnah wiederholten und u. a. der große, von Orangsib erbaute Bazar, sowie zwei Moscheen in die Luft gesprengt wurden. Viele andre Orte teilten dieses Schicksal, selbst Fruchtbäume und Getreidefelder wurden nicht verschont, und überall waren Niedermetzelungen der Einwohner und zahlreiche Hinrichtungen an der Tagesordnung. Die gefangen gehaltenen Frauen waren den Engländern inzwischen ausgeliefert worden, und nun zog das vereinigte britische Heer sich durch den Chaiber-Paß, diesmal ohne wesentliche Verluste zu erleiden, nach Peschawer zurück. Der Sieg in diesem Feldzuge war den Engländern wesentlich durch die Uneinigkeit der Afghanen erleichtert worden. Der von ihnen erwählte neue Schah Siman besaß nur geringe Macht, die Sirdars handelten nach Gutdünken. Schudscha behauptete sich in der Burg von Kabul. Nach dem Abzuge der Briten ließ er sich von den Barakſi aus seiner Veste locken und wurde ermordet. Sein Sohn Fateh Dschang hielt sich einige Monate in der Burg, mußte jedoch Akbar zum Wessir annehmen und entrann zuletzt mit genauer Not nach Dschellalabad. Erst als Dost Muhammed, von Ellenborough aus der Gefangenschaft entlassen, in das Land zurückkehrte, wurde wieder Ordnung hergestellt. Bald aber bekamen auch die englischen Generale hier wieder zu thun. Die Afghanen und die Sikhs überwanden in den nächsten Jahren ihren alten, hauptsächlich in der Religion begründeten Haß gegen einander und vereinigten ihre Kräfte gegen die gemeinsamen Gegner, die immer weiter um sich greifenden Briten. Es kam zu einem blutigen Kriege der letzteren gegen die Sikhs, an welchem sich Dost Muhammed mit 16000 Reitern beteiligte. Nach der Entscheidungsschlacht aber, die am 21. Februar 1849 bei Gutscherat stattfand, überließ er die Verbündeten ihrem Schicksal, ging über den Indus und zog sich durch den Chaiber-Paß in sein Land zurück. Die Sikhstaaten (des Pendschab) wurden bald darauf mit dem angloindischen Reiche vereinigt, und dann kam die Reihe auch an die afghanischen Gebirgsstämme nordwestlich von Peschawer, zunächst an die Jusoffi, dann, 1850, an die Afridi. Das übrige Afghanistan überließ man bis auf weiteres sich selbst.

Dost Muhammed verstand es, sich zunächst im Nordosten, in Kabul, dann auch in Balch, der Provinz jenseits des Hindukuh, durch welche er sich den Weg nach Bucharah öffnete, allgemeines Ansehen zu verschaffen. Dann wendete er seine Blicke nach Südwesten, nach Kandahar, wo Kohandil Chan als der mächtigste afghanische Fürst neben ihm gebot, und vereinigte dessen Land, nachdem er ihn besiegt hatte, mit seinen bisherigen Besitzungen. Beim Ausbruche des

Krimkrieges schien er zuerst zwischen Rußland und England zu schwanken, glaubte aber dann sein Interesse besser bei letzterem gewahrt und schloß infolge dessen mit den Briten 1855 einen Freundschaftsvertrag ab, wobei er jedoch das Ansinnen derselben, eine ständige englische Gesandtschaft an seinem Hofe zuzulassen, von der Hand wies. Die Freundschaft der Engländer kam ihm zu statten, als er 1862 mit seinem Neffen Achmed, dem Gouverneur von Herat, in Streitigkeiten über die Provinz Farrah geriet. Im nächsten Jahre unternahm er einen Feldzug dahin, der mit der Einnahme Herats endigte, starb indes schon einige Tage nach dem Einrücken in diese Stadt, am 9. Juni 1863. Er schied mit dem Bewußtsein aus dem Leben, alle Teile Afghanistans rechts vom Indus wieder zu einem Reiche verbunden zu haben.



Die Schriftvergleichung im Strafprozeß.

Von Otto Gerland.



n politischen Blättern wird ab und zu unter Anknüpfung an bestimmte Rechtsfälle eine herbe Kritik an dem im Strafprozeß zulässigen Schriftvergleich-Verfahren geübt. Es verlohnt sich bei der Wichtigkeit des Stoffes, die Frage auch in diesen Blättern einmal einer Besprechung zu unterziehen.

Eine Reihe von Gesetzesübertretungen, wie z. B. die Urkundenfälschung, werden nur durch die Schrift begangen, andre, wie eine Majestätsbeleidigung oder eine Privatbeleidigung, können auch auf schriftlichem Wege begangen werden; in solchen Fällen steht und fällt die Anklage mit der Frage, ob das in Rede stehende Schriftstück von der Hand des Angeklagten herrührt. Es kann aber ein Schriftstück auch als Beweismittel von erheblicher Bedeutung sein, wie z. B. ein Brief, in welchem der Angeschuldigte sich bereit erklärt, ein Verbrechen zu begehen, oder in welchem er die That direkt oder indirekt wie etwa durch den Auftrag, gestohlene Gegenstände oder blutige Kleidungsstücke zu beseitigen, einräumt.

Es ist klar, daß in allen diesen Fällen die Frage, ob der Angeschuldigte das betreffende Schriftstück oder die in Betracht kommende Stelle desselben geschrieben habe, garnicht umgangen werden kann, und es handelt sich nur darum, mit welchen Mitteln man zur Beantwortung dieser Frage gelangen kann. Ist die Urkunde eine öffentliche, sind beweisende Zeugen vorhanden oder liegt ein glaubhaftes Eingeständnis vor, so erledigt sich alles sehr einfach; trifft aber dies alles nicht zu, dann bleibt nur noch ein einziges Mittel zum Beweise der

Echtheit des Schriftstückes übrig: die sogenannte Schriftvergleichung (comparatio literarum).

Dies Mittel dürfte so alt sein, als überhaupt Schriftstücke der richterlichen Beurteilung unterworfen worden sind. Kaiser Justinian behandelt es bereits als ein allbekanntes, und so ist es angewandt worden bis auf den heutigen Tag. Es ist aber auch von jeher klar gewesen, welche Schwierigkeiten mit der Anwendung dieses Beweismittels verbunden sind, und wie geringe Sicherheit auf dem Wege der Schriftvergleichung gewonnen wird. Auch dies deutet schon Justinian an, und es klingt durch alle Schriften über den Strafprozeß bis auf die neueste Zeit wieder. Diejenigen Autoren, welche unter der Herrschaft der formalen Beweistheorie geschrieben haben — es mögen nur Tittmann und Heffter genannt sein —, sind darin einig, daß selbst bei der vorsichtigsten Erhebung des betreffenden Beweises die Schriftvergleichung einen vollen Beweis nicht erbringen könne, und denselben Standpunkt nehmen einzelne Gesetzgebungen jener Periode, z. B. die preußische und bairische, ein. Da man nun außerdem jedes Zwangsmittel zur Erforschung der Echtheit, wie die Vermutung eines Eingeständnisses bei verweigerter Erklärung vonseiten des Angeschuldigten oder die Abnahme des Diffessionseides verwarf, so war für den damaligen Prozeß ein brauchbares Resultat gewonnen, da ohne vollen Beweis niemand verurteilt wurde und also auch die Schriftvergleichung allein eine Verurteilung nicht nach sich ziehen konnte.

Anders gestaltete es sich mit der Einführung der freien, materiellen Beweistheorie, der zufolge der Richter an keinerlei Beweisregeln mehr gebunden ist, sondern „nach seiner freien, aus dem Inbegriff der Verhandlungen geschöpften Überzeugung unter Berücksichtigung des gesamten Inhalts der Verhandlungen" zu entscheiden hat. Mit der Einführung dieses Grundsatzes beginnt das Institut der Schriftvergleichung bedenklich zu werden, und umso bedenklicher, weil jetzt die Urteilsfindung teils mit, teils ausschließlich in die Hände von Männern aus dem Volke gelegt wurde, die im Urteilsfinden ungeübt sind und nicht einmal Gründe für ihre Entscheidung abzugeben haben, und nun treten auch die Klagen über Urteile auf Grund mangelhaft vorgenommener Schriftvergleichungen auf, namentlich wird, da jetzt die Schriftvergleichung allein als Beweismittel dienen kann, die Frage laut, welche Eigenschaften die nun zu einem weit größeren Einflusse als bisher gelangten Sachverständigen haben müssen. Den Übergang zu dieser Periode bildet Mittermaier, welchem als dem Vorkämpfer für Einführung des neueren Strafverfahrens in Deutschland sich auch die aus der neueren Beweistheorie ergebenden Bedenken zuerst aufdrängen mußten. Aber kein juristischer Schriftsteller verlangt Beseitigung der Schriftvergleichung, auch Osenbrüggen spricht bei der Mitteilung eines Falles unschuldiger Verurteilung auf Grund einer Schriftenvergleichung in Holtzendorffs Strafrechtszeitschrift (Bd. 7, S. 186 ff.) nur für Vorsichtsmaßregeln bei der Anwendung dieses

Beweismittels. Nur die Tagespresse verlangt bisweilen bei Besprechung einzelner Rechtsfälle, in welchen die Schriftvergleichung unvorsichtig angewandt wurde, alsbald deren gänzliche Beseitigung.

Auch alle neueren Strafprozeßordnungen haben die Schriftvergleichung als etwas selbstverständliches angesehen und diese Materie deshalb kurz abgefertigt. Die Reichsstrafprozeßordnung erwähnt sie im § 93, der dem § 84 des Entwurfs wörtlich entspricht, ebenfalls als ein zulässiges Beweismittel und verlangt nur, daß sie „unter Zuziehung von Sachverständigen vorgenommen werden" soll; in der Begründung dazu heißt es ganz kurz: „Die §§ 78—84 sind für einige Fälle der Vernehmung von Sachverständigen, bez. der Einnahme des Augenscheins besondre Bestimmungen, wie solche sich fast in allen deutschen Gesetzgebungen finden, getroffen. Zum Teil sind dieselben weniger legislativer als instruktioneller Natur, und sie könnten deshalb vielleicht entbehrt werden. Der Entwurf hat indes geglaubt, sie nicht gänzlich übergehen zu sollen." Einige der bisher giltigen Strafprozeßordnungen erwähnten die Schriftvergleichung mit keinem Worte, schlossen sie also auch nicht aus, sondern ermöglichten damit vielmehr nur die Vornahme derselben durch das Gericht allein ohne Zuziehung von Sachverständigen, denn letztere sind nach solchen Prozeßordnungen nur zu vernehmen, wenn es der Begutachtung durch Sachverständige bedarf, während der Richter bei Prüfung der Frage, ob ein Umstand für bewiesen zu halten ist oder nicht, lediglich seiner innern Überzeugung zu folgen hat; glaubt er also diese Überzeugung ohne Zuziehung von Sachverständigen erlangen zu können, so kann er in einem Falle, wo dieselbe nicht ganz bestimmt vorgeschrieben ist, nicht zu deren Zuziehung gezwungen werden. Hiergegen enthält also die Reichsstrafprozeßordnung eine größere Sicherheit für die Gründlichkeit des Verfahrens, weil nach ihren Bestimmungen die Schriftvergleichung ohne Zuziehung von Sachverständigen garnicht vorgenommen werden kann.

Der Standpunkt der Reichsstrafprozeßordnung dürfte aber auch der allein richtige sein.

Ganz auf die Schriftvergleichung zu verzichten, ist unmöglich, wenn man nicht eine ganze Reihe von Gesetzesübertretungen aus Mangel an Beweis für straflos erklären will; was auch bei der weitesten Rücksicht für den Angeschuldigten niemand, dem es überhaupt mit Aufrechterhaltung der Rechtsordnung im Staate Ernst ist, wollen wird, und was gleichzeitig der Theorie der materiellen Beweisprüfung und der Urteilsfällung nach freier Überzeugung vollständig widersprechen würde, indem man dem Richter die Anwendung eines Beweismittels als zu gefährlich untersagen würde.

Aber etwas andres ist die Anwendung von allen Vorsichtsmaßregeln, wie sie ein Beweismittel so schwieriger Art verlangen kann, und zwar vor allem bei der Auswahl der als der Vergleichung zu grunde zu legenden Schriftstücke und bei der Auswahl der Sachverständigen.

In der ersteren Richtung verlangt schon Justinian, daß nur unzweifelhaft echte Schriftstücke zur Vergleichung herangezogen werden dürfen; allein es genügt noch nicht, daß die Vergleichungsstücke überhaupt vom Angeschuldigten herrühren, sie müssen auch aus derselben Zeit wie das zu rekognoscirende Schriftstück stammen, da die Handschrift eines Menschen sich mit der Zeit ändert; sie müssen auch, wenn möglich, in gleicher Stimmung, mit gleichem Schreibmaterial und in gleicher Situation geschrieben sein. Ein flüchtig hingeworfenes Schriftstück kann ganz andre Züge enthalten als ein mit Muße zu Papier gebrachtes, mit einer ungewohnten Feder schreibt man ganz anders als mit der der Hand angepaßten, ein aufgeregter Mensch schreibt anders als ein ruhiger. Deshalb hat man sich wohl zu hüten, den Angeschuldigten etwas schreiben zu lassen, wenn man ihn nicht zuvor vollkommen beruhigen und mit entsprechendem Schreibmaterial versehen kann; ein Zwang zur Niederschrift ist ganz zu vermeiden, wie dies auch einzelne der durch die Reichsstrafprozeßordnung aufgehobenen deutschen Prozeßordnungen ausdrücklich vorschrieben. Ein solches Verbot ist aber für die Reichsstrafprozeßordnung nicht erforderlich, da deren Bestimmungen in §§ 136 und 243, welche es in das freie Ermessen des Angeschuldigten stellen, ob er überhaupt etwas auf die Anklage erwiedern will, indirekt jeden Zwang zur Beschaffung eines Beweismittels, also auch zur Niederschrift eines zu einer Schriftvergleichung nötigen Schriftstückes verbieten.

In der zweiten Richtung aber prüfe man genau, ob die als Schriftkundige ausgewählten Sachverständigen auch wirklich den genügenden Sachverstand besitzen, nämlich die Fähigkeit, eine Handschrift nach ihren charakteristischen Eigenschaften zu beurteilen. Man nimmt sehr häufig bei der Schriftvergleichung Schreiblehrer als Sachverständige, und doch sind diese an und für sich die ungeeignetsten Personen zu diesem Zwecke, da ihnen in ihrem Beruf nur die Prüfung von Handschriften mit Bezug auf die Korrektheit und Schönheit der Schriftzüge obliegt, und zweitens noch dazu häufig genug von Schülern, denen des Lehrers *eigene* Handschrift als Muster diente, sodaß ihre Schriftzüge alle auf einen ursprünglichen gemeinschaftlichen Charakter zurückzuführen sind. Nun bedenke man, wie leicht Handschriften verschiedener Personen sich täuschend ähnlich sehen können, z. B. von Geschwistern, von gleichzeitig ausgebildeten Personen, da auch die Schreibkunst ihre Moden hat, die oft geradezu durch die Schreibmaterialien gewisser Zeiten verursacht werden, oder endlich von Schülern ein und desselben Lehrers, namentlich wenn es ungebildete Menschen sind, welche die ihnen vorgezeichneten Schriftzüge mehr mechanisch nachbilden als aus eignem Nachdenken reproduziren. Man bedenke ferner die Fähigkeit mancher Personen, fremde Handschriften täuschend nachzuahmen (gehört doch diese Fähigkeit z. B. beim Lithographen zum Gewerbe), und man ziehe endlich in Betracht, daß sowohl der Verbrecher bei Begehung des Verbrechens als auch der Angeschuldigte bei der Herstellung von Schriftstücken bei seiner Vernehmung

oder Verteidigung — vielleicht gerade um die Ähnlichkeit seiner Handschrift mit einer nicht von ihm herrührenden zu verdecken — seine Handschrift absichtlich verstellt. Aus all diesem Gesagten erhellt, daß das Amt eines Schriftsachverständigen mehr voraussetzt, als ein Schreiblehrer für gewöhnlich besitzen kann, und daß man bei der Auswahl der Sachverständigen für die Schriftvergleichung fast mit größerer Sorgfalt zu Werke gehen muß als bei der Wahl irgendeines andern Sachverständigen. Archivare, Registratoren, Buchhalter ausgebreiteter Geschäfte, Schriftsetzer bedeutenderer Druckereien, Kopisten größerer Gerichte oder Verwaltungsbehörden, das alles sind Personen, welche kraft ihres Berufs die verschiedensten Handschriften vor Augen bekommen und in deren charakteristische Eigenschaften einzudringen haben, wenn sie dieselben vollständig und leicht verstehen wollen; ihnen sind Lithographen und ähnliche Gewerbtreibende zuzurechnen, welche fremde Handschriften sogar nachahmen müssen. Aus diesen Kreisen sind die Schriftverständigen zu entnehmen, und wenn solche Personen nicht am Gerichtsorte vorhanden sind, so lasse man sie lieber von andern Orten kommen, anstatt wegen Kostenersparnis oder aus kleinlichem Kirchturmspatriotismus nicht genügende Personen des Gerichtsortes dazu zu verwenden, wie ja auch z. B. bei Nachdrucks- oder Musterschutzprozessen Sachverständige oft von weither vor das erkennende Gericht geladen werden.

Wenn in den angedeuteten Richtungen mit der genügenden Vorsicht verfahren wird, dann ist nicht abzusehen, wie aus der Beurteilung der Schriftvergleichung durch den Richter größere Bedenken bezüglich unrichtiger Verurteilungen oder Freisprechungen erfolgen sollten als bei andern schwierigen Beweisfragen, wo der Richter auf Grund andrer Sachverständigen, z. B. in den ebenerwähnten Nachdrucksachen oder auf Grund der Aussagen unklarer Zeugen oder eines verwickelten indirekten Beweises zu erkennen hat. Unsern Gerichten die Fähigkeit zu dieser Beurteilung absprechen, heißt denn doch ein Mißtrauen in dieselben setzen, zu welchem eine Veranlassung nicht vorliegt. Auch in der Rechtsprechung können wie bei jeder menschlichen Thätigkeit Irrtümer vorkommen, deshalb sind die Rechtsmittel eingeführt. Die Anleitung zur Vermeidung solcher Irrtümer kann aber nicht Sache der Gesetzgebung sein, sondern sie liegt der juristischen Erziehung ob, sowohl der Lehre der Universitäten als der Ausbildung in der Praxis; dort wird der junge Jurist wie im vorsichtigen Gebrauche jedes Beweismittels so auch in dem der Schriftvergleichung unterrichtet werden müssen, die Gesetzgebung kann nicht mehr thun als bestimmen, wo überhaupt dem richterlichen Ermessen das Urteil von Sachverständigen zu grunde gelegt werden muß. Höchstens würden in dieser Richtung eingehendere Dienstinstruktionen erlassen werden können, wie ja auch die in der Reichsstrafprozeßordnung enthaltene Bestimmung über die hier erörterten Materien von der Begründung der Strafprozeßordnung selbst als eigentlich instruktioneller Natur bezeichnet wurde.

Ostpreußische Skizzen.

1. Land und Leute.



Der Süd- und Westdeutsche hält Ostpreußen für eine Art preußischen Sibiriens, jedenfalls für ein ultima Thule der Zivilisation. Wenn es auch nicht so arg ist wie die Ostpreußen scherzweise selbst sagen: man glaube im übrigen Deutschland, auf den Straßen von Königsberg liefen die Eisbären herum — so ist man sicherlich auch in den Kreisen gebildeter und wohlunterrichteter Leute der Meinung, unsre Nordostmark sei ein trauriges, ödes, der Naturreize und des feineren Komforts fast gänzlich, fröhlichen deutschen Lebensgenusses aber gänzlich entbehrendes Land, dessen Klima dem russischen weit näher stehe als demjenigen der meisten Teile Deutschlands. Vor allem hat sich die Vorstellung festgesetzt, das Land sei vollständig flach und entbehre infolge dessen jeder Spur von schönen Flußthälern und von stattlich sich darstellenden Höhenzügen. Ja auch an dem Vorhandensein schöner Wälder scheint stark gezweifelt zu werden; ist es doch dem Schreiber dieses selbst begegnet, daß ihn jemand fragte, ob es denn in Ostpreußen einen andern als krüppelhaften Baumwuchs gebe. Es war jedoch nicht schwer, diesem Herrn die Überzeugung beizubringen, daß er eine Thorheit gesagt habe, indem man ihn darauf hinwies, daß doch selbst um das Weiße Meer herum noch prachtvolle Wälder mit herrlichen Fichten- und Birkenexemplaren vorkämen, und daß doch die Buche der eigentliche Charakterbaum der südlichen Ostsee sei. Daran, daß es in Ostpreußen noch andres Obst als höchstens Schlehen und Heidelbeeren gebe, glaubt natürlich niemand.

Nun muß man allerdings nicht den Ostpreußen fragen, wenn man über die wirklichen Verhältnisse Ostpreußens reinen Wein eingeschenkt haben will. Der Ostpreuße ist zwar sehr geneigt, die Rauhigkeit seines heimatlichen Klimas anzuerkennen oder wohl gar noch zu übertreiben. Wenn der alte landesübliche Spruch:

> Ein Reisender von guter Art,
> Der trägt den Pelz bis Himmelfahrt;
> Doch ist er noch von bess'rer Sitt',
> Nimmt er ihn bis Johanni mit —

noch einige Begründung haben mag, so ist es doch entschieden eine jeden Sinnes entbehrende Übertreibung, wenn einige sagen:

> Himmelfahrt — der Bauer den Pelz verwahrt;
> St. Johann — zieht er ihn wieder an.

Die Wahrheit ist einfach die, daß die Frühlinge spät und rauh, die Winter oft sehr strenge sind und auch in die Sommerszeit hinein zuweilen ein rauher Zug kommt; sonst läßt die Sommerwärme recht häufig nichts zu wünschen übrig, und die Herbste sind oft sehr schön. Das alles weiß der Ostpreuße auch recht gut, ist jedoch geneigt, seinem Klima schlimmeres nachzusagen. Aber abgesehen von solchen Ausbrüchen übler Laune, die man vielleicht auch als eine Art Koketterie mit dem rauhen Klima bezeichnen könnte, ist der Ostpreuße ungemein heimatstolz und hält seine Provinz ohne weiteres für den besten und fruchtbarsten, ja wohl auch für den schönsten Teil Deutschlands. Und wenngleich letzteres unhaltbar, sogar ein wenig krankhaft ist, so bleibt es doch in der That richtig, daß Deutschland hier eine herrliche, in ihrer Produktions- und Entwicklungsfähigkeit noch lange nicht genug gewürdigte Provinz besitzt. Was ihr fehlt, sind: Kapital, Verbindungen und — Hinterland. Ein Eisenbahn- und Chausseenetz ist in der Vollendung begriffen und hat heute schon solche Veränderungen hervorgebracht, daß ein vor zwanzig Jahren ausgewanderter Ostpreuße seine Heimat heute nicht mehr zu erkennen vermöchte; das Kapital beginnt sich dem Lande zuzuwenden. Diese beiden Voraussetzungen einer künftigen Blüte treten also allmählich in die Wirklichkeit. Was die Frage eines künftigen Hinterlandes betrifft, so ist diese allerdings delikater Natur und in der Öffentlichkeit nicht wohl zu besprechen; man muß sich da mit bloßen Andeutungen begnügen. Es ist nicht daran vorbeizukommen, daß Ostpreußen (ebenso wie auch Westpreußen) wirtschaftlich nur ein Anhängsel Polens ist, und daß hiernach die Sympathien billig gewürdigt werden müssen, welche Städte und Adel dieser Provinz so lange Zeit hindurch nach Süden statt nach dem stammverwandten Westen zogen. Nun sind Ost- und Westpreußen, wills Gott auf ewige Zeit, von polnischer Oberherrschaft befreit, aber eben infolge hiervon stehen sie wirtschaftlich ein wenig in der Luft; sie können nicht recht zur Blüte kommen, und Polen geht, seiner natürlichen Strom- und Seeverkehrsorgane beraubt, zu grunde. Wird je die Zeit kommen, wo das alte Land in umgekehrtem Sinne wiederhergestellt wird? Wer kann es wissen?

Ostpreußen ist nicht gleichmäßig fruchtbar. Man kann in der That sagen, daß es für das Land nichts Charakteristischeres giebt als die neben und durch einander liegenden schärfsten Gegensätze. Da liegt ein herrliches Gut oder Dorf recht wie eine Oase mitten in einer Sandwüste; da erstreckt sich wieder mitten in fruchtbarster Gegend ein völlig öder Landstrich. Großenteils sind dies indessen Verhältnisse, welche sich durch sorgfältigen, energisch betriebenen Anbau bessern lassen, denn zum Teil sind sie auf nichts andres als auf die (polnische) Nationalität der Bebauer oder auf die Rückwirkungen früheren Besitzstandes zurückzuführen. Doch spielt in einem großen, den Süden und Südwesten ausmachenden Teile des Landes, nämlich in dem ganzen eigentlichen Masuren, auch die natürliche Bodenbeschaffenheit eine Rolle, an der sich höchstens durch all-

gemeine, durchgreifende Meliorationen etwas würde ändern lassen. In diesem unendlich seenreichen Lande (von Styrlack, der ersten Station hinter Rastenburg, bis Lyck, zehn Meilen weit, ist man immer nur sekundenlang ohne den Blick auf wenigstens einen See, und der größte Landsee Deutschlands, der Spirding, liegt hier im Kreise unzähliger großen und kleinen Genossen) ist auch der Boden in außerordentlichem Maße mit Wasser durchtränkt, sodaß an manchen Stellen die wasserführende Schicht nicht einen Meter unter der Oberfläche liegt; darum ist es dort so schwer, Bäume — namentlich Obstbäume — groß zu ziehen, und auch der landwirtschaftliche Anbau leidet unter diesen Umständen sehr Not. Die Meinungen darüber, ob und wie hier geholfen werden könne, sind geteilt, aber sicher ist, daß in diesen Landstrichen der Bodenwert überaus niedrig ist. Am niedrigsten ist er in der Gegend des Städtchens Willenberg im Süden des Ortelsburger Kreises, wo zu dieser Beschaffenheit des Untergrundes eine hie und da aus reinem Flugsand bestehende Oberfläche tritt; hier sinkt er bis auf drei Mark für den Morgen. Andre sandige Striche lassen nichts weiter als dürftigen Waldwuchs zu. Wieder andre Gegenden bestehen recht eigentlich aus Sumpfwald oder aus künftigem Torfmars; ersteres gilt von dem seines Elchstandes wegen berühmten Ibenhorster Forst am kurischen Haff, letzteres von dem nur zu Kartoffelbau nutzbar zu machenden „großen Mars“ im Kreise Labiau. Zahlreich sind die Striche, deren Boden wenn auch nicht gerade schlecht, so doch dürftig oder gering ist, und auch dies trifft nicht nur im großen, sondern auch im kleinen, mitten in sonst trefflichen Besitzungen zu. Fast überall finden sich endlich die „Hutweiden,“ schlechte, oder infolge langer Vernachlässigung mit Moos überwachsene Wiesen, auf denen die guten Gräser nicht mehr emporzukommen vermögen. Zuletzt ist auch des Klimas in der Richtung auf die Ertragsfähigkeit des Bodens Erwähnung zu thun. Es ist dasselbe, wie schon angedeutet, nicht so schlimm, wie es im übrigen Deutschland verschrieen ist, und bemerkenswerterweise hat es den Anschein, als ob sich seit einer kurzen Reihe von Jahren die klimatischen Verhältnisse entschieden gebessert hätten. Im größten Teile des Landes kommen alle unsre Feldfrüchte noch gut fort, wenn auch die Vegetationsperiode eine kürzere ist als schon in den benachbarten Provinzen, und infolgedessen alle landwirtschaftlichen Arbeiten mehr zusammengedrängt werden müssen, auch gewisse Nachpflanzungen (wie Stoppelrüben) für gewöhnlich nicht mehr wohl ausführbar sind. Feines Obst kann im ganzen Nordwesten recht gut gezogen werden, an Spalieren auch Aprikosen und Pfirsichen, sowie Trauben; und wenn man sich auch kaum vorzustellen vermag, daß der ostpreußische Weinbau zur Ordenszeit ein bedeutender war, so lassen sich doch leicht Punkte auffinden, an denen sich auch heute noch ein ebenso befriedigender Wein wie der Grüneberger ziehen lassen dürfte. Weiter gegen Süden, Osten und Norden verschlechtern sich diese Verhältnisse jedoch bedeutend. Das Land wird von dem sogenannten „ostpreußischen Landrücken“ durchzogen,

dessen Höhe an zwei Stellen bis gegen tausend Fuß steigt und im allgemeinen vier- bis fünfhundert Fuß beträgt; diese Hochfläche ist ziemlich rauh, und die nach Süden anstoßenden, zum Weichselgebiet gehörigen Landstriche (Masuren), deren Meereshöhe nicht viel geringer ist, sind es gleichfalls. Vom Kreise Goldap aus, dem durchschnittlich höchstgelegnen und daher rauhesten der Provinz, geht der Höhenrücken zwar auf russisch-polnisches Gebiet über, aber die nun anstoßende, den Witterungseinflüssen aus Rußland her ganz preisgegebene littauischen Ebene ist auch nicht viel milder. Bis Insterburg, im tiefen Pregelthale, gedeihen noch Ölfrüchte, aber von hier gegen Gumbinnen zu hören dieselben auf; weiter nördlich die „Niederung," ein eigentümliches, von einem unentwirrbaren Systeme von Memelarmen, Kanälen und Küstenflüßchen durchzogenes, sehr fruchtbares Gebiet, hat allerdings noch Meeres-, also milderes Klima, und kann wieder alle Feldfrüchte zeitigen, aber noch weiter nördlich und östlich kommt doch auch der Weizen nicht mehr fort. Schon bei Insterburg ist der Nußbaum nur noch in strauchartigem Zustande zu erhalten, und im eigentlichen Littauen reift wohl unser gewöhnliches Obst so leidlich, feineres aber nicht mehr oder nur unter besonders günstigen Umständen. Daß in diesem Landstriche auch diejenigen Schwierigkeiten größer sind, welche sich aus der Kürze der Vegetationsperiode ergeben, läßt sich denken; sinkt die Dauer der letzteren doch hier nicht selten auf $4^1/_2$ Monate. Diesen ungünstigen Verhältnissen stehen nun aber auch wieder sehr günstige gegenüber. Klimatisch am besten situirt sind die unter dem Einflusse des frischen Haffs stehenden, nächstdem die westlich und südwestlich am kurischen Haff gelegenen Landstriche; also in erster Linie das ganze Ermland (die Kreise Braunsberg, Heilsberg, Allenstein und Rössel) und die Kreise Heiligenbeil, Preußisch-Eylau, Preußisch-Holland und Mohrungen, sowie ein Teil des Kreises Osterode, in zweiter Linie die Kreise Königsberg-Land, Fischhausen, Labiau und Wehlau. Anteil an diesem milderen Klima haben noch die Kreise Friedland und Rastenburg. Das ist der gute Teil von Ostpreußen; es ist zugleich derjenige Teil, wo das Deutschtum unbestritten herrscht. Mit geringen Ausnahmen, deren hauptsächlichste die Niederung bildet, hat diese Gegend auch den fruchtbarsten Boden. Die Niederung, die (in ihrem wichtigsten Teile wenigstens) recht eigentliches Marschland ist, steht ziemlich obenan; nur der durch die Nähe der Provinzialhauptstadt zu intensivstem Anbau befähigte Landkreis Königsberg hat ähnliche und wohl noch etwas höher gehende Reinertragszahlen aufzuweisen. Nun schließt sich ein eigentümliches Verhältnis an: der berühmte „schwarze Lehm" des Kreises Rastenburg und der „rote Lehm" der Kreise Wehlau, Gerdauen, Friedland und Königsberg-Land. Es ist dies ein ungemein ertragsfähiger, aber gefährlicher Boden; treffen alle günstigen Umstände zusammen, so kann er einmal fabelhafte Erträge liefern; ist aber die Witterung sei es zu naß oder zu trocken, so ist er kaum zu bearbeiten und liefert schreckliche Fehlernten. Weiter nach Westen wird der Boden milder, und das nörd-

liche Ermland nebst den ähnlich beschaffenen Kreisen Heiligenbeil und Preußisch-Holland bildet wohl (immer abgesehen vom Landkreise Königsberg) den besten, ständig fruchtbarsten und am solidesten fortschreitenden Teil der Provinz. In guten Jahren produzirt Ostpreußen sehr respektable Mengen; im Herbste 1882 ist geschätzt worden, daß allein im Landkreise Königsberg für eine Million Mark Getreide auf den Mieten (oder wie man in Ostpreußen sagt „Getreidebergen") stehe. Nasse Jahre hingegen lassen aus den schon angedeuteten Gründen in Ostpreußen eher als in andern Provinzen alles zu grunde gehen.

Zu viel Wasser! Das ist die große Klage, der man in Ostpreußen allenthalben begegnet. Wohl sind ausgedehnte Striche jetzt ganz oder teilweise drainirt, Meliorations- und Drainage-Genossenschaften sind vielfach vorhanden oder in der Entstehung begriffen, ganze Seen sind abgelassen worden — aber immer noch bleibt sehr viel zu thun übrig. Neben dem Kapitalmangel ist es besonders die hügelige, gewellte Formation des Bodens, welche der Drainirung starke Hindernisse in den Weg legt; dann kommt dazu die ungenügende Regulirung eines Teiles der Flüsse, welche, infolge fast alljährlichen langdauernden Übertretens derselben, die Drainirung zahlreicher Grundstücke zwecklos erscheinen läßt. Darum lassen auch namentlich die Wiesen viel zu wünschen übrig, und wiederum infolge hiervon ist der Viehstand kein so guter, wie er sein sollte. Ostpreußen steht in der Viehhaltung (abgesehen von seiner herrlichen Pferdezucht) hinter dem Durchschnitte der preußischen Monarchie immer noch weit zurück. Wohl ist die Schafzucht, begünstigt durch die Wirtschaftsmethode, neuerdings wieder in Aufnahme gekommen und liefert nach einer bestimmten Richtung — Vermittlung zwischen Zucht auf Wolle und solcher auf Fleisch — recht gute Resultate; auch mit der Schweinezucht geht es besser, seit die russischen Schweine nicht mehr so ohne weiteres in das Land können; aber mit der Rindviehzucht hapert es trotz aller Fortschritte, welche neuerlich durch Molkerei-, Stierhaltungs-, Herdbuch- ꝛc. Genossenschaften gemacht worden sind, immer noch gewaltig. Der Hauptgrund ist, wie schon gesagt, die ungenügende Menge und Beschaffenheit der Wiesen. Natürlich tritt auch dieser Mangel nicht überall und noch weniger in gleichmäßiger Stärke auf, aber vorhanden ist er entschieden. Wirklich gute Wässerwiesen giebt es nur in gewissen Landesteilen in erheblichem Umfange, die zahlreichen Güter müssen sich sozusagen ohne Wiesen behelfen. Dies ist umso bedauerlicher, als gerade die Milchwirtschaft zu den zukunftsvollsten Zweigen des ostpreußischen Landbaues gehört. Die beste ostpreußische Butter steht nur um ein ganz geringes hinter der besten holsteinischen zurück, und der milde Tilsiter „Schmandkäse" gehört zu den feinsten Käsen, die es geben kann.

Ein „Waldland" kann man Ostpreußen eigentlich nicht nennen. Zwar bilden der schon erwähnte Ibenhorster Forst und der „große Baumwald" im Kreise Labiau, schon infolge ihrer sumpfigen Beschaffenheit und demgemäß zeit-

weisen völligen Unzugänglichkeit, Waldgebiete, welche sich zum Teil dem Urwaldzustande nähern, und die „Johannisburger Wildnis“ sowie der ungeheure Wald im Süden des Kreises Allenstein mit seinen vier Oberförstereien sind herrliche, Quadratmeilen große Komplexe. Holzhandel und Flößerei sind daher auch recht bedeutend, wenngleich das russische Holz hierbei immer die Hauptrolle spielt. Von einem eigentlichen Überfluß an Wäldern kann man jedoch nicht reden, sondern höchstens annehmen, daß die Wälderverwüstung in Ostpreußen im allgemeinen noch nicht über ein leidliches Maß hinausgegangen ist; stattgefunden hat sie auch hier, sicher mehr als wünschenswert. Gar manches schöne Gut ist, zur Gewinnung baaren Geldes, vom ursprünglichen Besitzer oder vom spekulirenden Käufer durch Schlagen des Waldes verwüstet worden. Indessen giebt es wohl noch hinlänglich Wald, zumal die Regierung neuerdings auch hier mit Wiederaufforstungen vorzugehen beginnt. Ein Hauptreiz ostpreußischer Landschaft liegt sogar in den, fast nirgends ganz fehlenden vereinzelten Waldstücken. Wild hat das Land im Überfluß, Fische könnte es im Überfluß haben. Wölfe und Bären sind zwar längst verschwunden, und auch Rotwild findet man nur noch in gewissen herrschaftlichen Wäldern; aber wilde Schweine sind hie und da noch recht zahlreich, Rehe fehlen nirgends, Fasanen, Drosseln (Krammetsvögel), Wasservögel aller Art sind in Menge vorhanden, Hasen und Hühner (auch Schneehühner) natürlich erst recht. Treibjagden, in denen hunderte von Hasen erlegt werden, kommen alle Tage vor. Manche Flüsse des Landes, so namentlich die Alle, sind reich an trefflichen Fischen; in einigen der masurischen Seen findet sich die edle Maräne; Memel versendet in alle Welt seine Neunaugen; in manchen Gegenden kommen die Krebse noch so zahlreich vor, daß sie so gut wie keinen Preis haben. Viele der Seen sind dagegen in der empörendsten Weise ausgefischt, teils durch die Bewohner, welche ja meist eine gewisse (ihnen nicht zum Segen gereichende, sondern sie zu Müßiggang und Trunk verleitende) Fischereiberechtigung haben, teils durch die Pächter. Letzteres sind zum großen Teil polnische Juden, die den ganzen Ertrag nach Polen hinüberschaffen. Neuerdings bemüht sich indessen der Fischereiverein mit Erfolg, alle Fischwasser neu zu besetzen, sowie Zucht und Pflege guter Fische allenthalben in Aufnahme zu bringen. Es kann und muß dahin gebracht werden, daß in keinem deutschen Lande die Fische, sowohl für die Tafel wie für den bürgerlichen Tisch, so gut und billig sind wie in Ostpreußen; aber gegenwärtig ist dies keineswegs der Fall.

Nach alledem kann man entschieden nicht sagen, daß das Land arm sei. Kann es keine Bevölkerung ernähren wie Sachsen und der Niederrhein oder auch nur wie Baden und Würtemberg, so ist es doch im Durchschnitt nicht schlechter bevölkert als Hannover nach Abrechnung des Hildesheimischen, und immerhin — was vielleicht einen richtigeren Maßstab giebt — fast dreimal so gut wie die gegenüberliegende schwedische Provinz Gothland, fünf- bis sechsmal so

gut wie die angrenzenden russischen Ostseeprovinzen. Es ist ein großes Land mit gewaltigen Entfernungen; alles rechnet nach Meilen, und eine Entfernung von drei bis vier, auch von fünf bis sechs Meilen schlägt man nicht sonderlich an. Ist doch Ostpreußen reichlich halb so groß wie das ganze Königreich Baiern, und muß man doch, um mit Würtemberg und Baden zusammen auszureichen, nicht nur die Hohenzollernschen Fürstentümer, sondern auch fast das ganze rechtsrheinische Südhessen, die sogenannte Provinz Starkenburg, noch hinzufügen. Auf diesem Gebiete wohnen gegen zwei Millionen Menschen, so viel wie ein kleines Volk. Aber dieselben bilden keinen gleichartigen Menschenschlag, sondern es ist, als ob die charakteristische Ungleichmäßigkeit der Bodenoberfläche sich in ethnographischer Hinsicht wiederhole. Den Kern der Bevölkerung bilden die zur Ordenszeit ins Land gekommenen und wahrscheinlich vielfach mit den alten Preußen vermischten Deutschen. Altpreußische Adelsfamilien, deren anfangs noch ziemlich viele übriggeblieben waren, giebt es gegenwärtig — nach dem Aussterben der Lesgewang — nur noch zwei: die Kalnein und die Perbandt; im übrigen ist das Volk untergegangen, und der letzte preußisch redende Mensch ist schon im siebzehnten Jahrhundert gestorben. Aber nur der Nordwesten, allerdings, wie mehrfach gezeigt, der beste Teil der Provinz, ist von einem unbestritten deutschen Volke bewohnt; im Süden wohnen die Masuren, im Osten die Littauer, und zwischen hinein sind noch im vorigen Jahrhundert die Salzburger und in andrer Zeit zahlreiche Mecklenburger, sowie aus allen Teilen Deutschlands einzelne, in Ostpreußen ansässig gewordene Familien gekommen. Also, auch innerhalb des deutschen Teils der Bevölkerung, eine ziemlich buntscheckige Zusammensetzung derselben. Dazu kommt noch, daß die Ermländer, weil katholisch geblieben und infolgedessen Jahrhunderte lang fast ohne Berührung mit den benachbarten Landesteilen, sich einigermaßen zu einer besondern Stammesindividualität ausgebildet haben. Von einem ostpreußischen Typus und Volkscharakter kann man infolgedessen kaum reden, wenn auch gewisse Züge verbreitet genug sind, um einen typischen Charakter anzunehmen.

Vor allem muß es nun offen ausgesprochen werden, daß im Deutschtum, und in ihm allein, die Zukunft des Landes liegt. Wir werden weder den Masuren noch den Littauer bedrücken oder Sprachenzwang gegen ihn üben, sondern lassen es uns gefallen, die Germanisirungsarbeit langsam und geräuschlos, ohne alle Gewaltsamkeit, ihren Gang gehen zu lassen; aber wir dürfen und müssen uns klar darüber sein, daß Germanisirung und höhere Kultivirung des Landes wie des Volkes identisch sind. Am deutlichsten tritt dies zu tage, wenn man sich vergegenwärtigt, in wie kolossalem Maße seit der Zeit des großen Kurfürsten, d. h. seit dem Ende der Polenherrschaft, hat regermanisirt werden müssen, und daß dies alles Schritt für Schritt die Erkämpfung oder Zurück-Erkämpfung einer höhern Kultur bedeutete. Heute noch begegnet man selbst in Königsberg auf manchem der vornehmsten Gutshöfe Rester polnischen

Wesens — aber es ist überall eine niedrigere Kulturstufe, die sich hierin ausprägt; stellenweise sind es Dinge, über die man in dem bescheidensten süddeutschen, rheinischen oder sächsischen Bürgerhause vor Entsetzen die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen würde. So die Sitte oder Unsitte, die Dienstmädchen in der Küche schlafen zu lassen, und die nomadenhafte Gleichgiltigkeit gegen die Stelle, wo das Bett stehen soll; man rückt es fortwährend, wohin man es unter den gelegentlichsten Einflüssen gerade heute haben möchte. Im tiefen Masuren passiren noch ganz andre Dinge; da giebt es garnicht selten eine richtige „polnische Wirtschaft." Ja, es ist so: das Land ist nicht, wie man sich einbildet, vor 650 Jahren erobert worden, sondern wir stecken noch mitten in der Eroberung drinnen. Vom deutschen Wesen kann man bis heute nicht einmal sagen, daß es herrschend, sondern höchstens, daß es vorherrschend sei; das darf aber nicht so bleiben. Die Masuren sind protestantische Polen und reden ein archaistisches und mit deutschen Worten stark vermischtes, sonst jedoch nicht sehr unterschiedenes Polnisch. Es mögen ihrer 200000 sein. Die Städte sind deutsch; nicht nur versteht in ihnen jedermann Deutsch, sondern dies ist auch die Umgangs- und Geschäftssprache. Auch die größern Gutsbesitzer sind ausnamslos deutsch, trotz ihrer zum Teil polnisch klingenden Namen. Trotzdem geht der Germanisirungsprozeß nur langsam vor sich, und das hat verschiedne Ursachen. Da ist einmal eine nicht eben starke, aber immerhin vorhandene und durch zwei Blätter genährte polonisirende Strömung; da ist ferner die in ansehnlicherem Umfange sich vollziehende, durch die würde- und interesselose Haltung mancher protestantischen Geistlichen begünstigte Rekatholisirung; da ist der nicht abzuhaltende starke Verkehr mit Polen und der Rückhalt, den das Polentum dort findet; da ist endlich auch eine gewisse Zähigkeit des Volkstums, wie sie ja auch in andern Provinzen im Gegensatz zu dem unsrigen beobachtet worden ist. Günstig ist hingegen die starke königstreue Gesinnung der Masuren, die sie auch ohne Mißtrauen oder gar Haß auf den Deutschen blicken läßt; ferner der protestantische Glaube und endlich, in eigentümlichem Gegensatze zu den in andern Provinzen gemachten Erfahrungen, das stramme Deutschtum der sich vielfach in Masuren niederlassenden katholischen Ermländer. Freilich geht in diesen Fällen die Germanisirung mit der — Rekatholisirung Hand in Hand. Der schlimmste Feind des Masuren ist der Branntwein; er läßt ihn auf keinen grünen Zweig kommen. Man hat schon gesagt, die russischen Polen kämen relativ besser vorwärts, weil bei ihnen der Schnaps teurer wäre. Sei dem wie ihm sei, so ist soviel sicher, daß hier die Gewinnung für eine höhere Kultur die Befreiung der Leute vom Branntweinteufel zur ersten Voraussetzung hat. Das littauische Volkstum ist schwächer und weicher, und seine Zurückdrängung ist außer allem Vergleich merklicher. In ganzen Kreisen, deren Kreisstädte noch zu Menschengedenken littauischen Gottesdienst hatten, giebt es jetzt so gut wie keine Littauer mehr, und fort-

während ist zu beobachten, wie das Littauische räumlich und numerisch weiter zurückweicht. Setzt der Masure der Germanisirung höchstens passiven Widerstand entgegen, so kann man fast sagen, daß der Littauer auch dies nicht thut, sondern ein instinktives Bewußtsein davon hat, daß die Germanisirung unvermeidlich und ein Segen für ihn sei. Es mag jetzt noch 50 000 Littauer geben, in zwei dichteren Haufen (Kreis Ragnit und Kreise Heydekrug-Memel) und einigen schon von Deutschen stark durchsetzten Strichen verteilt. Schwer fällt ins Gewicht, daß, wie der Verkehr über die russische Grenze ungleich schwächer ist als der über die polnische, so auch der Rückhalt von den russischen Littauern ein ungleich schwächerer ist als derjenige der Masuren von den Polen. An Zuckungen eines selbständigen littauischen Volksgeistes fehlt es wohl auch hier nicht ganz, aber sie sind zu schwach und vereinzelt. Noch ein Menschenalter, und die letzten alten, dem Aussterben entgegengehenden Littauer werden zu zählen sein. Sowohl die Königstreue wie — leider! — die Branntweinseuche hat der Littauer mit dem Masuren gemein. Hat aber der Masure ein zäheres Volkstum, so ist der Littauer dafür ein besserer Wirt. Als Pferdezüchter ist er unvergleichlich — daher die alte Redensart, daß jeder Littauer mit einem Zaum in der Hand auf die Welt komme —, er hat auch sonst manche gediegene Eigenschaften. Der Umgang mit ihm ist aber nicht ganz leicht, denn die entwickeltste aller seiner Eigenschaften ist Mißtrauen.

Soll man nun versuchen, eine charakteristische gesamt-ostpreußische Art festzustellen, so giebt es wenigstens eine Eigenschaft, welche so ziemlich allen Ostpreußen gemeinsam ist: das ist der entschieden militärische Zug. Der Ostpreuße will kommandirt sein, aber von jemand, der das Recht dazu hat; das steckt ihm tief im Blute. Mit schönen Worten ist ihm schwer beizukommen, sondern der richtige Weg ist, sich irgendeine, vom Ostpreußen anerkannte Autorisation zu verschaffen und ihm dann in kräftiger, sogar etwas derber Weise zu sagen, was er zu thun hat. Nicht als ob man hierbei rücksichtslos zu Werke gehen dürfte — das verträgt er wiederum nicht, da er ein sehr ausgeprägtes Gefühl seiner Persönlichkeit hat; aber wenn man ihn nach dieser Seite hin schont, so darf man andrerseits seinem militärischen Gehorsam viel zumuten. Vormalige hohe Offiziere können immer am besten mit ihm fertig werden. Ein fernerer, wenigstens bei den ostpreußischen Deutschen stark hervortretender Zug ist eine gewisse Abenteuerlichkeit, oder wenn man lieber will, ein etwas überspannter Zug von Unternehmungsgeist. Kein Ostpreuße wird sich mit einem kleinen Gute begnügen, wenn er nur halbwegs die Mittel hat, ein großes zu bewirtschaften, und nicht leicht wird einer der Versuchung widerstehen können, irgendwelche Gelegenheit zu industriellen Betrieben für sich auszunutzen. Ist das doch am Ende ein Rest polnischen Blutes oder doch polnischen Einflusses? Kurzum: ein tüchtiges, unternehmendes, sein Land liebendes Volk, mit dem vieles auszurichten ist; und ein einigermaßen rauhes, aber produktenreiches und noch einer großen Entwicklung fähiges Land.

Die Gebrechen der heutigen Bühne.



Die Klagen über den Verfall der Bühne haben sich in letzter Zeit sehr vermehrt. Besonders von Wien aus — ich verweise dafür nur auf Schlögls Buch „Vom Wiener Volkstheater" und auf die kürzlich erschienene Flugschrift „Wien war eine Theaterstadt" — sind darüber sehr eindringliche Klagelieder angestimmt worden. Sie haben aber auch bei uns ihr Echo gefunden, obschon es weder hier noch dort an Stimmen gebricht, welche versichern, daß die Klagen über den Verfall der Bühne so alt wie die Bühne selbst seien. Ist diese Abfertigung aber nicht auch wieder so alt wie die Klagen? Wahr ist ja doch, daß das Theater unmöglich das Vorrecht hat, dem Wechsel aller irdischen Dinge nicht unterworfen zu sein. Wohl mögen Veränderungen, wären sie noch so wohlthätig, niemals von denen mit Befriedigung aufgenommen werden, welche aus Grundsatz, Gewohnheit, Interesse an dem früheren Zustande hängen. Andrerseits wird aber selbst noch das beste, was eine Veränderung mit sich bringt, auch wieder mit Nachteilen und Einbußen verbunden sein und nicht bei allen Veränderungen der Gewinn den Verlust überwiegen.

Selten hat eine Bühne in so kurzer Zeit so große Veränderungen erfahren, wie die deutsche seit der Mitte dieses Jahrhunderts. Auffälliger zwar mögen diejenigen sein, welche im vorigen Jahrhundert die Verwandlung der Wanderbühnen in feststehende Theater, die der fürstlichen Privatbühnen in öffentliche, aber privilegirte Hoftheater herbeiführten. Allein diese Veränderungen vollzogen sich in den verschiednen Teilen des Reiches ganz allmählich. Die Veränderungen aber, deren Zeugen wir selbst gewesen sind, konnten sich bei der außerordentlichen Entwicklung des Verkehrs ungleich rascher vollziehen und verbreiten, wobei sie in ungleich umfassenderer Weise unter den gleichzeitigen Einflüssen mächtiger Veränderungen auf den übrigen Gebieten des Kulturlebens standen. Es sei nur des Aufschwunges der technischen, mechanischen und Naturwissenschaften und der damit zusammenhängenden Entwicklung einer ganz neuen Lebens- und Weltanschauung gedacht, sowie der Entfesselung des Spekulations- und Erfindungsgeistes, welche mit ihren Krisen einen ungeheuern Besitzwechsel bewirkten und an die Stelle der alten Gesellschaft eine zum Teil neue mit ganz andern Lebensgewohnheiten, Sitten und Bildungsinteressen brachten, die Entwicklung der Künste, besonders der Malerei sowie der Kunstgewerbe begünstigten, doch auch die erschreckenden Gegensätze von Pauperismus und Luxus, von Genußsucht und Prostitution hervorriefen.

Von entscheidender Wichtigkeit für die neueste Entwicklung unsrer Bühne war zunächst die unter dem Einfluß des veränderten Zeitgeistes erfolgte Aufhebung der Theaterprivilegien, sowie die Beseitigung der Schranken und Vorurteile, welche den Schauspielerstand noch immer von den oberen Klassen des Bürgertums getrennt hielten. So wohlthätig, ja notwendig auch beides war, so hatte es doch gewisse Übelstände zur Folge. Die Entstehung neuer Schauspielhäuser und das an die Stelle der Privilegien tretende Prinzip der Konkurrenz würde noch keineswegs als Nachteil zu empfinden gewesen sein, wenn die Zahl der ersteren in dem entsprechenden Verhältnisse zum Theaterbedürfnis und zu dem Vermögen, dasselbe zu befriedigen, geblieben wäre und letztere sich in den Schranken des künstlerischen Interesses gehalten hätte. Das Theater ist aber seiner Natur nach nicht bloß ein Kunstinstitut, sondern auch ein geschäftliches Unternehmen, und wenn selbst subventionirte Theater das letztere nicht aus den Augen setzen konnten und durften, so läßt sich erwarten, daß die Spekulation das Theater fast nur von dieser Seite ergriff. Konkurrenz hatte die Bühne eigentlich nur da zu erwarten, wo mehrere Häuser neben einander bestehen konnten. Eine wohlthätige Wirkung derselben war hier keineswegs ausgeschlossen. Konnte das neue Theater doch Gattungen pflegen, welche bisher vernachlässigt worden waren; konnte es, wenn es dieselbe Gattung vertrat, falls sie bisher nur in unzulänglicher, saumseliger oder in einer durch außerkünstlerische Rücksichten bestimmten und beschränkten Weise gepflegt worden war, diese Fehler und Mängel im Interesse der Kunst doch zu benutzen und ihnen Abhilfe zu schaffen suchen. Leider war aber die des Theaters sich bemächtigende Spekulation nicht immer mit der hierzu genügenden Sachkenntnis, mit genügendem künstlerischen Interesse verbunden. Es entstanden Theater, in denen man in der einseitigsten Weise Schauspieler- und Schriftsteller-Talente und -Namen auszubeuten suchte, sodaß man, wenn man nur konnte, am liebsten dasselbe Stück das ganze Jahr hindurch gespielt hätte, in denen ohne Rücksicht auf ein genügendes Ensemble ein Gastspiel das andre jagte, wenn man nicht vorzog, Anziehung durch ganz unkünstlerische Mittel, durch Ausstattungsprunk, durch den zweideutigen, ja frechen Inhalt der Stücke, durch die Bloßstellung leichtfertig gekleideter Frauen und Mädchen auszuüben. Andre Theaterunternehmer überstürzten sich wieder in ihrem Eifer. Sie wollten durch Vielseitigkeit Aufsehen erregen. Oper, Operette, Posse, Lustspiel, Schauspiel und Trauerspiel — alles wurde wild durcheinander gegeben, teils mit einem zusammengewürfelten Personale, das keiner dieser Aufgaben gerecht werden konnte, teils mit wirklich bedeutenden schauspielerischen Kräften, die aber, ohne genügend beschäftigt und benutzt werden zu können, mehr verschlangen, als das Theater einzunehmen imstande war.

Zunächst war es überhaupt leichter, neue Häuser zu bauen, als gute Darsteller dafür zu gewinnen, obschon der Zufluß an jungen Leuten, die sich der

Bühne zu widmen beabsichtigten, durch die Aufhebung der den Schauspielerstand bisher umengenden Schranken und die erweiterten und immer glänzender werdenden Aussichten ganz außerordentlich stieg. Die Zahl der neuen Talente entsprach aber durchaus nicht dem Andrang der Kunstnovizen, daher die neuen Unternehmer den alten Theatern ihre Kräfte streitig zu machen suchten. Es entstand ein wechselseitiges Überbieten, bei welchem man zuletzt doch noch weit hinter den immer dreister werdenden Ansprüchen und Forderungen der Schauspieler zurückblieb. Die Spielhonorare, die langen Urlaube, das wandernde Virtuosentum kamen in Aufnahme. Man bedenke nur, daß einzelne dieser Virtuosen bei nicht immer vorzüglichen Leistungen von manchem Theater die Hälfte der Einnahme nicht nur verlangten, sondern auch willig erhielten, sodaß die andre Hälfte das ganze übrige Personal, das Haus, den Aufwand an Dekorationen und Kostümen, kurz alles andre zu decken hatte! Talente giebt die Natur, aber sie müssen gebildet werden. Der alte praktische Weg von unten herauf am Theater war natürlich zu langsam. Es entstanden Theaterdressuren und Theaterschulen. Es wurde damit zum Teil ein unglaublicher Humbug getrieben. Leute, welche noch selbst der Schulung bedurften, warfen sich nicht nur als Lehrmeister auf, nein, sie galten dafür. Die Bühnen wurden mit jungen Menschen angefüllt, die den Mangel an Talent und Beruf durch eine oberflächliche Dressur oder durch die Kunst der Toilette und die eignen zur Schau gestellten Reize zu ersetzen suchten. Die Agenten priesen sie den Theatern, die Zeitungen dem Publikum an. Man wendete sich der Bühne viel seltener aus innerm Beruf, als aus Eitelkeit, Gefall- und Gewinnsucht zu. Nicht selten wurde sie sogar zum Deckmantel niedrer Gelüste gemacht.

Der Dichter, der bei der Teilung der Welt leer ausgegangen und vom Theater meist ziemlich geringschätzig behandelt worden war, obschon er, falls er nur ist, was er sein soll, hier die erste Rolle zu spielen hätte, wollte bei diesem allgemeinen Wettlauf nach Glück nicht wieder zu kurz kommen. Weniger die Billigkeit als die Konkurrenz der Theater warf ihm die Tantieme zu. So sehr es zu wünschen ist, daß der Dichter einen seinem Verdienste angemessenen Lohn finde, so wird dies doch durch sie nur in beschränktestem Umfange gewährleistet. Die Höhe des Tantiemenerträgnisses beweist nämlich mit Sicherheit nichts für den Wert einer Arbeit. Nicht was den Kennern, sondern was den Massen gefällt, wird das höhere Erträgnis abwerfen. Der schlechte Geschmack wird hierfür öfter entscheidend sein, als der gute. Kein Wunder, daß die Theaterunternehmer sich meist auf die Seite des ersteren schlugen, wie oft sie auch dabei in ihren Erwartungen getäuscht wurden. Doch auch die Dichter wurden mehr und mehr nach dieser Seite gezogen. Und von dem Tantieme-Standpunkte aus hatten sie Recht. Hat doch das populärste Schillersche Drama an keinem deutschen Theater in den achtzig bis hundert Jahren seines Bestehens so viele Wiederholungen zu erreichen vermocht, als eine Menge

mittelmäßiger Possen und Operetten in Wien und Berlin in einem einzigen Jahre.

Da es hiernach in bezug auf die Ertragsfähigkeit seines Talents für den Schauspieler wie für den Dichter weniger auf die Güte dessen ankommt, was er leistet, als auf die Wirkung, welche er damit auf die Massen ausübt, so wurde man auch nicht wählerisch in den Mitteln, welche hierzu noch außerhalb des Bereiches der Kunst lagen. Erst jetzt erlangte die Claque und Reklame die Höhe ihrer Ausbildung und ihrer Macht. Was man für sich selber zu thun verschmähte, ließ sich hierbei bequem durch Impresarien und Agenten erreichen. Mit der Entwicklung der Tagesblätter ist der Einfluß der Presse auf das Theater ins Ungeheure gewachsen. Er hätte sehr wohlthätig werden können, wenn man die Aufgabe und Verantwortung, welche vorlagen, richtig erkannt und ihnen zu entsprechen gesucht hätte. Am meisten haben hiergegen die Lokalblätter gesündigt, doch selbst große Zeitungen sind nicht davon freizusprechen. Nur zu häufig werden die Theaterbesprechungen Personen anvertraut, die hierzu weder die genügende Einsicht und ästhetisch-literarische Bildung noch die nötige Zuverlässigkeit des Charakters besitzen. Selbst ausgezeichnete Feuilletonisten erscheinen auf diesem Gebiete nicht immer frei von persönlichen Rücksichten und von der Eitelkeit, welcher es mehr darum zu thun ist, den eignen Witz leuchten zu lassen, als die Vorzüge und Mängel des Gegenstandes in gewissenhafter Weise zu beleuchten. Kein Wunder, daß die verschiednen Kritiker derselben Stadt sich über dieselbe Vorstellung oft in der haarsträubendsten Weise widersprechen, ja daß selbst geistvolle Beurteiler dann und wann in Widerspruch mit sich selber geraten und das heute loben, was sie vorm Jahre oder vor noch kürzerer Zeit verurteilt, und heute empfehlen, was sie damals discredidirt haben. Häufiger begegnet man freilich noch den Widersprüchen, die zwischen dem Urteil des Theaterreferenten und den aus andern Blättern entnommenen oder auf anderm Wege erhaltenen Theaternotizen eines und desselben Blattes bestehen. Hier in dem den Kunst- und Theaternachrichten gewidmeten Teile ist der wahre Herd der Reklame. Hier werden die von den Theaterdirektionen eingesandten Anpreisungen als Ausflüsse eignen Urteils wiedergegeben. Hier arbeitet die Redaktionsschere Tag für Tag gedankenlos an der Geburt neuer Berühmtheiten. Napoleon I. hat die politische Geschichte la fable convenue genannt; mit kaum minderem Rechte verdient ein Teil der Literatur-, besonders der Theatergeschichte, diese Bezeichnung. Die Zeitungen arbeiten ihr dabei flott in die Hände.

Was auf den Bühnengeschmack noch besonders nachteilig eingewirkt hat, ist einerseits die Verschiebung der Vermögensverhältnisse, mit denen die Bildung nicht immer Schritt hielt, andrerseits die durch den größeren Aufwand erforderten hohen Theaterpreise. Das alte Theaterpublikum wurde hierdurch fast vollständig aufgelöst, ein großer Teil der Gebildeten fast ganz aus dem Theater

verdrängt. Die Zahl derer, die im Schauspiel künstlerischen Genuß suchen, ist immer kleiner geworden. Man sucht Unterhaltung und ist bei dieser nicht wählerisch. So groß das Theaterinteresse zu sein scheint, so hat doch fast kein Theater ein Publikum, welches wahrhaftes Interesse an seiner Entwicklung nimmt und bethätigt.

Fast jede Zeit bringt neue Gattungen des Dramas hervor oder giebt den alten einen neuen Charakter. Als der dritte Napoleon die Republik überwunden hatte, warf er, das Ausland zu beschäftigen, diesem den Zankapfel der Nationalitätsfrage hin, während er im Innern die politischen Leidenschaften durch die Erregung der Gewinn- und Genußsucht zu beschwichtigen und zu ersticken suchte. Da schossen unter anderm die glänzenden Giftblumen des Korruptions- und Ehebruchsdramas und der leichtfertigsten Form der Operette, der bouffes parisiennes, üppig empor. Der Bühnengeschmack aller Völker Europas ward davon angesteckt. Die Damen, welche die Demimonde spielten, setzten ihren Ehrgeiz darein, auch wirklich zu sein, was sie nur scheinen sollten. Es sollte alles an ihnen echt wie ihre eignen zur Schau getragenen Reize sein: die Stoffe, Spitzen, Geschmeide, Brillanten.

Schon früh hatte der Ausstattungsprunk bei der Oper Eingang gefunden. Das Schauspiel war davon unberührt geblieben, selbst wo es unter einem Dach mit ihr lebte. Es war, als das Stiefkind, ja nur zum Verdienen für die jüngere, glänzende Schwester da. Erst als für diese die großen kostbaren Häuser gebaut und es darin mit geduldet wurde, erschien auch für das Schauspiel die alte Einfachheit nicht mehr am Platze. Es wurden auch ihm die kostbaren neuen Dekorationen mit zugewendet, und diese forderten wieder einen größeren Aufwand an Ausstattung und Kostüm. Entscheidender aber noch wurde dafür, daß an die Stelle des konventionell gewordnen Idealismus das Streben nach Natürlichkeit und nach Naturwahrheit getreten war. Es ging von der Malerei, in der die koloristische Richtung gesiegt hatte, auf die Schauspielkunst und die ganze Bühnenkunst über. Die bisher vernachlässigte malerische Seite wurde bei beiden jetzt zu umso entschiednerer Entwicklung gebracht, die historische Treue zu einer Hauptaufgabe der historischen Darstellungskunst erhoben. Die Fortschritte in der Dekorationsmalerei, im Maschinenwesen, in der Beleuchtungskunst und in den Kunstgewerben kamen diesen Bestrebungen trefflich zu statten. Es darf nicht verkannt werden, daß nach dieser Seite hin sehr Anerkennenswertes geleistet wurde, besonders wenn man durch die lebensvollere, malerisch stimmungsreiche Behandlung der äußeren Situation die Charaktere und ihre innere Lage zu bedeutenderer Erscheinung zu bringen suchte und auch brachte. Die Verdienste, welche das Meiningische Hoftheater sich hierdurch erworben hat, sind anzuerkennen. Um sie vollkommen zu würdigen, darf man sich freilich nicht sowohl an ihre Darstellung volkreicher, tumultuarischer Szenen als an die der einfacheren, intimeren Stücke halten. Man hat ihr Prinzip bei

Nachahmung leider meist zu äußerlich aufgefaßt und ist dabei immer tiefer in die Ab- und Irrwege geraten, zu denen es neigt und verleitet. Man verkannte den Unterschied zwischen der Natur in der Wirklichkeit und der Kunst. Man suchte das Natürliche, das Malerische, die realistische und historische Treue in Dingen, die mit der Natur und dem Charakter des Vorganges, welchen man darstellte, oft garnichts zu thun hatten, ja demselben sogar widersprachen. Man machte von den Beleuchtungseffekten einen übertriebenen, ja oft einen geradezu widersinnigen Gebrauch. Eine oft sinnlose Überhäufung der Bühne mit unnötigen Ausstattungsgegenständen griff Platz. Die Schauspieler bewegten sich bisweilen auf ihr, als ob es die hier aufgestellten Sofas und Stühle sämtlich durchzuprobiren gälte, oder als ob sie zu zeigen hätten, daß sie für alles andre, nur nicht für den Zuschauer da seien. Der überladene Ausstattungsprunk, die geschlossenen oder durchbrochenen Dekorationen, der zeitraubende Kostümwechsel haben die Bühne trotz der Fortschritte des Maschinenwesens immer schwerfälliger gemacht. Ein Dekorationswechsel bei offener Szene scheint kaum noch möglich. Der Zwischenvorhang, den man nur im äußersten Notfalle zur Anwendung bringen sollte, zerreißt bei Stücken, in denen dergleichen Verwandlungen nötig sind, den Akt wieder in ebensoviele einzelne Akte. Die langen Pausen, die hierbei erfordert werden, spannen das Publikum ab und nötigen oft zu widersinnigen Kürzungen der Stücke. Dies alles konnte auf die neue Bühnendichtung nicht ohne Einfluß bleiben. Sie suchte die Vorteile dieser neuen Bühnentechnik nach Möglichkeit auszunutzen und ihren Nachteilen aus dem Wege zu gehen. Die Einteilung der Stücke wurde fast allgemein von fünf auf vier Akte herabgesetzt, die Verwandlung im Akte völlig vermieden. Jeder Akt ist ein Bild. Was in diesem Bilde nicht Raum hat, muß erzählt werden. Die Verwicklung der Voraussetzungen, die Schwäche der Motivirung, denen man so häufig in den neuen Stücken begegnet, sind die Folge davon.

Fassen wir alles zusammen, so fehlt es der neuesten Entwicklung der Bühne zwar gewiß nicht an Lichtseiten und Vorzügen. Sie werden jedoch weit von den Nachteilen und Schattenseiten überwogen. Sollten wir nun alles gehen lassen, wie es eben geht? oder nach dem frühern, scheinbar bessern Zustande zurückgreifen? Weder das Eine, noch, selbst wenn es sich thun ließe, das Andre. Vielmehr gilt es, das Gute, das in dem gegenwärtigen Zustande liegt, möglichst weiter zu entwickeln, das Schlechte dagegen zu bekämpfen und auszuscheiden. Daß dies keine kurze und leichte Arbeit ist, läßt sich schon aus der Mannichfaltigkeit und Verwicklung der Ursachen erkennen, die diesen Zustand herbeigeführt haben, noch mehr jedoch aus der Thatsache, daß das Interesse der hieran Beteiligten weit mehr an dem Mißbrauche, als an einer gesunden und wahrhaft künstlerischen Entwicklung der Bühne hängt. Versucht muß es nichtsdestoweniger werden. Um aber Übelstände beseitigen und Schäden heilen zu können, bedarf es vor allem einer klaren Erkenntnis der Ursachen.

Desine sibilare!



Der Schnee wirbelt in dichten Flocken, alles ist grau in grau gefärbt, ganz Berlin ist wie in ein großes Leichentuch gehüllt. Eine Naturszenerie, trefflich zu dem Werke passend, welches der Reichstag zu vollbringen im Begriff steht: mit neuen Zöllen ein Hungertuch zu weben für das ganze deutsche Volk.

Diese Stilblüte ungefähr schrieb der Reichstagsabgeordnete für den gesegneten Taubergrund, Herr Karl Mayer, Mitte Februar nieder, als das Parlament vor der Beratung der Getreidezölle stand. In wissenden Kreisen munkelt man, daß solche gefühlvolle Ergüsse dem betreffenden Herrn in der Regel zu kommen pflegen, wenn er gut gefrühstückt hat und nach dem Gesetz der Ideenassoziation derer gedenkt, die etwas weniger behaglich am Tische des Lebens sitzen, als dies unsern Reichsboten beschieden zu sein pflegt. Man nimmt diese Ergüsse denn auch nirgends anders auf denn als Erzeugnisse der Stunde und besonders menschenfreundlicher Stimmungsanwandlungen. Ernst genommen werden sie nur im „Beobachter,“ welcher demnächst den sechzigsten Reichstagsbrief aus der Feder Herrn Mayers bringen wird und an ähnliche Dinge bereits vollauf gewöhnt ist.

Diesmal aber ereignete sich das Ungewöhnliche und Unglaubliche: der „Beobachter“ druckte zwar den fraglichen Passus ab, begleitete ihn jedoch mit ironischem Lächeln, was jeglichem Respekt und jeglicher Pietät vor seinem frühern Redakteur gänzlich zuwider war. Der leitende Mann des Blattes, Herr Rechtsanwalt Eugen Stockmayer in Stuttgart, erklärte nämlich ein paar Tage nachher trocken in einem Leitartikel, daß solche Ansichten von der Wirkung der Getreidezölle übertrieben seien; daß diese Wirkungen wahrscheinlich hinter den Befürchtungen ebenso zurückbleiben würden wie hinter den Hoffnungen, die man an sie knüpfe; daß aber auf alle Fälle soviel unzweifelhaft sei, daß die Getreidezölle eine große Rolle bei den Wahlen gespielt hätten, daß die Mehrheit des Volkes sie wolle, und daß es folglich derjenigen Partei, welche immer von der Mehrheit die Entscheidung erwarte und das Recht dieser Mehrheit grundsätzlich hochhalte, nämlich der Volkspartei, am allerschlechtesten anstehe, dann gegen die Mehrheit rebellisch zu werden, wenn sie einmal gegen das demokratische Programm entscheide.

Gewiß waren das mannhafte und wahre Worte, ebenso mannhaft und wahr wie jene, mit denen Stockmayer nach der Wahl vom 28. Oktober 1884,

wo die Demokratie nur zwei sichere Mandate und drei Stichwahlen zu verzeichnen hatte, seiner Partei zurief: das würtembergische Volk habe Kaiser und Reich fest in sein Herz geschlossen; es sei auch durch den bloßen Schein, als ob nationale Fragen nicht national behandelt würden, leicht kopfschen zu machen, und die Demokratie sei besiegt worden, weil sie diesen Schein nicht immer vermieden habe.

Man kann sich nun denken, wie der Briefsteller in Berlin aussah, als ihm in dieser Weise der Text gelesen wurde. Herr Mayer sandte sofort eine geharnischte Erklärung an den „Beobachter," daß er nicht übel Lust habe, das Geschäft einzustellen und als Reichstagsberichterstatter in optima forma zu streiken; er thue dies aber nicht, weil er die Briefe nicht zum eignen Vergnügen, sondern zur Belehrung der Partei verfasse, und behalte sich weitere Schritte zur Erlangung von Satisfaktion vor. Darauf wahrte sich Stockmayer sein Recht, als Mitglied der Redaktion seine Meinung jederzeit zu sagen, und stellte in Aussicht, daß er vor dem zuständigen Gerichtshofe, dem Landesausschuß der Partei, sich verteidigen werde. Gleich darauf aber folgte von ihm die weitere Erklärung, daß er der Ansicht des Preßkomitees gemäß mit dem 28. Februar seine Mitarbeiterschaft am „Beobachter" eingestellt habe. Ob er nach solchen Vorgängen noch im Landesausschuß bleiben könne, darüber werde er sich erst noch entscheiden.

Diese offiziellen Äußerungen machen die Sache sehr klar. Stockmayer war der Mehrheit der Partei schon längst lästig geworden. Er war zu ehrlich, um in usum fractionis jemals aus Schwarz Weiß zu machen. Er war konsequenter Demokrat, aber ebenso konsequenter Patriot. Das Vaterland lag, mit Laube zu reden, nicht außerhalb seines Gesichtskreises. Wenn er versichrte, daß er Bismarck nicht der Opposition wegen opponire, so war dies ohne Frage bei ihm gänzlich der Wahrheit gemäß. Damit stimmte es, daß die Leitartikel Stockmayers sachlich gehalten waren — manche waren inhaltlich geradezu vortrefflich —, und daß er die Deutsche Partei in nobler und loyaler Art bekämpfte, auch mit ihr die Diskussion offen erhielt, bereit zu überzeugen und sich eventuell überzeugen zu lassen. Das persönliche Gift, mit dem sonst das Blatt reichlich gearbeitet hatte, war aus dem Teil, den Stockmayer bearbeitete, sogut wie ausgeschlossen. Alles das war aber den Heißspornen seiner Partei nicht nach dem Sinn; schon sein offner Hinweis darauf, daß man nichts beim Volk erreiche, wenn man nicht peinlich selbst den antinationalen Schein vermeide, wurde übel vermerkt, und nun erlaubte sich der unbotmäßige Denker auch noch offne Kritik an den Sätzen des als Parteiheiligen verehrten Herrn Mayer! Man konnte den 1. Juli nicht abwarten, auf welchen Tag Stockmayer schon auf der jährlichen Landesversammlung der Partei, am 6. Januar, seine Stellung am „Beobachter" gekündigt hatte; man mochte auch den Spruch des Landesausschusses nicht erwarten, sondern brachte dem See sofort das Opfer, das er heischte. Da Stockmayer sich zum laudabiliter se subiecit nicht bewegen ließ, so wurde er einfach vor die Thür gesetzt, und die Sache war zur Zufriedenheit Mayers und der Mehrheit der Partei erledigt.

Ob sie aber damit auch ganz erledigt ist? Im Reichstage stimmten von den sieben Volksparteilern zwei, Grohe von Kaiserslautern und Härle von Heilbronn, wenigstens für den Weizenzoll von drei Mark pro Zentner: sie haben also mit gewoben an dem „Hungertuche fürs deutsche Volk"; sie haben mit der That sich versündigt, während Stockmayer dies bloß mit Worten und Ge-

danken that. Man sollte also denken, daß auch sie denselben Weg gehen müßten, auf den man letztern befördert hat. Dies würde wohl auch geschehen, wenn die Demokratie zahlreicher im Reichstage vertreten wäre und sich den Luxus solcher Achtserklärungen gestatten könnte. Aber zwei von sieben auszuschließen, ist eine fatale Sache; am Ende könnte das Sprichwort von den zwei Löwen wahr werden, die selband spazieren gingen „und haben da von Wut entbrannt einander aufgezohren," bis auf die Schwänze bekanntlich. An der Lust zum politischen Autodafé fehlt es den Radikalen nie, sie steckt ihnen sogar im Blute; aber das Material geht ihnen leicht aus, wenn es aus den eignen dünnen Reihen genommen werden soll. Wahrscheinlicher ist also, daß die Mehrheit der Partei ein Einsehen haben und die Vertreter vom Neckar und Rhein begnadigen wird. Man hat ohnehin am 28. Oktober Frankfurt und Hall, Ulm und Cannstatt verloren; man wird sich nicht weiter selbst noch zehnten und wird versuchen mit einander weiter zu hausen. Aller Welt aber ist jetzt offenkundig, daß auch in der Brust der süddeutschen Demokratie zwei Seelen wohnen. Den „Beobachter" und die „Frankfurter Zeitung" wird das natürlich nicht abhalten, sich über die Geteiltheit der Nationalliberalen und Deutschfreisinnigen lustig zu machen; im Gegenteil, sie werden sich dieses Vergnügen erst recht erlauben, um die Aufmerksamkeit von der eignen Wunde abzulenken. Sie tragen den Balken im eignen Auge; umso lebhafter werden sie über die Brüder zu Gerichte sitzen, die den Splitter im Auge haben.

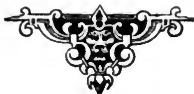
Ob aber auch die Minderheit, welche so direkt vor den Kopf gestoßen ist, sich beruhigt in ihr Schicksal ergeben wird? Man könnte daran zweifeln; es erschiene denkbar, daß sie die Ohrfeige nicht ergebenst einsteckt, sondern sich rührt und an eine offizielle Parteiversammlung appellirt — wahrscheinlich ist es nicht. Das Gefühl der Schwäche, von dem die Mehrheit beherrscht wird, wohnt naturgemäß auch der Minderheit bei. Sie wird sich sagen, daß sie am Ende ebensowenig auf eignen Beinen stehen kann wie die Mehrheit, und so wird man sich weiter mit einander behelfen, bis ein neuer Stoß das wankende Gebäude vollends auseinanderwirft.

Allerdings fehlt es nicht an Stimmen, welche an die besprochenen Vorgänge andre Hoffnungen knüpfen. Wie von der Stuttgarter Stichwahl vom 10. Juli 1884 her bekannt ist, existirt in der Deutschen Partei wenigstens in Stuttgart ein „linker Flügel," der streng national, aber auch streng liberal sein will und es satt ist, „sich mit den Konservativen Stuttgarts in ihre Niederlagen zu teilen." An der „Würtembergischen Landeszeitung" hat dieser Flügel sein Organ, das seinen liberalen Beruf namentlich durch sehr unnötige Reibereien am „Schwäbischen Merkur" in einer Weise bethätigt, der die Lust zur Sezession nach links deutlich anzumerken ist. Die „Landeszeitung" deutete bereits offen an, daß eine Verschmelzung der Liberalen ihrer Farbe und der Stockmayerschen Demokraten möglich sei, und daß damit eine neue Parteilage sich ergeben könnte. Von positiven Schritten in dieser Richtung verlautet aber noch nichts; auf alle Fälle würde eine solche Vereinigung nur für die Hauptstadt Bedeutung haben, da auf dem Lande die Konservativen fast alle der freikonservativen Fahne folgen und selbst die „Landeszeitung" diese nicht als Bundesgenossen verwirft. Sicher aber wird durch die Spaltung innerhalb der Demokratie die Kraft derselben noch mehr gelähmt und schon damit der Deutschen Partei Förderung zuteil werden. Die in den Winkel geschobene Minderheit der Volkspartei begreift gerade die intelligentesten und persönlich anziehendsten Elemente der Partei

in sich; sie wird den Verlust dieser Mitarbeiter nicht leicht verwinden, und doch wird sie auf dieselben, nachdem sie ihnen selbst den Mund verschlossen, nicht mehr rechnen können und dürfen.

Was die Deutsche Partei angeht, so hat sie im Verein mit den Konservativen und frühern Großdeutschen die Bismarckspende fast in allen Oberämtern organisirt und ist überall freudiger Teilnahme begegnet; die Listen weisen auf, daß selbst Männer, die seit 1881 bei den Wahlen für die Opposition gewirkt haben, sich freudig und mit namhaften Beiträgen an einer Huldigung beteiligt haben, welche in erster Linie dem Schöpfer der deutschen Einheit gilt. Für Würtemberg wird man zuverlässig nicht sagen können, daß die Bismarckspende Parteisache geblieben sei; den Aufruf haben u. a. der demokratische Landtagsabgeordnete für Ulm, Rechtsanwalt Ebner, und der frühere Genosse der „süddeutschen Fraktion" des Zollparlaments, Kommerzienrat Reibel von Heilbronn, unterschrieben. Umso eher hätte man auch wünschen mögen, daß Herrn Payer, als er am 4. März im Reichstage die Empfindungen der nationalen Schwaben verhöhnte, noch schärfer gedient worden wäre, als dies geschehen ist. Ob sonstwo die „Entrüstungsbewegung" nach der Verweigerung des Direktorpostens am 15. Dezember „gemacht" war, wissen wir nicht; bei uns war sie jedenfalls urwüchsig, wie seit 1870 keine Bewegung: darin hatte Freiherr von Wöllwarth vollkommen Recht. Wenn in der Versammlung im Stuttgarter Bürgermuseum vom 22. Dezember die Ohorufer entfernt wurden, so geschah ihnen bloß nach Hausrecht; denn Leute, die für den Beschluß vom 15. Dezember waren, sind ausdrücklich nicht geladen gewesen. Bekamen ein paar von ihnen Püffe, so war dies nicht höflich, spricht aber für alles eher, als für eine „künstlich gemachte" Erregung. Das sieht ein so kühler Logiker wie Payer natürlich recht wohl ein; gestehen aber darf ers nicht.

Endlich sei ihm zum Schluß die Anerkennung des Taktes nicht versagt, mit welchem er, dessen Wahl durch Freibier zustande kam und höchst wahrscheinlich kassirt werden muß, sich berufen fühlte, die Gegner über öffentlichen Anstand zu belehren. Das stand ohne Zweifel niemand so zu, als gerade ihm. Für die Verdrehung, womit er den Hauptredner im Bürgermuseum, Professor Dr. Veil vom Stuttgarter Realgymnasium, lächerlich zu machen suchte, hat sich dieser im „Merkur" vom 15. März in geradezu klassischer Weise gerächt. Nicht als ein Mann, der den politischen Dingen fern stehe, hat sich Veil damals eingeführt, sondern als einer, der dem politischen Parteileben — und seinen verwirrenden Einflüssen — sich ferngehalten hat, und daraus hatte er mit allem Grund sein Recht hergeleitet, zu einer Sache unbefangen zu reden, welche gerade durch politischen Parteihaß entstellt worden war. Payer selbst müßte den Unterschied zwischen seiner Verdrehung und Veils wirklichen Worten entdeckt haben; trotzdem war ihm auch dieses Mittel nicht zu ordinär, es zu brauchen. Da gilt wahrlich, was die Germanen dem römischen Advokaten zuriefen: Desine sibilare!





Um eine Perle.

Roman von **Robert Waldmüller** (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.

Dreizehntes Kapitel.

ährend Beppo nun eines Abends in der Osteria zu San Giovanni Battista abseits von den übrigen Trinkern diesen Studien oblag, nahm ihn ein etwa vierzigjähriger Mann aufs Korn, der die grasgrünen Aufschläge der herzoglichen Livree trug. Er hatte ein sehr ehrbares, glattrasirtes Gesicht, gab sich nicht ohne Erfolg ein vornehmes Ansehen und bewahrte auch, nachdem er beim ersten Erblicken Beppos die grauen Augen weit aufgesperrt hatte, gemessene Ruhe, wobei er aber den abseits Sitzenden nicht außer Acht ließ.

Beppo bemerkte es lange nicht. Als er endlich wahrnahm, daß man ihn scharf im Auge hatte, erschrak er nicht wenig, denn derjenige, der ihn beobachtete, glich auf ein Haar dem Gesuchten, einem frühern Kollegen Beppos aus seiner Dienstzeit bei der Eminenz. Daß derselbe für die Pläne Giuseppe Gonzagas als Helfershelfer empfohlen worden war, reimte sich nun durchaus nicht mit der herzoglichen Livree, die er trug. Hier hieß es: auf seiner Hut sein. Beppo zog daher seinen Beutel, warf eine Silbermünze in das geleerte Glas, wischte sich den Mund, wünschte den wenigen Anwesenden nach Veroneser Sitte eine sanfte Nachtruhe und ging.

In der Thür stieß er unversehens mit einem Manne zusammen, der durch die Scheiben der Thür hereingespäht hatte und eben im Begriffe gewesen war, einzutreten.

Scusatemi! entschuldigte sich Beppo und verschwand.

Vattene in malora! brummte im Eintreten der Gestoßene, ein mittelgroßer, seemannsartig gekleideter plumper Kumpan mit sonnverbranntem Gesicht und

schwerem Gange, dem Ansehen nach aus einer Umgangssphäre, in welcher das „Geh zum Henker!“ nicht als Unziemlichkeit galt.

Er ließ sich ein Glas aqua vita geben und setzte sich damit in eine dunkle Ecke, ohne es anzurühren.

Der Mann in der herzoglichen Livree hatte, als Beppo gegangen war, aufstehen und ihm folgen wollen, war aber beim Erblicken des Eingetretenen sitzen geblieben und gab sich jetzt das Ansehen eines Mannes, der in behaglicher Sorglosigkeit eine Stunde dienstfreien Feierns genießt.

Auch als die übrigen Gäste sich nach und nach entfernt hatten, behielt er diese Miene bei und fand sogar, als der Seemann aufstand und sich ihm näherte, für schicklich, nicht von seinem Herantreten Notiz zu nehmen.

Habt Ihr mich wirklich nicht erkannt, Antonio Maria? sprach ihn jener in herablassender Weise an, diesmal nicht den Mann aus besserer Lebensstellung verleugnend.

Der Angesprochene flog von seinem Sitze auf. Come mai! rief er, ist's möglich? Signor Vitaliano? Wie hätte Euch irgend jemand erkennen können! Eustachio, wendete er sich an den schmunzelnd von seinem Schenktische aus zuhörenden Wirt, sagt, ist es möglich, daß irgendwer in diesem unflätigen Kerl — verzeiht, Signor Vitaliano —, aber sagt selbst, Eustachio, ist Signor Vitaliano in dieser Figur und unter dieser braunroten Schminke wieder zu erkennen?

Der Wirt verneinte.

Geht schlafen, befahl der Verkleidete und fingerte in seiner Tasche nach den Schlüsseln, welche er immer für einige der Mantuaner Weinhäuser bei sich führte. Dann, als der Wirt nach Abschließen der Hausthür und Aufstellen einer zweiten Foglietta goldig blinkenden Weins samt feingeschliffenem Glase mit unterthänigem Verneigen und dem Nachtgruße der geheimen Sbirren: Sant Anselmo behüte Euch! sich zurückgezogen hatte, lüftete Vitaliano — denn der berüchtigte Auskundschafter des Herzogs war es allerdings — die grobe, blaue tellerartige Seemannsmütze, warf sie samt der darunter sitzenden blonden Perrücke auf den Tisch und fuhr mit der flachen Hand über Stirn und Glatze. Infelice me! stöhnte er und ließ sich an der Seite des noch immer stehenden herzoglichen Dieners nieder. Setzt Euch noch einen Augenblick! Welche Plackereien! Und warum — per l'amor di Dio, warum sage ich unserm Herrn nicht: Sucht Euch endlich einen andern. Mit sechzig Jahren sehnt sich Vitaliano nach Ruhe.

Ihr seid noch ein Jüngling an Kräften, Signor Superiore, protestirte der Lakai, indem er sich mit respektvoller Miene setzte.

Anzi! Im Gegenteil! Zu Lichtmeß Anno 1552 ward ich geboren. Rechnet aus.

Die Jahre machen's nicht, Signor Vitaliano. Dem einen gaben seine

Eltern eine Anweisung auf ein rundes Jahrhundert ewiger Verjüngung mit auf den Lebensweg, dem andern vererbten die seinen, was weiß ich? die fallende Sucht, den schwarzen Tod, die Pocken. Er bekreuzte sich.

Vitaliano that desgleichen. Dann schenkte er sein Glas halb voll, schob es aber, ohne zu trinken, beiseite. Der Pocken wegen stecke ich in diesen Lumpen, sagte er unwirsch.

Der Pocken wegen? Der Lakai rückte etwas von Vitaliano fort.

Habt keine Sorgen, sagte Vitaliano; ich komme zwar aus Venedig, habe mich aber nur eine Stunde dort aufgehalten und bin über die Sacca della Misericordia nicht hinausgekommen. Das ist ja wohl so ziemlich das Nordende der Stadt, und der Wind blies von den Alpen herüber. Das Miasma geht beim Nordwinde in der Richtung der Giudecca. Ich danke! Dem Herzog hätte das freilich keinen Kummer gemacht, der wäre auch imstande gewesen, mich d'ritto, d'ritto in die schlimmsten Pockenquartiere hineinzuschicken. Aber ob ich mich hätte schicken lassen — das ist eine andre Frage. Er griff nach seinem Glase und leerte es auf einen Zug.

Verzeiht, Signor Superiore, sagte der Lakai, aber ich begreife nicht —

Warum ich in diesem Aufputz reiste? Ihr haltet die Venetianer wohl für sehr schwach von Gedächtnis? Und Barbasi, den wir — wann war es? — als venetianischen Spion aufknüpften, ward wohl nicht von Vitaliano gefaßt? Vor Barbasi hatte Vitaliano die drei Gelbschnäbel einstecken lassen — mir entfallen ihre Namen — Brancacci hieß der eine, leider ein Sproß der Florentiner Brancaccis, was mir Verdruß genug bereitet hat — aber zwei waren richtige Lagunenratten, und mögen die Burschen auch die Stricke nicht wert gewesen sein, die wir ihnen spendirten, sie waren Venetianer und der alte Doge Donato hatte auf ihre Auslieferung bestanden.

Oh bella! Spione sollen wir wohl nicht hängen dürfen?

Vitaliano zupfte sich am linken Ohr, das Mantuaner Abkürzungszeichen für „Einfaltspinsel, der Ihr seid!"

Ich verstehe, sagte der Lakai, Ihr meint: darauf kam es nicht an. Natürlich brauchten es nicht gerade Spione zu sein. Die lassen sich nicht so leicht erwischen. Es handelte sich um die Einschüchterung etwaiger wirklicher Spione, die man in Mantua vermutete —

Und vor allem doch wohl um die Beruhigung unsers gnädigen Herrn — Ihr stellt Euch zuweilen, Antonio Maria, als hättet Ihr noch nie durch ein Schlüsselloch geguckt. Aber ich weiß, das ist so Eure Manier; der eine hat die, der andre hat jene. Trinkt aus, wir wollen gehen. Stellt Euch nur einfältig, auch selbst Vitaliano gegenüber, dann kommt Ihr nicht aus der Übung. Ist irgend etwas zu berichten?

Der Lakai gab Auskunft über die Gespräche, die er hie und da in den Weinhäusern erlauscht hatte.

Die wenigsten schienen für Vitaliano Interesse zu haben, doch notirte er einzelne mit Geheimschrift in sein Taschenbuch.

Antonio Maria mußte dann über Dinge scheinbar gleichgiltiger Art Rede stehen, die den Herzog, die Herzogin und ihre drei Kinder betrafen.

Auch darüber machte Vitaliano kurze Notizen.

Ich war nämlich, sagte er dann, vor einigen Wochen, als die Pocken in Venedig erst ausbrachen, so unvorsichtig gewesen, dem Herzog von einem Rezept zu reden, das ein alter, in Venedig ansässiger griechischer Kapitän besitze — Laskaris heißt er — und das unfehlbar gegen die Pocken schütze. Ich sage: unvorsichtig, weil unser gnädiger Herr ja alles zur Unzeit thut und ich mir hätte sagen können, er wird mich eines Tages nach Venedig hinüberpeitschen, wenn das ganze Nest schon verpestet ist; nicht einen Tag früher, Ihr wißt ja, wie er's treibt.

Der Lakai stimmte zu.

Damals war's noch ein Spaß mit der abscheulichen Seuche, und ich hatte auch noch eine gute Bekannte dort, bei der ich unbemerkt unterschlüpfen konnte, wäre also gern einmal wieder hinübergeritten. Es lebt sich da ganz anders lustig als in unsrer sauertöpfischen Festung. Ihr seid ja auch da gewesen, zwei Winter, denk' ich.

Anderthalb.

Bei den Morosinis.

Verzeiht, bei den jüngern Moncenigos.

Nicht bei den Morosinis?

Der Lakai räumte ein, auch bei den Morosinis in Dienst gewesen zu sein, aber nur vierzehn Tage. Er suchte sich herauszureden, er habe die Frage des Superiore auf die Herrschaft bezogen, in deren Dienst er anderthalb Jahre gewesen sei.

Vitaliano blickte ihn scharf an, aber nur mit einem seiner flüchtigen Seitenblicke. Die Morosinis hielten es mit den Buonacolsis, sagte er; war es nicht bei den Morosinis, wo Ihr die jetzige Kammerfrau des Fräuleins kennen lerntet?

Die Friaulerin?

Ich denke, das Fräulein hat nur die eine.

Ganz richtig.

Also wozu erst die Frage? Per Dio, Ihr seid heute wunderlich schwer von Begriffen. Was trinkt Ihr dort? Das muß Euch benebelt haben.

Nein, Signor Superiore, der ist so gut wie man ihn nur wünschen kann, sagte der Lakai, indem er sich an den Hinterkopf faßte, aber hier liegt mir's seit ein paar Tagen wie Bleigewicht. Gut, daß es nun doch ein probates Mittel gegen die Pocken giebt, und daß Ihr's mitgebracht habt. Ich bin kein Hasenfuß, aber besser ist besser, Signor Vitaliano, vorausgesetzt, Ihr müßt es nicht

geheim halten — natürlich wäre das Geheimnis bei mir wie unter sieben Siegeln verwahrt. Ihr schüttelt den Kopf?

Weil Ihr Reden verführt wie ein siebenjähriges Kind.

Ihr dürft niemand davon sagen?

Eine kuriose Frage, Antonio Maria! Geht schlafen. Der Wirt hat Euch Traumsaamen in den Wein geschüttet.

Ich glaube, Ihr habt Recht. Der Lakai erhob sich. Vitaliano legte den Finger auf den Mund und bedeckte sich dann wieder mit seiner Perrücke und der Seemannsmütze.

Habt Ihr denn niemals von Mitteln gehört, die auf sogenannter Sympathie beruhen? sagte er dann und holte zum Öffnen der auf die Straße führenden Thür der Osteria den Schlüssel aus der Tasche.

Gewiß, Signor Superiore! Wie sollte ich nicht!

Nun, da müßt Ihr auch wissen, daß solche Mittel ohne Wirkung sind, wenn sie beliebig ausgeplaudert werden. Das ist eins. Das andre, weshalb über die Sache kein Wort verlauten darf, ist der Herzog.

Ich verstehe.

Nein, Ihr versteht heute nur, was man Euch Wort für Wort ins Ohr löffelt. Gebt also Acht. Wie heißen die beiden Schutzpatrone dieser guten Stadt? Ich meine den einen, der es ist, und den andern, den wir aus Höflichkeit für unsern gnädigen Herrn schon als Heiligen und als Schutzpatron tituliren, obschon er noch nicht kanonisirt ist.

Weiter, weiter! Ihr haltet mich für betrunken. Das bin ich nicht. Schließt auf, Signor Vitaliano, daß wir aus dem Kneipendunst hier hinauskommen!

Gut denn. Meint Ihr, unser gnädiger Herr wolle die Gunst des heiligen Aloysius verscherzen, wie er, so fürchte ich, unserm richtigen Schutzpatron Sant Anselmo mit jenem Adjunkten Aloysius Gonzaga die Freude an seiner eignen Patronschaft schon ziemlich versalzen hat? Das möchte ich selbst nicht, geschweige denn daß es für unsern gnädigen Herrn schicklich wäre. Genug! Gehen wir ins Freie.

Er trank aus, stand auf, und einige Augenblicke später befanden sich beide auf der Straße.

Es war sternenklar. Bei den Teatinern wurde zur Hora geläutet. Der Lakai und der Sbirrenchef entblößten ihre Häupter und sagten das Nachtgebet her.

Dann verneigte sich der erstere und wollte sich verabschieden.

Ich bin ein großer Sünder vor dem Herrn, sagte Vitaliano, ehe er ihn entließ; meine Überbürdung mit Geschäften zwingt mich, die heilige Messe fast jeden zweiten Tag zu versäumen. Aber der heilige Anselmo wenigstens weiß, wie es mit mir steht. Soviel Zeit, um wenigstens ihm täglich die schuldige Ehre zu erweisen, soviel Zeit habe ich noch immer erübrigt. Daß unser gnädiger Herr

nun in seinem Kleinmut minder fest auf die stets bewährte Hilfe dieses unsers rechtmäßigen Schutzpatrons baut, wird er selbst mit Sant Anselmo auszumachen haben. Ich sagte Euch, setzte er, wie in seinem Gewissen dennoch beunruhigt, flüsternd hinzu, es handle sich um ein Rezept. In Wirklichkeit ist's ein Amulet, das Mustapha oder war es Osman, ein Sultan oder Kaiser der Ungläubigen, vor ich weiß nicht wie vielen tausend Jahren irgendwo getragen hat, und dem er es verdankte, daß ihn die Pocken verschonten, während Dreiviertel seines Heeres ins Gras bissen. Ich wünschte, ich hätte dem Herzog nicht von dem Amulet geredet, denn ein rechtschaffner Christ soll nur geweihte Reliquien in seinen Nöten anrufen, und dies Amulet — jetzt brauche ich es Euch ja nicht mehr zu verschweigen — besteht aus einer Zehe des Muhamed! Aber konnte ich mich weigern, ihm seinen Willen zu thun? Ihr seht, Antonio Maria, ich hatte Recht, zu sagen: Warum gönne ich mir mit meinen sechzig Jahren nicht Ruhe? Sagt aber selbst, konnte ich mich weigern? Es ging nicht. Sant Anselmo muß sich da einmal wieder in die Lage von uns armen Untergebenen versetzen. Denn wie heißt's in Padua: Wenn der Kopf es will, müssen die müdesten Beine laufen.

Er wartete die Antwort des Lakaien nicht ab, lockerte mechanisch, um gegen einen etwaigen Überfall auf der Hut zu sein, das fußlange Schiffermesser, das er an der linken Hüfte in der Scheide trug, und verschwand im Schatten des nächsten Gäßchens.

Vierzehntes Kapitel.

Der Lakai hatte sich ehrerbietig verneigt. Als der Tritt Vitalianos verhallt war, rieb er sich gedankenvoll das glattrasirte Kinn.

Der Alte beginnt kindisch zu werden, redete er vor sich hin, keine Haltung mehr, keine wirkliche Überlegenheit! Wie er alles durcheinander wirbelt! Vordem, wenn er mich über die Morosinis und die Friaulerin examinirte, da lief mir's allemal eiskalt über den Rücken. Wie ein Stiletto stachen seine Blicke. Jetzt, merce di Dio! ist er auf dem Wege ein Büßer zu werden. Ich erlebe es noch, daß er unter die Geißelbrüder geht. Evviva! Ich kenne einen, der die grünen Aufschläge herzlich satt hat. Warum sollte ich nicht in seine Stiefel hineinsteigen können?

Alles das redete er ganz trocken vor sich hin. Dann ging er mit den Händen auf dem Rücken langsam von dannen, indem er bald die gerade Richtung nach dem herzoglichen Palaste einhielt, bald einen Umweg machte. Hie und da hörte man noch Guitarren oder Mandolinen, auch das Trällern von Liedern, zumeist kunstlos und unschön, wie es zu jeder Zeit den Ohren der Italiener in ausgelassener Stimmung wie Wohllaut geklungen hat. Dazwischen tönte, wo noch auf einigen Balkons Leben und Lustbarkeit herrschte, Geplauder

und Lachen, denn die Nacht war voll Duft und Lieblichkeit, und alle Welt, mit Ausnahme der schon Schlafenden, der Kranken, der in den Gefängnissen Schmachtenden und der Angehörigen dieser Armen, war fröhlich und guter Dinge.

Der herzogliche Lakai, voll von Zukunftsplänen, gab wenig Acht auf andres als auf die ungefähre Richtung seines Heimwegs. Er gehörte zu den Naturen, die sich nie ganz geben. Wie ein Mann, der mit seinen Füßen auf zwei nebeneinander fahrenden Booten steht, immer in Gefahr, zwischen beiden ins Wasser zu fallen, aber auch sich des Vorteils bewußt, beim Sinken des einen sich rasch auf das andre retten zu können, so hielt er es gleichzeitig mit den Buonacolsis und dem regierenden Hause, dessen Rock er trug. Vitaliano ließ ihn überwachen, benutzte aber die früheren Verbindungen des zweideutigen Kumpans, um über die Vorgänge in dem Palazzo Passerino gut unterrichtet zu bleiben und auch mit den etwaigen Plänen der einst verdächtig gewesenen Veroneser Gonzagas Fühlung zu unterhalten Solcherart hatte Vitaliano durch Antonio Maria auch Wind bekommen, daß Giuseppe Gonzaga und sein Schatten Beppo aus Verona verschwunden waren. Ob und wo sie sich in Mantua versteckt halten mochten, das auszukundschaften hatte der, wie erwähnt, mit Beppo einst in demselben Dienst gewesene Lakai übernommen. Es war keine Angelegenheit, auf welche der Superiore Gewicht legte, denn Giuseppes Ruf als vorwiegend lustiger Lebemann war weit und breit bekannt. Antonio Maria wußte jedoch, daß in Verona unlängst zwischen Ambrogio Pellegrini und Giuseppe Gonzaga Besprechungen stattgefunden hatten, und wenn er sich auch hütete, dies dem Sbirrenchef zu verraten, so schloß er doch daraus, daß irgendein politischer Anschlag im Werke sei, und es lag ihm sehr daran, beizeiten Einblick in die Sache zu erhalten.

In der Osteria war ihm Beppo entschlüpft; es hatte nicht vermieden werden können, wollte der Lakai sich von der Einmischung Vitalianos freihalten. Es galt jetzt allerorten Fühlfäden nach ihm auszustrecken.

(Fortsetzung folgt.)



Notiz.

Adam Bull. Wer den Charakter der englischen Politik und des englischen Volkes kennen lernen will, dem raten wir aufs dringendste, den Londoner Brief zu lesen, welcher soeben in der von A. de Gubernatis in seinem Landhause Vidyâ (nicht in Indien, sondern in Florenz gelegen) redigirten Internationalen Revue erschienen ist. Zu den einzelnen Sätzen, die wir im folgenden mitteilen, enthalten

wir uns jeder Bemerkung, um dem Leser den reinen Genuß der Lektüre nicht zu verkümmern.

„Mitten unter allen Kämpfen, Verlegenheiten und Täuschungen geht dem englischen Volke eine Thatsache zu Herzen: die Haltung Italiens und das plötzliche Aufflackern der freiwilligen Teilnahme des italienischen Volkes. Kurz vor der Abtretung von Nizza und Savoyen sagte Cavour zu Sir James Hudson in Turin: »England hat uns allerdings weder mit Menschen noch mit Geld unterstützt, aber es hat uns seinen Gedanken gegeben, und der Gedanke Englands leitet die Welt!«

Ein Wort von tiefer Wahrheit! Und mit jedem Jahre sollte es noch wahrer werden. Das Herzensbündnis zwischen England und Italien fängt mit der Kindheit an und datirt aus der Schule. Beide Nationen stammen aus dem alten Rom her, die eine durch Blutsverwandtschaft, die andre durch die Erziehung. Der in Harrow oder Eton erzogene junge Mann lernt Italien aus Livius und Virgil lieben, und selbst der Verfall in der Kaiserzeit kann ihn nicht von dieser Zuneigung zurückbringen, da er die römische Seelengröße bei den Tadlern der Kaiserzeit wiederfindet. Vor der Erhabenheit des Tacitus verschwindet jeder andre Gedanke.

Diese klassische Sympathie hat vor kurzem einen überraschenden und die Bewunderung herausfordernden Ausdruck gefunden. Als Chartums letzte Stunde schlug und Gordon gefallen war, herrschte in England überall Schmerz und Unwille; da verbreitete sich das Gerücht von einem englisch-italienischen Bündnisse und der Absendung italienischer Truppen nach den Ufern des Nils. Aber augenblicklich ertönte von allen Lippen derselbe Schrei: „Keine fremde Hilfe! Herzliche Sympathie, ja! Aber materielle Unterstützung, niemals! Wir müssen allein handeln, und von England sagen, wie die Italiener von ihrem eignen Lande: England farà da se!" Dies lag in der Natur der Sache, aber in demselben Augenblicke erschallte in der italienischen Presse, in vollem Verständnis für die Empfindung der Engländer, einstimmig der Ruf: „Von Herzen bei ihnen sein, ja! Ihre Seelenqualen teilen, ja! Ihnen zu Hilfe kommen, nein! England kommt man nicht zu Hilfe!"

Dies ist einer der erhabensten Beweise für eine bei beiden Rassen identische Seelengröße. Im Augenblicke der Besorgnis und des Schmerzes kommt ihnen beiden derselbe antike Gedanke, sich auf die eignen Füße zu stellen. Die Römer am Tiber haben die Römer an der Themse verstanden. Das ist das schönste Lob, welches der klassischen Bildung gespendet werden kann.

Wenn dies der allgemeine Ruf des ersten Augenblickes war, so wird eine etwaige spätere Waffenbrüderschaft nicht weniger warm begrüßt werden als diese jetzige Herzensgemeinschaft.

Darin liegt auch der Brittanismus — wir haben kein andres Wort — des Fürsten Bismarck; denn man mag sagen, was man will, der Kanzler ist und bleibt ein Engländer von altem Schlage, für ihn steht England immer noch auf demselben Standpunkte wie im Jahre 1815. Er geht nicht weiter als bis nach Waterloo. In dem Herzoge von Wellington verkörpert sich die Epoche, in welcher das Recht starr war und nicht unterhandelte, wo die Höhe der Gedanken nahe an der Beschränktheit stand. Die Leute, welche nach 1830 aufkamen und ein Erzeugnis der Reformbill sind, kennt der Reichskanzler nicht. Von der jetzigen toleranten, von steifen Ueberzeugungen entfernten, jede Exklusivität verschmähenden Schule von Staatsmännern, die von Arnold ausging und heute in Gladstone verkörpert ist, weiß Bismarck nichts. Und doch leiten alle (sic) heutigen Engländer von Rugby und dem Doktor Arnold mit dem ehrlichen Streben nach Gerechtigkeit und der

Liebe zur Wahrheit auch die schreckliche Gewohnheit die Dinge zu analysiren her, sodaß sie, statt sich mit der einfachen Wahrheit einer Thatsache zu begnügen, immer noch bestrebt sind, die Gewißheit zu erlangen, daß es nicht etwa etwas gebe, was noch wahrer sei!

Für diese Menschen hat Bismarck nur ein Gefühl des Abscheus, und gerade diesem Wiedererwachen der englischen Nation gegenüber kehrt der Typus des ursprünglichen Deutschen zu seiner ersten Liebe zurück.*)

Niemals ist eine Rede im ersten Augenblicke so falsch verstanden worden wie diese letzte, so außerordentlich wichtige Rede des Herrn von Bismarck — und doch ist sie so leicht zu verstehen.

Alles ist darin, besonders aber der Einfluß Shakespeares. Bei jedem Satze dieser für Bismarck außerordentlich langen und ausführlichen Rede fühlt man sich versucht auszurufen: Wie vollständig ist dem Redner Julius Cäsar und die Rede des Marcus Antonius in Fleisch und Blut übergegangen! Freilich ist Bismarck kein Mann, der Shakespeare studirt, er lebt Shakespeare und bringt ihn in seinen Thaten zur Erscheinung. So wissen denn auch alle, die Bismarck genau kennen (z. B. Herr von Keudell), daß es keinen bessern Shakespearekenner giebt als gerade ihn.

Bei jedem Worte dieser Rede kommt der Engländer zum Vorschein, der die Entartung des überlieferten Nationaltypus nicht verwinden kann."

Als wahren Sinn und Zweck der Bismarckschen Rede enthüllt dann Adam Bull den Wunsch des Fürsten, Englands Freundschaft zu erhalten: auch dies ist mit derselben strengen Wahrheitsliebe, genauen Kenntnis der Thatsachen und tiefen politischen Einsicht auseinandergesetzt, wie alles in diesem Londoner Schreiben. Wir können es nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam zu machen, wie vortrefflich und schlagend der Hinweis auf die Schlacht von Waterloo in einer Erörterung ist, die an der Hand umfassender historischer Kenntnisse betont, daß England niemals fremde Hilfe in Anspruch nimmt. Wir sind auch vollkommen Adam Bulls Meinung, daß Preußen — oder Bismarck — mit den Engländern nicht weiter als bis nach Waterloo geht. Ein Volk, das einmal einen solchen Spaziergang in dieser Gesellschaft gemacht hat, dürfte wohl für alle Zeiten seines nationalen Lebens genug davon haben.

Natürlich empfindet man auch eine lebhafte Neugier nach der Person Adam Bulls. Daß er in England gründlich zu Hause ist, geht daraus hervor, daß seiner Ansicht nach alle Engländer in Eton, Harrow oder Rugby erzogen werden, und daß Dr. Arnold der eigentliche Gründer der modernen englischen Weltanschauung ist; mit Herrn von Keudell ist er offenbar auch sehr gut bekannt, in Bismarcks Seele liest er wie in einem aufgeschlagenen Buche, am wenigsten scheint er von Italien zu wissen, aber gerade deswegen möchten wir ihn für einen italienischen Journalisten halten, der sein Pseudonym nicht von John Bull, sondern von bull (einem andern Ausdrucke für hoax) hergenommen hat, einem Worte, welches Brockhaus' Konversationslexikon so definirt: „eine Erzählung, die ihre lächerliche Pointe darin hat, daß in ihr die Folgerichtigkeit des Gedankens, die Logik fehlt." Allerdings widerspricht dem wieder das weiterhin Gesagte: „doch ist ein Bull keine platte Dummheit, sondern muß irgend eine witzige oder unerwartete Wendung in sich schließen."

*) Wir fürchten, daß diese im Original unübertrefflichen Worte in der Uebersetzung etwas ungelenk geworden sind. Sie lauten le type de l'Allemand primitif (le Ur Deutscher).

Literatur.

Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie. Von Albert Schäffle. Tübingen, Lauppsche Buchhandlung, 1885.

Das Aufsehen, welches Schäffles „Quintessenz des Sozialismus" vor zehn Jahren erregt hat, ist noch in aller Erinnerung. Uns kam das Buch wie ein Läuten mit der Sturmglocke vor, als eine letzte Warnung an das liberale Manchestertum, eine Aufforderung zur Umkehr, wenn nicht der Bankerott der bestehenden Gesellschaft mit Ach und Krach eintreten sollte. Das Buch ist von vielen Seiten mißverstanden worden; die Sozialdemokratie, die kurzsichtig und schlau bei dem Mangel jedes positiven Programms nur von der Gegenwart lebt, sah in der Broschüre eine Schrift für ihre Propaganda, und in Uebereinstimmung mit ihr befand sich ein preußischer Regierungspräsident, welcher die „Quintessenz" auf den Index des Sozialistengesetzes brachte. Aengstliche Gemüter der Büreaukratie, die sich in den ausgetretenen Bahnen des sanften manchesterlichen Liberalismus viel behaglicher fühlten als auf dem von Dornengestrüpp beengten Pfade der Sozialreform, sahen in dem frühern Kollegen des österreichischen Ministers Hohenwart einen Verbündeten von Most und Bebel. Allmählich freilich trat ein Umschwung ein; nur wenige Tage blieb die „Quintessenz" auf der Oppelner Proskriptionsliste, der wissenschaftliche Funke des Sozialismus, den das Manchestertum mit englischer Asche zu ersticken suchte, wurde von dem belebenden Geiste unsers großen Reichskanzlers zu neuer Glut angefacht, ja Schäffle selber in den Vorstadien der Kranken- und Unfallversicherung von dem Fürsten Bismarck zu Rate gezogen.

Lag darin schon die größte Rehabilitirung, so trug sich doch Schäffle selbst mit dem Gedanken einer Ergänzung seiner „Quintessenz" in dem Sinne einer Kriegserklärung gegen die Sozialdemokratie. Es macht seiner Kampfesweise alle Ehre, daß er diesen Gedanken erst jetzt verwirklicht hat. Gleich nach der Aechtung der „Quintessenz" hätte die heute vorliegende Schrift bei vielen den Eindruck eines Pater peccavi hervorgerufen, gegenüber der durch das Sozialistengesetz in dessen ersten Wirkungen mundtot gemachten Sozialdemokratie wäre sie als der Degenstich Falstaffs nach dem Körper eines Toten erschienen. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist umso günstiger gewählt, als die Sozialdemokratie es verstanden hat, sich trotz des Sozialistengesetzes neu zu organisiren und durch die größere Zahl ihrer Abgeordneten im Reichstage dessen Tribüne zum Organ ihrer Manifestationen zu benutzen. Bedauerlich ist nur, daß die Sozialdemokraten ihr Arbeiterschutzgesetz erst nach der Veröffentlichung der gegenwärtigen Broschüre eingebracht haben, ihrem Gegner ist dadurch eine gewaltige Waffe entzogen worden. Aber auch ohne die kritische Zerlegung dieser ersten positiven sozialdemokratischen That ist die Schäfflesche Schrift von umso größerer Bedeutung, als sie dem äußerlichen Erfolge der Sozialdemokratie bei den letzten Wahlen gegenüber deren Aussichtslosigkeit aufdeckt, indem sie ebensowohl einer ungegründeten Panik entgegentritt, als betont, daß gerade durch den weitern Ausbau der Sozialreform der Sozialdemokratie der Boden entzogen wird.

Die Schrift knüpft nicht bloß innerlich an die „Quintessenz" an, auch formell ist sie, wie diese, in lebendiger und anziehender Sprache geschrieben und weiß — was

man sonst von den so inhaltreichen Werken Schäffles nicht immer zu sagen vermag — den Leser selbst einer mittleren Bildungsstufe zu fesseln. Es ist eine Schrift, die in öffentlichen Volksversammlungen zur Belehrung der Menge und der Wählerschaft immer und immer wieder erörtert werden sollte.

Die Schrift zerfällt in drei Briefe. Der erste dient zur vergleichenden Charakteristik der Sozialdemokratie. Er zeigt, daß die Sozialdemokratie nicht bloß eine neue Auffassung auf dem wirtschaftlichen Gebiete enthält, sie ist eine ganze Weltanschauung: Atheismus, Republikanismus, Kollektivismus, Materialismus auf allen das menschliche Leben bewegenden Richtungen. Ueberall deckt hier der Verfasser Wesen und Schäden der Sozialdemokratie mit schonungsloser Schärfe auf, und sein Ergebnis ist, daß der sozialdemokratische Kollektivismus zu nichts anderm als zu schrankenlosem Individualismus, zur Anarchie führen muß, die Dynamitattentate sind die notwendigen Folgen der Lehre. Die deutsche Sozialdemokratie wird trotz aller Scheinversuche den Anarchismus nicht von ihren Rockschößen abschütteln können. Die heutigen Wähler aber werden sich nach dieser Erkenntnis schwerlich weiter von ihren hohlen Phrasen verlocken lassen.

Der zweite Brief enthält die wissenschaftliche Kritik der Sozialdemokratie. Ganz verdienstlos ist die letztere nicht; gerade in der Kritik der bestehenden Zustände liegt ihre Schärfe und ihre Bedeutung. Ohne die Sozialdemokratie hätte das liberale Manchestertum ruhig weiter gewirtschaftet und den Staat verbundenen Auges an den Abgrund geführt. Daß die Einsichtigeren auf diese Gefahren aufmerksam geworden sind, daß der geniale deutsche Staatsmann die Wege betreten hat, um diesen Gefahren zu begegnen — das ist in der That ein Verdienst, welches man der Sozialdemokratie nicht absprechen kann. Abgesehen hiervon wird von dem Verfasser aufs schlagendste nachgewiesen, daß die demokratische Kollektivproduktion eine Unmöglichkeit ist, daß sie zur Ungleichheit und Verarmung führt, daß das staatliche, das gesellschaftliche und individuelle Interesse sich gegen eine solche Forderung auflehnen müssen.

Der dritte Brief behandelt die Mittel zur positiven Bekämpfung der Sozialdemokratie; sie haben ihre Grundlage in einer weiteren Fortbildung der wirtschaftlichen Organisation nach der Seite des öffentlichen Rechts, in dem gewisse Teile der Produktion von Staat, Provinzen und Gemeinden, andre von den Berufsgenossenschaften zu übernehmen sind und im übrigen die Privatwirtschaft — nur in größerer Betonung der ethischen Rücksicht — frei bleibt. Eine weitere Fortbildung bedarf namentlich der persönliche Schutz der Arbeit: gegen Krankheit und Unfall, gegen Wucher und unberechtigten Gewinn, auch gegen polizeiliche Willkür. Es können hier nur die Hauptschlagworte angeführt werden.

Gegen diesen letzten Brief des Verfassers wird man wohl das meiste einzuwenden haben. Denn hier würden manche theoretisch fruchtbare Gedanken in ihrer praktischen Verwirklichung auf Schwierigkeiten stoßen. Aber im großen und ganzen steht der Verfasser hier auf dem Boden der durch Kaiser Wilhelm und seinen Reichskanzler begonnenen Sozialreform, deren Riesenwerk ja nur in den ersten Anfängen vor uns liegt, angesichts deren wir am 22. März und am 1. April lieber den 50. und 30. Geburtstag des Kaisers und des Fürsten gefeiert hätten. Aber die Gedanken sind entfesselt; die Schritte, die einmal gethan sind, können ohne die größte Gefahr für Staat und Gesellschaft nicht mehr zurückgethan werden.

Nach diesen kurzen Bemerkungen bedarf es wohl einer besonderen Empfehlung der Schäffleschen Schrift für die Leser der Grenzboten nicht mehr.

Aufzeichnungen über die Europäische Gesellschaft. Von Georg Dahlen. Berlin, Paul Lenz, 1885.

Der Verfasser dieses Buches geißelt unter den tausend Dingen, über die er sich in buntem Gemisch ausläßt, mit Recht die verheerende Wirkung des Feuilletons in unsrer heutigen Literatur. Ganz hat er freilich auch diesen Gegenstand — wie überhaupt keinen — in seiner Darstellung erschöpft; er behandelt ihn vorzugsweise nur von dem nationalökonomischen Standpunkte, indem er in lebhaften und nur zu wahren Farben schildert, wie gegenüber den Reichtümern, die sich oft ein frivoler, von Frauengunst getragener Feuilletonist mit seinen seichten Plaudereien in zwei Vormittagen in der Woche erwirbt, Gelehrte und Denker, in mühevoller Geistesarbeit Tag und Nacht thätig, an dem Notwendigsten Mangel leiden und darben. Der Verfasser hätte auch noch eine andre Seite mit Nachdruck hervorheben können, daß nämlich die gediegene Literatur gegenüber dieser leichten, seichten und deshalb verlockenden Behandlung der schwierigsten Fragen in periodischen Blättern immermehr in den Hintergrund gedrängt wird, daß infolgedessen der durchschnittliche Gesellschaftsmensch statt in eine Frage sich zu vertiefen, tausend nur oberflächlich berührt, das eine und das andre Schlagwort erhascht und sich einprägt und nun glaubt, alles mögliche für seine Bildung gethan zu haben und in allen Sätteln gerecht zu sein. Hätte der Verfasser diesen Gedanken in allen seinen Ausgestaltungen verfolgt, dann würde er freilich auch das Urteil über sein Buch gesprochen haben. Wir erinnern uns wohl, wie zuweilen nach einem guten Diner, wenn sich die Herrengesellschaft bei der Tasse Kaffee zu der sehnlich erwarteten Havannahcigarre zurückzieht, einer oder der andre Plauderer sich in halb blasirter, halb geistreich sein sollender Weise zusammenhanglos über eine ganze Reihe weltbewegender Fragen ergeht. Staat und Gesellschaft, Politik und Sozialismus, Adel und Frauen, Russen und Türken — kurz, der ganze Gesichtskreis unsrer heutigen Kultur wird in die Debatte gezogen, kritisirt und an die Kritik noch dieser oder jener Vorschlag geknüpft, wobei alles nur angedeutet und nichts ausgeführt wird. Ist der Plauderer noch ein weitgereister Mann, dann versteht er überall auch aus der betreffenden Sprache die Bezeichnungen, aus dem bezüglichen Lande die Beispiele zu nehmen, das würzt die Unterhaltung, und die Fülle des Gegebenen erschwert die Kontrole, ob auch alles richtig sei. In dieser Art schildert der Verfasser in sieben Kapiteln unser heutiges politisches, geselliges und geistiges Leben in einer Sprache, die bald an den Deutschösterreicher, bald an den Liefländer erinnert. Uns macht es den Eindruck, als ob dies Plaudereien nach sieben guten Diners gewesen seien. Nun, es wird gewiß viele geben, die sich an solchen Plaudereien erfreuen, die ihre Verdauung dadurch gefördert sehen und gern die Gesellschaft eines Mannes aufsuchen, für den keine einzige Frage zu schwer ist, ohne nicht darüber eine und mehrere Ansichten, sehr viele Zitate und unzählige, oft geschraubte Bemerkungen zu haben. Leute dieser Gattung werden auch an diesem Buche Gefallen finden. Wer einfache, gesunde und kräftige Kost vorzieht, der wird sich von dieser Feuilletonssammlung fernhalten. Um auf die Einzelheiten des Inhalts entsprechend einzugehen, bedürfte es einer Gemeinschaft von einigen hunderten tüchtiger Männer, welche in einer Sammlung von einigen tausend Bänden die von dem Verfasser berührten Fragen erörterten, soweit diese überhaupt einer Erörterung wert sind.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Aus Österreich.

ie erste Periode des ersten österreichischen „Vollparlamentes" scheint abgeschlossen zu sein; wenn auch der förmliche Schluß erst nach den Osterferien zu erwarten ist, so nehmen doch die Organe aller Parteien an, daß eine weitere Thätigkeit diesem Reichsrate nicht beschieden sein werde, und sie ziehen je nach ihrem Standpunkte die Bilanz.

Das erste Vollparlament! 1848 und 1861 blieben die Abgeordneten der italienischen Provinzen von vornherein weg (das Verhältnis zu Ungarn bleibt hier unberücksichtigt), dann zogen sich die Tschechen zurück und waren die ganze lange Zeit hindurch nicht zum Wiedereintritt zu bewegen. Graf Taaffe darf sich mithin rühmen, etwas zuwege gebracht zu haben, was vorher andre vergeblich versucht hatten. Allerdings zahlte er einen hohen Preis, indem er den Tschechen gestattete, mit einer Verwahrung gegen die Rechtsgiltigkeit der Verfassung einzutreten. Indessen argumentirten seine Anhänger so: „Lassen wir ihnen das Vergnügen, thatsächlich erkennen sie die Verfassung ja doch an, und das ist die Hauptsache. Sitzen die verschiednen Nationalitäten nur einmal wieder beisammen, sehen sie, daß jeder von ihnen innerhalb des Rahmens des Gesamtstaates ihr Recht wird, so gerät der Protest in Vergessenheit." Wie wenig sich solche Hoffnungen erfüllt haben, ist bekannt. Anstatt sich verständigt zu haben, stehen die nationalen Parteien heute einander feindseliger gegenüber als je zuvor, und in den letzten Sitzungen kam eine Erbitterung zum Ausdruck, die kaum in den Grenzen des parlamentarischen Anstandes zu halten war. Wie bezeichnend war jene stürmische Szene am 18. März! „Man will uns zu Heloten des Slawentums machen, man will uns dazu machen, wozu man die Ruthenen in Galizien und die Italiener in Dalmatien herabgedrückt hat," sagte

ein neueingetretener Abgeordneter aus Nordböhmen, Dr. Knotz, und: „Lassen Sie die Ruthenen in Ruhe!“ schrie, mit geballten Fäusten auf ihn zustürzend, Julian Czerkawski dem Redner zu, ein bejahrter Herr, ruthenischer Abkunft, zur Zeit der Minister Bach und Thun „germanisirender“ Schulinspektor in Galizien und gegenwärtig fanatischer Pole und Autonomist. Charakteristisch ist die Szene nicht allein, weil sie zeigt, wie weit die Versöhnung gediehen ist, und wie alle andern Nationalitäten des Reiches sich von „der steigenden slawischen Flut“ bedroht fühlen, sondern auch, weil sich dabei eine jener Figuren in den Vordergrund drängte, welche so große Mitschuld an dem jetzigen Zustande tragen, daß sie besser thäten, „sich auf ewig zu verbergen.“ Keine dienstbereiteren Werkzeuge fand der nivellirende Absolutismus der fünfziger Jahre, als Slawen; tschechische Beamte und Lehrer überschwemmten Ungarn und machten — das Deutschtum verhaßt, als dessen Apostel sie sich gerirten, der niedere tschechische Beamte war in allen deutschen Kronländern gefürchtet und verrufen, und Herr Czerkawski ist durchaus nicht der einzige, der seine zentralistischen Jugendsünden jetzt durch föderalistische Agitation und Deutschenhaß abzubüßen sucht. Die Polen scheint es schon nervös zu machen, wenn die Existenz der Ruthenen nur erwähnt wird! Und dieser nach Millionen zählende Volksstamm ist darauf gefaßt, im nächsten Parlamente garnicht mehr vertreten zu sein. Desgleichen erwarten die Deutschen eine beträchtliche Anzahl Sitze zu verlieren, dort nämlich, wo die Landesbehörden den Slawen wenigstens größere Sympathie entgegenbringen als jenen; und wenn nicht alle Zeichen trügen, werden aus den Kronländern mit gemischter Bevölkerung keine versöhnlichen Deutschen deputirt werden. Denn obschon die „Vereinigte Linke“ sich durch ihre Wähler hat ein tüchtiges Stück von dem Boden der einstigen „Verfassungspartei“ wegdrängen lassen und gegenwärtig fast nur eine nationale Partei bildet, so ist man doch namentlich in Nordböhmen und Steiermark noch keineswegs mit ihrer Haltung zufrieden; von dort her wird der linke Flügel der Partei gewiß Zuwachs erhalten auf Kosten des rechten, und dort ist schon wiederholt der Ruf „Abstinenz!“ erhoben worden. Ob die slawisch-klerikale Mehrheit auf diese Stimmung Rücksicht nehmen, bedächtiger vorgehen wird, ist wohl sehr fraglich, wenn sie, wie zu erwarten ist, gestärkt aus dem Wahlkampfe hervorgehen sollte. Und so könnten wir leicht abermals vor einem Rumpfparlamente stehen, nur daß sich diesmal die Lücke auf der andern Seite zeigen würde.

Das sind untröstliche Aussichten, und es ist begreiflich, daß die oppositionellen Blätter sich und ihre Anhänger durch das Entwerfen freundlicherer Perspektiven bei gutem Mute zu erhalten suchen. Für diesen Zweck müssen die offenkundigen Zerwürfnisse innerhalb der parlamentarischen Majorität und die Verstimmung einzelner Fraktionen gegen die Regierung herhalten. Nun ist es richtig, daß fast alle Getreuen des Ministeriums sich anstellen, als wollten sie diesem den Dienst aufkündigen, weil es nicht alle ihre Blütenträume hat

greifbare Wahrheit werden lassen. Aber dieses Spiel hat sich schon so oft wiederholt! Eigentlich zufrieden ist die polnische, die tschechische und die ultramontane „Delegation" niemals, jede findet sich stets hintergangen, übervorteilt oder mindestens zurückgesetzt, und zumal wenn das Wiedersehen mit den Wählern in Aussicht steht, werden trübselige Berechnungen angestellt, wie zwischen Flibustiern, die sich zu einem Beutezuge verbündet haben und bei der Teilung in Mißhelligkeiten geraten sind. Diese Spiegelfechtereien sollten niemand mehr täuschen. Jede Partei weiß doch, daß sie von jedem Zuge etwas mitbringt, was dem Gesamtstaat oder den Deutschen abgenommen worden ist, jede fordert mehr, als sie zu bekommen hofft, um des letzteren desto sicherer zu sein, unterstützt die Forderungen auch durch Drohungen, hütet sich aber wohl, die Drohungen auszuführrn. Denn wie sollte die Regierung beschaffen sein, welche den Separatisten noch günstiger wäre als die jetzige? Wenn an die Rechte des Parlaments die Aufforderung erginge, ein Ministerium zu bilden, so würde nicht nur unter den nationalen Gruppen, sondern innerhalb derselben zwischen Radikalen und Gemäßigten, Ungläubigen und Gläubigen offener Hader entbrennen; und käme wirklich ein reinföderalistisches Ministerium zustande, so könnte es sich doch nur kurze Zeit halten. Haben doch jetzt schon die konservativen Deutschen sich wiederholt von der Majorität losgesagt. Deshalb hütet sich diese wohl, die Regierung in einer wichtigen Frage im Stiche zu lassen.

Den Beweis dafür hat noch zuguterletzt die Entscheidung in der Nordbahnfrage geliefert. Die Bevölkerung hatte sich allerorten so bestimmt für die Verstaatlichung der Bahn bei billiger Abfindung der Konzessionäre ausgesprochen, daß die bisherigen Gegner dieser Lösung der Frage auf der Linken des Abgeordnetenhauses und in deren Presse sich, wenigstens schweigend, fügten; im rechten Zentrum trat man energisch für die Verstaatlichung ein, und in den unmittelbar interessirten slavischen Landesteilen war die Stimmung dieselbe. Aber die Regierung war, wie man sagt, die Verpflichtung eingegangen, die Erneuerung der Konzession durchzusetzen, nachdem die anfangs sehr übermütig aufgetretene Gesellschaft sich nach und nach zu diskutirbaren Vorschlägen herbeigelassen hatte. Und nun vollzog sich folgendes Schauspiel. Auf der Rechten behandelte man die Frage als eine politische; die Opposition durfte nicht siegen, und diesem Gebot mußten die volkswirtschaftlichen Interessen untergeordnet werden; die Linke nahm nicht denselben Standpunkt ein, diejenigen Mitglieder, welche aus prinzipiellen oder persönlichen Gründen nicht für die Verstaatlichung stimmen mochten, absentirten sich, und das linke Zentrum, der kleine vom Grafen Coronini geführte Klub, reichte der Regierung und der Rechten die rettende Hand, indem er in letzter Stunde Anträge einbrachte, welche die von der Kritik am heftigsten angegriffenen Punkte der Vorlage beseitigten.

Daß die Opposition aus dieser Erfahrung eine Lehre ziehen werde, ist kaum zu erwarten. Sie ist zu schwach, um selbständig irgendetwas durchsetzen

zu können, sie wird vielleicht künftig zu schwach sein, um selbständig eine Verfassungsrevision (welche zwei Drittel der Stimmen erfordern würde) zu verhindern, und in welcher Richtung eine Revision würde vorgenommen werden, beweist hinlänglich die eine Thatsache, daß sogar aus dem Munde eines Ministers zu hören war, das „böhmische Staatsrecht“ müsse respektirt werden; die Verständigung mit den konservativen Zentren aber würde sie auf jeden Fall vor Vergewaltigung schützen, könnte möglicherweise das Übergewicht auf ihre Seite bringen. In bäuerlichen und gewerblichen Kreisen ist eine Bewegung im Gange, welche den deutschkonservativen Elementen im Hause Verstärkung zu verheißen scheint. Und eben diese Elemente stellen sich in den nationalen Konflikten auf die Seite ihrer Stammesgenossen. Steht nun den Liberalen ihr Deutschtum wirklich so hoch, wie sie jetzt versichern, so scheint es selbstverständlich, daß sie sich jenen einzigmöglichen Bundesgenossen zu nähern suchen, daß sie theoretische Meinungsverschiedenheiten auf sich beruhen lassen, bis der gemeinschaftliche Feind geschlagen wäre. Aber zu diesem Zwecke müßte der bornirte Abscheu gegen jede Mittelpartei überwunden, müßte manches Dogma aufgegeben werden, wie der Glaube an die alleinseligmachende Kraft der achtjährigen Schulpflicht, der unbeschränkten Gewerbefreiheit u. s. w. Und zu solchen Opfern entschließt sich ein echtgefärbter Liberaler nicht, brennte ihm auch das Haus über dem Kopfe!

Wohl ist es denkbar, daß der Eine oder der Andre ein ähnliches Räsonnement anstellt, sobald er ganz mit sich allein ist. Aber dann kommt die Zeitung und schärft ihm die liberale Glaubenslehre von neuem ein, malt jegliche Ketzerei mit den schwärzesten Farben, überschüttet mit dem bittersten Haß und giftigsten Hohn alle, die auch gute Deutsche zu sein glauben, jedoch das Unglück haben, weder Juden noch Indifferente zu sein, in der Freiteilbarkeit des Bodens, Freizügigkeit und ähnlichen Errungenschaften nicht den Inbegriff aller Glückseligkeit erblicken — und dann graut ihm bei dem Gedanken, daß auch er einmal so der Verachtung aller Edeldenkenden preisgegeben werden könnte. Also Deutschtum und Freiheit, die die Zeitungen meinen, nicht eins ohne die andre! Und darüber werden sie um beide kommen.



Beiträge zum Verständnis der mittelasiatischen Frage.

3.



uch in der letzten Periode der Regierung Dost Muhammeds trat in Rußland der Plan eines Angriffs auf das angloindische Reich über Persien und Afghanistan in den Vordergrund, und ein Bündnis mit letzterem wurde empfohlen und abzuschließen versucht. Während des Krimkrieges überreichte der frühere russische Gesandte in Teheran Duhamel, jetzt Mitglied des Senats in Petersburg, dem Kaiser Nikolaus eine Denkschrift, die, vom 14. Juni 1854 datirt, jenen Angriff lebhaft befürwortete und die Maßregeln behandelte, welche zu treffen sein würden, wenn ein Feldzug der Russen nach Indien von Erfolg sein sollte. Der jetzige Krieg, so hieß es darin, lege Rußland die Pflicht auf, zu erwägen, wie es England an seinem empfindlichsten Punkte treffen oder es doch zu einer Truppenkonzentration in Asien nötigen könne, welche seine Aktion in Europa zu lähmen geeignet sei. Alle Eroberer Indiens seien von Zentralasien und Persien gekommen, und die Wege, die Alexander der Große, die Ghasnaviden, Dschingis Chan, Timur, Sultan Baber und zuletzt Nadir Schah gewählt, stünden den Russen auch jetzt zu Gebote; sie gingen, gleichviel, ob sie vom Amu Darga oder von Persien her ihren Ausgang nähmen, sämtlich auf Afghanistan, wo Kandahar und Kabul als die Thore zum Pendschab zu betrachten seien. Der Verfasser bespricht dann zunächst die Straßen, die durch Persien und durch die Turkmenenländer nach Afghanistan führen, und fährt dann fort, der beste Weg von den dreien, die man von hier nach dem Indus einschlagen könne, sei der von Kabul über Dschellalabad und Peschawer nach Attok. Hier werde die direkte Straße nach Lahore und Delhi, das Hauptziel des Angriffs, erreicht, die muslimische Bevölkerung in Bewegung gesetzt und der Aufstand ins Herz der britischen Besitzungen getragen, und hier biete sich zuvörderst für die Afghanen verlockende Aussicht auf Landerwerb. Gelinge es, weiterhin auch die Sikhs zu Teilnehmern an der Invasion zu gewinnen, umso besser, entscheidend aber sei das Bündnis mit den Afghanen, welches deshalb ohne Verzug angebahnt werden müsse. Um die englische Macht in Indien niederzuwerfen oder doch stark zu erschüttern, genüge ein nur mäßiges russisches Heer; denn um dasselbe würden sich bald alle von England geknechteten Völkerschaften schaaren. Eine andre, dem Zaren im August übergebene Denkschrift, die von einem uns unbekannten russischen Verfasser herrührte, ergänzte diese Darlegung mit Be-

trachtungen, die größtenteils noch heute giltig sind. Der Gedankengang derselben beginnt mit folgenden Bemerkungen. Der ungestörte Besitz Indiens ist die Grundbedingung der englischen Macht, ihn erschüttern, heißt sie tötlich schwächen, und daß jenes möglich ist, wird von niemand mit Fug bezweifelt und von Lord Auckland in seiner Kriegserklärung an den Emir Dost Muhammed ausdrücklich zugestanden. Seitdem hat England seine Stellung in Indien allerdings bedeutend verstärkt, es hat hier eine beträchtliche Heeresmacht stehen; gute Wege zu Lande und zu Wasser sind geschaffen, und im Nordwesten hat man eine Anzahl von Depots zu militärischen Zwecken angelegt. Trotz alledem ist England hier verwundbar, und kann auch Rußland, so lange die Engländer das Meer beherrschen, Indien nicht für die Dauer erobern, so kann man der britischen Größe hier doch wesentlich Abbruch thun. Die rechtlose Stellung und die daraus entsprungene tiefe Erbitterung der indischen gebildeten Klasse ist Englands gefährlichster Feind und Afghanistan sein bedenklichster Nachbar. Den Hindus muß Rußland sich als Befreier, den Afghanen als Beschützer ankündigen. Letztere halten sich jetzt nur aus Furcht, nicht aus irgendwelcher Neigung, zu England, ja 1837 wandten sie sich förmlich um Schutz an Rußland. Verharrt England, indem es seine Armeen im Pendschab aufstellt, in der Defensive, so wird ihm das ungeheure Kosten verursachen. Die Feldzüge nach Afghanistan allein verschlangen 24, die Kriege von 1839 bis 1849 aber 200 Millionen Pfund Sterling. Die indischen Finanzen waren 1840 mit einem Defizit von 2138000 und zehn Jahre später schon mit einem solchen von 15264484 Pfund Sterling belastet, und doch hatte Großbritannien 1839 nur 17000, im Jahre 1849 nur 54000 Mann Soldaten im Felde. Die bloße Zerrüttung seiner Finanzen wöge für Rußland die Kosten und Verluste eines Feldzuges auf. Der Kaiser möge von seinem Volke diese Opfer verlangen; es wird sie bringen.

Rußland war damals zu erschöpft durch den Krieg in der Krim, um auch in Mittelasien vorgehen zu können. Demungeachtet erhob derselbe anonyme Staatsmann, der die zweite Denkschrift verfaßt hatte, noch einmal seine Stimme für den Plan, indem er 1855 dem Kaiser wiederum Vorstellungen machte, die sich zunächst gegen die Politiker richteten, welche behaupteten, das Unternehmen begegne großen Schwierigkeiten, es werde sehr viel Geld und Menschen verschlingen, laufe Gefahr, gleich zu Anfang zu scheitern und verspreche im günstigsten Falle nur verhältnismäßig geringen Gewinn. Nachdem die Denkschrift diese Bedenken mit sachkundiger Darstellung der in Betracht kommenden Dinge widerlegt hatte, schloß sie mit den Worten: „An erster Stelle ist geboten, sich in Afghanistan Anhänger zu erwerben und die Sikhs aufzuregen. Das Jahr 1848 hat den Beweis geliefert, daß ein Zusammenwirken der Afghanen und der Sikhs nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Sehr viele Truppen wird England aus seinen indischen Besitzungen nicht an die nordwestliche Grenze vor-

zuschieben wagen; denn weder Nepal noch Birma sind Nachbarn, die, wenn sie zu Feinden werden, zu verachten sind, und die zehn Millionen Muhammedaner von Hyderabad warten nur auf die Gelegenheit, das Joch der Ungläubigen abzuwerfen und die alte Herrlichkeit wiederzuerobern. Ringsumher und mitten im Lande werden furchtbare Gegner aufstehen, und wenn auch vereinzelte Empörungen bisher immer unterdrückt worden sind, so dürfte eine allgemeine Erhebung, wo nicht den Untergang der britischen Macht, so doch eine furchtbare Schwächung derselben zur Folge haben.

Diese Ratschläge konnten damals nicht befolgt werden, aber man fuhr nach dem Pariser Frieden auf seiten der Russen fort, sich zu ihrer Verwirklichung vorzubereiten, indem sie zuvörderst ihre Herrschaft und ihren Einfluß weiter über das mittelasiatische Tiefland auszubreiten bemüht waren. 1855 wurde dem Chan von Chokand die Stadt Taschkend nebst Umgebung entrissen, und im nächsten Jahre rückte eine russische Armee unter General Romanowski in Buchara ein, schlug den Chan bei Jedschar und zwang ihm einen Frieden auf, in welchem er Rußland eine beträchtliche Strecke Landes abtrat, aus der mit andern neuerdings erworbenen Gebieten das Gouvernement Turkestan gebildet wurde. Bereits 1868 folgte ein neuer Feldzug, indem der Generalgouverneur von Turkestan, General Kaufmann, von Taschkend, das man zur Hauptstadt des neuen Gouvernements gemacht hatte, in die Gegenden zwischen dem Amu Darga und dem Sir eindrang, die Bucharen schlug, die Städte Samarkand und Buchara einnahm und einen Frieden erzwang, der dem russischen Reiche Samarkand und verschiedne andre Orte nebst einem Landstriche hinzufügte, welcher bis in die Nähe des Amu Darga reichte. Daneben verpflichtete sich der Chan, den russischen Handel in dem ihm verbleibenden Lande zu beschützen und einen jährlichen Tribut zu entrichten, dessen erste Rate im September 1869 durch eine Gesandtschaft in Petersburg überbracht wurde. 1873 erklärte Rußland dem Chan von Chiwa, dessen Bewohner wiederholt räuberisch in die russischen Gebiete eingebrochen waren, den Krieg, und Kaufmann marschirte an der Spitze von 14 000 Mann gegen die Hauptstadt der Chiwesen. Schon einmal, im Jahre 1839, war ein solcher Zug unternommen worden und vollständig mißlungen. General Perowski war von Orenburg aus gegen die Emba und den Aralsee vorgedrungen, hatte aber, nachdem er durch strenge Kälte sehr erhebliche Verluste an Menschen und Kameelen erlitten, im Februar 1840 unverrichteter Sache wieder umkehren müssen. Kaufmann war glücklicher; zwar hatte er in den Wüsten, durch welche der Marsch ging, gleichfalls mit großen natürlichen Hindernissen zu kämpfen, sie wurden aber überwunden, und am 12. Juni 1873 hielten die Russen ihren feierlichen Einzug in der Hauptstadt der Usbeken von Chiwa, in welcher der Chan bald nachher mit ihnen einen Frieden abschließen mußte, der ihn zum Vasallen des Zaren machte und diesem das bisher chiwesische Gebiet auf dem rechten Ufer des Amu Darga nebst dem Delta des

Stromes verschaffte. Der Chan mußte ferner die Anlegung russischer Faktoreien am linken Ufer erlauben, sein ganzes Land den Kaufleuten Rußlands öffnen und sich verpflichten, binnen zwanzig Jahren zwei Millionen Rubel als Kriegskosten zu zahlen. 1875 gaben räuberische Einfälle der Usbeken in Chokand, welche russische Unterthanen schädigten, dem General Kaufmann erwünschten Anlaß, der Herrschaft des dortigen Chans ein Ende zu bereiten. Er erstürmte die Festung Machram, schlug die Leute des Chans Saleh und nahm ihm dann, 1876, sein gesamtes Land ab, das nun als Provinz Ferghana dem russischen Reiche einverleibt wurde. Einige Zeit nachher rückten die Russen ihre Grenzen mehr nach Südwesten, und zwar nach Gegenden hin, welche von den afghanischen Fürsten bisher als zu ihrem Besitztum gehörig angesehen worden waren: sie annektirten die Oase, deren Mittelpunkt die Turkmenenstadt Merw ist.

Mittlerweile hatte man wiederholt von neuem mit Afghanistan angeknüpft. Hier hatte Dost Muhammed vor seinem Tode seinen Sohn Schir Ali zum Erben des Thrones ernannt, und die übrigen Söhne huldigten diesem zwar anfangs, fielen aber nach kurzer Zeit von ihm ab, um sich selbständig zu machen, und fanden jeder eine Partei, die ihren Ehrgeiz zu unterstützen bereit war. Mehr aber trug England die Schuld, wenn das von Dost Muhammed geeinigte Afghanistan wieder auseinanderzufallen drohte. 1855 war zwischen letzterem Fürsten „und seinen Erben" und der britischen Regierung andrerseits ein „ewiger Friede" abgeschlossen worden, der, 1857 erneuert, ohne Zweifel dazu beitrug, den Emir von der Benutzung des großen Sipahi-Aufstandes, der in jener Zeit die englische Macht bedrängte, abzuhalten. Da der Beherrscher der Afghanen zweifellos befugt gewesen war, seinen Nachfolger auf dem Throne selbst zu wählen, so war England vertragsmäßig zur Anerkennung Schir Alis verpflichtet. Indes schien es, als entsprächen Thronstreitigkeiten und ein durch Parteikämpfe zerrissenes und geschwächtes Afghanistan dem britischen Interesse besser als ein einiges und möglichst geordnetes unter einem Gebieter, welcher die Vorzüge seines thatkräftigen und staatsklugen Vaters besaß, auch schien ein andrer Sohn Dost Muhammeds, Azim Chan, der als Gouverneur im Nordwesten des Landes lebte, den Europäern günstiger gesinnt zu sein als Schir Ali, und so zögerte man mit der Anerkennung des letzteren volle sechs Monate, wodurch der Ehrgeiz und die Selbstsucht der Brüder des neuen Emirs Nahrung und den Antrieb erhielten, ihr Glück gegen denselben zu versuchen. Zuerst lehnte sich von denselben Afzul Chan auf, wurde aber geschlagen. Bald darauf, im April 1864, empörte sich Azim, wurde jedoch von seinen Truppen verlassen und mußte nach Indien flüchten, wo er internirt wurde. Nicht lange darauf wendete sich das Glück: nach einem Treffen bei Kandahar, das im Juni 1865 stattfand und in welchem Afzul siegte, ergriffen einige mächtige Häuptlinge seine Partei, Azim begab sich unter Zulassung der Engländer zu ihm, und im Mai des nächsten Jahres schlugen beide das Heer Schir Alis in einer großen

Schlacht, worauf Afzul sich zum Emir von Afghanistan ausrufen ließ und von den Engländern als solcher anerkannt wurde, obwohl er thatsächlich nur Kabulistan, den Nordosten, in seine Gewalt gebracht hatte. Als er im Oktober 1867 mit Tode abging, folgte ihm Azim dort auf dem Throne. Schir Ali, der ihn mit einer im Südwesten gesammelten Armee angriff, wurde am 17. Januar 1868 bei Kelat entscheidend geschlagen und floh nach Herat, brachte aber mit Unterstützung der Häuptlinge von Basch sehr bald neue Streitkräfte zusammen, mit denen er im September Kabul einnahm und im Dezember Azim in der Schlacht bei Ghasnah so gründlich schlug, daß der Bürgerkrieg damit beendigt war. England erkannte Schir Ali jetzt an und verpflichtete sich sogar, ihm „für die Dauer guten Verhaltens" Subsidien zu zahlen. Durch das rasche Vordringen der Russen in Turkestan beunruhigt, suchte der Emir 1873 eine engere Verbindung mit den Engländern nach, die ihn schützen sollte, das von ihm beantragte Bündnis wurde jedoch von Lord Northbrooke, dem damaligen Vizekönige von Indien, abgelehnt, weil Rußland erklärt hatte, daß es Afghanistan als außerhalb seiner Aktionssphäre gelegen betrachte. Schir Ali knüpfte darauf zu dem General Kaufmann in Taschkend vertrauliche Beziehungen an, und als Lord Lytton, Northbrookes Nachfolger in Kalkutta, hiervon erfuhr, verlangte er Zulassung eines englischen Vertreters in Kabul. Dieses Ansinnen wurde abgelehnt, und nun nahm England eine drohende Stellung ein, indem es im Februar 1877 Quettah an der Südgrenze Afghanistans besetzte. Der Emir warf sich darauf den Russen ganz in die Arme, er wies im September 1877 die Aufforderung des Sultans, ihm gegen dieselben beizustehen, zurück und riet ihm, sich von den treulosen Engländern abzuwenden. Gleich nach dem Berliner Kongresse empfing er in Kabul eine russische Gesandtschaft, die aus dem General Stoljeteff und sieben andern Offizieren bestand und von Kosaken und kirgisischen Reitern begleitet war. Sofort wurde in Kalkutta eine Gegengesandtschaft beschlossen. Als dieselbe aber unter Führung General Chamberlains bei dem Grenzfort Ali Musdschid anlangte, wurde ihr in beleidigender Weise die Erlaubnis zur Weiterreise verweigert. Ein englisches Ultimatum, das am 20. November 1878 ablief, blieb unbeantwortet, und so überschritt tags nachher ein Heer von etwa 40000 Mann, darunter 13000 Engländer, an drei Stellen zugleich die afghanische Grenze. General Roberts nahm am 22. November das Fort Ali Musdschid ein und schlug dann am 2. Dezember die Truppen des Emirs bei Peiwar Kotal im Karram-Thale. General Biddulph drang von Quettah nach Kandahar vor, und Schir Ali mußte sich zur Aufnahme eines englischen Gesandten in Kabul verstehen, der eine Wohnung im Palastviertel erhielt, sich derselben aber nur wenige Wochen erfreute. Am 3. September 1879 stürmten Pöbelrotten das Haus und metzelten den Gesandten, Major Cavagnari, mit allem seinem Personale nieder. Ohne Verzug rückten die englischen Truppen abermals in Afghanistan ein, und am 12. Oktober waren sie wieder im Besitze von Kabul.

Ehe wir in unserm Rückblicke fortfahren, berichten wir über die Unterhandlungen, die vor Ausbruch dieses Krieges zwischen den Russen und dem Emir stattgefunden hatten. Unsre Quelle ist dabei der Briefwechsel zwischen den beiden Parteien, der den Engländern nach ihrem zweiten Einzuge in Kabul in die Hände fiel.

Im April 1878 hatte Rußland in Samarkand eine Armee von 20000 Mann zusammengezogen, um Afghanistan „als Basis von Operationen gegen Indien" zu besetzen. Am 13. Juni, demselben Tage, wo britische und russische Diplomaten zum Kongreß in Berlin erschienen und die Aussichten auf eine Verständigung zwischen deren Regierungen besser als bisher geworden waren, reiste der General Stoljeteff mit einem Schreiben des Generalgouverneurs Kaufmann an Schir Ali nach Kabul ab, worin dem Emir die Vorteile eines Bündnisses mit Rußland auseinandergesetzt waren, und einige Tage später wurde ein dahin gehender Vertrag aufgesetzt und Stoljeteff drückte sein Siegel darunter. In dieser Übereinkunft verpflichtete sich die russische Regierung u. a. mit Schir Ali, „dem Emir von ganz Afghanistan," und nach dessen Ableben mit dem von ihm gewählten Thronfolger dauernd Freundschaft zu halten und ihn, falls ein fremder Feind ihn angreife, mit diplomatischen oder andern Mitteln zu verteidigen. Er dagegen versprach, mit keiner fremden Macht ohne vorherige Beratung mit der russischen Regierung und ohne deren Einwilligung Krieg zu führen, der letzteren immer das in seinem Reiche Vorfallende zu berichten und jeden seiner Wünsche in wichtigen Angelegenheiten dem Generalgouverneur in Turkestan mitzuteilen. Stoljeteff kehrte nach kurzem Aufenthalte nach Samarkand zurück und ging dann nach Petersburg. Statt seiner unterhandelte der Oberst Rosgonoff mit dem Emir und seinem Minister des Auswärtigen in Kabul weiter, und welche Tendenzen Rußland dabei verfolgte, ergiebt sich deutlich aus dem erwähnten Briefwechsel. Am 21. Dezember 1878 schreibt Stoljeteff an Muhammed Chan, den Wessir Schir Alis: „Ich versuche Tag und Nacht unsre Ziele zu erreichen und hoffe damit Erfolg zu erzielen. Ich gehe heute zum Kaiser, um Sr. Majestät persönlich über unsre Angelegenheiten zu berichten. Wenn es Gott gefällt, so wird alles Notwendige gethan und gutgeheißen werden. Hoffentlich werden die, welche von Osten her in die Thore von Kabul einzudringen beabsichtigen, die Thür geschlossen finden, dann werden sie, das wolle Gott, erzittern."

In einem zweiten Briefe Stoljeteffs an denselben afghanischen Minister, der vom 8. Oktober datirt war, sagte der russische General: „Gott sei Dank, meine Bemühungen sind nicht vergebens gewesen! Der große Kaiser ist ein treuer Freund des Emirs und Afghanistans und wird alles thun, was ihm notwendig erscheinen wird. Natürlich haben Sie nicht vergessen, was ich Ihnen sagte, daß nämlich die Angelegenheiten der Königreiche einem Lande mit vielen Bergen, Thälern und Strömen gleichen. Wer auf einem hohen Berge steht,

kann diese Dinge gut überblicken. Durch Gottes Macht und Ordnung ist kein Reich dem unsers Zaren gleich. Deshalb sollten Sie allem, was unsre Regierung Ihnen anrät, Ihr Ohr leihen. Ich sage Ihnen in Wahrheit, daß dieselbe so klug wie eine Schlange und so arglos wie eine Taube ist. Es giebt vieles, was Sie nicht begreifen, aber unsre Regierung versteht alles. Oft geschieht es, daß eine anfangs unerfreuliche Sache später als Segen erscheint. Ich benachrichtige Sie jetzt, lieber Freund, daß der Feind Ihrer berühmten Religion durch den Sultan mit Ihnen Frieden schließen will. Darum sollten Sie nach Ihren Brüdern sehen, die jenseits des Stromes wohnen. [Die Muhammedaner östlich vom Indus sind gemeint.] Wenn Gott sie aufregt und ihnen das Schwert in die Hand drückt, so brecht in Gottes Namen los. Andernfalls sollten Sie wie eine Schlange sein, öffentlich Frieden machen und insgeheim zum Kriege rüsten, um ihn, falls Gott seinen Befehl erteilt, zu erklären. Es wird gut sein, wenn Sie, sobald ein Gesandter Ihres Feindes das Land zu betreten begehrt, in das Land der Gegner einen Boten schicken, der die Zunge einer Schlange besitzt und voll Truglist ist, damit er mit süßen Worten das Herz des Feindes bethöre und ihn bewege, vom Kampfe mit Ihnen abzustehen. Mein lieber Freund, ich befehle Sie dem Schutze Gottes. Möge er der Schirmherr des Reiches des Emirs sein und Zittern die Glieder Ihrer Feinde ergreifen."

Als Chamberlain zurückgewiesen und die Kriegserklärung der Engländer erfolgt war, schrieb der Emir selbst an Kaufmann, meldete ihm, daß „die englischen Beamten nach Stoljeteffs Abreise dreist geworden seien und ihre Lenden mit dem Schwerte umgürtet hätten, um der gottverliehenen Regierung von Afghanistan Schaden zuzufügen," sodaß ihm nichts übrig bleibe, als mit ihnen zu kämpfen, und schloß dann mit den Worten: „Indem ich auf Ihre Freundschaft baue, erwarte ich, daß Sie dieser Sache Ihre besondre Aufmerksamkeit widmen und mir Ihren Beistand in jeder Weise, die Sie angemessen erachten, zuteil werden lassen." Zu gleicher Zeit richtete er einen Brief an den Kaiser, worin er über die Art Klage führte, wie Lord Lytton dem russischen Einflusse in Afghanistan entgegengewirkt habe, und daran die Bitte um „freundschaftliche Unterstützung nach dem Maße der Macht des Zaren" knüpfte. Kaufmann sagte in seiner Antwort: „Ich habe Nachricht, daß die Engländer mit Ihnen Frieden zu schließen wünschen, und ich rate Ihnen, sich mit ihnen auf Bedingungen hin zu verständigen, wenn sie solche anbieten." Auf ein weiteres Schreiben Schir Alis bemerkte der Generalgouverneur: „Die britischen Minister haben sich gegen unsern Botschafter in London verpflichtet, die Unabhängigkeit Afghanistans zu achten. Ich bin vom Kaiser beauftragt, Ihnen das mitzuteilen und nach Abschluß der Freundschaft nach Petersburg zu gehen. Sollte Ihnen Übles begegnen, wird es mir leid thun." An den Oberst Rosgonoff aber schrieb er im Dezember: „Der Emir weiß recht gut, daß ich ihm im Winter unmöglich mit

Truppen beistehen kann. Deshalb ist es notwendig, daß der Krieg nicht in dieser unpassenden Zeit begonnen werde. Fangen die Engländer trotz der Bemühungen des Emirs, den Krieg zu vermeiden, einen solchen an, so müssen Sie nach Taschkend abreisen."

Die russische Hilfe blieb also aus, obwohl die Afghanen, wie Auszüge aus ferneren Briefen Schir Alis zeigen, darauf zu rechnen befugt waren. Am 8. Dezember 1878 schrieb er an Mirza Muhammed Hassan Chan, der als sein Gesandter den General Stoljeteff bei dessen Abreise nach Rußland begleitet hatte: „Jetzt ist die Zeit zu freundschaftlicher Unterstützung für Se. Kaiserliche Majestät gekommen. Ich habe an meinen lieben Freund, dem Generalgouverneur von Turkestan, einen Brief mit der Bitte gerichtet, in dieser Zeit der Not nicht mehr mit der Hilfe von Truppen zu zögern und seinen Beistand auf eine andre Zeit zu verschieben, sondern im Einklange mit den Forderungen der Freundschaft, die zwischen den beiden Regierungen besteht, die 32000 Mann in Taschkend, die nach General Stoljeteffs Versicherung bereitstehen und abgeschickt werden sollten, wenn ich sie beanspruche, nach dem afghanischen Turkestan abmarschiren zu lassen. Ich gebiete Ihnen, in dieser Angelegenheit nicht zu zögern." In dem hier erwähnten Briefe an Kaufmann aber hieß es: „Die britischen Truppen strömen nach Afghanistan herein mit der Absicht, das Land zu erobern, und hoffen in kurzer Zeit Kabul einzunehmen und den Krieg zu beendigen. Ich erlaube mir deshalb, Sie, meinen Freund, von dem, was ich auf dem Herzen habe, in Kenntnis zu setzen, und Ihnen zu schreiben, daß, da zwischen Sr. Kaiserlichen Majestät dem Zaren und der gottverliehenen Regierung Afghanistans auf Grund alter Freundschaft, sowie infolge des neuerdings von seiten der kaiserlichen Regierung durch General Stoljeteff abgeschlossenen Bündnisses vollkommenes Einvernehmen besteht, falls der afghanischen Regierung Schaden oder Unrecht widerfahren sollte, was Gott verhüte, auf den Saum der Regierung Sr. kaiserlichen Majestät sicherlich der Staub der Schande fallen würde. Da die Interessen beider Reiche auf eins hinauslaufen, so erwarte ich von Ihnen selbstverständlich Beistand in Gestalt von Truppen, und hoffe, Sie werden alle Streitkräfte, die unter Ihrem Befehle zu Taschkend verwendbar sind, schleunigst nach dem afghanischen Turkestan absenden."

Als die britischen Heersäulen weiter vordrangen, meldete Schir Ali dem General Kaufmann, er werde nach einem Beschlusse der Fürsten seines Landes nach Petersburg gehen, wo der Streit zwischen ihm und England geschlichtet werden solle. Es war ihm nämlich von Stoljeteff aus der kaiserlichen Sommerresidenz Livadia ein Schreiben zugegangen, in welchem es hieß: „Der Zar betrachtet Sie wie einen Bruder, und Sie, der Sie auf der andern Seite des Wassers sind, müssen dieses Gefühl brüderlicher Freundschaft gleichfalls an den Tag legen. Die englische Regierung wünscht dringend, sich mit Ihnen durch Vermittlung des Sultans zu verständigen, dessen Rat und Vorschlag Sie an-

nehmen sollen. Aber der Kaiser begehrt, daß Sie die Engländer nicht in Ihr Land lassen, und so müssen Sie dieselben wie im vorigen Jahre mit Trugliſt und Täuschung behandeln, bis die jetzige kalte Jahreszeit vorüber ist. Dann wird sich der Wille Gottes Ihnen offenbaren: nachdem die Regierung zweimal das Bismillah [im Namen Gottes] gesagt hat, wird das Bismillah Ihnen zu Hilfe kommen. Kurzum, Sie können versichert sein, daß die Dinge ein gutes Ende nehmen werden. Mit Gottes Erlaubnis werden wir in Petersburg einen Kongreß, d. h. eine Versammlung von Mächten, zusammentreten lassen, wir werden dann eine amtliche Verhandlung mit der englischen Regierung beginnen, und entweder durch die Kraft von Worten und diplomatische Wirksamkeit alle Einmischung Englands in Afghanistan für immer abschneiden oder den Gang der Ereignisse mit einem gewaltigen Kriege endigen lassen. Mit Gottes Beistande wird nächsten Sommer in Afghanistan kein Zeichen und keine Spur von Sorge und Unzufriedenheit mehr übrig sein."

Also nochmals von russischer Seite Ermahnungen zum Ausharren gegenüber den Engländern und Verheißungen von Unterstützung bei besserer Jahreszeit. Aber Kaufmanns Antwort auf den letzten Hilferuf des Emirs, die vom 2. Januar 1879 datirt war und in Kabul erst anlangte, als Schir Ali seine Flucht nach Turkestan bereits angetreten hatte, lautete noch weniger ermutigend als seine ihr zuletzt vorhergegangene Äußerung in der Sache. Er erklärte jetzt kurz und bündig, es sei dermalen unthunlich, dem Emir mit Truppen zu Hilfe zu kommen; er möge auf Allah vertrauen und von der ewigen Freundschaft des Kaisers überzeugt bleiben. Die Reise nach Petersburg müsse er, Kaufmann, ihm dringend widerraten, vielmehr solle er in seiner Residenz verbleiben und versuchen, die Sache mit den britischen Behörden in die Länge zu ziehen. Dieser Rat kam zu spät, und als er in Kabul eintraf, hatte der Emir auf seinem Wege nach Petersburg schon die russische Grenze überschritten, in deren Nähe er bald nachher vom Tode ereilt wurde.

Die Engländer drangen nun, wie berichtet, nach Kabul und Kandahar vor, zogen dann von dort ab und kehrten nach Major Cavagnaris Ermordung wieder dahin zurück, um sich für längere Zeit festzusetzen. Lord Beaconsfield stand im Begriff, die Okkupation in eine Annexion zu verwandeln. Er teilte die Ansichten, welche Rawlinson in einer Denkschrift ausgesprochen, die er im Juli 1868 der englischen Regierung überreicht hatte. Es hieß darin, das Vordringen Rußlands in Zentralasien sei offenbar gegen England gerichtet, das Fortschreiten der russischen Eroberungen in Turkestan gleiche der Eröffnung von Parallelen bei der Belagerung einer Festung, welche hier Indien heiße. Wenn die Russen noch Merw in ihre Gewalt brächten, würden sie das Schicksal dieser Festung in der Hand haben, und dann handle es sich für dieselbe nur noch um Afghanistan, das durch seine Gebirge und Flüsse ein letztes natürliches Bollwerk bilde und unangreifbar gemacht werden müsse. Das könne aber nur

durch eine Eroberung des Landes und die schließliche Einverleibung desselben in die britischen Besitzungen erfolgreich geschehen. Nebenher endlich müsse man sich am Hofe von Teheran mehr Einfluß verschaffen, um Persien vom Joche der Russen zu befreien.

Andre fügten diesen Betrachtungen jetzt, wo Afghanistan erobert war und man englischerseits bald innewurde, daß man sich auf Jakub Chan, den Sohn Schir Alis, wenn er selbständig blieb, so wenig verlassen konnte wie auf seinen Vater, noch folgende Gedanken hinzu: Wenn wir heute Afghanistan, das Glacis Indiens, wieder verlassen, so werden sich über kurz oder lang die Russen desselben bemächtigen oder wenigstens durch weitere diplomatische Intriguen dessen Besitzergreifung vorbereiten. Jetzt haben wir noch die Wahl. In Kandahar, dem in gerechtem Kriege erworbenen Preis unsrer Siege, diesem fruchtbaren und für uns leicht zugänglichen Gebiete, durch welches die große Heerstraße von Merw und Herat nach Indien führt und welches sich mit diesem durch eine Eisenbahn verbinden läßt, müssen wir auf alle Fälle bleiben. Es wird uns eine weit wertvollere und sichere Bürgschaft dafür bieten, daß Rußland seine Aktionssphäre nicht über Afghanistan ausdehnt, als alle Versprechungen und Versicherungen des Kabinets von St. Petersburg, die wiederholt schon gebrochen worden sind.

Beaconsfield mußte vor dem Ansturme der Liberalen zurücktreten, und mit ihm fiel sein Plan in betreff Afghanistans. Gladstone setzte den Prinzen Abdurrachman auf den Thron von Kabul, obwohl derselbe bisher als Pensionär der Russen in Turkestan gelebt hatte. Er glaubte den russischen Darstellungen und Zusagen, er gedachte sich das Kabinet von Petersburg durch Nachgiebigkeit zu verbinden. Er war auch hier der kurzsichtige und verzagte Staatsmann, als der er sich in andern Beziehungen immer gezeigt hatte. Er räumte Afghanistan, obwohl er kurz vorher noch deutlich belehrt worden war, daß sein Schützling in Kabul, wenn auf ihn wirklich für die Dauer Verlaß war, Thronbewerbern und Parteien gegenüber nichts weniger als besonders fest auf den Beinen stand. Am 19. Juni 1880 eröffnete der afghanische Fürst Ajub Chan von Herat aus einen Feldzug gegen die im Südwesten Afghanistans stehenden Engländer. Sein anfangs kleines Heer schwoll auf dem Marsche nach dem Helmand bis auf 13000 Mann an, indem u. a. die afghanische Landwehr zu ihm überging. Am 25. Juli stieß er auf die Vorposten des englischen Generals Burrow, und tags darauf brachte er demselben bei Maiwar eine Niederlage bei, die fast einer Vernichtung des britischen Heeres gleichkam. Er machte sich darauf an die Belagerung Kandahars, welches einige Wochen in schwerer Bedrängnis war. Zwar entsetzte endlich der General Roberts, von Kabul in Eilmärschen heranrückend, die Stadt, und Ajub mußte sich zurückziehen und zuletzt in Persien eine Zuflucht suchen. Die Episode war aber immerhin eine Warnung gewesen und gewiß nicht ohne Eindruck auf die muslimische Welt

geblieben. Abdurrachman blieb seitdem von den Parteien im Lande ziemlich unangefochten, und von russischen Versuchen, ihn gegen Englands Interesse zu gewinnen, ist wenigstens nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Er scheint mit dem letzteren gehen zu wollen und hat bei der Zusammenkunft mit Lord Dufferin, dem jetzigen Vizekönige von Indien, die vor kurzem in Raul Pindi stattfand, vermutlich dahingerichtete Zusagen gegeben Ob er ganz zuverlässig ist und ob er den Gegnern Englands gegenüber, die in Afghanistan zahlreich sind, auf die Dauer können wird, was er dem Anscheine nach jetzt will, ist abzuwarten. „Die Engländer können hier bald eine große Überraschung erleben," sagte uns in diesen Tagen ein Kenner der Verhältnisse.



Die Lotteriefrage im preußischen Abgeordnetenhause.



Seit langen Jahren war in der gesamten gebildeten Welt die Meinung vorherrschend, daß das Lotteriespiel, wie jedes Glücksspiel, an und für sich durchaus verwerflich sei. So wie in den meisten außerdeutschen Kulturstaaten, wurden deshalb auch in mehreren deutschen Ländern die vordem in ihnen bestehenden Staatslotterien aufgehoben. Nur in einigen deutschen Ländern dauerten sie fort. Auch diese Staatslotterien nahm die öffentliche Meinung von ihrem verwerfenden Urteile nicht aus. Nur machte die Finanzlage der Staaten deren Aufhebung schwierig. So auch in Preußen. Bereits im vereinigten Landtage von 1847 kam die Angelegenheit zur Sprache, und es war namentlich der Abgeordnete (später Finanzminister) von der Heydt, welcher streng verurteilende Worte gegen die Staatslotterien sprach. Aber damals sowohl als im Jahre 1856 ward ein auf Beseitigung der Lotterie gerichteter Antrag von der Mehrheit abgelehnt, ohne Zweifel deshalb, weil die Regierung das Einkommen aus ihr für unentbehrlich erklärte. Mit den Veränderungen des Jahres 1866 schien dieser Grund hinfällig geworden zu sein. Einem Versuche der Staatsregierung, die in Hannover bestehende Staatslotterie mit Rücksicht auf die zahlreichen dort vorhandenen Lotterie-Kollekteure — etwa 450 — vorerst noch aufrecht zu erhalten, trat ein Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 6. Dezember 1867 entgegen. Gleichzeitig stellten der Abgeordnete Lauenstein und der Abgeordnete Dr. Becker (jetzt Oberbürgermeister von Köln) übereinstimmend einen Antrag auf baldigste Aufhebung der preußischen Staatslotterie überhaupt.

Der Antrag ward sowohl in der Vorberatung als in der Schlußberatung angenommen. In der Sitzung vom 16. Januar 1869 wurde über zahlreiche Petitionen, welche um Aufrechterhaltung der Lotterie baten, zur Tagesordnung übergegangen. Auch im Reichstage kam um die damalige Zeit die Sache zur Sprache. Der Abgeordnete Heubner, ein sächsischer Geistlicher, stellte im Jahre 1869 den Antrag auf Erlaß eines Reichsgesetzes, welches die Lotterien aufhöbe, und begründete diesen Antrag mit einer lebendigen Schilderung der traurigen Wirkungen des Lotteriespiels, wohl nach seinen eignen heimatlichen Erfahrungen. Der Antrag ward jedoch wegen zweifelhafter Zuständigkeit des Reiches abgelehnt. Auch später wurde die Lotteriefrage hie und da wieder angeregt. So unter anderm im Februar 1875, wo der Abgeordnete Jüttner im Abgeordnetenhause auf die kolossale Ausbeutung des Publikums aufmerksam machte, welche durch den Vertrieb der Loose vonseiten der sogenannten Lotterie-Komtoire geübt werde. Trotz alledem bestand die Lotterie in Preußen und einigen andern deutschen Ländern fort. Da trat in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 2. Dezember 1880 der Abgeordnete Dr. Löwe auf, wies auf die enorme Erweiterung hin, welche die übrigen deutschen Staaten ihren Lotterien gegeben hätten, und deutete an, daß man angesichts dieser Thatsache sogar auf den Gedanken kommen könne, auch die Loose der preußischen Lotterie zu vermehren. Der Finanzminister Bitter bestätigte die Thatsache, daß die Zahl der Lotterieloose in Sachsen von 34000 auf 100000, in Hamburg von 22300 auf 84000, in Braunschweig von 25000 auf 84000 vermehrt worden sei, daß auch alle Versuche, den Eingang dieser Loose zu hindern, bisher vergeblich gewesen seien; doch erklärte er sich dahin, daß er die Vermehrung der Staatseinnahme durch Lotterie nicht für erwünscht erachte. Seit dieser Verhandlung ist fast alljährlich die Lotterie im Abgeordnetenhause zur Besprechung gelangt. Nun tauchten mehr und mehr Stimmen auf, welche fanden, daß dieses Institut doch nicht so übel sei. Nun wurde das Lotteriespielen für ein ganz unschuldiges Vergnügen erklärt, welches man dem Volke nicht verkümmern dürfe. So klang es in mehrfachen Reden durch bei den Verhandlungen von 1882, 1883 und 1884. Jedoch wagten noch bei der Verhandlung vom 3. März 1884 die Abgeordneten Dr. Löwe und Windthorst den Antrag: die Staatsregierung aufzufordern, ihre Bemühung für Erlaß eines Reichsgesetzes eintreten zu lassen, welches alle in den Staaten bestehenden Lotterieen aufhebe und die Errichtung neuer verbiete. Aber nicht dieser, sondern ein vermittelnder Antrag des Abgeordneten von Minnigerode fand Annahme, dahin gehend, daß die Staatsregierung ihre Bemühung auf eine einheitliche Regelung des Lotteriewesens durch das Reich richten solle. Bei der diesjährigen Verhandlung endlich glaubten die Freunde der Lotterie bereits die Zeit gekommen, wo man, statt die Lotterie abzuschaffen, mit Vermehrung derselben vorgehen könne. Der Zentrumsmann Dr. Peters, der freisinnige Frankfurter Abgeordnete Dr. Stern, der freikonser-

vative Abgeordnete Stengel sprachen sich in dieser Richtung aus. Der Finanzminister erklärte, wenn auch etwas schüchtern, eine solche ihm entgegengebrachte Gabe nicht ablehnen zu wollen. Auf Antrag des Abgeordneten von Minnigerode ward der Titel an die Budgetkommission verwiesen. Diese beantragte, eine Verdoppelung der preußischen Lotterieloose eintreten zu lassen. Von einem Teil der Presse (auch von der Berliner Nationalzeitung) ward dieser Antrag bestens unterstützt. Plötzlich war die Lotterie ein herrliches Institut geworden, welches den armen bedrängten Sterblichen Trost und Hoffnung ins irdische Leben hineinleuchte. Am 11. Februar war die Verhandlung. Da ward der Antrag — mit 155 gegen 150 Stimmen abgelehnt. Auch eine Wiederholung desselben bei der dritten Lesung hatte keinen andern Erfolg.

Wir können diesen Ausgang nur beglückwünschen. Wir würden es für ein beklagenswertes Zeichen der Zeit gehalten haben, wenn die Volksvertretung des größten deutschen Staates ihre Stimme für eine Vermehrung der Lotterie abgegeben hätte.

Suchen wir uns zunächst den ganzen Stand der deutschen Lotterien einmal vor Augen zu führen. Es bestehen noch Staatslotterien in Preußen, Sachsen, Braunschweig, Hamburg und Mecklenburg-Schwerin.

Preußen mit 27279000 Einwohnern hält Lotterien, deren Einsatzgelder je 13728000 Mark betragen. Man giebt 95000 Loose aus in ganzen, halben und Viertelloosen. Die Verloosung erfolgt in 4 Ziehungen (Klassen). Das Loos kostet in jeder Klasse 39 Mark, im ganzen 156 Mark. Zur Verteilung kommen 43000 Gewinne, die niedrigsten zu 60 Mark, der höchste zu 450000 Mark. Von den Gewinnen bezieht der Staat 13⅘ Prozent, die Einnehmer 2 Prozent. Der Gesamtgewinn des Staates beträgt roh 4034000, rein 3944800 Mark.

Sachsen mit 2972000 Einwohnern hält Lotterien, deren Einsatzgelder je 18135000 Mark betragen. Man giebt 100000 Loose aus in ganzen, halben, Fünftel- und Zehntelloosen. Die Verloosung erfolgt in 5 Klassen zu gleichen Einsatzbeträgen wie in Preußen. Zur Verteilung kommen 50000 Gewinne, die niedrigsten zu 105 Mark, der höchste zu 500000 Mark. Der Gewinnabzug des Staates und die Einnahmegebühr betragen zusammen 15½ Prozent. An Gesamtgewinn bezieht der Staat roh 5604250, rein 4645570 Mark.

Braunschweig mit 349000 Einwohnern hält Lotterien, deren Einsatzgelder je 10402000 Mark betragen. Man giebt 100000 Loose aus in ganzen, halben, Viertel- und Achtelloosen. Die Verloosung erfolgt in 6 Klassen. Der Preis des Looses für alle Klassen beträgt 114 Mark. Man verteilt 50000 Gewinne, deren niedrigste 40 Mark betragen, während der höchste bis zu 500000 Mark steigen kann. Von den Einsatzgeldern kommen 15 Prozent in Abzug. Als Gesamtgewinn des Staates sind im Budget 1169000 Mark aufgeführt.

Hamburg mit 454000 Einwohnern hält Lotterien, deren Einsatzgelder je 9620100 Mark betragen. Man giebt 100000 Loose aus in Abschnitten, die dem Befinden der Direktion überlassen sind. Die Verloosung erfolgt in 7 Klassen. Der Preis des Looses für alle Klassen beträgt 111,60 Mark. Man verteilt 50500 Gewinne. Der niedrigste beträgt 20 Mark, der höchste kann bis zu 500000 Mark steigen. Von den Einsatzgeldern kommen 12 bis 15 Prozent in Abzug. Als Gesamtgewinn des Staates sind im Budget 1454000 Mark aufgeführt.

Mecklenburg-Schwerin mit 577000 Einwohnern veranstaltet Lotterien, deren Einsatzgelder je 1831506 Mark betragen. Es werden nur 18000 Loose ausgegeben in ganzen, halben, Viertel- und Achtelloosen. Die Verloosung erfolgt in 6 Klassen. Der Preis des Looses für alle Klassen beträgt 114 Mark. Man verteilt 9000 Gewinne. Die niedrigsten betragen 5 Mark, der höchste kann bis zu 225000 Mark steigen. Der Gewinnanteil der Staates beträgt 12 Prozent, der der Kollekteure 6¼ Prozent. Der Gesamtgewinn des Staates ist nicht veröffentlicht, würde aber, zu 12 Prozent der Einsatzgelder berechnet, von zwei Lotterien 439560 Mark betragen.

In jedem dieser Länder werden jährlich zwei Lotterien veranstaltet. Die Zahl der Ziehungen ergiebt sich hiernach, wenn man die Zahl der Klassen jeder Lotterie mit zwei multiplizirt, sodaß also z. B. in Hamburg jährlich vierzehn Ziehungen in Zwischenräumen von drei bis sechs Wochen stattfinden. Rechnet man die Zahlen der Einsatzgelder zusammen und verdoppelt dieselben, so ergiebt sich, daß in den gedachten fünf Ländern alljährlich für 107433200 Mark Loose ausgeboten werden, eine Summe, zu der dann auch noch der fünfprozentige Reichsstempel mit 5371660 Mark hinzukommt. Das würde zusammen 112804860 Mark machen. An der Summe dieses Einsatzkapitals beteiligen sich aber die gedachten fünf Länder, wenn man die Größe ihrer Bevölkerung in Betracht zieht, sehr verschieden. Während das jährliche Einsatzkapital auf den Kopf der Bevölkerung in Preußen nur eine Mark beträgt, beträgt es in Mecklenburg 6,3, in Sachsen 12, in Hamburg 42, in Braunschweig nahe an 60 Mark. Daneben ergiebt sich noch folgender auffällige Unterschied. Während Preußen und auch Sachsen einen Gesamtgewinn aus ihren Lotterien beziehen, welcher den für den Staat als Gewinn vorbehaltenen Prozenten wenigstens annähernd entspricht, steht dagegen der Gesamtgewinn, welchen Braunschweig und Hamburg aus ihrer Lotterie beziehen, weit unter jenem Prozentsatze. Es beruht dies darauf, daß in Hamburg die Lotterie nicht vom Staate unmittelbar betrieben wird, sondern verpachtet ist und der Gewinn des Staates also nur in dem ausbedungenen Pachtgelde besteht. Ebenso wird in Braunschweig den festen Übernehmern sämtlicher Loose für Risiko, Kollekteurgebühren und Bestreitung sämtlicher Unkosten eine sehr bedeutende Abgabe gewährt, welche den Gewinn des Staates bis auf die berechnete Summe vermindert. Betrachtet

man nun die verhältnismäßige Geringfügigkeit dieser sowohl in Hamburg als in Braunschweig vom Staate bezogenen Gewinnsummen, so weist dieselbe allerdings darauf hin, daß man dort von der Voraussetzung ausgeht, es werde den Pächtern der Lotterie, bez. den Übernehmern der Loose nicht immer gelingen, sämtliche Loose abzusetzen. Inwieweit dieses wirklich der Fall ist, können wir natürlich nicht wissen. Würde aber ein erheblicher Teil der Loose nicht abgesetzt und demgemäß das Einsatzkapital für die Loose nicht im ganzen Umfange erhoben, so würde sich auch das oben berechnete, an die Größe des Einsatzkapitals sich knüpfende Mißverhältnis zwischen den einzelnen Ländern einigermaßen verringern. Immerhin ist aber dieses Mißverhältnis so groß, daß, wenn auch ein erheblicher Teil der Hamburger und Braunschweiger Loose nicht abgesetzt werden sollte, doch kein Zweifel sein kann, daß diese Lotterien, und ebenso die sächsische, nicht bloß auf das eigne Land berechnet sind; daß sie vielmehr ihr Dasein nur dadurch fristen, daß sie ihre Loose, aller Strafverbote unerachtet, weithin in die übrigen deutschen Länder hinausschicken und diese sich dadurch steuerbar machen. Darin liegt ein durchaus unbilliges Verhältnis. Die meisten unsrer Leser werden sich noch erinnern, wie rechtsverletzend es empfunden wurde, daß vor Zeiten jeder noch so kleine deutsche Staat nach Belieben Papiergeld schaffen und in die Welt senden konnte. In der That waren aber jene Millionen Papierscheine doch sehr unschuldig im Vergleich mit diesen Loosen. Es waren nur Darlehen, die man auf diese Weise aus dem deutschen Volke herauszog. Kehrte der Papierschein zerlumpt in die Heimat zurück, so mußte die Regierung, die sich zu dessen Vaterschaft bekannte, ihn wieder einlösen. Mittels der in Vertrieb gesetzten Lotterieloose aber zieht man Millionen aus dem deutschen Volke heraus auf Nimmerwiedersehen. Es ist diese Gelderhebung mittels aus dem Lande herausgesandter Loose wohl die eigentümlichste Art von Besteuerung fremder Staatsangehörigen, welche jemals in Deutschland vorgekommen ist.

Nur beiläufig wollen wir noch bemerken, daß — worauf in diesen Blättern schon mehrfach hingewiesen worden ist — neben den Staatslotterien auch die Privatlotterien, welche für wohlthätige oder auch minderwohlthätige Zwecke mit obrigkeitlicher Erlaubnis veranstaltet werden, sich in unglaublicher Weise vermehrt haben. Sie machen ihre Geschäfte noch ganz anders als die soliden Staatslotterien, die sich mit zwölf bis fünfzehn Prozent des Einsatzkapitals begnügen. Bei ihnen geht der Abzug meist über fünfzig Prozent hinaus. Die Lotterie für die Kirche zu Knechtsteden, welche für die Rheinprovinz und Westfalen genehmigt war, aber gleichwohl ihre Gewinne von „Goldeiern" auch überall anderwärts ausbot, gab 120 000 Loose je für eine Mark aus und stellte dafür Gewinne im Werte von 40 000 Mark in Aussicht. Sie zog also, einschließlich dessen, was sie dem Generalunternehmer zahlen mußte, 66²/₃ Prozent vom Einsatzkapital vorweg ab. Bekanntlich geben diese Privatlotterien dann auch

noch zu Betrügereien im reichsten Maße Anlaß.*) Wieviel nun neben den Staatslotterien auch noch diese Privatlotterien per fas et nefas aus dem deutschen Volke herausziehen, wer vermöchte das zu sagen?

Nach alledem kann man, auch wenn man nach dem oben bemerkten voraussetzt, daß nicht allen Lotterien die volle Zahl ihrer Loose abzusetzen gelingt und daß deshalb das Gesamteinsatzkapital einigermaßen unter dem namhaften Anschlag zurückbleibt, doch annehmen, daß vom deutschen Volke alljährlich weit über hundert Millionen Mark in den zahlreichen Lotterien verspielt werden. Zu der Ausgabe von etwa hundert Millionen für die Staatslotterien allein wird das deutsche Volk veranlaßt zu dem Zwecke, daß fünf deutsche Länder daraus einen Gewinn von 11 652 930 Mark ziehen. Gewiß eine sehr wenig wirtschaftliche Ausgabe!

Schon in dem ersten Vertriebe jedes Looses liegt, wenn man dessen wahren Wert nach den Regeln des Hoffnungskaufes anschlägt, eine Übervorteilung des Käufers. Würde das gesamte Einsatzkapital unter die Spielenden verloost, dann allerdings würde der Käufer in dem Loose einen nach der Wahrscheinlichkeitsberechnung dem gezahlten Preise entsprechenden Wert erwerben. Nun ist aber jede Lotterie so eingerichtet, daß der Unternehmer von dem Einsatzkapital erst ein Erkleckliches für sich abzieht und nur den Rest unter die Spielenden zur Verloosung bringt. Das ist ja der Zweck der Sache. Danach wird jedes Loos in dem Verhältnis dieses Abzuges des Lotterieunternehmers zu dem Gesamtbetrage des Einsatzkapitals zu teuer bezahlt, der Käufer des Looses also um diesen Betrag übervorteilt. Dazu kommen noch die enormen Übervorteilungen, welche von den Zwischenhändlern durch Hinauftreiben der Preise geübt werden. Freilich sagt man: „Dies alles wissen ja die Spieler. Volenti non fit injuria." Wie viele der Spieler sich dieser Verhältnisse wirklich klar bewußt sind, mag hier dahingestellt bleiben. Aber womit überwindet man denn dieses Bewußtsein, sodaß Unzählige sich zu einem solchen sie übervorteilenden Geschäfte herbeilassen? Nur durch Anregung einer der schlimmsten menschlichen Leidenschaften, der Gewinnsucht. Die Gründe, mittels deren man sich hierüber hinwegzureden sucht, sind sehr unhaltbar. Zunächst sagt man, das Spielen sei ein menschliches Bedürfnis, wie man daran erkennen könne, daß so viele sich zum Erwerbe eines Looses hindrängen. Ein Bedürfnis! Solcher Bedürfnisse könnte man noch viele erzeugen, wenn man den Menschen nur Gelegenheit gäbe, ihren schlechten Neigungen zu fröhnen. Ohne Zweifel war es seinerzeit auch

*) Als Beispiel folgende Zeitungskorrespondenz aus Frankfurt a. M. Ein Schaffner und ein Kutscher der hiesigen Trambahngesellschaft hatten kürzlich den zweiten Preis der Weimarer Silberlotterie gewonnen, welcher im Prospekte auf 10000 Mark gewertet war. Da die Lotteriekommission den glücklichen Gewinnern baares Geld nicht geben zu können erklärte, so wurde diesen der Preis ausgehändigt. Die Leute haben ihren Gewinn nach vieler Mühe an den Mann gebracht und im ganzen kaum 3400 Mark dafür erhalten.

für viele ein „Bedürfnis," in Homburg und Baden-Baden am Roulettisch zu sitzen. Und wenn man heute den Strafparagraphen gegen Diebstahl striche, so würden schon morgen viele das „Bedürfnis" empfinden, zu stehlen. Man rede doch nicht von Bedürfnissen, wo man selbst das Volk zu schlechten Gewohnheiten verführt. Sobald die Gelegenheit aufhört, hört auch das Bedürfnis auf. Niemand im Volke würde sich, wenn die Lotterien aufgehoben würden, deshalb unglücklich fühlen; die Lotteriekollekteure natürlich abgerechnet. Dann aber erheben die Freunde der Lotterie weiter die Frage: „Ist denn das Lotteriespiel wirklich so schlimm? Kann es irgend mit dem Börsenspiel oder mit dem Hazardspiel in den Bädern verglichen werden, wo ganze Vermögen verloren gehen und der unglückliche Spieler vielleicht durch Selbstmord endet? Wo hätte man je gehört, daß das Lotteriespiel solche Folgen gehabt habe?" Allerdings übt das Lotteriespiel nicht so augenfällige Wirkungen. Wir behaupten auch nicht, daß jeder, der einmal ein Loos kauft, damit eine Sünde begehe. Unsre Reichen und Wohlhabenden erlauben sich ja so viele nutzlose Ausgaben, daß, wenn sie einmal in der Lotterie spielen, man sehr wohl sagen kann: Transeat cum ceteris. Aber sind es denn nur die Reichen und Wohlhabenden, welche die Loose kaufen? Wollten auf sie allein die Lotteriekollekteure spekuliren, so würden sie sehr schlechte Geschäfte machen. Nein, die Loose gehen bis in die untersten Schichten des Volkes hinein und werden von vielen gekauft, die wahrlich kein Geld übrig haben. Auch ist es durchaus unrichtig, wenn man glaubt, die Loose würden nur von solchen erworben, welche das famose „Bedürfnis" dazu fühlen und sich zum Erwerbe hindrängen. Unzähligen werden sie fast gegen ihren Willen aufgehängt. Auch die sichernden Vorschriften, welche man in Preußen für den Vertrieb der Staatslotterieloose erlassen hat, können dies nicht hindern. Und jedenfalls treffen sie nicht zu für den Vertrieb der zahlreichen übrigen Loose. Wer kennt nicht die Persönlichkeiten, die mit einer Zudringlichkeit ohne gleichen in die bescheidene Wohnung des kleinen Mannes und über die Hintertreppen auch in bessere Häuser eindringen, und mit unglaublich beweglicher Zunge durch bethörende Vorspiegelungen dem dürftigen Arbeiter und dem armen Dienstboten ihren Sparpfennig ablocken? Man errichtet Sparkassen, um zur Sparsamkeit zu gewöhnen. Wie kann man da rechtfertigen, daß man gleichzeitig in den zahlreichen Lotterien förmliche Verführungsanstalten zum Nichtsparen etablirt? In dieser weiten Ausdehnung der ausbeutenden Kraft des Lotteriespiels liegt eine mindestens ebenso schlimme Wirksamkeit wie in den akuten Erscheinungen, welche die Spielhöllen unseligen Andenkens hervorriefen. Die, welche dort zu grunde gingen, waren doch immer nur wenige und meist schon verlorene oder halbverlorene Existenzen. Die Lotterie aber bahnt sich schleichend ihren Weg in alle Schichten des Volkes und vergiftet den Sinn für ernste Arbeit und redlichen Erwerb. Ist denn nicht gerade eine der schlimmsten Krankheiten unsrer Zeit die Sucht, nicht mehr durch Fleiß und Sparsamkeit, sondern womöglich

müheloos reich zu werden? Und ist die Lotterie nicht eine förmliche Züchtung dieses Krankheits-Bacills? Man betrachte nur einmal die Leute, welche regelmäßig Lotterie spielen. Man wird selten finden, daß sie daneben noch sparsam und ordentlich sind. Warum sollten sie auch? Sie haben ja in die Lotterie gesetzt und hoffen auf das große Loos. Da verlustiren sie einstweilen ihren Verdienst. Denn wenn sie gewinnen — und jeder Spieler glaubt ja den Gewinn schon in der Tasche zu haben —, so war doch alles Sparen unnötig. Freilich beschäftigt diese Hoffnung in angenehmer Weise ihre Phantasie. Aber nicht anders, wie auch ein Opiumrausch angenehme Bilder vorgaukelt. Ist dann die Ziehung vorüber, ist das Geld fort und man hat nichts davon gehabt, dann kommt der Katzenjammer. Und dann kann man kaum erwarten, bis man wieder ein Loos in Händen hat, um denselben Rausch zu erneuern. Da bei den vielen Klassen der Lotterien nach wenigen Wochen je eine neue Ziehung erfolgt, so kann man sich diesem Rausche fast ohne Unterbrechung hingeben. Wer so jahraus jahrein spielt, hat schließlich ein ganz hübsches Sümmchen verspielt, welches, wenn er es gespart hätte, der Trost seines Alters sein könnte.

Hie und da freilich schlägt ein Loos ein, und es geht ein Spieler mit einem Gewinn hervor. Liegt darin nun ein wirkliches Glück? Betrachten wir zunächst die Sache einmal objektiv und stellen die Frage: Ist es denn etwas erfreuliches, wenn in dieser Weise einer auf Kosten vieler reich wird? Alle Welt spricht heute von der sozialen Frage. Man sagt: sie müsse gelöst werden. Was ist denn aber die soziale Frage? Sie lautet dahin: Wie ist es möglich, zu verhindern, daß Einzelne ohne Verdienst auf Kosten der Übrigen reich werden? Kann man sich nun wohl etwas denken, was ärger diesem Ziele ins Gesicht schlüge als die Lotterie? Bei ihr ist es ja gerade Zweck, Einzelne ohne jedes Verdienst auf Kosten aller Übrigen zu bereichern. Aber auch vom subjektiven Standpunkte des Gewinners bemessen, liegt in diesem Gewinn nur selten ein wahres Glück. Es ist bekannt, daß auf Lotteriegewinnen kein Segen ruht. Es ist ja möglich, daß dieser oder jener mit einem solchen sich aufhilft. In der Regel aber kommt das alte Sprichwort zu seinem Rechte: Wie gewonnen, so zerronnen. Und mancher ist schon zu grunde gegangen, nicht obgleich, sondern weil er in der Lotterie gewonnen hat.

Die öffentliche Meinung hat also nicht geirrt, wenn sie seit länger als einem halben Jahrhundert die Lotterie als ein verwerfliches, nur als Notbehelf zu duldendes Institut bezeichnete. Für die in unsern Augen wunderbare Thatsache, daß gleichwohl heute achtbare Männer auftreten, welche diese Institution verteidigen, wissen wir nur folgende Erklärung. Wie bereits oben bemerkt, haben auch die Privatlotterien in einer wahrhaft erschreckenden Weise zugenommen. Und da haben sich aus Lokalpatriotismus oft sehr ehrbare Männer dazu hergegeben, solche Lotterien in Szene zu setzen. Natürlich sind diese für die Billigung des Instituts engagirt. Verteidigte doch ein Mitglied des Ab-

geordnetenhauses die Lotterien unter ausdrücklicher Beziehung darauf, daß sein eigner Name unter vielen Lotterieaufrufen zu finden sei. Sodann ist nicht zu unterschätzen der Einfluß des ganzen Heeres von Menschen, welche aus dem Vertriebe der unzähligen Loose reichen Gewinn ziehen. Persönlich sind diese nicht immer sehr achtbar, und jedenfalls ist ihre Thätigkeit die unproduktivste von der Welt. Aber sie besitzen Mittel und sind oft sehr regsam. Hatte man doch im Jahre 1868 für das Abgeordnetenhaus an 260 Petitionen mit 11000 Unterschriften, worin um Aufrechterhaltung der Staatslotterie gebeten war, zusammengebracht.

Wir kommen endlich auf das eigentlich treibende Moment, welches man mit einem gewissen Scheine zur Rechtfertigung für die Erweiterung der preußischen Lotterie anführen konnte: die Thatsache, daß eine Anzahl kleinerer Staaten mit ihren bis ins Unglaubliche vermehrten Loosen ganz Deutschland überschwemmen. Daß dieser Zustand ein arges Übel ist, haben wir bereits oben ausgesprochen. Aber wird denn dieses Übel gehoben dadurch, daß man die preußischen Loose verdoppelt? Das hieße doch in der That nichts andres, als — wir brauchen hier einen Ausdruck des (uns sonst nicht sehr sympathischen) Abgeordneten Strosser — den Satan durch Belzebub vertreiben. Es wäre ja möglich, daß durch diese Vermehrung der preußischen Loose den fremden Loosen, welche jetzt in Preußen abgesetzt werden, der Markt erschwert und daß vielleicht der Gewinn, den jene Länder jetzt aus Preußen ziehen, ihnen mehr oder minder entzogen und statt dessen dem preußischen Staate zugewendet würde. Denken wir uns, daß man in Preußen für 27 Millionen sächsische, Braunschweiger und Hamburger Loose nur aus Not, weil preußische Loose nicht mehr zu haben waren, gekauft habe, so würden allerdings die vermehrten preußischen Loose an deren Stelle treten und jene fremden Loose aus den preußischen Landen verdrängen können. Aber ist man denn sicher, daß dieses Ergebnis eintreten werde? Wir halten es nicht für unwahrscheinlich, daß zwar die vermehrten preußischen Loose abgesetzt werden, daß daneben aber auch auf den Schleichwegen, die sie bisher zu gehen gewohnt sind, die fremden Loose in gleichem oder doch nur wenig vermindertem Betrage Abnehmer finden würden. Dann wäre das Resultat jener Operation nur das, daß das deutsche Volk veranlaßt würde, noch für 27,456,000 Mark mehr Loose zu spielen, was doch gewiß nicht wünschenswert wäre. Außer Preußen werden gewiß auch noch andre deutsche Ländern durch die übermäßig veranstalteten Lotterien jener kleineren Staaten beeinträchtigt. Wie nun, wenn auch diese Länder erklärten: „Gilt es einmal, aus der großen Suppenschüssel, die man sich vom deutschen Volke einbrocken läßt, möglichst viel zu speisen, so wollen auch wir mitessen!" Wie, wenn alle deutschen Länder Lotterien im Umfange der Braunschweiger errichten wollten? Dann würden im deutschen Volke alljährlich für 2674 Millionen Loose von Staatswegen angeboten werden, womit wohl dem „Bedürfnis" genügt sein würde.

Schon die Möglichkeit dieser Konsequenz beweist, daß der gegenwärtige Zustand dringend der Abstellung bedarf. Aber wahrlich nicht in der Weise, daß der größte deutsche Staat zu den eingetretenen Mißbräuchen sich in Mitbewerb setzt. Preußen muß in allen solchen Dingen den übrigen deutschen Staaten mit gutem Beispiele vorangehen. Auch ist ja garnicht zu zweifeln, daß die Reichsregierung Mittel finden könnte, jenen Mißbräuchen zu begegnen. Die Erklärung, daß dafür die „Reichskompetenz" fehle, erinnert doch allzusehr an die Inkompetenzerklärungen des alten Bundestages. Die Reichskompetenz würde sich leicht finden lassen.

In neuerer Zeit hat man auch gerügt, daß in Preußen durch ein zufälliges Übersehen der Gesetzgebung es dahin gekommen ist, daß in den neuen preußischen Provinzen das Spielen in verbotenen Lotterien, sowie der Vertrieb der Loose aus solchen mit Gefängnis oder Geldstrafe bedroht ist, während in den alten Provinzen nur eine Geldbuße, und zwar von geringerem Umfange, darauf gesetzt ist. Es ist neuerdings im preußischen Abgeordnetenhause ein ausdrücklicher Antrag auf Beseitigung dieser Rechtsungleichheit gestellt worden. Wir möchten dieser Beschwerde eine rein theoretische Natur beimessen, da wir noch nicht gehört haben, daß in den neuen Provinzen irgend jemand wegen Spielens in auswärtigen Lotterien oder Vertriebes auswärtiger Loose anders als mit einer geringen Geldbuße bestraft worden sei. Jedenfalls dürfte kein Grund vorliegen, daß man in Preußen den Vertrieb fremder Loose durch Milderung der Strafbestimmungen noch erleichterte. Umgekehrt möchten wir empfehlen, wenn keine andere Grundlage für die Reichskompetenz zur Unterdrückung des gegenwärtigen Spielunfugs sich finden sollte, die Kompetenz des Strafrechts dazu zu benutzen. Man brauchte nur dem § 286 des Strafgesetzbuches den Zusatz zu geben, daß jeder, der ein Loos an den Angehörigen eines Staates, in welchem die betreffende Lotterie nicht gestattet ist, absetzt, mit einer namhaften Gefängnisstrafe belegt und daß der Gewinn aus einem solchen Loose konfiszirt werde, so würden die Loose jener Staaten schwerlich noch über die Grenze wandern. Dann aber würden die betreffenden Länder sehr bald an ihren eignen Loosen ersticken.

Ist erst einmal der gegenwärtige Zustand beseitigt, so wird man nach einigen Jahren nicht begreifen, wie derselbe so lange hat bestehen können; gerade so wie man heute kaum noch begreift, daß der Spielunfug in den Bädern Jahrzehnte hindurch Protektion hat finden können.



Ostpreußische Skizzen.

2. Landschaftliches und Geschichtliches.



o gut wie die Rheinländer, bei denen die Landschaft überall mit geschichtlichen Reminiscenzen übersäet und dadurch ganz von selbst auf einen Zusammenhang des dem Menschenauge sich Darbietenden mit Ursachen und Gang der geschichtlichen Entwicklung hingewiesen ist, haben es die Leute in andern Teilen Deutschlands nicht. Die Denkmäler der Vergangenheit pflegen anderorts spärlicher und nicht so ins Auge fallend, nicht so bedingend für den ganzen Charakter der Gegend zu sein; darum verknüpft sich auch das, was sie verkünden, nicht so plastisch mit der Landschaft. Wiederum infolge hiervon entbehrt aber die Landschaft eines ansehnlichen Teils des poetischen Reizes, den sie am Rhein so überströmend darbietet. Die Sage hat ihren verklärenden Schimmer nicht so wie am Gestade dieses herrlichsten aller Ströme über Wasser, Wald, Gestein, Städtchen und Burgtrümmer geworfen, und der Mensch fühlt sich minder angeregt, mit den Schätzen seines eignen Innern die Gegend zu schmücken, die er durchwandert.

In Ostpreußen trifft dies aus verschiednen Gründen in besonders hohem Grade zu. Das Land ist arm an historischen Denkmälern — schon darum, weil der Ziegel, der in fast gänzlicher Ermangelung an Bruchsteinen das einzige solide Baumaterial bildet, eben doch zur Herstellung jahrtausendalter Bauten oder gar zur Bildung dauerhafter Ruinen sich nicht sonderlich eignet —, wenn es auch an solchen nicht ganz fehlt. Die Ordensburgen der Städte Osterode, Soldau, Neidenburg, Rastenburg, Allenstein, Labiau, Insterburg, Rheine u. a., teils halb zerfallen, teils heute zu Verwaltungs-, Gerichts- und Gefängniszwecken dienend, das Schloß zu Königsberg, eine nicht große Zahl ländlicher, noch leidlich erhaltener Ordensschlösser, so zu Domnau, Brandenburg, Tapiacken ꝛc., die alte Withingsburg zu Lockstädt zwischen Fischhausen und Pillau und die (einzige) Burgruine zu Balga am frischen Haff, endlich eine geringe Zahl alter und interessanter Adelsschlösser, wie Steinort, Sorquitten, Prassen, Kilgis, einige Dohnasche Schlösser — das ist alles, und der poetische Reiz ist überall nur ein geringer. Was aus neuerer Zeit an touristischen Sehenswürdigkeiten hinzugekommen, ist auch nicht viel. Einige sehenswerte Schlösser und Parks, wie Schlobitten, Schlodien, Waldburg, Friedrichstein, Georgenburg, Gerdauen, Langendorf, Döhringen, das einsame Beynuhnen unweit Darkehmen mit seinen

allerdings unvergleichlichen Kunstsammlungen und dem nicht minder unvergleichlichen künstlerischen Gesamteindruck, den diese ganze Schöpfung hervorruft: damit werden wir auch hier am Ende sein. Nicht als ob es im übrigen an historischen Reminiscenzen fehlte; Arnau bei Königsberg, Althof bei Insterburg, Molditten bei Rössel, Eichmedien im Kreise Sensburg, ferner die Städte Braunsberg, Heilsberg, Preußisch-Eylau, Friedland, Oletzko, Pillau, Tilsit, Memel besitzen deren manche und interessante — aber meist sind dieselben dann doch neuern oder neuesten Datums, und mit wenig Ausnahmen auch nicht sehr erquicklicher Art. Von geschichtlichen Denkmälern im engern Wortsinne hat das Land nur eins: das (recht hübsche) Denkmal auf dem Schlachtfelde von Preußisch-Eylau; sehr bemerkenswert, gewiß — aber sonderlich erfreulich doch auch nicht. Das Schlußresultat ist, daß die Verklärung der Landschaft durch Geschichte und Sage in Ostpreußen fast gänzlich entbehrt werden muß. Besonders auffallend und für den Geschichtsromantiker betrübend ist es, daß aus der Zeit vor oder während der Eroberung durch den Orden so außerordentlich wenig übrig ist. Man weiß zwar, daß das heilige Romove, der Sitz des Oberpriesters (des Griwe Griwaito), an der samländischen Westküste, unweit Germau, gewesen sein muß, garnicht weit entfernt von dem jetzt so berühmten Bernsteinbergwerke der Herren Stantien und Becker, aber bauliche Reste oder im Volke lebende Erinnerungen sind schlechterdings keine vorhanden. Eher könnte man in der Gegend von Schippenbeil, des alten Wallewona, von halbverklungenen Sagen reden, die sich an eine Stelle bei dem Gute Honigbaum knüpfen, aber weit ist's auch damit nicht her. Im südöstlichen Samland giebt es wohl einen Berg „Potrimpel," und im Binnenlande giebt es eine Familie „Perkuhn" — es knüpft sich jedoch nichts daran. Selbst die Namen der alten Gaue leben nur sehr teilweise noch in der Erinnerung des Volkes. Wir haben in unsrer rheinischen Volksschule die Geschichte vom Waidewut und von seinen angeblichen zwölf Söhnen, den Stammespatriarchen der zwölf Gaue, nebst den Namen der letztern gelernt und ganz gut gewußt; in Ostpreußen sind diese Dinge kaum anders als in den Geschichtsbüchern zu finden, und höchstens findet man einmal jemand, der die Mythe buchstäblich nimmt, während doch längst erwiesen ist, daß z. B. die Namen Samland und Galinden weit über die Zeit des Waidewut (der ohne Zweifel eine historische Person war) hinausreichen. Vereinzeltes hat sich nun freilich auch im Volksmunde erhalten. Die Namen Samland und Ermland sind, der geographischen oder konfessionellen Absonderung der betreffenden Landesteile wegen, noch jedermann geläufig, und mit der westpreußischen Landschaft Kulm verhält es sich ähnlich; Natangen wird in bestimmten Beziehungen auch noch hie und da gebraucht und lebt außerdem fort in den Vornamen Natango und Natanga, welche das (altpreußische) gräfliche Geschlecht der Kalnein allen seinen Sprossen giebt; Littauen ist zu einer mehr allgemeinen Bezeichnung geworden; die übrigen Namen aber sind im Volksmunde sogut

wie ausgelöscht, ebenso wie die späteren Landschaftsbezeichnungen Sassen, Barten rc., von denen die letztgenannte nur in den Städtenamen Barten und Bartenstein weiterlebt. Von Galinden, Nadrauen, Sudauen, Pomesanien rc. weiß kein Mensch mehr etwas. Dem Schreiber dieses ist es selbst begegnet, daß er den Träger eines der ältesten und angesehensten ostpreußischen Adelsgeschlechter, dabei einen Mann von feinster und vielseitigster Bildung, fragte, ob sein Stammgut in Galinden liege; nach einigem Besinnen lautete die Antwort: er glaube ja, wisse es aber nicht sicher. Übrigens verhielt es sich nicht einmal so, sondern das betreffende Gut liegt schon in Nadrauen. Auf dem nämlichen Blatte steht es, wenn selbst unter den Gebildeten der Nachweis, wo Romove gelegen hat, nur wenigen geläufig ist und die meisten sich allerhand abenteuerlichen Vermutungen hingeben. Einige suchen es in der Insterburger, andre gar in der Tilsiter Gegend; noch andre behaupten, der Name des Gutes Waldeck im Kreise Friedland sei eine Verketzerung aus „Dreifaltigkeit," und hier müsse die an Stelle Romoves errichtete Dreifaltigkeitskirche gestanden haben. Auch über die Punkte, an die sich wichtige spätere Vorgänge des Eroberungskrieges knüpfen, so z. B. die so großartig interessanten Episoden des Monteschen Aufstandes, ist nichts überliefert; kaum sind die Orte der von Heinrich Monte und dem Samländer Richard Glande geschlagenen Hauptschlachten nachzuweisen. Auch aus noch späterer Zeit, derjenigen des Glanzes und nachherigen Unterganges des Ordens, ist nur sehr wenig vorhanden. Von den Erinnerungen an die Zeit des Glanzes ist, soviel uns bekannt, nur diejenige an die große Siegesschlacht des Winrich von Kniprode über die Littauer, bei Rudau im nordöstlichen Samlande, einigermaßen lebendig geblieben. Auf dem Tannenberger Schlachtfelde hat wohl an der Stelle, wo der tapfere Hochmeister Ulrich von Jungingen fiel, eine Kapelle gestanden, aber sie ist längst verschwunden; erst jetzt soll wieder ebenda ein Denkmal errichtet werden — nur gehört leider die betreffende Stelle nicht zu dem Gute Tannenberg, und der Besitzer desselben will doch, des Namens der Schlacht wegen, das Denkmal auf seinem Terrain haben. Darüber zanken sich die Leute nun herum. Auf welche Zustände, auf welchen Stand unsers Volkstums wird dieses zu errichtende Denkmal im Jahre 1910, fünfhundert Jahre nach der unseligen Schlacht, welche dem Vordringen des Deutschtums nach Osten auf ein Vierteljahrtausend ein Ziel setzte, blicken? Aus der Zeit der Polenherrschaft giebt es kein bauliches Denkmal, aber das ganze Land, in seiner damals eingetretenen Verkommenheit und der seitdem vorhandenen Denkmallosigkeit, ist ein redendes, ja ein schreiendes und heulendes Zeugnis dafür, was Polenherrschaft aus einem deutschen Lande und Volke zu machen vermag.

Der Wanderer in Ostpreußen sieht also nur selten seinen Fuß beflügelt und sein Gemüt gehoben durch stolze Zeugnisse frühern Glanzes, oder durch nicht der Geschichte angehörige, aber doch mit der Landschaft verwobene Klänge aus der Vergangenheit. Nicht unschön, aber mit dem Charakter einer gewissen

geistigen Öde liegt das Land vor ihm; und dies macht sich umso energischer geltend, als ohnehin schon die Überwindung mannichfacher Schwierigkeiten dazu gehört, um in Ostpreußen als „Wanderer" auftreten zu können. Die Menge der Chausseen ist immer noch eine ungenügende, und sich Landwegen anzuvertrauen, ist nicht überall ratsam. Die Menschen sind nicht schlimmer als anderswo, aber das Durchpassiren wohlgekleideter Fußgänger ist ihnen etwas so Ungewohntes und Unverständliches, daß sie darin einen starken Anlaß zum äußersten Mißtrauen erblicken. An Wirtshäusern („Krügen") fehlt es nicht, aber diejenigen, in denen man etwas Ordentliches zu essen bekäme, sind auf dem Lande doch dünn gesät, und die Lokalitäten lassen meist noch mehr zu wünschen übrig als die Verpflegung. Stets kommt man am besten weg, wenn man in der Lage ist, unterwegs in ein paar Gutshöfen vorsprechen zu können; der ostpreußische Gutsherr ist im allgemeinen gastfreundlich — gegen den Wildfremden allerdings nicht immer, aber auch dies zuweilen. Hat man jedoch irgendeine Anknüpfung, so darf man auf gute Aufnahme rechnen, zumal wenn gerade ein Mann zur Skatpartie fehlt und man diesen vorstellen kann. Das ist aber alles das Schlimmste nicht. Wenn nur das Auge etwas hat, wenn nur das Gemüt in landschaftlichen Reizen seine Befriedigung findet, dann kann man auch einmal sich über manche Entbehrungen hinwegsetzen. Aber das ist das Schlimme: die landschaftlichen Schönheiten Ostpreußens sind nur selten derart, daß sie sich auf einer Fußwanderung von ein paar Meilen erschließen. Meist sind es nur einzelne Punkte, Blicke, plötzliche Effekte u. dergl.; ausgedehnte Partien von einer bestimmten Art landschaftlichen Reizes oder gar Ketten schöner Punkte treten nur ganz ausnahmsweise auf. Im Gegenteil scheinen die landschaftlichen Schönheiten Ostpreußens eine heillose Neigung zu haben, niemals beisammen, sondern fast überall weit auseinander gerissen zu sein. Hier ist es recht hübsch, und da ist es wieder recht hübsch — aber dazwischen erstreckt es sich wie eine reizlose Einöde. Es ist unter solchen Umständen umso begreiflicher, daß viele Leute als notwendigen Zielpunkt jeder Wanderung einen Besuch auf einem Gutshofe betrachten, als viele von diesen in ihren Parks den Bächen und Flüßchen entlang ganz reizende kleine, ja hie und da selbst ziemlich ins große gehende Landschaftsbilder darbieten und in ganzen Teilen der Provinz jedenfalls auch landschaftlich das Beste dessen in sich schließen, was dieselbe hat. Mit dem eigentlichen, wahrhaften „Wandern," also dem zu Fuß, ist es hiernach in Ostpreußen so eine Sache, und es ist nicht ganz unrichtig, was uns einmal halb scherzweise gesagt wurde: am besten sei es, einen Wagen bei sich zu haben und nach Bedarf neben demselben herzugehen. Ja, eine Spazierfahrt im bequemen, offenen Wagen in Ostpreußen — das ist schon eine ganz andre Sache. Bekanntlich sieht man überhaupt vom Wagen herunter von der Landschaft mehr als zu Fuß, und in Ostpreußen ganz besonders, weil viele unbedeutende Niveau-Unterschiede (und diese sind gerade hier so zahlreich), im

Wagen schon ausgeglichen werden, zu Fuß aber noch nicht. Dann die Schnelligkeit der Fahrt! Anfangs kommt einem dieselbe garnicht recht zum Bewußtsein, und man hat den Eindruck, als könnten und müßten die Pferde viel schneller laufen; achtet man aber auf die Streckenzeichen, so merkt man bald, daß selbst ein lumpiges Mietsfuhrwerk in 4 bis 4½ Minuten, ein herrschaftlicher Wagen auch wohl in 3¾ Minuten einen Kilometer fährt, und das bedeutet in 30 bis 34 oder in 28 Minuten eine deutsche Meile. Und so wird nicht nur eine, sondern in gleichem Trabe werden auch hintereinander drei bis vier Meilen gefahren; wird's noch mehr, so muß allerdings eine Pause gemacht werden, und da ist es denn wünschenswert, den ostpreußischen Kutscher einerseits anzutreiben, anderseits ihn scharf im Auge zu behalten, sonst kneipt er sich fest. Von dieser Schwierigkeit abgesehen, gehört eine solche energische Fahrt von einigen Meilen in Ostpreußen bei schönem Wetter zu den höchsten, Geist und Lunge erfrischendsten Genüssen, die wir kennen gelernt haben.

Daß in Ostpreußen prinzipiell nicht viel „gegangen“ wird, ist schon aus dem geringen Maße ersichtlich, mit dem in der Provinzialhauptstadt Königsberg für Spaziergänge gesorgt ist. Wohl keine große Stadt in Deutschland ist mit Gelegenheiten hierzu so stiefmütterlich ausgerüstet. Nicht einmal die Promenade um die Festungswälle ist vollständig vorhanden, und das übrige ist sehr kurz beisammen: der schöne, schattige Weg durch die „Hufen,“ eine Gruppe von Vergnügungsetablissements, Wirtsgärten und Villen, der kleine, allerdings recht hübsche Park Luisenwahl ganz in der Nähe, die schattenlose, wiewohl nicht uninteressante Straße nach der angenehmen Brauerei Schönbusch und weiterhin nach dem Dorfe Kalgen, einige Wirtsgärten vor den Thoren — das ist in unmittelbarer Nähe alles, und was weiter hinaus ist, Preil, Vierbrüderkrug, Eichenkrug, Neuhausen, Tannenkrug, Arnau, Löwenhagen (letzteres besucht wegen der Nähe des Dönhoffschen Schlosses Friedrichstein mit schönem Park), das ist doch für die meisten Leute nur zu Wagen oder mit Dampfboot und Eisenbahn erreichbar. Höchstens Juditten und Trencker Waldhäuschen wären auch für einen größeren Familienspaziergang zugänglich; im übrigen müßte man sich zu diesem Zwecke mit den Chausseen begnügen, die schon ohnehin meist nicht besonders amüsant sind und hier am wenigsten. Kurz, Königsberg ist in dieser Hinsicht entschieden eine unangenehme Stadt, und die nächstgroße Stadt Ostpreußens, Tilsit, ist noch schlimmer daran, ebenso die Mittelstädte Rastenburg, Osterode und Bartenstein; auch Memel hat, außer seinem Strandspaziergang, nicht viel. Besser steht's in Insterburg, in Gumbinnen und vor allem in Allenstein. Insterburg hat nicht nur an und für sich den Vorteil einer hübschen Umgebung mit manchen sehr lohnenden Ausflugsgelegenheiten (nach Georgenburg, Karalene, Bubainen u. s. w.), sondern hat vor allem sein wirklich reizendes „Schützenthal“ dicht bei der Stadt; wer von Westen oder Süden mit der Bahn in Insterburg

einfährt, der wird sich schon oft gewundert und gefreut haben über das stattliche, effektvolle Landschaftsbild, welches sich unmittelbar vor der Station unter ihm öffnet. Gumbinnen hat gar keine Umgebung, aber doch die ganz netten und relativ großartigen Promenaden längst der Pissa. Allenstein endlich, die künftige, heute schon als Eisenbahnknotenpunkt mächtig aufblühende Regierungshauptstadt, ist namentlich nach Norden hin im Besitze einer wundervollen Umgebung. Die Alle, die sich eine halbe Meile unterhalb aus einem starken Waldbache in ein Flüßchen verwandelt, durchströmt hier in unzähligen Windungen eine allerliebste Wald- und Hügellandschaft, deren Glanzpunkt das Dorf Braunswalde bildet, die aber auch in unmittelbarer Nähe Allensteins die reizendsten Partien darbietet. Auch an entlegeneren Ausflugspunkten fehlt es den Allensteinern nicht; nur tritt hier, z. B. am Wulpingsee bei Dorothowo, wieder der Fall ein, daß man um eines einzigen Punktes willen einen meilenlangen, öden Weg zurücklegen muß, was sich dann doch nicht genügend lohnt. Unter den kleineren Städten sind nicht wenige, die recht nennenswerte landschaftliche Reize enthalten: Kreuzburg (ganz in der Nähe Königsbergs) mit der wirklich ganz wundervollen Kaysterschlucht, Heilsberg mit einer reizenden Mischung von Hügel-, Wald-, Fluß- und Wildbachlandschaft, in landschaftlicher Hinsicht wohl die Perle Ostpreußens, Mehlsack im Braunsberger Kreise mit dem „Walschgrunde," einem herrlichen, fast eine Meile langen bewaldeten Flußthale, Braunsberg selbst mit hübschen Spaziergängen längst der Passarge, Neidenburg mit seinem hochragenden, weithin sichtbaren Ordensschlosse, Rössel mit hübschem Blick auf die wohlangebaute, hügelige Umgegend, Lyck und Sensburg freundlich eingebettet zwischen Berg, Wald und See, Nikolaiken an mächtigem See und weitgedehntem Walde, Ragnit hoch über dem Memelstrom, Preußisch-Holland mit aussichtsreichem, mit hübschen Spazierwegen umkränztem Schloßberge — das sind wohl die in dieser Hinsicht erwähnenswertesten. Wehlau, Tapiau, Lötzen, Angerburg, Hohenstein sind schon landschaftlich unbedeutender; die übrigen bieten noch weniger. Doch giebt es gerade unter den kleineren Städten einige, die sich in ihren Stadtwäldern (die fast allesamt den Namen „Damerau" führen, ohne daß es uns gelungen wäre, hinter die Etymologie dieses Namens zu kommen) allerliebste öffentliche Anlagen geschaffen haben, so Zinten, Rössel und vor allem das kleine Landsberg, dessen ganz reizend eingerichteter Stadtwald nur ausnahmsweise den bezeichnenden Namen „Hirschwinkel" führt. Einige kleine Städte, so Goldap und Marggrabowa (Oletzko) haben sich auch mit bestem Erfolge kleine, geschmackvolle Stadtparks um ihre Kirchen her angelegt. Dagegen giebt es freilich andre, zumal littauische Städte, die außer staubigen Chausseen und den kleinen Anlagen am Bahnhof buchstäblich nicht die Möglichkeit des kleinsten Spazierganges darbieten; und tief in Masuren giebt es einige gottverlassene Nester, deren Namen selbst der Ostpreuße nur mit Grausen ausspricht. Aber was die fehlenden Spaziergänge

betrifft, so vermißt diese der geborne Ostpreuße nicht sonderlich, und der dorthin versetzte Beamte, nun, der fährt eben spazieren oder sucht sich den angenehmsten unter den nächsten Gutshöfen aus.

Für ihre schönsten Landschaften halten die Ostpreußen selbst den „Strand," d. h. die Nordküste des Samlandes mit den Seebädern Kranz, Neukuhren, Rauschen und Warnicken. Als Seebad steht Kranz weit obenan und ist unter den genannten Bädern das einzige, welches auch außerhalb der Provinz einen Namen hat; bekanntlich wird es schon im Laufe des nächsten Jahres durch eine Sekundärbahn mit Königsberg verbunden werden und dann ohne Zweifel noch mehr den Charakter eines Welt- und Modebades annehmen. Als solches sind seine Verhältnisse, Einrichtungen und Preise bis heute allerdings noch ziemlich bescheiden, aber als ein komfortables Bad ist es doch immerhin schon anzuerkennen, und seine Eigenschaft als See-, insbesondre Wellenbad ist jedenfalls eine sehr achtbare. Die „Plantage" bietet schöne und ausgedehnte Spaziergänge; eigentliche Landschaft aber hat Kranz nur wenig, und der Weg nach der kurischen Nehrung, deren Besuch doch gewiß von den meisten Fremden als eine Hauptsache betrachtet wird, ist so schlecht, daß dieselbe kaum als zugänglich gelten kann. Von Kranz in westlicher Richtung, also den Strand entlang, führt nun allerdings ein Weg nach Neukuhren, vorüber an dem dem General der Befreiungskriege Bülow von Dennewitz als Dotation verliehenen und jetzt noch von seinen Nachkommen besessenen schönen Gute Grünhof; aber dieser Weg ist derartig, daß gewiß schon mancher sich gedacht hat, es wäre nötiger, zur Verbindung der Strand-Badeorte eine Chaussee als nach Kranz eine Eisenbahn zu bauen. Neukuhren, Rauschen und Warnicken sind durch gute Wege miteinander verbunden und bilden gleichsam ein Ganzes. Die ganze Gegend ist hügelig und fällt nach der Ostsee zu steil ab; auf dem Rande des Abhanges läuft die in ihrer Art einzige Promenade von Neukuhren, während Rauschen in einer freundlichen Thalenge liegt, von welcher aus man erst über eine kleine Hochebene hinüber das Meer erreicht, und Warnicken in Wald gebettet ist, aus dem man in hochromantischer Schlucht oder auf einer gewaltigen, landschaftlich überaus wirksamen Treppe zum Meere hinabsteigt. Dieser Schluchten giebt es aber in der Nähe der drei Badeorte noch einige, und obwohl man im Schwarzwalde nicht viel Wesens von ihnen machen würde, so ist doch hier, im Flachlande, ihr Effekt ein sehr bedeutender. Rechnet man dazu schönen, selbst üppigen Wald und die Gelegenheit zu Ausflügen bis zur Spitze der samländischen Halbinsel bei Brüsterort, so hat man die Reize des „Strandes." Sie sind gewiß nicht zu verachten; aber wir wüßten in Ostpreußen doch Besseres zu finden.

Wenn vom „Strand" die Rede ist, so muß man auch die stillen, freundlichen Städtchen Fischhausen und Pillau, sowie den zwischen beiden auf der Ostseeseite neu entstandenen kleinen Badeort Neuhäuser erwähnen. Der Vorteil

dieser Orte liegt in der raschen und bequemen Verbindung mit Königsberg; ebendeshalb freilich werden sie (namentlich Neuhäuser) zuweilen auch in einer Weise mit großstädtischem Sonntagsnachmittags-Publikum überflutet, die nicht jedermanns Sache ist. Im übrigen haben Pillau und Neuhäuser manches Anziehende. Das an einer Bucht des frischen Haffs gelegene Fischhausen hat zu wenig Wellenschlag, als daß man hier von einem „Seebad“ reden könnte.

Nächst dem „Strande“ pflegt der Ostpreuße sich in landschaftlicher Hinsicht der masurischen Seen zu rühmen. Auch dieser Schätzung können wir nur sehr bedingungsweise beistimmen. Es giebt Punkte, wo der Blick auf stattliche Seen sich mit tiefer, tiefer Waldeinsamkeit verbindet, in ähnlicher, nur viel großartigerer Weise wie beim Uklei-See im östlichen Holstein, unweit Eutin; der mit Recht berühmteste dieser Punkte ist die Oberförsterei Lanskerofen im Kreise Allenstein, nahe der Kreisgrenzen von Osterode und Neidenburg. Der hier zu gewinnende Eindruck ist wirklich in seiner Art einzig, und eine so herrliche, gleichsam berauschende Luft wird man lange vergebens suchen. Diese Art Seelandschaften also kann man sich gefallen lassen, und auch sonst giebt es deren, die nicht zu verachten sind. Schon die stattliche Größe mancher Seen, des Mauer-, des Löwentin-, vor allem des Spirdingsees, macht unter günstigen Umständen einen Effekt, und wenn dann nur eine am Ufer gelegene Ortschaft sich in leidlich malerischer Weite präsentirt, wie dies z. B. mit Angerburg vom Schlosse Steinort aus der Fall ist, so giebt das ganz imponirende Blicke. Weiterhin ist anzuerkennen, daß nicht selten hohe, bewaldete Ufer ein Seegestade oder einen bestimmten Teil desselben in freundlicher oder auch in pittoresker Weise umkränzen, daß Ortschaften am jenseitigen Ufer zuweilen einen sehr angenehmen, wirkungsreichen Hintergrund bilden, daß hie und da auch Inseln oder Vorsprünge die Seelandschaft beleben. Aber alles das muß doch schon aufgesucht werden; es bietet sich keineswegs überall und von selbst dar, und es will uns scheinen, als kämen die masurischen Seen bei Aufzählung der landschaftlichen Reize Ostpreußens erst ziemlich weit gegen das Ende hin.

Dagegen sind es zwei Flußthäler nebst mehreren Seitenthälern derselben, die in Ostpreußen selbst bei weitem nicht genug gewürdigt sind, und die, wenn auch nicht einer Touristenfahrt nach Ostpreußen, doch eines Aufsuchens durch den im Lande Wohnenden vollkommen wert sind und die kleine Mühe reichlich lohnen: die Thäler der Alle und der Passarge. Die Alle ist der wichtigste Nebenfluß des Pregels, dem sie bei Wehlau ihre Gewässer zuführt; ihr etwa dreißig Meilen langer, sehr gewundener Lauf ist ungemein reich an hübschen Partien. Schon die Quellen der Alle, in sehr übersichtlicher Weise einem waldigen Hügel-Halbrund entspringend, sind sehenswert, und den jungen Fluß durch Wälder und Seen und an einsamen Mühlen vorüber zu verfolgen, wäre zwar etwas strapaziös, aber sonst gar kein übler Gedanke. Unterhalb Allenstein ge-

langt die Alle dann in die schon erwähnte Landschaft und durchfließt hierauf den Kreis Heilsberg, wo sie ihre Glanzpunkte hat. Sie ist hier etwa mit dem obern Murgthale, von Schönmünzach an aufwärts, zu vergleichen, nur ist das Thal belebter, bevölkerter (fließt sie doch an zwei nicht unansehnlichen Städten vorüber) und mannichfaltiger. Bei Bartenstein und Schippenbeil bietet sie dann noch einige interessante Punkte, worauf sie weiterhin ziemlich reizlos wird. Aber außer ihrem eignen Thale sind auch einige Seitenthäler zu erwähnen, so namentlich dasjenige des Wadang, dessen Quellgebiet (östlich und nordöstlich von Allenstein) eine Reihe recht bemerkenswerter See- und Hügellandschaften aufweist, dasjenige der bei Heilsberg einmündenden Simser, welches sich etwa eine halbe Meile lang vor keinem Harz- oder Schwarzwaldthale zu verstecken brauchte, und endlich das weniger bedeutende, aber auch manches Hübsche darbietende der Guber, die bei Schippenbeil unmittelbar bei der über sie führenden Brücke sich mit der Alle vereinigt. Zwischen Allenstein und Heilsberg giebt es eine Menge von Stellen, die nicht schlechter sind als gar viele berühmte und in Wort und Bild verherrlichte Landschaften. Das obere Thal der Passarge ist weniger interessant, aber von da an, wo sie die Grenze zwischen den Kreisen Mohrungen und Allenstein bildet, stellt auch sie ein ganz reizendes und mannichfaltiges Flußthal vor, bis sie in der Braunsberger Gegend zur Ebene herabsteigt. Einige Stellen, so der Bullengrund unweit des Dohnaschen Schlosses Lauck, sind mit Recht in der Provinz hochberühmt, und das etwas seitwärts von ihr am Mahrungsee gelegene Schlößchen Ziegenberg gilt für den schönstgelegenen Sitz der Provinz.

Erwähnen wir nun noch der (bis zu 120 Fuß) hohen Ufer des Memelstromes oberhalb Ragnit, bei dem Gute Tussainen und dem zugehörigen Wirtshause Obereyßeln, des tiefeingeschnittenen, aber etwas öden und schwer zugänglichen Thales der Rominte, welches unweit Gumbinnen ausmündet, des waldigen Thales der Goldap mit seinem Glanzpunkte bei dem Gute Ramberg und desjenigen der Angerap, die bei Darkehmen in schwindelnder Höhe von der Eisenbahn überschritten wird, der kleinen Gebirgslandschaft zwischen Goldap und Marggrabowa und der herrlichen, von Fluß- und Bachthälern durchschnittenen und von kleinen Seen belebten tiefen Wälder des Goldaper Kreises mit ihren reizenden Sommerfrischen Rothebude, Theerbude ꝛc., so haben wir wohl so ziemlich alles aufgezählt, was die Provinz an Naturschönheiten hat. Hervorragend viel ist es nicht, das ist wahr, aber es ist viel mehr, als man draußen weiß und glaubt.



Moriz Carriere über die Poesie.



nter den deutschen Philosophen der Gegenwart nimmt Moriz Carriere eine eigentümliche Stellung ein. Er ist der letzte Überlebende jener einst weitverbreiteten Schule, als deren Häupter außer ihm selbst Weiße, J. H. Fichte, Ulrici und Lotze zu betrachten sind. Der „spekulative Theismus“ suchte eine Versöhnung der großen Hegelschen Weltgedanken mit den Anforderungen des Gemüts herzustellen; er suchte Wissen und Glauben, Spekulation und Erfahrung, Idee und Wirklichkeit zu verbinden, und strebte speziell darnach, Pantheismus und Deismus durch die Anerkennung eines persönlichen, aber die Welt in sich hegenden Gottes zu überwinden. Diese Richtung, die man mit dem Philosophen Krause auch als „Panentheismus“ bezeichnen kann, hat zwar auch in der jüngeren und jüngsten Generation noch einige Vertreter, aber während diese sich mehr und mehr in geschichtlichen und sonstigen Detailstudien fast zu verlieren drohen, blieb es das Vorrecht jener ältern Generation, das richtige Gleichgewicht zwischen der Allgemeinheit des Gedankens und dem Detail der Geschichte und der Erfahrung zu bewahren. Es war kein Zufall, daß dieses Gleichgewicht besonders auf dem Gebiete der Ästhetik gesucht und gefunden wurde. Die Kunst, schon von Kant als die höhere Einheit von Natur und Freiheit, Diesseits und Jenseits betrachtet, hatte auch bei Schelling wieder diese dominirende Stellung eingenommen, und an diese Kant-Schellingsche Gedanken knüpften eben jene obengenannten Männer an, besonders Weiße, Lotze und Carriere. Die Kunst und speziell die Poesie ist es auch, was diese Richtung mit der großen Literaturperiode unsers Volkes verband. Insbesondre stand Carriere durch seine mannichfachen persönlichen Beziehungen stets dem Kreise der Dichter und Künstler nahe und stellt so die Tradition der Vergangenheit an die Gegenwart her; dabei aber ist er merkwürdig jung und frisch geblieben und steht, obwohl ein Greis, noch jugendkräftig mitten in den Interessen und Strömungen der Zeit (so finden wir in seinem neuesten Werke über die „Poesie“ ebensosehr die moderne Literatur bis auf Turgenjew, Björnson, Daudet, Zola, wie die jüngst erschienenen theoretischen Arbeiten eines Steinthal, Siebeck, Fechner verwertet). Diese ihn ganz besonders auszeichnende Eigentümlichkeit, diese akkomodationsfähige Elastizität seines Wesens verdankt er, wenn wir nicht irren, in erster Linie seiner eignen Künstlernatur; hat er sich doch durch seine Gedichte (vergl. Grenzboten 1883, S. 353 bis 360) als ein wahrhaft poetischer Geist erwiesen. Er

hat hierin eine auffallende Ähnlichkeit mit Friedrich Vischer, von dem er sich sonst in seinen allgemein philosophischen und in den speziell ästhetischen Fragen erheblich unterscheidet: beide, der Münchener und der Stuttgarter Ästhetiker, haben durch eigne poetische Thätigkeit ihren Beruf zur Kunstwissenschaft glänzend dargethan. Aber während Vischer auf sein Lebenswerk, auf seine Ästhetik, als auf ein dem Prinzip nach verfehltes Werk mit gemischten Gefühlen zurücksieht, darf Carriere auf sein großes Lebenswerk: „Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit" mit wahrer und siegesfreudiger Zufriedenheit zurückblicken; ist dies Werk doch trotz seiner Bändezahl in immer neuen Auflagen erschienen und zu einem Standardwerk der deutschen Literatur geworden. So ist noch vor kurzem der vierte Band dieses grandiosen Sammelwerkes in dritter, neu durchgesehener Auflage erschienen, es ist der Band, welcher auch den Spezialtitel führt: „Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884). Dieser Band, allein über siebenhundert Seiten stark, behandelt jene wichtige Periode der Menschheit, über welche Carriere mehr als jeder andre berufen ist, sein Votum abzugeben; hat er doch gerade in diesem Gebiet die eindringendsten Detailstudien gemacht in dem noch immer maßgebenden Werke: „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart" (1847). Im Wechselverhältnis zu dem großen historisch-philosophischen Werke, das die Geschichte aller Künste im Zusammenhange mit der gesamten Kulturentwicklung der Menschheit darstellt, stehen die systematisch-philosophischen Werke Carrieres, welche die Theorie der Künste zum Gegenstande haben: die „Ästhetik" (2. Auflage, 1873) und die „Poesie" (2. Auflage, 1884). Das große „Kunstbuch" in seinen fünf Bänden giebt den Längsdurchschnitt, diese beiden Werke stellen den Querdurchschnitt dar. Die „Ästhetik" behandelt „die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst"; sie sucht die bleibende Errungenschaft der seitherigen ästhetischen und kunstgeschichtlichen Forschung der Zukunft zu übergeben. Der erste Teil behandelt den Begriff des Schönen und seine Spezifizirungen im Erhabenen und Anmutigen, im Tragischen, Komischen und Humoristischen. Der zweite Teil ist den einzelnen Künsten gewidmet: ihre Gesetze werden von den größten Meisterwerken in den einzelnen Gebieten abgeleitet oder an ihnen geprüft; aus der anschaulichen und liebevollen Schilderung der Meisterwerke geht die systematische Darstellung der allgemeinen Prinzipien hier induktiv hervor und verbindet sich so harmonisch mit der mehr deduktiven Ableitung derselben im ersten Bande. Als die Kunst der Künste erscheint Carriere aber mit Recht die Poesie, und so ist es denn nicht zu verwundern, daß er ihr ein eignes Werk gewidmet hat, dessen jüngst erschienene zweite Auflage hier noch etwas eingehender betrachtet werden soll.

Die erste Auflage des Werkes, aus Aufsätzen über die „Formen der Poesie“ im Cottaschen Morgenblatte hervorgegangen, erschien schon im Jahre 1854, kurz nach der Berufung Carrieres nach München durch König Max den Zweiten. Das Buch enthält eine Beilage, welche für eine neue Wissenschaft geradezu bahnbrechend geworden ist: für die vergleichende Literaturgeschichte. Jene Beilage führt den Titel: „Ideen zu einer vergleichenden Darstellung des indischen, persischen, griechischen und germanischen Volksepos.“ Carriere begriff — und dies ist z. B. einer seiner Vorzüge gegenüber dem mehr in abstrakten Spekulationen sich verlierenden Vischer — schon frühe, daß eine Theorie der Kunst überhaupt und natürlich auch der Poesie speziell nur auf Grund einer genauen Kenntnis des gesamten konkreten Materials aus allen Völkern gegeben werden kann. Er erwarb sich daher eine historische Detailkenntnis aller Künste, wie sie außer ihm in der Gegenwart ein Einzelner überhaupt nicht mehr besitzt. Was die hieher, zur Poesie gehörende, allgemeine Literaturgeschichte betrifft, so kann nur Scherr neben ihn gestellt werden, den Carriere aber an philosophischem Weitblick übertrifft. Dieser philosophische Blick befähigte ihn aber eben, die Idee einer vergleichenden Literaturgeschichte zu erfassen und an die Ausführung derselben zu gehen. Es ist ein im wesentlichen Goethischer Gedanke, der in seinen mannichfachen Hinweisen auf die Weltliteratur (vor der der alte Arndt in einseitigem Patriotismus seine „lieben Deutschen“ warnen zu müssen meinte) schon Winke in dieser Richtung gegeben hatte. Es handelt sich bei dieser Wissenschaft um ein Doppeltes: einmal müssen aus den unendlich vielen verschiednen Variationen der einzelnen Kunstformen bei den verschiedenen Völkern und zu verschiednen Zeiten die gemeinsamen typischen Gesetze und Motive herauspräparirt werden, nach denen überall die epischen, lyrischen und dramatischen Erzeugnisse entstehen; sodann aber muß nachgewiesen werden, wie sich die Abweichungen der einzelnen Völker und Zeiten voneinander aus den besondern kulturhistorischen und völkerpsychologischen Verhältnissen und Anlagen erklären. Carriere hat ganz richtig erkannt, daß diese — allerdings äußerst schwierige — Wissenschaft das notwendige Komplement einer wissenschaftlichen Ästhetik sein müsse, und so ist er denn rüstig an dieselbe hinangeschritten. War doch auch niemand so wie er dazu prädestinirt durch eine ganz unglaubliche Kenntnis des literaturgeschichtlichen Details. So erklärt sich denn der Titel des Werkes: „Die Poesie. Ihr Wesen und ihre Formen mit Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte.“

In dem gesamten Titel des Werkes ist auch der Einzelgang desselben angedeutet. Zuerst bespricht Carriere das allgemeine Wesen der Poesie in sechs Abschnitten: 1. Leben und Kunst; 2. Die Sprache und ihre Entwicklung; 3. Der Mythus; 4. Poesie und Prosa, Kunst und Wissenschaft; 5. Die Poesie im Verhältnis zur bildenden Kunst und Musik; 6. Die poetischen Darstellungsmittel: a) Die Bildlichkeit der Rede, b) Der Vers. Dann folgt nach einem Übergangskapitel über den Unterschied der Volks- und der Kunstpoesie der große

Abschnitt über die Gliederung der Poesie in Epos, Lyrik und Drama; jedesmal wird zuerst das Wesen und Gesetz der betreffenden Gattung entwickelt und ihre Arten dargelegt, und sodann folgt eine Darstellung derselben „im Lichte der vergleichenden Literaturgeschichte.“

Das Schöne ist für Carriere das Gefühl der Harmonie von Geist und Natur; es ist die Individualisirung des Idealen, die Idealisirung des Individuellen. Es ist das Seinsollende im Seienden dargestellt. Die Kunst stellt die Dinge im Lichte der Ewigkeit dar und bringt das Ewige im Realen zur Erscheinung. Er stimmt mit Dürer überein, der den wunderbaren Ausspruch gethan hat: „Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie herausreißen kann, der hat sie.“ Die Kunst gestaltet das innere Leben des Geistes in den Formen der äußeren Natur, sie erfaßt die Gegenstände der sinnlichen Erscheinung, um in ihnen das ewige geistige Wesen der Dinge zu enthüllen. Darum gliedert sich auch die Kunst nach den verschiednen Gebieten der Innen- und Außenwelt. Unser inneres Leben bewegt sich in Anschauungen, Gefühlen und Gedanken; außer uns haben wir das räumliche Nebeneinander der Dinge, das Nacheinander des Geschehens im Flusse der Zeit, und die in Raum und Zeit sich darstellenden und entwickelnden Wesen und Kräfte; und der Zusammenhang beider Reihen ist wieder der, daß wir die Bilder der Räumlichkeit anschauen, daß wir den zeitlichen Wechsel als innern Zustand fühlen, und daß wir die Wesen und Kräfte denkend erfassen. So entsprechen Innen- und Außenwelt einander, und wir haben demgemäß nicht zufällig, sondern natur- und vernunftnotwendig drei Kunstweisen:

1. Offenbarung geistiger Anschauungen in bleibenden sichtbaren Formen durch Gestaltung der Materie im Raume — bildende Kunst.

2. Offenbarung der natürlichen und gemütlichen Lebensbewegung in ihrem Werden durch die Töne und ihre rhythmisch-melodische Folge in der Zeit — Musik.

3. Offenbarung der Gedanken des Selbstbewußtseins und des Lebens der Welt durch das Wort — Poesie.

Mit diesem Schema stehen die Kapitel über „Die poetischen Darstellungsmittel“ und über „Die Gliederung der Poesie“ im engsten Zusammmenhange; daher hat Carriere dem Verhältnis der Poesie zur bildenden Kunst einerseits und zur Musik andrerseits auch noch ein eignes Kapitel gewidmet, eines der am besten und schönsten geschriebenen des Buches. Die Poesie als die Kunst des Geistes ist ihm die Verbindung der beiden andern Künste in einer idealen Wiedergeburt, wie der denkende Geist oder das Selbstbewußtsein die natürliche Anschauung und die innern Gefühle auf einer höhern Stufe wiederspiegelt. Der bildende Künstler stellt die Außenwelt dar, wie sie im Spiegel der Seele ihr Wesen offenbart; der Musiker läßt die Innenwelt des Gemütes in Tönen kund werden; der Dichter zeigt Außen- und Innenwelt, Anschauung und Ge-

fühl in ihrer Verflechtung und Verschmelzung, sein Gedankenreich erbaut sich aus beiden und wird durch beide versinnlicht. Der Doppelgegensatz von Außen- und Innenwelt, von Anschauung und Gefühl, jenes ein metaphysischer, dies ein psychologischer Gegensatz, findet in der Poesie seine Versöhnung. Der Natur der Sache gemäß hat sich Carriere hier besonders mit Lessing auseinanderzusetzen, der im „Laokoon“ die Grenze zwischen Poesie und bildender Kunst gezogen hat. Das Verhältnis der Poesie zur Musik dagegen hat Carriere hier wohl zu kurz behandelt: daß gerade hier ein neuer Lessing die durch Wagner verwischten Grenzen ziehen müßte, ist ein Gedanke, der schon mehrfach als Desiderat ausgesprochen worden ist. Ist nun, wie Carriere in der oben mitgeteilten Konstruktion annimmt, die Poesie die höhere Einheit von bildender Kunst und Musik, so müssen auch ihre Darstellungsmittel nach jenen beiden Seiten hin sich differenziren, und das ist auch der Fall; die „Bildlichkeit der Rede“ ist das eine, das plastische Darstellungsmittel der Poesie; der Vers ist das andre, das musikalische. Bildlichkeit der Rede einerseits und rhythmische Form (im weitesten Sinne) andrerseits sind aber eben die beiden Mittel, welche zusammenwirken müssen, um erst ein poetisches Kunstwerk zu schaffen. Diese interessante Konstruktion erhält noch eine anderweitige Bestätigung. Das Material der Poesie ist die Sprache: in der Bildung der Sprache kommen nun ebenfalls die beiden Elemente des Plastisch-Bildlichen und des Musikalischen zur Geltung; daher eben ist es erklärlich, daß alle Sprachen in den ersten Perioden ihrer Entwicklung so poetisch sind, und daß es als die Aufgabe des Dichters bezeichnet werden kann, die an sich poetische Muttersprache der Völker wieder zu sprechen, und ein Gedicht ist von diesem Standpunkt aus betrachtet eben eine Rückkehr zur anschaulich-musikalischen Ausdrucksweise des Urmenschen von der in beiderlei Hinsicht abgeschliffenen Sprache der spätern Zeit, welche nicht mehr Bilder durch Gesang, sondern Begriffe durch Geräusche ausdrückt: daher eben auch die Poesie der „Jugendbrunnen,“ aus dem der Mann Kraft schöpft, daher eben der Dichter ein — „ewiges Kind.“ Mit Recht nennt daher eben auch andrerseits Bunsen die Prägung der Worte „das ursprüngliche Gedicht der Menschheit.“ In einem herrlichen Gedichte wird bekanntlich der letzte Mensch und der letzte Dichter identifizirt; man könnte ebenso poetisch darstellen, wie mit dem ersten Menschen auch der erste Dichter in die Welt gekommen ist. Auf geistvolle Weise stellt in Übereinstimmung damit Richard Wagner der Poesie die Aufgabe, das verlorene Wurzelbewußtsein wieder zu erwerben, das im Worte liegende Sinnbild neu zu beleben.

Nachdem Carriere in dem Kapitel über die poetischen Darstellungsmittel alle Arten der Bildersprache einerseits und der Versifikation andrerseits von den einfachsten bis zu den gekünsteltsten ausführlich, immer ebenso geistreich als durch Beispiele anschaulich erläuternd, besprochen hat, geht er zur Gliederung der Poesie in ihren drei Hauptarten über. Die Gliederung dieser drei Haupt-

arten hängt nun naturgemäß aufs engste mit dem frühern Schema zusammen: in der Gliederung der Poesie selbst wiederholt sich jene Dreiteilung der Künste in bildende Kunst, Musik und Poesie selbst wieder. Das Epos, die erste Kunstart, ist die plastische Poesie, welche die Ereignisse der Außenwelt anschaulich schildert. (Die Gestalten des Epikers nennt Hegel daher „Skulpturbilder der Vorstellung".) Die zweite Kunstart, die Lyrik, ist die musikalische Poesie, welche die Bewegungen der Innenwelt bewegend und beweglich hinaussingt. („Das Wesen des Liedes ist Gesang, nicht Gemälde," ist eines der lichtbringenden Worte Herders.) Das Drama ist die poetische Kunstform im höchsten und eigentlichsten Sinne: es stellt dar die Wechselwirkung von Außen- und Innenwelt im Handeln des selbstbewußten denkenden Menschen. Der Entwicklung der Gesetze, Arten und Erscheinungen dieser drei Hauptkunstgattungen ist nun die größere Hälfte des Werkes gewidmet; von der Fülle und dem Reichtum, ich möchte fast sagen dem Überreichtum dieses Teiles läßt sich schwerlich in der Kürze ein Auszug geben. Nur mit flüchtigen Strichen seien einige Hauptgedanken gekennzeichnet. Beim „Wesen und Gesetz des Epos" wird besonders auf das Gesetz der Stetigkeit, Vollständigkeit und Einheit der epischen Darstellung hingewiesen, und dabei giebt Carriere überall an entscheidenden Stellen nicht nur eine Fülle treffender Beispiele, sondern er erinnert auch fleißig an einschlagende theoretische Ausführungen, z. B. bei Schiller und Goethe, oder bei andern hervorragenden Ästhetikern, wobei jedoch Herbart und seine Schule zu kurz gekommen ist; gerade bei Herbart finden sich z. B. über das Epos ganz vortreffliche Bemerkungen. Es wird dann gezeigt, inwiefern das Epos als die „Morgenröte der Kultur" bezeichnet werden könne; das wird nicht nur in üblicher Weise an Homer und dem Nibelungenlied gezeigt, sondern auch an dem in den Thontäfelchen von Ninive entdeckten semitischen Volksepos, an Firdusi, den Schack bei uns eingebürgert hat, am finnischen Epos Kalewala, dessen allmähliche Entstehung in der neuern Zeit sich ja ganz genau verfolgen läßt. Der Vergleichung des indischen, persischen, griechischen und germanischen Epos (diese hat auch W. Jordan zusammengestellt) ist ein großer Abschnitt eingeräumt, der für das Verständnis des Werdens und Wesens der epischen Gedichte grundlegende Einsichten enthält. Die neuesten Anschauungen über den Zusammenhang von Mythus und Geschichte und ihr Ineinanderspielen im Epos finden dabei sorgsame Würdigung; ein interessantes Beispiel davon haben wir ja selbst in diesen Tagen erlebt, als Bismarck die Geschichte Deutschlands durch den düstern Mythus von Baldur, Loki und Hödur deutete. Daran mag einmal eine epische Verherrlichung unsrer großen Zeit anknüpfen; der Unterschied, den Carriere sehr treffend zwischen den epischen Gestalten der griechischen und der deutschen Poesie macht, würde auch für diesen Fall — und wie schlagend — gelten: „Die griechischen Gestalten sind lichthelle Marmorgebilde, auf deren Stirn die ewige Götterjugend lächelnd thront; die deutschen sind wie

aus Erz gegossen, mitunter grau wie Eisen und schneidig wie das Schwert, aber mit der geheimnisvollen Zugkraft des Magnets begabt." Ausführlich und sinnig wird Schillers Plan eines Epos über Friedrich den Großen besprochen. Dann gehts zum Roman, dessen Gesetz darin besteht, daß bildsame Naturen in stetiger Entfaltung dargestellt werden. Mit Worten Scheffels und Spielhagens wird der nationale und der kosmopolitische Roman dargestellt; es folgt die Novelle, das Märchen u. s. w. Mit der „epischen Gedankendichtung" (z. B. Lucretius' De rerum natura, Dantes Divina comedia) wird der Abschnitt über das Epos geschlossen. Es kommt die Lyrik und ihre Subjektivität; denn darin besteht der Unterschied beider, daß der Epiker hinter seinem Werk verschwindet, während der Lyriker selbst in den Mittelpunkt tritt. Das Haupt der Epiker ist Homer, das der Lyriker Goethe. „Wenn einmal die Dichter aller Nationen zum Wettkampf in die Halle der Weltliteratur eintreten, dann wird niemand die Palme des Epos dem Vater Homer versagen, dann wird Dionysos den Epheu des dramatischen Sieges dem Briten Shakespeare reichen, aber der Rosen- und Lorberkranz des Lyrikers wird Goethes Haupt schmücken."

Dem Drama ist innerhalb der Gesamtdarstellung von Epos, Lyrik und Drama wiederum der ungleich größere Teil gewidmet — naturgemäß, weil nach Carrieres Ansicht das Drama der Gipfel der Poesie ist: „Für die Betrachtung der Kunst bildet das Schauspiel den Schlußstein, indem es auf einer Durchdringung und Verschmelzung der epischen und lyrischen Elemente beruht und auch historisch immer erst dann zur Ausbildung kommt, wenn diese bereits entfaltet waren." Der freie, freigewordene Mensch ist die Voraussetzung des Dramas; in diesem Sinne lehrt Geibel:

Die belebende Seele des Dramas
Bleibt das Menschengemüt im Kampf mit sich selbst und dem Weltlauf,
Wenn zur Rechten sich ihm zur Linken die Pfade verwirren,
Während der Stunde Gebot mit Gewalt fortdrängt zur Entscheidung.

Das „Gesetz der Motivirung" ist das Grundgesetz des Dramas, woraus unmittelbar hervorgeht, daß nicht die antike Schicksalstragödie, sondern die moderne Freiheitstragödie das Vollendetere ist. Eine ausführliche Besprechung erhält natürlich das mißverstandene „Gesetz der drei Einheiten," der Einheit von Raum, Zeit und Handlung, an deren Stelle die Einheit der Weltlage, die Stetigkeit der Zeitentwicklung und die organische Einheitlichkeit der differenten Handlungen tritt. Insbesondre gegenüber der ganz falsch verstandenen Forderung der „Einheit der Zeit" wird auf die Stetigkeit der innern Entwicklung hingewiesen und auf die Notwendigkeit, „hinter den engeren dramatischen Vordergrund eine größere Zeittiefe einzutragen; und wie durch die Perspektive der Raum, so erweitert sich die Zeit im Hintergrunde nach den Erfordernissen der Handlung." Dann werden die acht Momente, welche Freytag im Drama unterscheidet, kritisch besprochen. Sodann folgt die Darstellung der dramatischen

Dichtarten, welche mit der Tragödie beginnt. Der Grundgedanke ist dabei: Das Tragische gehört nicht dem Mechanismus der Natur, sondern der Freiheit des Geistes, dem Reiche des Willens an. Die große Frage der „tragischen Schuld“ wird lichtvoll erörtert. Daß Schuld und Sühne nicht das Tragische ganz erschöpfen, macht Carriere ausdrücklich gegen „moralisirende Philisterei“ geltend. Aber das wichtigste Moment im Tragischen ist ihm doch die Erscheinung, daß jede Tugend den Schatten ihrer eignen Fehler nach sich zieht, und umgekehrt weist er auf „der Leidenschaft heilige Flamme hin, welche den Menschen verklärt, wenn sie den Menschen verzehrt.“ „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht“ — das ist eine Offenbarung jeder Tragödie, und Carriere erinnert an Heyses schneidiges Wort:

Als die Tragödie zuerst entstund,
War noch der Wunsch nicht allgemein:
Lieber ein lebendiger Hund,
Als ein toter Löwe sein.

Dann wird, unter Benutzung der neuesten Literatur, die große Katharsisfrage erörtert, worauf die Erörterung der Komödie beginnt. Zu Tragödie und Komödie tritt eine dritte dramatische Art, welche Carriere wohl nicht ungeschickt als „Versöhnungsdrama“ bezeichnet und deren Darstellung er mit den Worten einleitet: „Es ist längst anerkannt worden, daß zwischen den Extremen der Tragödie und Komödie ein Mittelglied im Drama besteht und ästhetisch gerechtfertigt werden muß.“ Diese Rechtfertigung ist Carriere vorzüglich gelungen unter Besprechung der betreffenden Theorien von Hegel, Weiße, Ulrici, Hettner u. a. Als Typus der Gattung erscheint ihm dabei mit Recht Goethes „Iphigenie“; andre Beispiele sind Lessings „Nathan,“ Shakespeares „Kaufmann von Venedig,“ Kleists „Käthchen von Heilbronn“ u. s. w. Der große Abschnitt (S. 579—706): „Grundzüge und Winke zur vergleichenden Literaturgeschichte des Dramas“ schließt das Werk in würdigster Weise ab — hier erreicht die ebenso an feinsinnigen wie an weittragenden Bemerkungen reiche Darstellung, welche überall mit geschmackvoll gewählten Beispielen belebt ist, ihren Höhepunkt. Der Abschnitt gipfelt in einem vortrefflichen (in Berlin in Gegenwart des Kaisers gehaltenen) Vortrage: „Parallele von Calderons »Wunderthätigem Magus« und Goethes »Faust«“ — einer Verherrlichung des protestantischen und germanischen Geistes gegenüber katholischem Romanentum und romanischem Katholizismus. Das ist überhaupt das Eigentümliche und der Vorzug Carrieres, daß seine Ästhetik auf dem Grunde einer überall deutlich ausgesprochenen Weltanschauung steht, die er in seinem Werke „Die sittliche Weltordnung“ ausführlich entwickelt hat.





Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)


n den Osterien Mantuas die Wirtsleute nach einem Manne von Beppos Aussehen auszufragen, dazu war es zu spät. Alle Weinhäuser waren geschlossen, einige nur noch für Vitaliano zugänglich. Es gab jedoch Schlupfwinkel in großer Anzahl, denen Vitaliano eine gewisse Licenz einräumte, um das Treiben der nächtlichen Schwärmer Mantuas nicht ganz aus seinem Gesichtskreise zu verlieren, denn der Vorgänger Francescos hatte beide Augen zugedrückt, wo immer die jungen Mantuaner Nobili ihren Vergnügungen nachgingen, war er — Vincento — doch selbst ein so leidenschaftlicher Hazardspieler gewesen, daß er einst in Florenz in einem geheimen Spielhause alles, was er an Golde bei sich führte, ja selbst den Orden des goldenen Vließes und den ihm von Sixtus dem Fünften verehrten geweihten Degen verspielt hatte, ein sensationelles Ereignis, welches den Großherzog von Toscana damals veranlaßte, alles Hazardspiel in seinem Staate zu verbieten; und Francesco, obschon anders als sein Vater und Vorgänger geartet, hatte, bei seiner Furcht vor Verschwörern, den Vorstellungen Vitalianos nachgegeben, Mantuas geheime Polizei nicht ganz dieser bequemen Handhabe zum Überwachen dessen, was sich in sicherm Versteck glaube, zu berauben.

Nicht in allen diesen über ganz Mantua verstreuten Häusern und Häuschen klapperten die Würfel oder rollte die Kugel auf dem mit Zahlen beschriebenen Glückstische. Hie und da wurde gezecht oder Maskenspiel getrieben, oft noch selbst mitten in der Fastenzeit. Aber auch burleske Komödien hatten sich seit kurzem eingebürgert, denn das von Francesco aus dem herzoglichen Dienst entlassene Komödiantenvölkchen nagte am Hungertuch, und Sängerinnen wie Tänzerinnen, welche früher, wie Prinzessinnen geputzt, in herzoglichen Sänften ge-

tragen worden waren, hätten jetzt, wenn die jungen Nobili sich ihrer nicht erbarmten, barfuß betteln gehen müssen. Einige wenige sollen in der That auf letztere Weise ihr Dasein gefristet haben. Die Mehrzahl zog vor, im Vertrauen auf ihre Fürsprecherin, die Notlage, die Nacht zum Tag zu machen und durch Gefälligkeiten aller Art sich der Freigebigkeit der jungen Kavaliere zu empfehlen.

Antonio Maria hatte auf seinem Heimwege in mehreren Lokalen dieses Schlages vorgesprochen, ohne Nachrichten eingezogen zu haben, welche ihm von Nutzen sein konnten. Als er schon von weiteren Erkundigungen abstehen wollte, fiel ihm in der Nähe der sogenannten Casa di Giulio Romano ein Haufe Weiber und Männer auf, die, trotz der späten Nachtstunde, in heftigen Reden und Gestikulationen einen, wie es schien, nur von wenigen unter ihnen als Augenzeugen miterlebten Vorgang beredeten. Eine Blutlache, die sie umstanden, bildete das auf irgendeine Soldatenschlägerei hindeutende Merkzeichen des Vorganges, und als Antonio Maria, nähertretend, sich nach der Sache erkundigte, hörte er in der That, es habe eine arge Rauferei gegeben, bei der ein Schweizer sich wie ein wildes Tier benommen habe. Ihm sei aber endlich, Iddio sia lodato! der Garaus gemacht worden.

Nein, nein, nein! widersprach ein altes Mütterchen, wie oft soll ich's denn euch wiederholen? Harthörige Sordastri! Ich habe ihn auf seinen eignen Beinen weggehen sehen. Oder stand ich etwa nicht ganz nahe dabei? Hier fiel er zu Boden, ich sehe es noch, denn er war so schrecklich zugerichtet, ich hielt mir vor Grausen mit beiden Händen die Augen zu —

Eben deshalb konntet Ihr ihn ja nicht auf seinen eignen Beinen weggehen sehen, Vecchiaja, schrieen mehrere Stimmen auf sie ein.

Als ob ich sie immer und ewig zugehalten hätte, Gelbschnäbel ihr! sprudelte die Alte, und sie faßte Antonio Marias Ärmel, indem sie mit einer Menge Nebensächlichkeiten erzählte, wie ein Svizzero von drei Mantuaner Hakenschützen aufs ärgste mißhandelt worden sei und sicher nicht lebend davongekommen wäre, hätte sich nicht ein vornehmer rotbärtiger Herr seiner angenommen, un vero cavaliere, nicht nur so ein brokatner, dem es um seine Spitzen leid ist, nein, Signore, un vero cavaliere, und der habe mit seinem Degen auf die Hakenschützen tüchtig dreingehauen. Dann auf einmal habe es geheißen: La guardia! la guardia! und zugleich sei auch schon das Pferdegetrappel der herzoglichen Wache zu hören gewesen. Capperi! habe es da ein Ausreißen gegeben! Mich rannte ein Maulaffe um und um, Signore. Da habe ich gelegen am Boden, Signore, ich alte Frau! Man soll sich nicht unter die gemeinen Leute mischen. Da habe ich gelegen, misera me! Aber gesehen habe ich, wie der Svizzero auf seinen eignen Beinen wegging, er konnte nicht rasch gehen, natürlich, sein ganzes Gesicht war ja von Blut überströmt.

Die grünen Aufschläge Antonio Marias waren inzwischen nicht unbemerkt geblieben. Einer nach dem andern gab es auf, mit der Alten zu disputiren

und drückte sich auf die Seite. Der Lakai hatte bei der Erwähnung des vornehmen rotbärtigen Herrn hoch aufgehorcht. Als er endlich zu Worte kam und nach dem Verbleiben des Kavaliers fragte, hieß es, der müsse freilich auch eine üble Schmarre davongetragen haben, denn er sei wie tot umgestürzt, aber in dem allgemeinen Gedränge sei nicht zu sehen gewesen, wo er unter Dach gekommen sein möge.

Der Lakai machte einige Bemerkungen über den schwierigen Stand der herzoglichen Schweizergarde und wie jeder gute Unterthan die Pflicht habe, ihrer Unbeliebtheit nach Möglichkeit entgegenzuarbeiten, worauf er sich empfahl und langsam und nachdenklich seiner Wege gehend überlegte, wo sich etwa über den Verbleib des Rotbärtigen näheres ermitteln ließ.

Er hielt große Stücke auf Ahnungen. Daß er heute Beppo zufällig zu Gesicht bekommen werde, hatte ihm frühmorgens schon geahnt. Jetzt ahnte ihm, der Kavalier werde Beppos Herr gewesen sein. Ich habe einen günstigen Tag, redete er vor sich hin; mir ist, als sollte ich heute noch wichtigen Dingen auf die Spur kommen.

Fünfzehntes Kapitel.

Unweit des zweiten durch Giulio Romano erbauten Hauses, des heutigen Palazzo Colloredo gab es zu jener Zeit ein schmales Gäßchen, den Vicolo dei Spadaji, zu Deutsch: das Schwertfegergäßchen. Die Nachbarschaft herrschaftlicher Wohnungen hatte dem unansehnlichen Gäßchen auch für solche Geschäfte Wert gegeben, die nichts mit dem ehrbaren Gewerbe der Schwertfegerei zu schaffen hatten, und unter dem Vorwande eines notwendigen Ganges zu Samuele Purgo, dem bekanntesten Spadajo, spazierte mancher junge Mantuaner Edelmann in das auch selbst am Tage fast lichtlose Gäßchen mit goldgespickter Börse hinein, um ohne einen Batzen in der Tasche wieder herauszukommen.

Die weiteren Erkundigungen des Lakaien ergaben, wie er erwartete, in Betreff des rotbärtigen Kavaliers, man habe ihn, da er bewußtlos gewesen, beim Herantraben der herzoglichen Garde nur rasch nach dem Vicolo hineingeschafft, sonst wäre er überritten worden.

In den Vicolo also verfügte sich Antonio Maria.

Ein Spielhaus, an dessen Thür er pochte, wurde ihm nicht geöffnet. Die eben vorher noch glänzend hell gewesenen Fenster des obern Stockwerks waren plötzlich dunkel geworden. Er hielt sich nicht auf und ging drei Häuser weiter. Hier glaubte man, ein Kunde begehre Einlaß und öffnete. Als man den geheimen Adjunkten Vitalianos erkannte, stand man dienstwillig Rede: der rotbärtige Kavalier sei nach dem Bagno di Vesta getragen worden, also ans Ende des Vicolo, allerdings der stattlichsten Unterkunft, die in dem Schwertfegergäßchen zu finden war.

Dahin begab sich Antonio Maria. Ich habe Glück, redete er vor sich hin, mir sagt eine sichere Ahnung, daß er es ist.

Das Bad der Vesta — nach einem dort einst bloßgelegten Vestatempel so genannt —, obschon nach außen unansehnlich wie die sämtlichen Häuser des Vicolo, hatte sich unter Vincentos verschwenderischer Regierung zu einem Luxusbade emporgearbeitet, welches selbst die derartigen Bade- und Vergnügungshäuser des damaligen Rom noch übertrumpfte. Die architektonischen Einrichtungen waren palastartig und stammten aus der erst wenige Jahre zurückliegenden Zeit, wo Vincento, zu Ehren der Hochzeit seines Sohnes, des jetzt ihm gefolgten Francesco, ein besondres Theater für sechstausend Zuschauer erbauen und auf dem Lago das große Seetreffen veranstalten ließ, welches fünfzigtausend Fremde nach Mantua lockte und um deßwillen ein ganzer Wald niedergeschlagen wurde — soviel Bauholz verschlangen die Tribünen. Vincento hatte vor allem in Venedig die Verschmelzung eines Bades mit sonstigen Lustbarkeiten als etwas dem Zeitgeschmack sehr Angemessenes kennen gelernt, und so waren die Mittel zu der reichen Ausstattung des Bagno di Vesta auch zum Teil aus der herzoglichen Schatulle bestritten worden. Die von ihm im Sinne gehabte Freilegung des Baues hintertrieb er dann aber selbst, da er ein paarmal die Annehmlichlichkeit des unbemerkten Aus- und Einschlüpfens — wie dies der enge Vicolo begünstigte — aus eigner Erfahrung kennen gelernt hatte.

Die Front des Hauses war schmal und armselig, zur Linken ein Fenster, zur Rechten ein Fenster, in der Mitte eine schlichte und niedrige Thür; darüber ein einziges Stockwerk, kein Balkon, drei Fenster, deren Scheiben blind oder zerbrochen waren, denn der ganze obere Raum stand leer; zuletzt noch ein halbflaches Ziegeldach, braun und übermoost — alles lediglich bestimmt, sei es niemandem aufzufallen, sei es durch Herabstimmen der Erwartungen den Eintretenden umsomehr für die drinnen seiner harrenden Pracht empfänglich zu machen.

Aber Antonio Maria fragte wenig nach den Herrlichkeiten, aus denen diese Überraschungen bestanden. Er hatte seit langem keinen Fuß in die glänzenden Säle und Gemächer des Hintergebäudes gesetzt, noch auch in den Gärten Umschau gehalten, wo auf geschornem Rasen in allen möglichen und unmöglichen Kostümen getanzt und beim Scheine unzähliger Laternen gezecht und gescherzt wurde. Sobald auf sein dem Thürhüter wohlbekanntes Klopfzeichen geöffnet worden war, wandte er eintretend sich nicht an das Schubfenster zur Linken, hinter welchem ein traurig blickendes neapolitanisch gekleidetes und mit Blumen frisirtes junges Mädchen an der Kasse saß, sondern er trat ohne weiteres in ihr Zimmer ein.

Medusa, sagte er, indem er sich auf einen Stuhl setzte, wo ist der Kavalier, den man vor einer Stunde hierher gebracht hat?

Die Angesprochene, deren Stirn und Augen unter einer üppigen Wildnis

negerartig krausen schwarzen Haars fast verschwanden, stand dienstergeben von ihrem Sitz am Schalter auf.

Welcher Kavalier? fragte sie ausweichend.

Der bewußtlos hierher Getragene.

Der dort auf der Ottomane gelegen hat?

Der bei einer Soldatenrauferei zu Boden geschlagen worden war, den man darauf, um ihn nicht unter die Füße der herzoglichen Reiter geraten zu lassen, hierher getragen hat und in dem ich einen guten Bekannten vermute.

Wie soll Euer guter Bekannter aussehen?

Danach hast du nicht zu fragen. Aber gut, er hatte einen schönen roten Bart.

Einen Schnurrbart?

Es soll ihm nichts geschehen, Kind; einen schönen roten Vollbart; wirst du jetzt reden?

Das junge Mädchen stützte die Wange in die Hand. Signor Antonio Maria, sagte sie, er hatte sich so brav des armen Schweizers angenommen; es wäre mir leid, wenn Ihr nach ihm fragtet, um ihm hernach Verlegenheiten zu bereiten. Drei gegen einen — ist das recht, ist das nicht feig? Nun, da ist er dem armen Teufel beigesprungen und hat vermutlich einem der drei den Garaus gemacht. Hättet Ihr anders gehandelt? Ich rede ja nur nach, was die Leute sagten, die ihn hereintrugen.

Es wurde ans Schubfenster geklopft. Ein blatternarbiger Artillerie-Offizier mit dreikantigem Hut und gelben Aufschlägen war es. Er gehörte zu den frei passirenden Gönnern und Fremdenzutreibern des Bagno di Vesta, forderte aber, um nicht als Mann der leeren Tasche zu erscheinen, etwas von dem Parfümeriekram, welchen die Kassirerinnen solcher Bäder als Nebengeschäft feil zu haben pflegten. Das junge Mädchen legte ihm mechanisch vor, was sie für seine Kauffähigkeit geeignet halten mochte, gab aber auf seine während des Aussuchens ihr aufgetischten Redesüßigkeiten keine Antwort, sodaß er sie zuletzt mit ihrem ganzen Kram stehen ließ, ohne etwas gekauft zu haben. Ein andermal, sagte er, wenn du bessere Manieren gelernt hast! Und er ging pfeifend nach dem Hintergebäude.

Gleichgiltig schob das junge Mädchen das Fenster wieder zu, und zu dem, von dem unhöflichen Offizier nicht bemerkten herzoglichen Lakaien sich zurückwendend, wiederholte sie: Wie gesagt, Signor Antonio Maria, ich spreche ja nur nach, was die Träger sagten. Aber Spitzbuben, setzte sie lebhafter werdend hinzu, müssen unter diesen Trägern gewesen sein. Denkt Euch die Schande! Während sie ihm Samariterdienst zu erweisen vorgeben, haben sie ihn beraubt! Als er den Thürsteher und mich beim Fortgehen für unsre Handreichungen bezahlen wollte — ich hätte aber nichts genommen —, da waren seine Taschen umgekehrt und ausgeleert. Es hatte mich gleich gewundert, daß die Träger,

ohne etwas zu fordern, verschwunden waren. O Signor Antonio Maria, welche Niedrigkeit, einen solchen Ehrenmann zu bestehlen! Und das Schlimmste kann ich noch nicht einmal sagen. Das erfahrt Ihr erst, wenn Ihr mir auf seine Spur geholfen haben werdet. Nicht eher! rief sie, indem sie sich, heftig errötend, gegen die von Antonio Maria plötzlich angenommene Autoritätsmiene mit dem Pathos einer Heroine auflehnte, hier schwöre ich es!

Der Lakai rieb sich das Kinn und entrunzelte die Stirn. Die Neapolitanerin bemerkte es und reichte ihm abbittend die Hand. Nicht eher darf ich's Euch nämlich sagen, dämpfte sie ihre Rede ab; seid mir nicht böse, Signor Antonio Maria, oder, sprang sie in ihrem Tone wieder um, seid mir immerhin böse, was liegt mir daran? Was liegt mir an dieser Bagno-Existenz? Guai a me, die Galeerensklaven in meiner Heimat haben es in dem wirklichen Bagno nicht schlimmer, trotz der Kugel, die sie am Fuße schleppen! Da seht, mit welchen Tieren ich hier zusammengesperrt bin!

Es waren drei mehr oder weniger vom Weine angeheiterte junge Fremde, die mit einem ortskundigen Graubart verdächtigen Aussehens an dem Schalter erschienen und die Goldstücke, welche zu zahlen waren, zwar in Bereitschaft hatten, aber mit verliebten Geberden beteuerten, sie würden sie der Kassirerin nur in die zierliche kleine Patschhand geben. Der Vorlauteste griff sogar, als das Mädchen sich dessen weigerte, so rasch durch das aufgezogene Fenster nach ihrem Arm, daß bei ihrem zornigen Abstreifen seiner Finger ihr Ärmel mitten durchriß.

Scornacchio! Auswurf! war das einzige Wort, das sie ihrem Angreifer zuschleuderte, aber ihr Auge und ihre ganze Miene sprachen einen solchen Grad von Verachtung aus, daß der wegen ihrer Fülle schlangenartigen Haargeringels ihr anhaftende Beiname Medusa auch in anderm Sinne nicht schlecht gewählt erschien.

Der Abgewiesene rächte sich, indem er sein Goldstück ins Zimmer warf. Nimm es denn vom Boden auf, lachte er, und einer seiner Kameraden that mit seinem Goldstück desgleichen, es ist ein Aufheben, spottete er. Beide verschwanden trällernd mit dem Graubart im Hintergrunde.

Der dritte Fremde legte sein Goldstück auf die Zahlbank und sagte begütigend: Verzeiht meinen beiden Freunden, Signora, sie haben sich sehr ungebührlich benommen, aber der Ort, wo Ihr Euch befindet, fordert zu Freiheiten heraus.

Damit entfernte auch er sich, kehrte aber im nächsten Augenblicke, als ob er sich erst jetzt auf eine Ähnlichkeit besänne, zurück, sah die eben mit hochgerötetem Gesicht vom Boden sich Aufrichtende scharf an und fragte zögernd: Aber seid Ihr denn nicht Giacinta d'Isa, die Tochter des Dichters Ottavio d'Isa, die Darstellerin jener entsetzlichen Dina, um deren Untreue willen der arme Schlucker Vilora den reichen Nichtsnutz Andronico im letzten Akt erschlägt?

Wo habt Ihr mich die Rolle spielen sehen? fragte die Kassirerin ohne Interesse; ich bins; was weiter?

Der Fremde schüttelte verdüstert den Kopf. Es war in Venedig, sagte er. Im Teatro San Donato.

O ganz recht, ganz recht. Ihr seid eine große Tragödin, und das Ganze war doch im Lustspielton geschrieben! Mein Lebtag werde ich den Trost nicht loswerden, mit dem Ihr — als jene entsetzliche Dina — mich aus allen meinen Wahnvorstellungen von der unerschöpflichen Güte des weiblichen Herzens herausgescheucht habt. Gut, daß Ihr die Bühne verließt. Es könnten noch andre beim Nachhausegehen sich sagen: Nicht dem Andronico mußte der Tropf, der Bilora, die Hirnschale einschlagen — das arge Weib, die kalt berechnende, von der reichen Tafel ihres Verführers gefesselte Dina müßte den Tod erleiden. O welche blutigen Dinge Euer Anblick, Giacinto d'Isa, wieder vor meine Augen bringt! Fürchterlich! Grausig!

Er hüllte sich in seinen Mantel, wandte sich ohne Abschied dem Ausgange zu, und der verwunderte Schließer mußte ihn wieder auf die Straße hinauslassen.

Sechzehntes Kapitel.

Die Kassirerin stand eine Weile regungslos. Als sie durch eine Bewegung des Lakaien in die Gegenwart zurückversetzt wurde, sagte sie finster: Ich hatte davon reden hören, ein junges, ihrem Gatten ungetreues Weib, eine Art kalt berechnende Dina, ist nach einer der venetianischen Vorstellungen dieses unheimlichen Lustspiels von ihrem Gatten erdolcht worden. Ich habe die Rolle nie wieder gespielt.

O doch! widersprach der Lakai, ich sah dich selbst darin.

Es war die Rolle, ja, aber nicht die Person, sagte Giacinta; nie habe ich sie so wie damals in Venedig aufgefaßt. Aber die Rolle mußte so gespielt werden, daß sie ein Schandfleck für das ganze Geschlecht war. Es verdient es, in coscienza mia! es verdient's, und ich habe mich an meiner Kunst versündigt, als ich die giftige Natter unter Rosen verbarg.

Darüber streite dich mit gelehrten Leuten, sagte der Lakai und erhob sich; ich habe nicht Lust, hier die ganze Nacht zu versitzen. Willst du mir alles sagen, was du von dem Rotbärtigen weißt? Ja oder nein?

O gewiß, Signor Antonio Maria, schlug die Neapolitanerin wieder den dienstergebenen Ton an; setzt Euch noch wenige Minuten, er hat braunes, lockiges, seidenweiches Haar, ganz pechschwarze Augen, lange Wimpern — als er sie zuerst wieder aufschlug, versagte mir schier der Atem, so schön war er, Signor Antonio Maria. Und dann hat er eine ganze Weile meine Hand gehalten, ohne mich anzublicken, ohne zu wissen, wer ich war und wo er sich be-

fand. Und dann hat er sich gegen Cola und gegen mich erkenntlich erweisen wollen, aber, Ihr wißt ja, man hatte ihn seiner ganzen Baarschaft beraubt. So hat er verlegen dagestanden — er war noch halb betäubt —, und ich habe ihm gesagt, er solle uns doch nicht für so habgierig halten, und habe ihm seine Kleider abgestäubt — sie waren vom feinsten Tuch, sage ich Euch —, und habe ihm seinen Federhut wieder zurecht gebogen und habe ein Flacon wohlriechender Essenz ihm über die Hände gegossen — basta! Ich hätte ihn gern nach Hause geleitet, wie ich ging und stand, davvero! denn aus Liebe spränge ich, wenns sein müßte, in die Solfatara! Aber er hat's nicht zugegeben, setzte sie traurig hinzu, und so hat er dem Cola und mir die Hand gedrückt und ist gegangen, und ich bin da neben der Ottomane niedergekniet und habe geweint, nicht wie ein Mensch, Signor Antonio Maria, lacht mich aus, wie eine Löwin, denke ich mir, wenn man ihr die Kleinen wegnahm, wie eine arme Löwin weinen würde, wenn die Natur den Tieren nicht die Thränen versagt hätte.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Die Alters- und Invalidenversicherung. Eine kürzlich unter diesem Titel erschienene Schrift*) giebt einen höchst beachtenswerten Beitrag zur Lösung der sozialen Frage. Der Verfasser derselben geht davon aus, daß im deutschen Reiche eine Reform der Armengesetzgebung notwendig sei; daher bedürfe es, wie bereits in der an den Reichstag gerichteten kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 ausgesprochen sei, auch der Alters- und Invalidenversicherung. Diese solle den jetzt zur Armenpflege verpflichteten Gemeinden des deutschen Reiches die Sorge für alle Altersschwachen und Invaliden männlichen und weiblichen Geschlechts abnehmen. Der Verfasser betrachtet nun die Grundsätze der Altersversicherung der Arbeiter in England, Belgien und Frankreich. In England sorgt das allgemeine Armengesetz für Altersschwache, die nichts erspart haben; Arbeiter aber, die im Alter von dreißig Jahren eine bestimmte Summe (ungefähr 423 Mark) an die vom Staate garantirte Leibrentenkasse zahlen, erwerben im Alter von sechzig Jahren den Anspruch auf eine jährliche lebenslängliche Rente von 210 Mark. Auch in Belgien und Frankreich hat man im Jahre 1850 Gesetze über Altersversorgungskassen gegeben, welche den Zweck verfolgen, den Arbeitern durch Zahlung jährlicher ziemlich geringer Beiträge den Erwerb einer Rente für das Alter möglich zu machen.

In allen drei genannten Staaten ist der Beitritt der Arbeiter zu den gedachten Kassen freiwillig. Die ganze Einrichtung kommt daher nur den besonders gut gestellten und sparsamen Arbeitern zu gute. Indem sich der Verfasser unsrer Schrift in der Hauptsache an die Grundsätze anschließt, die der Regierungsrat Kretschmann in der Broschüre: „Die Altersversorgung der Arbeiter in Deutschland"

*) **Die Alters- und Invalidenversicherung.** Vorschläge zu ihrer Verwirklichung. Von Dr. **von Steinberg-Skirbs**, Generalarzt z. D.

aufgestellt hat, beabsichtigt er für unser Reich etwas andres und größeres. Er will bei der Altersversorgung für alle Arbeiter ohne Unterschied, also für hoch und niedrig besoldete, sparsame und nicht sparsame Arbeiter sorgen.

Die Berufszählung von 1882 hat nun als Zahl sämtlicher deutschen Arbeiter 16964542 ergeben. Unter dieser Zahl sind namentlich auch Diener und Dienerinnen für häusliche Arbeit in der Zahl von 1324814 mit inbegriffen, ferner die ländlichen Arbeiter, deren Zahl zur Zeit noch die der industriellen Arbeiter bei weitem übertrifft.

Von der Gesamtzahl der Arbeiter kommen für die Altersversorgung, da hierbei die Personen zwischen vierzehn bis achtzehn Jahren und die Mitglieder der Knappschaftsvereine, für die anderweit gesorgt ist, ausscheiden, noch 13370000 in Betracht, von denen nur 3228000 der Industrie und dem Gewerbe, über 10140000 der Land- und Forstwirtschaft und dem Gesinde angehören. Für das Alter dieser großen Anzahl von Menschen will nun der Verfasser unsrer Schrift in der Art sorgen, daß jeder männliche oder weibliche Arbeiter vom vollendeten achtzehnten bis zum vollendeten fünfundfünfzigsten Lebensjahre, also siebenunddreißig Jahre lang, jährlich drei Mark an die Altersbank zahlt, daß der Arbeitgeber ferner gleichfalls für jeden Arbeiter jährlich drei Mark an die Altersbank zahlt, und daß das Reich einen jährlichen Zuschuß zu dieser Bank zahlt. Durch diese Zahlungen sollen die Mittel aufgebracht werden, um dem Arbeiter, der das sechsundfünfzigste Lebensjahr erreicht hat, eine jährliche Rente von 108 Mark, der Witwe eines solchen Arbeiters unter gewissen Voraussetzungen, namentlich unter der Voraussetzung, daß sie wenigstens zehn Jahre verheiratet gewesen ist, eine Rente von 72 Mark jährlich zu gewähren.

Es erscheint auf den ersten Blick auffallend, wie durch jährliche Beiträge von kaum neun bis zehn Mark eine Altersrente von 108 Mark soll erworben werden können, allein es ist zu beachten, daß diese jährlichen Beiträge volle siebenunddreißig Jahre hindurch gezahlt werden, daß ferner von den Personen, die mit achtzehn Jahren anfangen, Beiträge zu zahlen, nur etwas über die Hälfte das sechsundfünfzigste Lebensjahr erreicht und also in den Genuß der Altersrente tritt, daß auch nach den besten statistischen Angaben die Arbeiter, die das sechsundfünfzigste Lebensjahr erreicht haben, durchschnittlich nur noch sechzehn Jahre leben, daß ferner zur Summe der volle siebenunddreißig Jahre hindurch gezahlten Beiträge noch der Zinsbetrag derselben hinzuzurechnen ist. Die Berechnung, auf welche der Verfasser unsrer Schrift seine Vorschläge gründet, ist jedoch mit außerordentlicher Sorgfalt und Benutzung aller neuern statistischen Ausweise aufgestellt. Wir müssen es uns versagen, auf die Vorschläge näher einzugehen, die der Verfasser macht hinsichtlich der Invaliditäts-Versicherung der landwirtschaftlichen Arbeiter, sowie in bezug auf die erste Zeit der Einführung der Altersversorgung, in welcher der Beitrag des Reiches ein größerer würde sein müssen. Dagegen wollen wir einige der in unsrer Schrift besprochenen Prinzipien näher betrachten.

Der Verfasser sieht es als einen Hauptvorzug der Altersversorgung der Arbeiter an, daß durch sie der Anlaß zum Vagabundiren der ältern Arbeiter beschränkt werde. Hierin müssen wir ihm auf Grund vielfacher von uns gemachten Erfahrungen beistehen. Nichts ist jetzt gewähnlicher, als daß die Gutsbesitzer alle Knechte und Arbeiter entlassen, auch wenn dieselben allenfalls noch arbeiten können, aus Besorgnis, daß diese alten Leute bald ganz ihre Arbeitsfähigkeit verlieren möchten, und daß dann ihre Ernährung ganz dem bisherigen Arbeitgeber oder doch dessen Gemeide zur Last fallen möchte.

Solche alte Leute nimmt dann niemand auf längere Zeit in Arbeit. Sie werden durch die Umstände ohne ihre Schuld zu Landstreichern und Bettlern. Unser Verfasser führt ferner an, daß in Ostpreußen gegenwärtig in den Landgemeinden dem gänzlich arbeitsunfähigen Alten außer einer Schlafstelle und einigen Naturalien nur drei Mark monatlich gewährt werden; die noch einigermaßen arbeitsfähigen Personen erhalten in den meisten Landgemeinden überhaupt keine Unterstützung.

Bei dieser Sachlage treten wir dem Verfasser entschieden darin bei, daß es sich bei uns nicht um eine bloß fakultative Rentenversicherung für die wenigen gutgestellten und sparsamen Arbeiter handeln darf, sondern daß man im Interesse der Humanität entweder die ganze bestehende Armenpflege gründlich reformiren oder zunächst wenigstens, um sofort einem der schreiendsten Uebelstände abzuhelfen, obligatorische Altersversicherung für alle Arbeiter einführen muß.

Wir sind ferner der Ansicht, daß ein Beitrag von drei Mark jährlich für jeden Arbeiter nicht zu hoch sei. Ein solcher Beitrag ist ja geringer als die Summe, welche ein großer Teil der Arbeiter und Dienstboten im preußischen Staate bis vor wenigen Jahren an Klassensteuer zu zahlen hatten. Auch ist es durchaus gerecht, daß die Arbeiter selbst wenigstens einen Teil der Kosten eines ihnen vor allen zu gute kommenden Instituts, nämlich ihrer Altersversorgung, tragen.

Zweifelhaft kann man jedoch darüber sein, ob es angemessen sei, von den Arbeitgebern gleichfalls einen Beitrag von drei Mark jährlich für jeden ihrer Arbeiter zur Alterskasse zu erfordern, wie der Verfasser unsrer Schrift will, oder ob man diesen Betrag nicht lieber den bisher zur Unterstützung der Armen zunächst verpflichteten Gemeinden und Gutsbezirken auferlegen soll. Was dagegen die höchst wichtige Frage betrifft, „ob das Reich — wie der Verfasser unsrer Schrift vorschlägt —, den ganzen noch erforderlichen Rest der jährlichen Beiträge tragen soll," so halten wir es für durchaus gerechtfertigt, daß der Staat einen derartigen Beitrag gebe, denn die Bildung der vorgeschlagenen Alterskasse verringert die Kosten der Armenpflege für die Gemeinden und Gutsbezirke, sie erleichtert also die Abgabenlast der Staatsangehörigen, da in der Regel durch direkte Abgaben die Kosten der Armenpflege bestritten werden müssen; überdies liegt die vorgeschlagene Altersversorgung im Interesse der Humanität und hat auch eine hohe politische Bedeutung insofern, als sie dazu dient, wirklichen Uebelständen in der Lage der arbeitenden Klassen abzuhelfen, also den Arbeitern einen handgreiflichen Beweis der Fürsorge des Staates für sie zu geben. In bezug auf die innere Politik ist es aber gegenwärtig von größter Wichtigkeit, daß die Arbeiter die Ueberzeugung gewinnen, daß der Staat ihr Wohlthäter und nicht ihr Feind sei, und daß wenigstens die Mehrzahl der Arbeiter durch diese Ueberzeugung bewogen wird, den Vorspiegelungen der Anarchisten jedes Gehör zu verweigern.

Der Begriff des Staates ist aber in Deutschland nicht mit dem des Reiches identisch. Man kann sehr wohl fragen, ob die einzelnen Staaten des Reiches, Preußen, Baiern, Sachsen u. s. w., jeder für seine Arbeiter die erforderlichen Beiträge zur Alterskasse zahlen soll, oder ob das Reich aus Reichsmitteln, d. h. aus dem Ertrage der indirekten Steuern, diese Zahlung für das ganze Gebiet des Reiches bewirken soll, wofür der Verfasser unsrer Schrift sehr triftige Gründe anführt. Da diese Frage recht eigentlich in das Gebiet der Politik gehört, wollen wir von ihrer Erörterung absehen. Dagegen möchten wir noch auf einige Punkte aufmerksam machen, die vom Verfasser nur kurz oder garnicht berührt worden sind.

1. Der Verfasser will die ganze Altersrente von 108 Mark (für Witwen 72 Mark) vom 56. Lebensjahre ab zahlen. Wir würden es für passender halten,

wenn vom 56. Lebensjahre ab etwa nur die Hälfte oder zwei Drittel der Rente, die volle Rente aber erst vom 60. Lebensjahre ab gezahlt würde, weil der Arbeiter mit 56 Jahren recht wohl noch einen Arbeitsverdienst haben kann und meistens auch hat, den er mit 60 Jahren nicht mehr hat. Vielleicht könnte man auch, wenn man dem 56jährigen Arbeiter etwa nur 80 Mark zahlt, dem 60jährigen statt 108 Mark 120 Mark zahlen.

2. Es kommt nicht selten vor, daß ein Arbeiter in der Zeit vom 18. bis zum 56. Lebensjahre zum Arbeitgeber wird, daß z. B. ein Dienstknecht oder Tagelöhner Grundbesitz erwirbt, auf dem er selbst Arbeiter beschäftigt, daß der Fabrikarbeiter Werkmeister oder selbständiger Gewerbe-Unternehmer wird. Es empfiehlt sich, für diesen Fall eine Anordnung zu treffen, durch welche dem neuen Arbeitgeber, der doch nicht Mitglied einer Alterskasse bleiben kann, die zum großen Teile aus öffentlichen Mitteln dotirt wird, ein angemessener Ersatz für die Beiträge gegeben werde, die er vielleicht jahrelang zur Kasse gezahlt hat.

3. So wohlthätig die projektirte Einrichtung der Alterskasse auch sein mag, so wird sie doch niemals die Armenpflege überflüssig machen, auch nicht in bezug auf den Arbeiterstand, der zunächst die Wohlthat der Altersversorgung genießen soll. In den meisten Fällen wird der Arbeiter, der mit 56 Jahren eine Rente von 108 Mark erhält, von dieser und dem Ertrage seiner Arbeit sehr wohl leben können, aber nicht in allen Fällen. In reichen Gegenden, z. B. im Großherzogtum Baden, in Städten ferner wie Hamburg, Bremen sind 108 Mark nicht soviel, wie etwa in Oberschlesien oder Ostpreußen; außerdem ist es ein Unterschied, ob ein Arbeiter allein steht oder ob er Familie hat. Es würde daher zweckmäßig sein, im Gesetze vorzuschreiben, daß die Erlangung der Altersrente den Anspruch auf Armenunterstützung, falls er sonst begründet ist, nicht ausschließt.

4. Auch hiervon abgesehen, läßt sich gute Armenpflege durch Altersversorgung allein nicht ersetzen. Denken wir an den Fall, daß ein Arbeiter mit 40 Jahren stirbt und unmündige hilfsbedürftige Kinder hinterläßt. Durch die projektirte Altersversorgung wird daher keinesfalls die Reform der Armengesetzgebung, soweit solche sonst erforderlich ist, überflüssig. Wir sind der Ansicht, die wir bereits anderweit öffentlich vertreten haben, daß namentlich im preußischen Staate das Gesetz über Armenpflege dringend einer gründlichen Reform bedürfe. Denn unser jetziges Gesetz schreibt zwar vor, daß die Gemeinden oder Gutsbezirke die Pflicht zur Armenpflege haben, und daß im Falle ihres Unvermögens der Landarmenverband sie unterstützen soll. Es fehlt aber an jeder Bestimmung darüber, wann eine Gemeinde oder ein Gutsbezirk als unvermögend zu betrachten sei. Sehr oft unterlassen daher die Gemeinden die ausreichende Unterstützung ihrer Armen, weil sie sich für unvermögend erklären, während der Landarmenverband das Unvermögen nicht als vorhanden anerkennt und daher gleichfalls keine Unterstützung gewährt. Es fehlt ferner jetzt an einer ausreichenden Beaufsichtigung unsers Armenwesens; wir haben in dieser Beziehung nicht einmal mehr die Kontrole, welche zur Zeit König Friedrich Wilhelms I. bestand.

Die dringend nötige Reform unsrer Armenpflege wird aber durch Annahme des Altersversorgungsgesetzes der Arbeiter für Deutschland gewiß nicht aufgehalten, sondern beschleunigt werden.

Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten, welche der Einführung eines solchen Gesetzes, wie es Dr. von Steinberg-Skirbs empfohlen hat, entgegenstehen, jedenfalls würde aber ein solches Gesetz von der größten Bedeutung und von höchst wohlthätiger Wirkung für unsern ganzen Arbeiterstand sein. Wir glauben daher

die vorliegende Broschüre und die in ihr besprochenen Fragen der Aufmerksamkeit aller derer empfehlen zu dürfen, die sich für Fragen der Humanität und des Volkswohls interessiren.

Eine Weltfahrt. Seit der Eröffnung des Suezkanals und der Erbauung der verschiednen „Pacificlinien," welche quer über den amerikanischen Kontinent führen, hat eine Weltfahrt, eine Erdumseglung viel von ihren Schrecken und wenig von ihrem Reiz verloren. Jules Vernes vielverbreiteter und in der Bühnenbearbeitung über alle Ausstattungstheater gegangener Roman Le tour du monde en 80 jours hat nicht nur Leser und Hörer, sondern auch eine Anzahl von Nachfolgern jenes Gentleman gefunden, der infolge einer Wette im Klub die moderne Reise um die Erde macht, bei welcher denn freilich ein ganzer Weltteil wie Afrika nur im Fluge gestreift wird. Mehr als einer unter diesen Weltfahrern hat sich auch etwas länger Zeit genommen als die achtzig Tage, selbst länger als sechs und acht Monate, und einige wenige haben die empfangenen lebendigen und mannichfaltigen Eindrücke festgehalten zu Nutz und Frommen der vielen Eindruckslustigen, die bei aller Reisesehnsucht nicht aus Europa hinauskommen. Denn im Vaterlande bleibt ja in diesen gesegneten Zeiten der Stangenschen Extrazüge und sonstiger Vergnügungsfahrten ohnehin niemand. Einen der frischesten, prächtigsten und liebenswürdigsten neueren Berichte dieser Art haben wir in dem Buche Eine Weltreise von Hans Meyer*) vor uns. Der Verfasser hat in der Zeit vom September 1881 bis zum Juni 1883 ein hübsches Stück Welt gesehen und ganz abgesehen von seinem Talent, das Wichtigste und besonders Charakteristische der rasch wechselnden Bilder rasch festzuhalten, auf seiner Fahrt einige besondre Wege eingeschlagen, die ihm wie uns den Genuß völlig neuer Schilderungen gewähren. Je anspruchsloser das Buch auftritt, umso erfreulicher wirkt es. Meyer hat seine Reise von Leipzig über München und Wien zunächst nach Budapest, auf der Donau nach Belgrad und Rustschuk, über Varna nach Konstantinopel gerichtet, ist nach längerem Aufenthalte in der türkischen Hauptstadt über Athen, Smyrna, Beirut, Damaskus und Jerusalem nach Aegypten gegangen, hat eine Nilfahrt unternommen und sich nach zwölf Tagen in Kairo über Suez nach Indien eingeschifft. Indien sollte nicht bloß flüchtig gestreift werden, und so führen uns seine Reiseblätter nach Bombay, der Maharadscha-Residenz Dschaipur, Delhi und Agra, Lakhnau, Khaupur, Benares und Kalkutta nach Dardschiling am Himalaya, nach Madras, Bangalur, Maisur, Cochin, zu Schiff nach der Insel Ceylon, welche dem deutschen Publikum vor kurzem durch Häckels Schilderungen wieder nähergerückt worden ist, über Singapur nach Java. Die rasch aufeinanderfolgenden Eindrücke der englischen und der holländischen Verwaltung im unterworfenen Indien geben dem Verfasser Anlaß, sich kurz und kräftig über die Unterschiede beider zu äußern. „An die Gräuel des Aufstandes von 1857 bis 1858 erinnert (in Lakhnau) noch mancherlei. So ist der europäische Stadtpark voll von epheubewachsenen Ruinen damaliger öffentlicher Bauten, Kugelspuren erkennt man an den meisten Bäumen; hinter einem zerfallenen Gartenthor wölbt sich ein grasbewachsener Hügel über den Gebeinen der zweitausend (!) Meuterer, die auf Befehl des Sir Colin Campbell daselbst erschossen wurden. Aber freilich ist von der furchtbaren Rache der Engländer auf keinem Steine, keiner Gedenktafel zu lesen. Das Grab liegt abseits

*) Eine Weltreise. Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumseglung von Dr. Hans Meyer. Mit 120 Abbildungen und Plänen, einer Erdkarte und einem Anhang: „Die Igorotten." Leipzig, Bibliographisches Institut, 1885.

vom Wege, ohne Kennzeichen seiner Bedeutung; nur die Geschichte berichtet, was es sei. Dies war wieder einmal einer jener Fälle, die mich in meiner wenig vorteilhaften Meinung von den Tendenzen englischer Kolonialpolitik recht bestärkten. Seitdem ich die Engländer in Indien mit eignen Augen gesehen [habe] und mit der Geschichte Indiens mehr vertraut geworden [bin], ist auch der letzte Rest meines Glaubens an das Humanitätsprinzip englischer Politik geschwunden. Wenn das System nur den Säckel füllt, wenn nur die englischen Industrieerzeugnisse breiten Absatz finden, alles übrige ist der englischen Kolonialpolitik gleichgiltig. Wie anders siehts dagegen in den holländischen Kolonien aus, wo der Eingeborne zur Arbeit erzogen wird, wo deshalb Hunger und Bettel gänzlich unbekannte Begriffe sind und allenfalls der eingewanderte Europäer sich über allzugroße Bevorzugung des Eingebornen seitens der Regierung beklagen könnte.“ Bei längerem Aufenthalte auf Java lernte unser Reisender aber nicht bloß Batavia und seine Umgebungen, sondern auch die übrigen Hafenplätze und das Innere der großen Insel kennen. Seine Schilderung der Fahrt durch Java, von Samarang nach Soerebaya ist besonders glücklich, reich an den lebendigsten, mannichfaltigsten Bildern. Ueber Singapur wendete sich Meyer nach Manila, der Hauptstadt der spanischen Philippinen, die er am 2. August 1882 erreichte. Hier bereitete er sich alsbald zu einer Reise in das Innere der Hauptinsel Luzon vor. „Dort hausen in den Gebirgen der Provinzen Benguet, Lopanto und Abra die ethnographisch höchst interessanten Stämme der Igorotten und Guianen, die Stammtypen aller jener im Innern von Luzon sitzenden Malayen, von denen man lange nicht recht wußte, woher sie dorthin kommen, noch was sie eigentlich sind. Durch die Freundlichkeit der Herren Professoren Bastian, Jagor und Virchow in Berlin war ich mit vielen Anhaltspunkten für diesen Besuch versehen worden und rüstete nun in Manila an dem zu einer solchen Reise nötigen Apparate.“ Die Erforschung des Innenlandes und die nähere Bekanntschaft mit den Igorotten (denen die im Anhang des Buches befindliche wissenschaftliche Abhandlung gewidmet ist) kosteten Meyer viel Strapazen, die jedoch verhältnismäßig belohnt wurden. Während des Vierteljahres, welches er in den Gebirgen von Luzon verweilte, ward Manila von der Cholera in entsetzenerregender Weise dezimirt und vom Taifun heimgesucht, der einen guten Teil der großen Stadt in Trümmern legte. Begreiflich genug, daß unser Reisender den Herbstaufenthalt in Manila abkürzte und sich einschiffte, China und Japan zu erreichen. Vom Reich der Mitte hat er Canton, Hong-Kong, Shangai, von Japan die Hafenstadt Nangasaki, dann Jokahama, Nikko, Tokio (Jedo) kennen gelernt. Nach stürmischer und gefährlicher Ueberfahrt über den Stillen Ozean landete der Verfasser im Februar 1883 in San Francisco, von wo er dann die „Overland“-Reise antrat und sich zunächst nach Salt Lake City, der Mormonenstadt, und über Omaha nach St. Louis begab. Den Mississippi hinab ging er nach New-Orleans, von dort nach Vera-Cruz, nach Mexiko, nach Vera-Cruz zurück, nach La Habana. Von Cuba aus schiffte er sich dann wiederum nach den Vereinigten Staaten ein, landete in Florida und trat von Codar Kry und Savannah aus die letzten großen Eisenbahnfahrten nach Washington und New-York an. Ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in New-York ward noch einmal durch einen Ausflug zum Niagarafall unterbrochen und schließlich die endliche glückliche Heimreise auf dem Bremer Dampfer „Werra“ und von Bremen nach Leipzig angetreten.

Der Reiz der Meyerschen Plaudereien liegt nicht bloß in der Mannichfaltigkeit des Geschauten und Erlebten, sondern vor allem in der durch und durch wahr-

haftigen, von jeder Koketterie und Selbstbespiegelung freien Subjektivität des Verfassers. „Man stellt sich in der Heimat, sagt er ganz zutreffend, gemeinhin die wirklichen Gefahren solch großer Reisen viel zu groß und die Widerwärtigkeiten viel zu gering vor, während es doch in Wirklichkeit die letztern sind, angesichts deren sich der Reiselustige ernstlich fragen sollte, ob ihm auch der Gewinn der Reise zu dem Aufwande an Zeit und Geld, zu den tausenden und abertausenden von Hindernissen und Plagereien in richtigem Verhältnis zu stehen scheint. Stellt er sich diese Frage erst während der Reise, so wird, falls er nicht ein Mensch mit sehr vielen Interessen ist, die Antwort zweifelsohne verneinend lauten." Unser Reisender nun bewährt sich unzweifelhaft als ein Mensch von vielen Interessen, einer umfassenden Bildung, dem es ernstlich um Weltkenntnis und Selbsturteil zu thun ist. Im Gegensatz zu der Menge der deutschen Reisenden, welche die Welt gesehen haben, bewahrt er ein erfreuliches und starkes Heimatgefühl. Seine letzten Eindrücke von Amerika faßt er in die Worte zusammen: „So bleibt als Hauptvorzugsmoment Amerikas im Sinn der Lobredner die Leichtigkeit des Geldverdienens. Und addirt man dazu die wirklich großen Eigenschaften des amerikanischen Nationalcharakters, die politische Ungebundenheit des Individuums, den Unternehmungsgeist und den Mangel jeder Kleinlichkeit, so ist damit die Summe der Vorzüge Amerikas gezogen. Zieht man aber von dieser Summe den dem Amerikaner eignen Mangel an Gemüt, an Kunstsinn, an Geschmack, an Idealität, an Phantasie, an Geistesfreiheit ab, so liegt es allein am Rechner, ob er ein Plus oder ein Minus herausbringt. Ich für meine Person möchte nicht in Amerika leben." Einem Reisenden, der mit so unangetasteter Empfindung der Vorzüge des Vaterlandes heimkehrt, darf man zur großen Reise wie zur Heimkehr herzlich Glück wünschen; an seinem Buche wird sich jeder Leser von gesundem Sinn wahrhaft erquicken.



Literatur.

Alte und neue Universitäts-Statistik. Antrittsrede, gehalten zu Beginn des Wintersemesters 1884/85 von Dr. Ernst Mischler, Privatdozenten an der deutschen Karl-Ferdinands-Universität zu Prag. Prag, H. Dominicus, 1885.

Der Titel dieser Schrift ist nicht ganz glücklich gewählt. Man kann unter „Universitäts-Statistik" auch die statistische Betrachtung der Universitätsverhältnisse verstehen. So bezeichnet Professor Etienne Laspeyres in Gießen einen Aufsatz „Das Alter der deutschen Professoren" (Deutsche Zeit- und Streitfragen, herausgegeben von Fr. v. Holtzendorff und W. Oncken, Heft 74, 1876) als „einen Beitrag zur Universitätsstatistik und zur Universitätspolitik. Dr. Mischler versteht unter „Universitäts-Statistik" die theoretische Statistik, wie sie den Gegenstand akademischer Vorlesungen bildet. Während nun die „alte Universitäts-Statistik" ihre Aufgabe darin sah, die Jünger der Staatswissenschaften in die Kenntnis der Zustände in den bestehenden (oder gedachten) Staaten einzuführen, was also mit der Staatenkunde zusammenfällt, erscheint der „neue Universitäts-Statistiker" als der Vertreter einer neuen Denkrichtung in der Forschung, und ist als solcher berufen, in das Wesen

des sozialen Körpers einzuführen, auf dem sich in letzter Linie alle Sozialwissenschaften aufbauen. So ist es die Aufgabe der Statistik in diesem neueren Sinne, dem Studirenden am Anfange seiner Studien die Vorstellung vom Wesen und Leben des sozialen Körpers zu übermitteln und seinem Denken die Richtung auf das Gemeinwohl im Gegensatz zu Atomismus und Individualismus zu geben; sobald er aber die Sozialwissenschaften in ihrem Zusammenhange und jede einzelne in ihren Systemen erfaßt hat, macht es ihm die Staatenkunde möglich, seinen Theoremen realen Inhalt und dem realen Leben Theorie zu geben.

Deutschland und der Orient in ihren wirtschaftlichen Beziehungen. Von Paul Dehn. Zwei Teile. München und Leipzig, Franzscher Verlag, 1884.

Zum großen Teil aus eigner Anschauung und aus Denkschriften des in türkischen Diensten angestellt gewesenen Ingenieurs Wilhelm Pressel schildert der Verfasser dieser Hefte in einzelnen zusammenhängenden Kapiteln die wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zum Orient. Unmittelbar sind solche nicht vorhanden, sie werden vielmehr nur durch Oesterreich-Ungarn vermittelt. So lange deshalb die wirtschaftlichen Beziehungen dieses letztern Reiches zum deutschen nicht auf eine festere Grundlage und innigere Verbindung gebracht sind, ist das Interesse Deutschlands am Orient ein mehr platonisches und rechtfertigtigt die Stellung, welche Fürst Bismarck bei allen den Orient berührenden Fragen dem deutschen Reich als ehrlichem Makler zugewiesen hat. Der Verfasser bemüht sich nun nachzuweisen, daß Deutschland ein vitales wirtschaftliches Interesse an den Gestaltungen des Orients, namentlich an der Donauschifffahrt und den Orientbahnen habe. Wenn er auch in dieser Beziehung vielfach zu weit geht und es in erster Linie auf die Initiative Oesterreich-Ungarns anzukommen hat, so giebt sein Buch doch in einer lichtvollen Darstellung und mit ebenso genauen wie interessanten statistischen Daten ein anschauliches Bild über die Entstehung und Entwicklung der wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands und des Orients. Von besonderm und noch jetzt „aktuellem“ Interesse sind die Schilderungen der Operationen des Finanzbarons von Hirsch. Sehr eingehend werden die Verkehrsbeziehungen von Oesterreich zu Ungarn und von dem deutschen Reiche zu den einzelnen Donaustaaten dargelegt. Ueberall zeichnet sich der Verfasser durch Klarheit und Präzision seiner Argumente aus, und wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir das Buch als einen Wegweiser in einem Labyrinth bezeichnen, das bisher eine so eingehende Beleuchtung nicht erfahren hat.

Tagebuch Susannens Baronin von Albret-Miossens. Aus den Jahren 1548 bis 1572. Herausgegeben von E. Wackerhagen. Bremen, J. Kühtmann & Co., 1884.

Mit glücklichem Griff hat die Verfasserin dieses Buches eine edle Frauengestalt aus der Zeit der französischen Religionswirren herausgehoben und uns das Lebensbild von Johanna, der Mutter Heinrichs IV. von Frankreich, entworfen. Ueberaus anziehende Landschaftsbilder aus den Pyrenäen zeigen, daß die Verfasserin das schöne Heimatland ihrer Heldin aus eigner Anschauung kennt. Ob die gewählte Form des Tagebuches, welche eine Mischung von streng geschichtlicher und novellistischer Darstellung erzeugt, die geeignetste ist, kann man bezweifeln. Das Buch wird besonders für jüngere Leserinnen eine anregende und unterhaltende Lektüre bilden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Das Ministerium Brisson.



m 30. März ist in Paris das Ministerium Ferry durch die französische Kammer gestürzt worden, nachdem es sich etwas über zwei Jahre — länger als alle seine Vorgänger nach dem Falle des Kaiserreiches — an der Spitze der Staatsverwaltung erhalten hatte. Das Kabinet wurde gestürzt infolge einer ungünstigen Nachricht aus Tonkin, einer angeblich bedeutenden Niederlage der französischen Truppen bei Lang-Son, als deren wirklicher Verlust wenige Tage nachher fünf Tote, vierzig Verwundete und ein Vermißter konstatirt wurde.

Der Sturz eines Ministeriums in Frankreich, dem gelobten Lande des Parlamentarismus, ist an sich etwas so Alltägliches, daß man einem solchen Vorgange für gewöhnlich keine besondre Bedeutung beizumessen braucht; die Art und Weise aber, wie im vorliegenden Falle dieser Sturz ins Werk gesetzt wurde, ist für die französischen Parlamentszustände so charakteristisch, daß es sich lohnt, diesem Vorgange etwas größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Ferry begehrte einen Kredit von 200 Millionen, um die ungenügenden Maßregeln zur Vertretung der französischen Interessen in Indo-China verbessern, eine größere Zahl von Truppen dorthin senden und die erhaltene Schlappe wettmachen zu können. Der Kredit wurde ihm von der Kammer verweigert, und er samt dem Kabinet hierdurch zum Rücktritt von der Regierung gezwungen, indem seine eignen Freunde, die Union républicaine und die Union démocratique, ihn fallen ließen und sich mit seinen Feinden, den beiden radikalen Gruppen, zu seinem Sturze verbanden. Die Kammer hat sich nicht damit begnügt, die verlangte Summe zu verweigern und damit den von ihr gewollten Erfolg des Rücktrittes des Kabinets herbeizuführen, nein, sie mußte diesen Rücktritt in einer Weise inszeniren, der einer Bande ungezogener Jungen, nicht aber

einer Versammlung erwachsener Männer würdig war. Von allen Seiten wurden dem Ministerpräsidenten die Worte „Lügner, Schuft, Dieb, Betrüger“ u. dergl. zugerufen, man nannte ihn den größten Verbrecher, wollte ihn zur Thür hinauswerfen, die Abgeordneten sprangen mit geballten Fäusten gegen ihn und schrieen mit vor Wut heiserer Stimme Schmähungen über ihn, kein Mensch hatte den Mut, ein Wort der Verteidigung zu sprechen, der Kammerpräsident ließ den ganzen Skandal ohne irgendeine Rüge oder den leisesten Versuch eines Schutzes des beschimpften Kabinets sich entwickeln, es war als ob eine tobende Menge an einem in flagranti ergriffenen Mörder Lynchjustiz üben wollte. Auf den Straßen schrie der versammelte Pöbel nach Rache gegen Ferry: „Zum Tod Ferry!“ „Ins Wasser mit dem Schuft!“ „Nieder mit dem Vogesenmann!“ (Ferry ist aus St. Dié), während der Kammersitzung mußte das Palais Bourbon und das anstoßende auswärtige Ministerium von massenhaft aufgebotener Polizei gegen das andringende Gesindel geschützt werden, die als Opportunisten bekannten Abgeordneten wurden beim Verlassen des Sitzungsgebäudes insultirt, zwei bei dem Pöbel besonders beliebte Hauptschreier, Rochefort und Clémenceau, wurden von ihren entzückten Freunden auf die Schultern gehoben und unter Triumphgeschrei bis zum Pont de la Concorde getragen, als sie nach dem Sturze des Ministeriums das Palais Bourbon verließen. Und all dieses sinnlose Gebahren wegen eines nicht der Rede werten Mißerfolges in der mit Zustimmung und Billigung der Kammer von der Regierung unternommenen tonkinesischen Expedition!

Das Schauspiel ist ein so jammervolles, die Blamage der französischen Kammer eine so gründliche, daß selbst die französischen Zeitungen sie nicht zu bemänteln versuchen, sondern nur dadurch einigermaßen zu mildern streben, daß sie den anfänglich übertriebenen Nachrichten über die Größe der erlittenen Niederlage die Schuld an der erzeugten Aufregung zur Last legen.

Die Erbschaft des gestürzten Ministeriums hat der seitherige Kammerpräsident Brisson angetreten, derselbe Mann, welcher, anstatt die Leitung der Debatte in der Hand zu behalten und durch den Schutz der Mitglieder der Regierung gegen die Unflätigkeiten der entfesselten Volksvertreter seine eigne Würde mit derjenigen der von ihm präsidirten Versammlung zu wahren, diesen ganzen parlamentarischen Cancan ohne Widerrede aufführen ließ. Brisson ist zu Bourges geboren und jetzt fünfzig Jahre alt. Er war ursprünglich Rechtsanwalt und hat sich im Jahre 1859 zu Paris niedergelassen. Neben seinem Berufe widmete er sich alsbald der journalistischen Thätigkeit und trat immer mehr als lebhafter Gegner des Kaiserreichs hervor. Im Jahre 1871 wurde er zum Abgeordneten von Paris gewählt und beteiligte sich von da an in hervorragendem Maße an der Politik der Nationalversammlung als Redner in deren Sitzungen und als Schriftsteller, namentlich im Siècle, in dessen Redaktion er eintrat. Im Jahre 1876 wurde Brisson in die Deputirtenkammer ge-

wählt, wo er in die Fraktion Gambettas, die Union républicaine, eintrat. Von der Kommission, welche den sogenannten Staatsstreich vom 16. Mai 1877 zu untersuchen hatte, wurde er zum Berichterstatter gewählt, der Antrag dieser Kommission aber, die Minister wegen Verletzung der Verfassung und Übertretung der Gesetze in Anklagezustand zu versetzen, von der Kammer verworfen. Im Jahre 1879 wurde er an Stelle Gambettas zweiter Vizepräsident der Kammer und Vorsitzender der Budgetkommission, 1881 Präsident der Kammer, was er bis zu seiner jetzigen Veränderung geblieben ist. Sein Charakter und insbesondre seine Unzugänglichkeit für pekunäre Vorteile werden gerühmt, seine „republikanische" Einfachheit wird von seinen Anhängern gegenüber der Prunksucht Gambettas bei jeder Gelegenheit lobend hervorgehoben.

Die erledigte Stelle des Kammerpräsidenten hat der radikale Deputirte Floquet mit vier Stimmen Mehrheit erobert, zu welcher ihm Brisson selbst zu verhelfen sich bemüht hat, indem er zur Abstimmung aus dem Senate herbeieilte, um ihm seine Stimme zu geben. Floquet ist derjenige, welcher sich, wie er meint, zu seinem Vorteile, dadurch bekannt gemacht hat, daß er im Jahre 1867 dem Kaiser Alexander II. von Rußland bei seinem Besuche in Paris im Justizpalast die Worte zurief: Vive la Pologne! und, als ihn der Kaiser Napoleon wegen dieser Unziemlichkeit strafend ansah, diese dadurch erhöhte, daß er wiederholte: Oui, monsieur, vive la Pologne! Sein seitheriges Verhalten giebt allen Grund zu der Annahme, daß er auf dem betretenen Wege unverdrossen fortgeschritten sei.

Die französische Regierung ist mit dem neuen Ministerium wieder einen Schritt weiter auf der abschüssigen Bahn nach links geraten, und daß die Deputirtenkammer unter einem von ihr gewählten Präsidenten wie Floquet sie in ihrer immer weiter nach dieser Seite neigenden Richtung nicht hemmen, sondern soweit als möglich fortdrängen wird, liegt auf der Hand. Welche Bürgschaft für eine befriedigende Führung der Regierungsgeschäfte unter diesen Umständen gegeben ist, welche Aussichten insbesondre bei der erfolgten Ernennung des chauvinistischen Generals Campenon zum Kriegsminister unser Verhältnis zu Frankreich hat, wird sich jeder selbst sagen und sich in seiner Anschauung dadurch nicht irremachen lassen, daß die französischen und mit ihnen die deutschen demokratischen Blätter das neue Ministerium als ein solches feiern, welches „den alten republikanischen Grundsätzen treu bleibend, seine Achtung vor dem Volkswillen vor allem dadurch bekunden werde, daß es sich jeder Beeinflussung desselben enthalten, in solcher Weise die Einführung neuer, junger Kräfte in die künftige Kammer, die Herbeiführung gesünderer (sic!) Zustände und die Anbahnung einer Ära des »wirklichen« Liberalismus ermöglichen werde."

Welch segenbringende Einrichtung das parlamentarische Regiment ist, davon können wir uns auch bei diesem Anlaß aufs neue überzeugen. Seit dem Falle

des Kaiserreiches im Jahre 1870 hat die dritte Republik achtzehn Ministerien über den Haufen geworfen und rund etwa zweihundert Minister verbraucht. Die Dauer des einzelnen Ministeriums betrug im Durchschnitte nicht ganz neun Monate; Ferry, der die Geschäfte am längsten geführt hat, war das erste mal vierzehn Monate, das zweitemal etwas über zwei Jahre an der Spitze. Was das eine Ministerium in seinem kurzen Dasein mühsam geschaffen, hat das nächste wieder eingerissen; was das eine an notdürftigen Sicherungsmaßregeln gegen die staatsfeindlichen Angriffe der Radikalen aufgerichtet, hat das nächste wieder umgeworfen. Nach vierzehn Jahren glorreichen Bestandes des parlamentarischen Regiments ist das Land in unglückliche auswärtige Unternehmungen verwickelt, im Innern steht die Anarchie vor der Thür, und die Schuldenlast ist zu einer unter dem Kaiserreiche nie geahnten Höhe gewachsen. Die Verwaltung wird nicht mehr von unabhängigen Beamten geleitet, sondern nach Gunst und Willkür der Deputirten gehandhabt; die Korruption dringt auf allen Wegen ein, und die Minister, welche ihre Kraft daran setzen, dem direktionslosen Staate eine Zeit lang Halt und besonnene Leitung zu geben, werden von betrunkenen Pöbelhaufen beschimpft und vor die Thür geworfen, wenn eine Anzahl neidischer Parlamentarier ihr Gelüste nach deren Plätzen nicht länger unterdrücken kann.

Als der Deputirte Clémenceau dem Ministerpräsidenten Ferry wegen der Lappalie von Lang-Son in der Kammer zurief, er habe keine Minister mehr vor sich, sondern Angeklagte, und zwar des Hochverrats Angeklagte, lächelte Ferry, worauf ein andrer Deputirter zur Aufnahme in das Journal officiel konstatirte, daß die Minister zu lachen wagen. „Er hat gelacht, meine Herren — rief dieser Volksvertreter — er hat wirklich gelacht!“ Ja, er hat freilich gelacht und wird, wenn ihn diese jammervolle Komödie nicht erbarmt, noch öfter über diese Spaßmacher lachen, und mit Recht.

Das parlamentarische Regiment, bekanntlich auch das Ideal des deutschen Liberalismus, wenn auch in neuerer Zeit bei den ungünstigeu Konjunkturen etwas weniger vorlaut proklamirt, hat in Frankreich seit der Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts viermal Gelegenheit gehabt, seine Leistungsfähigkeit zu erproben: unter den restaurirten Bourbons, unter dem Bürgerkönige Louis Philipp, unter der zweiten und endlich unter der gegenwärtigen dritten Republik. Dreimal hat dasselbe seine absolute Unfähigkeit bewiesen und mit seinem Bankerott geendet; der vierte Bankerott wird wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen.



Englands Mittel zur Verteidigung Indiens.



Die militärischen Kräfte, welche den Engländern zur Verfügung stehen würden, wenn der seit Jahrzehnten schon unvermeidliche und in letzter Zeit dem Anscheine nach bereits am Horizonte der Tagesfragen aufgetauchte Fall eintritt, den Russen gegenüber ihren indischen Besitz verteidigen zu müssen, zerfallen in verschiedne Gruppen, die nicht gleichen Wertes sind, ja unter Umständen sich zum Teil unzuverlässig zeigen und selbst zu einer Gefahr für England werden können. Sie bestehen aus Abteilungen der europäischen Armee Großbritanniens, die auf einige Jahre nach Indien abgegeben und dann von andern abgelöst werden, aus Regimentern, die ihre Mannschaft unter den dortigen Eingebornen werben, und aus Kontingenten indischer Fürsten.

Die europäischen Truppen, über welche der Vizekönig von Indien verfügt, setzen sich zusammen aus 50 Infanterie- und 9 Kavallerieregimentern, ferner aus 43 Feld- und 15 reitenden Batterien Artillerie mit zusammen 342 Feldgeschützen, wozu noch 28 Batterien Festungsartillerie kommen, endlich aus 4 Kompagnien Genie. Das Infanterieregiment ist in 8 Kompagnien eingeteilt und etwa 900 Mann stark. Dieselben sind durchgehends mit Hinterladern von guter Konstruktion bewaffnet. Die Kavallerieregimenter (Dragoner, Ulanen und Husaren) haben eine Stärke von je 480 Pferden, die sich auf drei Schwadronen verteilen. Bei der Feldartillerie haben die Batterien je 6 Kanonen, und zwar 3 neunpfündige und 3 sechspfündige Woolwichgeschütze. Die gesamte europäische Armee Großbritanniens in Indien zählt gegenwärtig etwa 62000 Mann, die sämtlich geworbene Leute und zu zwölfjährigem Dienste verpflichtet sind.

Der aus Eingebornen rekrutirte Teil des Heeres der angloindischen Regierung (die Sipoystruppen) zerfällt in die Armee von Bengalen, die von Madras und die von Bombay und hat eine Gesamtstärke von rund 128000 Mann, von denen 102000 auf die Infanterie und 22000 auf die Kavallerie kommen. Die drei genannten Armeen haben zusammen 120 Infanterie- und 30 Kavallerieregimenter, 25 Kompagnien Sappeurs und Mineurs und nur 2 Artilleriekompagnien. Das Infanterieregiment zählt nicht mehr als 700 Mann, schleppt aber auf Märschen, da die Leute meist verheiratet sind, eine Menge von Weibern und Kindern mit sich, deren Zahl bisweilen doppelt so groß ist als die der Mannschaften. Die Kavallerieregimenter haben durchschnittlich 450 Pferde. Während die europäischen Regimenter aller Waffengattungen durchweg

sehr reichlich mit Offizieren versehen sind, ist die Zahl der englischen Offiziere bei denen der Eingebornenarmee gering, sodaß sie nicht ausreicht, den betreffenden Regimentern einen festen Halt zu geben, zumal da zu jenem Übelstande noch andre hinzutreten, die Offiziere oft beurlaubt oder nach Zivilstellungen abkommandirt werden, und bei manchen Regimentern alle Kapitänsposten mit Majors oder Oberstleutnants besetzt sind, während andrerseits Kapitäne als Obersten Dienst thun. Die Offiziere verstehen das Hindustani ihrer Mannschaften, sind aber sonst wenig oder garnicht zur Beeinflussung derselben geeignet, und so fehlt ziemlich alles, was beide Teile miteinander verbinden könnte. Jede der 8 Kompagnien eines Infanterieregiments der Eingebornenarmee hat zwei eingeborne Offiziere, einen Subardar (Hauptmann) und einen Zemerdar (Leutnant), die aus den Mannschaften hervorgehen, welche das vorgeschriebene Examen zu bestehen befähigt sind. Die Bewaffnung der eingebornen Infanterie bestand bis 1876 größtenteils aus Vorderladern (Enfields), nur 14 Regimenter derselben hatten Snydergewehre. Neuerdings aber scheinen alle mit dem Martini- and Henrygewehre ausgerüstet worden zu sein, welches sich in den jüngsten Kämpfen mit dem Mahdi wohlbewährt hat. Die Qualität der eingebornen Soldaten läßt mancherlei zu wünschen übrig. Für die besten gelten unter ihnen die 5 Infanterieregimenter der Armee von Bengalen, die aus dem Gebirgsstamme der Gurkas rekrutirt werden.

Die europäischen Truppen der indischen Regierung stehen mit den eingebornen unter einem und demselben Oberkommando und sind den Territorialbehörden ebenso wie diese unterstellt. An einer organischen Gliederung für beide Kategorien der angloindischen Militärmacht fehlt es durchaus, die Einteilung der gesamten Armee ist lediglich territorial, und die obenerwähnten drei Abteilungen derselben (Armee von Bengalen, von Madras und von Bombay) setzen sich zur größeren Hälfte aus europäischen und zur kleineren aus eingebornen Regimentern zusammen. Außerdem aber bestehen noch einige Formationen, welche nicht von dem Oberkommando abhängen, sondern ausschließlich ihrer Territorialbehörde zur Verfügung stehen. Dahin gehört das Pendschab-Grenzkorps mit 10 Infanterie- und 5 Kavallerieregimentern, 1 Abteilung Guiden, 2 reitenden, 2 Gebirgsbatterien und 1 Kompagnie Festungsartillerie, im ganzen etwa 12400 Mann. Ferner fällt unter diese Rubrik das Sind-Grenzkorps mit 1 Infanterieregiment, 3 Kavallerieregimentern, 2 Artillerie- und 2 Gebirgstrainkompagnien. Endlich sind hierzu die Kontingente der eingebornen Fürsten, das Korps in Zentralindien, das in Radschputana (etwa 4000 Mann), das Hyderabad-Kontingent (6 Infanterie-, 4 Kavallerieregimenter, 4 Batterien reitende Artillerie, im ganzen etwa 8000 Mann), die 2200 Pferde starke Sillidarreiterei von Mysore und die aus 2 Regimentern Infanterie bestehende Nairbrigade, das Kontingent des Staates Travancore, zu rechnen. Alle diese Kontingente, die teilweise aus irregulären Truppen bestehen, gehorchen englischem Oberbefehl

und haben in ihren Offizierkorps einige Engländer. Außerdem aber halten die 147 einheimischen Fürsten fast sämtlich von England unabhängige Heere, die zusammen über 300000 Mann aller Waffen zählen, aber von sehr verschiednem militärischen Werte sind. Indes haben sie zum Teil Hinterlader, auch fehlt es ihnen nicht an Artillerie, namentlich nicht an Positionsgeschützen, und es giebt in den betreffenden Staaten viele kleine Festungen, sowie Geschützgießereien, Gewehrfabriken und Pulvermühlen. Für die am besten organisirten Truppen dieser Art gelten die des Holkar von Indore und die des Scindia von Gwalior; von den letzteren bemerkte die Times einmal, sie seien „den Sipoys weit überlegen." Kann daraus unter Umständen Gefahr entstehen, so kommt dazu noch, daß die einheimischen Fürsten über sehr bedeutende finanzielle Kräfte gebieten, und so hat Lord Dufferin, der jetzige Vizekönig, bei der Abreise auf seinen Posten den Auftrag mitgenommen, eine Ordnung der Dinge anzubahnen, welche ihnen die Befugnis aus den Händen nehmen würde, eigne, von Englands Befehlen unabhängige Armeen zu halten.

Bei der Verteilung der Regierungstruppen über das Land war an die Aufrechthaltung der Ordnung im Innern, an den Schutz der Grenzen und an die Erhaltung der Gesundheit der aus Europa gekommenen Soldaten zu denken, welchen das Klima in den Ebenen sehr gefährlich ist. So garnisonirt die Mehrzahl der englischen und der indischen Infanterie in gewöhnlichen Zeiten in den Hauptstädten des Ganges- und des Industhales (Pendschab), und dasselbe gilt von der Kavallerie, wogegen die Artillerie sich gleichmäßig über das Land verteilt. Da an der Ostgrenze bisher kein feindlicher Einfall drohte, so befinden sich dort nur eingeborne Truppen, und zwar in geringer Stärke. Dagegen standen schon vor Jahren an der nordwestlichen Grenze, gegen Afghanistan, sowie an der westlichen, gegen Beludschistan, immer besondre Streitkräfte in Kriegsbereitschaft, hier das Sind- und dort das Pendschabkorps, und neuerdings sind auch andre Truppen in diese Gegenden vorgeschoben worden, wo sie in der Nähe der Eisenbahnen aufgestellt sind. Letztere sind in den letzten Jahren eifrig gefördert worden und bilden ein zusammenhängendes Netz, dessen Hauptknotenpunkt Bombay ist, wo die von England eintreffenden Transporte hauptsächlich ausgeschifft werden. Die europäischen Regimenter liegen für gewöhnlich meist in Kasernen, die Sipoys sind in lagerartig eingerichteten Baracken (Bungalows) untergebracht. Für jene bestehen in den Vorbergen des Himalaya und seiner Nebenketten in gesunder Luft Stationen für Kranke und Genesende. Sowohl für die europäischen als für die indischen Truppen der Regierung hat man Übungslager errichtet.

Fragen wir, wie es mit der Macht der Engländer gegenüber ihren indischen Unterthanen steht, so ist die Antwort hierauf nicht leicht mit Sicherheit zu geben. Die Regierung hat sich in den letzten Jahrzehnten mit gutem Erfolge bemüht, die materielle und geistige Kultur des Landes zu heben. Der

Wohlstand desselben ist gestiegen und würde noch höher stehen, wenn es nicht infolge von Dürre wiederholt von schrecklicher Hungersnot heimgesucht worden wäre. Für die Bildung des Volkes ist mancherlei geschehen, es giebt zahlreiche Schulen für die niederen und Akademien für die höhern Klassen, für welche damit die Teilnahme an der Verwaltung des Landes angebahnt ist. Es sind Zeitungen in der Hauptverkehrssprache Indiens, dem Urdu, entstanden, und so hat sich eine öffentliche Meinung entwickelt, die freilich auch Gefahren in sich birgt, da die Bevölkerung indischer Abkunft, die sich zu 75 Prozent aus Heiden, zu 22 Prozent aus Muslimen zusammensetzt, sich mit den Briten und Christen noch lange nicht so assimilirt hat, daß man sich als durch dieselben Interessen vereint fühlen könnte, und da mit der Bildung sich der Gedanke nationaler Zusammengehörigkeit gegenüber den Fremden und das Bewußtsein einstellen mußten, die Herrschaft derselben durch die Überzahl abschütteln zu können. Regungen der Art waren in der einheimischen Presse mehrfach zu beobachten, und was im Stillen in den Gemütern vorgehen mag — namentlich in den Kreisen der Muhammedaner des Pendschab —, entzieht sich zwar der Beobachtung, läßt sich aber vermuten, wenn man sich erinnert, daß gerade der kräftigste Teil der Bevölkerung erst vor etwa einem Menschenalter seine Unabhängigkeit verloren hat, und wenn man weiß, wie die neuesten Ereignisse im Sudan auf die ganze Welt des Islam gewirkt haben. Selbst die heidnischen Hindus, die weniger energischen Charakters sind, lassen sich nicht für alle Fälle berechnen, und sogar die aus ihrer Mitte geworbenen Truppen wurden wiederholt vom Geiste der Empörung ergriffen. 1844 mußte eine Meuterei der Sipoyregimenter von Bengalen unterdrückt werden, und dreizehn Jahre später brach die große Rebellion der eingebornen Truppen aus, die sich ohne Vorbereitung durch eine weitverzweigte Verschwörung und ohne einen festgestellten allgemeinen Plan und Zweck fast mit Blitzesschnelle über einen sehr großen Teil des Landes verbreitete. Verursacht wurde sie teils durch drückende Steuern, unmenschliches Verfahren von Beamten und verschiedne Mißgriffe politischer Natur, teils durch Neuerungen, die gegen die altgewohnten Sitten und Meinungen verstießen und das Ansehen der Bramanen bedrohten. Der Ausbruch der Empörung traf die Europäer ahnungslos, und wenn sie nicht das ganze Land ergriff, so hatte man es nur dem Umstande zu danken, daß die erst kurz vorher unterworfenen Sikhs sich ihr nicht anschlossen, und daß der eingeborne Regent von Hyderabad Versuche zum Aufstande sofort energisch unterdrückte. Immerhin währte der Kampf mit den Rebellen über anderthalb Jahre. Seitdem ist viel reformirt und mancher Mißbrauch abgeschafft, manche Vorsichtsmaßregel getroffen worden. Allein vollkommen sicher ist man jetzt wohl vor einem Aufstande wie der damalige, nicht aber vor einer von außen angefachten Erhebung der muhammedanischen Elemente im Pendschab. Auch sind die eingebornen Feudalfürsten Indiens in Rechnung zu ziehen, deren Besitzungen un-

gefähr zwei Fünftel des Landes einnehmen, und die hier über fünfzig Millionen Menschen gebieten. Ein derartiger Staat ist das durch seine Lage im Nordwesten wichtige Kaschmir. Dann gehören hierher die Radschputenstaaten und südlich davon die zentralindischen Fürstentümer, unter welchen das Reich des Nisams oder Hyderabad (etwa so groß wie Italien), Mysore (von der Größe Baierns), Gwalior, Baroda und Indore die größten sind. Einige dieser Staaten stellen, wie erwähnt, der suzeränen Regierung Kontingente von Soldaten, andre zahlen ihr nur Tribut. In allen hat sie durch ihre politischen Agenten mehr oder minder Einfluß auf die Verwaltung, auch nimmt sie das Recht in Anspruch, die Fürsten, die ihr nicht gefallen, abzusetzen, und vor zehn Jahren übte sie dasselbe aus, indem der Vizekönig den Guikwar von Baroda, welcher des Versuchs, den britischen Residenten an seinem Hofe zu vergiften, angeklagt, aber von den eingebornen Mitgliedern des über ihn niedergesetzten Gerichts unschuldig befunden worden war, für des Thrones verlustig erklärte, weil er sich „notorisch übel aufgeführt, schlecht regiert und sich unfähig gezeigt habe, notwendige Reformen zu stande zu bringen." Diese Maßregel machte damals viel böses Blut, und zahlreiche Stimmen nahmen für den abgesetzten Guikwar Mulhar Rao Partei, doch blieb es bei Worten, und es kam nicht einmal zu lokaler Auflehnung. Gegenwärtig scheint die Stimmung der Feudalfürsten gegenüber den Engländern durchweg eine gute zu sein. Aber auf die Treue orientalischer Herrscher ist nur so lange zu bauen, als sie von der Macht des andern Teils überzeugt sind, und wenn es einem auswärtigen Feinde gelingt, den indischen Fürsten darzuthun, daß ihre Interessen mit den seinigen zusammenfallen, und daß er mächtiger ist als Großbritannien, so kann ihm in ihnen ein Zuwachs an Kräften zu teil werden, der nicht zu verachten ist. Macaulay, ein gründlicher Kenner Indiens aus eigner Anschauung, hat gesagt, die dortige Herrschaft der Engländer ruhe einzig und allein auf dem Glauben der Inder, die Briten seien ein Volk von Kriegern. Die jetzt als entschieden zu betrachtende Niederlage derselben bei Chartum und die Erfolglosigkeit der Operationen gegen Osman Digma werden dieses Prestige wo nicht ganz zu grunde gerichtet, doch sehr erschüttert haben, zumal wenn man damit das stetige siegreiche Vordringen der Russen in Mittelasien verglichen hat.

Ein Vorgehen der Russen gegen Indien, das von der nächsten Stelle ihrer jetzigen Grenze aus versucht würde, ist nicht zu befürchten. Diese Stelle liegt in der Luftlinie nur 52 geographische Meilen von der Grenze Britisch-Indiens, bei einem Marsche dahin aber wären unübersteigbare Gebirgszüge des Himalaya zu überschreiten. Auch die Entfernung des russischen Gebietes vom Thale des obern Indus beträgt, wenn man der großen Handelsstraße von Samarkand über Chuler und Kabul nach Peschawer folgt, mit Einschluß der durch die Pässe gebotenen Umwege nur 140 Meilen, aber jene Pässe erheben sich über 10 000 Fuß, und so scheint auch dieser Weg für ein Kriegsheer nicht

wohl geeignet. So giebt es für die Russen nur zwei Straßen zum Angriffe: die von Taschkend nach Buchara und der Oase von Merw und dann über die Pässe des nicht sehr hohen Barchut-Gebirges nach Herat, und die vom Kaspischen Meere durch Persien gleichfalls nach Herat führende. Von hier aus wäre dann entweder über Kandahar und Kabul durch den Chaiber-Paß nach Peschawer oder über Kandahar durch den Bolan-Paß und Beludschistan nach dem untern Indus vorzurücken. Die Straße, welche ein vom Kaspischen Meere kommendes russisches Heer einzuschlagen hätte, ginge zunächst nach Teheran, dann südöstlich nach der heiligen Stadt Meschhed, hierauf rein östlich über Schachrud, Bostan, Sabsawar und Nischapur nach Herat und zuletzt über Kandahar nach den genannten indischen Grenzpässen. Sie ist es, welche der an ihr gelegenen Oasenstadt Herat ihre strategische Wichtigkeit in einem russisch-englischen Kriege in Asien verleiht. Herat würde mit diesem „Königswege" und seiner äußerst fruchtbaren Umgebung eine vortreffliche Etappe für ein zunächst gegen die Hauptorte Afghanistans, dann gegen den Nordwesten Britisch-Indiens heranziehendes russisches Heer sein.

Da Herat seit etwa zwölf Jahren dem Emir von Afghanistan gehört, so könnte ihn sein Interesse auf ein Bündnis mit England hinweisen, welches letzterem gestattete, die Stadt mit seinen Truppen zu besetzen, wenn die Russen bestimmte Absichten auf dieselbe verrieten. Er könnte dann den Engländern ein ziemlich zahlreiches Heer an die Seite stellen, das eine brauchbare Reiterei hätte, wogegen dessen Artillerie nicht viel und die nur zum kleinen Teile mit Snyder-Gewehren bewaffnete Infanterie auch nur mäßigen Wert haben würde. Es wäre aber sehr möglich, daß Abdurrachman sich trotz seiner Zusammenkunft mit Lord Dufferin, zu der er sich nur zögernd begab, und trotz der von ihm dabei abgegebenen „sehr befriedigenden" Versprechungen, falls Rußlands Ernst machte und seine Macht greifbarer entwickelte, wesentlich anders besänne, etwaige Zusicherungen von dieser Seite als vorteilhafter erkännte und wenigstens neutral zu bleiben versuchte. Ähnlich dürfte die Haltung Persiens sein. Es scheint, daß bald nachdem die vizeköniglichen Behörden in Kalkutta vom Einrücken der Truppen General Komaroffs in den Landstrich östlich und südlich von Sarachs Kenntnis erhalten hatten, der englische Gesandte in Teheran um Auskunft über die Streitkräfte ersucht wurde, über welche der Schah verfüge. Man beantwortete diese Anfrage mit einem ausführlichen Berichte, der dahin ging, Persien könne unter Umständen eine Fülle Rohmaterial zu einer ganz vorzüglichen Armee liefern, und obwohl dessen jetzige organisirte Streitmacht in vielen Beziehungen zu wünschen übrig ließe, könne sie doch, von einer genügenden Anzahl europäischer Offiziere befehligt, gute Dienste leisten. Im Falle der Not würden die persischen Kurden, Farsis, Chasserins und andre Nomadenstämme Chorassans 100 000 Reiter von gleicher Güte stellen können wie die Kosaken und Turkmenen, über die Rußland verfüge, indessen ließe sich diese irreguläre

Kavallerie infolge des kläglichen Zustandes der persischen Finanzen jetzt nicht mobilisiren. An regulärer Reiterei seien vier Regimenter, im ganzen ungefähr 3500 Pferde, vorhanden, von denen ein Teil von russischen Instruktoren in Kosakenabteilungen umgestaltet worden sei. Die Stärke der persischen Infanterie werde auf 80000 Mann angegeben, und dieselbe sei größtenteils noch so organisirt, wie sie vor fünfzig Jahren von englischen Offizieren eingerichtet worden sei. Nur wenige Regimenter seien von österreichischen Militärs nach neuerem Systeme reformirt, und die Bewaffnung bestehe aus sehr verschiednen Gewehrarten, Winchesters, russischen Berdans und österreichischen Werndl-Hinterladern. Die Artillerie solle 8- bis 9000 Mann zählen und habe einige Batterien in Österreich angekaufter Uchatiuskanonen, sonst aber nur Geschütze veralteter Konstruktion. Ingenieure besitze die persische Armee nicht. In Teheran werde gutes Pulver erzeugt, aber die Infanterie verwende meist Metallpatronen, die gleich der Munition für die Artillerie aus Österreich bezogen würden. Die österreichischen und russischen Militärmissionen, die in den letzten Jahren mit der Umbildung der Armee beschäftigt gewesen, hätten den persischen Soldaten intelligent, willig und lernbegierig gefunden. In Indien glaube man, daß Persien im Falle eines Krieges 200000 Mann auf die Beine zu stellen vermöge, doch dürfte es die Mobilisirung dann nicht durch die eignen Beamten ausführen lassen, auch dürfe Persien nicht die Cadres liefern, und wenn bei einem Feldzuge die persische Armee mit einer britisch-indischen kooperiren solle, müsse sie ausschließlich von englischen Offizieren befehligt werden. Das letztere ist selbstverständlich eine Unmöglichkeit. Die persische Armee taugt nach dem Gesagten wenig, und sie könnte nur mit englischem Gelde auf die Füße gebracht und erhalten werden. Schließlich aber ist sehr zu bezweifeln, daß der Schah in seiner Lage Rußland gegenüber Neigung empfinden würde, mit ihr der indischen Regierung gegen den Zar Heeresfolge zu leisten. Am liebsten würde er neutral bleiben, und falls man von Petersburg her für eine nach Herat bestimmte Armee den Durchmarsch durch sein Gebiet forderte, was bei einem großen Kriege sicher geschehen müßte, würde er vielleicht einige Zeit zögern, dann aber die Forderung bewilligen müssen. England würde also nicht auf ihn rechnen können. Es würde auf seine eignen Kräfte und höchstens noch auf die des Emirs Abdurrachman und die des Beludschenchans von Kelat angewiesen sein.

Was von den obenangeführten europäischen und eingebornen Truppen in Indien für eine aktive Armee verfügbar gemacht werden kann, läßt sich schwer mit Bestimmtheit angeben, da die Stimmung im Lande und das Verhalten der Feudalfürsten bei dem Ausbruche eines Krieges mit den Russen für die Stärke der Truppen, die im günstigsten oder im ungünstigsten Falle als Lokalbesatzungen zurückbleiben müssen, maßgebend sein wird. Man hört jetzt von zwei Armeen von je 20000 Mann, die zum Marsche an die nordwestliche Grenze bereit

wären, sowie von einem Reservekorps von 10000 Mann. Aus dem Sudan könnten, falls man sich schließlich zu dessen Räumung entschlösse, obwohl dies in der muhammedanischen Welt als Flucht vor dem Mahdi angesehen werden und so dem Prestige Englands einen schweren Schlag beibringen würde, die Truppen Wolseleys und Grahams, zusammen ungefähr 18000 Mann, zur Verstärkung nach Indien abgehen. Im Mutterlande stehen zwei Armeekorps, jedes etwa 30000 Mann stark, die zusammen ungefähr 40000 Mann abgeben könnten, wenn die Mannschaften nicht großenteils aus sehr jungen Leuten bestünden, die sich für die Kriegführung in tropischen Gegenden nicht eignen, und wenn man eine so große Macht soweit von England entfernen dürfte. Die Mobilmachung dieser Truppen würde aber, wie der im Jahre 1876 angestellte Versuch zeigte, geraume Zeit in Anspruch nehmen. Besser würde es um den Transport derselben stehen, da die britische Kriegs- und Handelsmarine mit Leichtigkeit die dazu erforderlichen Fahrzeuge liefern könnte.

England hat Geld, und mit Geld läßt sich im Kriege viel thun. Rußland aber hat Leute, und die lassen sich, seit man keine Hessen mehr kaufen kann, nicht mit Sovereigns beschaffen, auch nicht rasch in brauchbare Kriegsleute verwandeln. Rußland ist ferner den Engländern gegenüber auch sonst im Vorteil. Seine kaukasische Armee zählt mindestens 80000 Kombattanten mit zahlreicher Artillerie und Kavallerie, und nicht mehr lange wird es dauern, so wird man binnen acht Tagen einen sehr erheblichen Teil dieser Truppen bis an den Endpunkt der transkaspischen Bahn zu bringen imstande sein. Bekanntlich wurde jene Bahn nur zu dem Zwecke gebaut, damit die Unterwerfung der Tekinzen rascher von statten gehe. Sie ist somit eine rein militärische und als solche dem Kriegsminister zugewiesen, der schon seit zwei Jahren auf deren Weiterführung bis Askabad bedacht ist, damit die militärischen Transporte bequemer und rascher nach dem nächsten Kriegsschauplatze am Herirud und Margab befördert werden können. Die Verlängerung der Bahn bis Askabad beträgt 206 Werst (etwa ebensoviel Kilometer), und nach deren Vollendung, die binnen einigen Monaten zu erwarten ist, wird Askabad die Aktionsfähigkeit Rußlands in Mittelasien beträchtlich erhöhen. Man hat bereits einen Weiterbau bis nach Merw empfohlen, doch ist derselbe für jetzt nicht notwendig, da die Russen schon, wenn die Bahn nur bis Askabad reicht, in der Lage sind, von hier an den Kuschk und Herirud, an welchem letzteren Herat liegt, dreimal so schnell zu gelangen als ein angloindisches Heer von Quetta und Peschawer aus. Ist die Transkaspi-Bahn, die jetzt von Michailowsk bloß bis Kisil-Arwat geht, bis Askabad fertig, so werden die russischen Truppen von Tiflis bis zu letzterem Orte nicht mehr als drei Tage brauchen. Die Rechnung lautet dann folgendermaßen: von Tiflis auf der Bahn nach Baku 14, die Fahrt über das Kaspische Meer nach Fort Michailowsk an dessen Ufer 24, die von hier bis Askabad, wieder mit der Lokomotive, 20 Stunden, in Summa von Tiflis bis zum letztgenannten

Orte 58 Stunden. Askabad ist von Sarachs am Herirud 250 Werst entfernt, und ebensoweit ist es von Sarachs bis Herat. Wird gehörig für die Vermehrung der Bahnwaggons und der Transportdampfer gesorgt, so kann man binnen drei Wochen 30- bis 36000 Mann nebst Zubehör aus dem Kaukasus nach den Endpunkten der russischen Positionen in Zentralasien befördern, und in weiteren vier bis fünf Wochen können diesen Truppen 40000 Mann nachgeschoben werden.

Das Waffenglück läßt sich nicht berechnen; soweit aber nicht der Zufall, sondern konkrete militärische Faktoren in Betracht gezogen werden, die Intelligenz der Führer, die Ausbildung und die Gewöhnung der Truppen an die Verhältnisse der betreffenden Gegenden, die Abhärtung und Anspruchslosigkeit derselben und ihre Anstelligkeit und Behendigkeit bei den Operationen kleiner mobiler Kolonnen, endlich die Zweckmäßigkeit in der Beschaffenheit und der Zusammenstellung des Kriegsmaterials, sind die Russen den Engländern unzweifelhaft überlegen. Die Generale der letzteren haben seit vielen Jahren sich fast immer als recht mittelmäßige Strategen bewiesen, die Soldaten zwar als tapfere, aber schwerfällige und bedürfnisvolle Leute. Bei Sebastopol waren die britischen Truppen zuweilen mehr ein Ballast als eine wirkliche Unterstützung ihrer französischen Verbündeten, und was die Engländer in dem letzten Jahrzehnt militärisch geleistet haben, ist nicht geeignet, die Erinnerung an jenen argen Mißstand auszulöschen. Ihre Niederlagen im Zululande und in den Drakenbergen, wo ihnen dort wilde Kaffern, hier Bauern ohne Kanonen mit Erfolg die Spitze boten, ihre klägliche Kriegführung im Sudan riefen allenthalben auf dem Festlande ein Lächeln der Geringschätzung hervor, und wenn ihr „einziger Feldherr" Wolseley bei Tel El Kebir die in Uniform gesteckten Kameeltreiber und Fellachen Arabis besiegte, so war das keine hochzupreisende Kriegsthat, auch wenn das Gerücht nicht wahr sein sollte, der Herr General habe hier mehr mit goldnen als mit bleiernen Kugeln schießen lassen. Und daneben die Russen. Die können allerdings ein paar Schlappen erleiden, was ihnen in Mittelasien schon begegnet ist, aber dauernden Schaden werden sie dann nicht davon haben. Ihre weit größere Zahl, ihre zweckmäßigere Organisation, ihre Zähigkeit und Beweglichkeit werden ihnen immer bald wieder auf die Beine helfen. Ihre Abgänge werden auch in eisenbahnloser Gegend leichter ergänzt werden als die der umständlichen und unbeholfenen Gegner.

Kommt es jetzt zum Kampfe, so braucht Rußland noch keinen Krieg mit weitreichenden Zielen zu führen, noch nicht direkt auf eine Eroberung ganz Afghanistans oder gar schon Indiens zu denken. Es kann nur das Vorspiel zu diesem Drama im Auge haben, d. h. die Einnahme der Oase Herat und den Besitz der Stadt dieses Namens erstreben. Die Basis, von der man auf dieses nächste Objekt hin operiren würde, ist von diesem nicht allzu entlegen. Die Verbindungen zwischen beiden können durch Erdwälle und Blockhäuser gedeckt

und vielleicht durch Chorassan geführt werden. Herat ist nicht stark befestigt. Hat man es eingenommen, so wird man es durch seine technischen Truppen mit Schanzen und Vorwerken umgeben und für ein halbes Jahr verproviantiren, wozu die Umgebung reichliche Mittel bietet. Dann legt man eine genügende Besatzung, etwa 10- bis 12000 Mann hinein, die sich, wo nötig, einschließen läßt. 20- bis 25000 Mann bleiben, gestützt auf diesen festen Punkt, als bewegliches offensives Element, unter einem unternehmenden Führer außerhalb der Wälle, fallen den langgestreckten Heersäulen des Gegners in die Flanke und in den Rücken, zerstören Straßen und Brücken hinter ihm, weichen stets der Übermacht und benutzen jede Schwäche, deren die englische Kriegsführung so viele hat. England ist schon durch die große Entfernung seiner Operationsbasen von Herat im Nachteil. Herat liegt von Quetta 826, von Peschawer 661 Kilometer entfernt. Seine Operationslinien führen großenteils durch dünnbevölkertes, an Hilfsmitteln armes Gebirgsland, das den Gebrauch von Armeefuhrwerk auf seinen Wegen nicht erlaubt. Man bedarf folglich einen ungeheuern Troß von Tragtieren. Will England die Wegnahme von Herat verhindern oder das von den Russen besetzte Herat wieder erobern, so muß es mindestens 60000 Mann Soldaten mobil machen, um mit nur 40000 am Ziele ankommen zu können. Eine solche englische Armee erfordert einen Troß von mindestens 80000 Menschen und fast ebenso vielen Kameelen.

England droht den Krieg auch zur See und an den Küsten der Ostsee zu führen. Es zerstörte während des Krimkrieges ein paar kleine Orte in Finnland und nahm Bomarsund ein, das war alles, was der Admiral Napier damals vermochte. Und als später, kurz vor dem Frieden von San Stefano, die Russen an die Ausgabe von Kaperbriefen dachten, zitterte die ganze britische Kaufmannswelt. Und jetzt? Wie steht es mit der stolzen Seemacht Englands? Kapitän Noble, der Direktor der Stückgießerei in Elswick, antwortet darauf: „Die gesamte britische Marine muß von oben bis unten umgestaltet werden"; und in der Times weist ein Sachverständiger nach, daß Großbritannien zur Zeit nur einen einzigen Kreuzer von 16 Knoten Geschwindigkeit besitzt, der seetüchtig ist, Rußland dagegen drei Gürtelkreuzer von 13, einen, den Wladimir Monomach, von 15, vier von 14 Knoten und schließlich drei Korvetten, alle bereit, mit Hinterladungsgeschützen und Torpedos sofort in See zu stechen. „Was wird geschehen, fragt dieser Fachmann, wenn beim Ausbruche des Krieges der Wladimir Monomach mit 20 Kanonen und 10 Hotchkingeschützen am Kap kreuzt? Je nun, die ganze britische Handelsmarine wird dann so lange sich in Häfen zu verstecken haben, bis England wenigstens einen Kreuzer auf der See hat, der es mit dem bösen Wladimir Monomach aufnehmen kann." Die russischen Küsten aber wird eine Torpedo-Flotille verteidigen, vor der sich die größten Panzerschiffe der Engländer wohlweislich zu hüten beflissen sein werden. Bleibt Frieden, so wird man ihn zum guten Teile der Rücksicht auf die nume-

rische Stärke und die gänzliche Schutzlosigkeit der englischen Handelsmarine verdanken, dann aber wird die Verständigung infolge englischer Nachgiebigkeit gegen die russischen Forderungen in Afghanistan zu stande kommen. Die Russen werden erhalten, was sie von Anfang des Streites an beanspruchten: die nordwestliche Ecke Afghanistans bis an das Barchutgebirge, den letzten natürlichen Wall von Herat.



Die Wenden und der Panslawismus.



Am 16. März 1882 erschien in der „Schlesischen Zeitung" ein Artikel unter der Überschrift „Die wendische Agitation in der Lausitz," in welchem angeblich wichtige Aufschlüsse über einen sich immer mehr und mehr bemerkbar machenden fremden Einfluß auf die preußischen Wenden enthalten waren. Darnach sollte in der preußischen Lausitz eine künstliche und geradezu gewaltsame wendische Bewegung in Szene gesetzt sein, um Unzufriedenheit mit der Regierung und Übelwollen gegen das Deutschtum überhaupt zu schaffen und zu schüren, unter dem Vorgeben der Agitatoren, daß die Regierung die wendische Sprache unterdrücke und in Kirche und Schule allein das Deutsche zulasse. Die größte Sensation aber rief die in jenem Aufsatze offen ausgesprochene Behauptung hervor, daß diese Agitation enge Beziehungen zum Panslawismus unterhalte und mit russischem Gelde betrieben werde.

Als den eigentlichen Urheber und die Seele der ganzen Bewegung, welche die Wenden der sächsischen und preußischen Landesteile ergriffen habe, bezeichnete der Artikel einen „sehr geschickten und sehr thätigen" Geistlichen, der von Bautzen aus, dem Sitze der ganzen Agitation, dieselbe betreibe und leite. Unter den Mitteln, durch welche er seinen Einfluß über die Wenden ausübe, war in erster Linie genannt die in Bautzen erscheinende wendische Zeitung Nowiny, welche ihre Entstehung und teilweise Erhaltung russischer Unterstützung verdanke. Auch das Bautzener Gymnasium sei ein Herd der panslawistischen Ideen, indem die jungen Wenden, welche dort ihre Vorbildung für das Studium und die erste Vorbereitung auf ihren künftigen Beruf als Geistliche und Lehrer in der sächsischen Lausitz und der preußischen Oberlausitz erhielten, zur Pflege des Wendentums angehalten würden, jedoch in der Weise, daß das Wendentum nur in Verbindung mit dem Slawentum gelehrt und direkt oder indirekt stets Rußland als die große Mutter der Slawen und auch der Wenden dargestellt werde.

Obwohl nun der Name jenes sächsischen Geistlichen, der als der Leiter der wendischen Bewegung bezeichnet wurde, nicht genannt worden war, so konnte doch für jemand, der nur einigermaßen mit den Verhältnissen vertraut ist, kein Zweifel sein, daß Pastor Immisch in Göda bei Bautzen gemeint war. Zwar hatten manche unter dem angegriffenen Geistlichen den katholischen Pfarrer Hórnik in Bautzen, einen vielseitig unterrichteten und unter den Wenden beliebten Mann, vermutet; da aber ausdrücklich gesagt worden war, daß sich der Einfluß des Leiters der wendischen Bewegung bis weit in die preußische Lausitz hinein bemerkbar mache, so war hierdurch die Möglichkeit, daß Hórnik gemeint sei, von vornherein ausgeschlossen, während gerade Pastor Immisch in mehrfacher Hinsicht auf die Verhältnisse der Wenden auch in der preußischen Lausitz einen maßgebenden Einfluß ausgeübt hatte.

Es ist bekannt, welches Aufsehen damals jener Aufsatz hervorrief und wie er die Runde durch die politischen Zeitungen Deutschlands machte; weniger bekannt ist wohl, daß er in einzelnen die geistlichen Angelegenheiten der Wenden betreffenden Fragen sogar nicht ohne Einfluß auf die Entschließungen der preußischen Regierung gewesen ist. Zwar war der Artikel bald auf der ganzen Linie von den Blättern aller politischen Färbungen in Bausch und Bogen, im großen und ganzen unzweideutig widerrufen worden, nachdem auch vonseiten der preußischen Regierungskreise der Loyalität der wendischen Bevölkerung alle Anerkennung zuteil geworden war. Aber trotz aller Dementi, welche der Artikel in der Presse gefunden hatte, äußerte er doch seinen schädlichen, infizirenden Einfluß weiter, weil er eben zunächst nur im großen und ganzen als unwahr bezeichnet, aber nicht in den Einzelheiten seines verdächtigenden Lügengewebes aufgedeckt und widerlegt worden war. Dabei fehlte es nicht an neuen, grund- und sinnlosen Verdächtigungen. Erst vor Pfingsten 1884 erschien wieder in einem Berliner Blatte ein unheimlicher Artikel, in welchem von der immer noch, nur versteckter als früher, betriebenen Agitation unter den Wenden ein Bild entworfen wird: wie aus Sachsen, speziell aus Bautzen kommende gefährliche wendische Emissäre im Interesse des Panslawismus das Gebiet der niederlausitzer Wenden durchziehen, die es vermeiden, in Gasthäusern zu übernachten, und von panslawistisch gesinnten Geistlichen und Lehrern mit offenen Armen aufgenommen werden.

Gegen alle diese früheren und neueren Verdächtigungen hat sich Pastor Immisch in einer ausführlichen Verteidigungsschrift gewandt,*) in welcher alle Einzelheiten jener Anklagen beleuchtet und widerlegt und so der Angriff auf

---

*) Deutsche Antwort eines sächsischen Wenden. Der Panslawismus, unter den sächsischen Wenden mit russischem Gelde betrieben und zu den Wenden in Preußen hinübergetragen, beleuchtet von Pastor H. Immisch in Göda. Leipzig, in Kommission der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung, 1884.

der ganzen Linie siegreich zurückgeschlagen wird. Daß diese im Interesse der Sache nötige Verteidigungsschrift nicht schon früher erschien, war die Folge einer schweren Krankheit, welche den Verfasser befallen hatte.

Um sich ein Urteil über die ganze Angelegenheit, die Veranlassung und die Folgen jenes Artikels in der „Schlesischen Zeitung" zu bilden, ist es nötig, sich die ihm vorausgehenden und zu grunde liegenden Vorgänge und Umstände zu vergegenwärtigen.

Anfang des Jahres 1881 war in der „Konferenz der preußischen wendischen Pastoren" zu Horka eine von dem Pastor Welan in Schleife angeregte Petition an den preußischen Kultusminister, damals von Puttkamer, beraten und zur Unterschrift angenommen worden, in welcher darüber Klage geführt wurde, daß das Wohl der wendischen Kinder durch die aus der liberalen Ära überkommenen Anordnungen gefährdet werde; denn den wendischen Schulen würden zum Teil rein deutsche Lehrer gegeben, während der wendischen Zunge mächtige an rein deutsche Schulen kämen. Hierdurch werde die Jugend untauglich zu heilsamem Besuche wendischen Gottesdienstes, und der Väter Kirchlichkeit, Gottesfurcht und frommer Sinn komme in Gefahr verloren zu gehen; es sei deshalb ein dringendes Bedürfnis, daß in den wendischen Schulen wenigstens Religion, Bibelspruch, Lied und Lesen den wendischen Kindern in ihrer Muttersprache angeeignet werde.

Nach den eingehendsten Erörterungen der vorgesetzten Behörden traf Anfang 1882 auf diese etwa ein Jahr zuvor eingereichte und mit zahlreichen Unterschriften versehene Petition die Antwort des preußischen Kultusministeriums ein, dessen Leiter kurz nach Einreichung der genannten Petition der gegenwärtige Kultusminister von Goßler geworden war. Die Antwort ist ein Meisterwerk ruhiger, streng objektiver und doch zugleich entschiedener Haltung; wohlwollendes Eingehen auf die beregten Fragen und ernste Prüfung derselben bilden ihre Grundlage. Sie betont, daß es der Staatsregierung fernliege und daß sie keine Veranlassung habe, die wendische Sprache aus den wendischen Schulen verdrängen zu wollen, obgleich sie die Pflicht habe, dafür zu sorgen, daß die nichtdeutschen Kinder mit der Kenntnis der deutschen Sprache ausgerüstet aus der Schule ins Leben treten. Auch sei es von der Regierung ausdrücklich untersagt worden, die christlichen Hauptstücke, Sprüche und Lieder in den wendischen Schulen deutsch lernen zu lassen, wenn sie ohne genügendes Verständnis angeeignet würden; sollte jedoch in einzelnen Fällen abgewichen worden sein, so wäre es den Beteiligten unbenommen gewesen, bei der Regierung deshalb vorstellig zu werden und Remedur zu erbitten. Betreffs der Anstellung der wendischen Schulamtskandidaten an Schulen ihrer Muttersprache liege es jedoch, trotz des guten Willens der Regierung, nicht in ihrer Macht, sie für immer dort zu halten, wenn sie Gelegenheit suchten und fänden, an deutsche Schulen überzugehen.

Wenn von der Regierung somit die Berechtigung des Standpunktes anerkannt worden war, von dem aus die Pflege des wendischen Unterrichts gefordert wurde, so ward es doch andrerseits mit Entschiedenheit als sehr fraglich hingestellt, ob die thatsächlichen Verhältnisse an den preußischen Schulen wendischer Gemeinden derartige seien, daß sie eine allgemeine Aktion in der Oberlausitz, soweit sie wendische Bevölkerung habe, rechtfertigten, da berechtigten Wünschen und begründeten Anträgen auch ohne solche Mittel entsprochen werde.

Da erschien jener Artikel der Schlesischen Zeitung „Die wendische Agitation in der Lausitz," welcher, wie gesagt, großes Aufsehen machte und auch nicht ohne Einfluß auf die Entschließungen der Regierung blieb. Denn sie versagte einem von Pastor Immisch vorgeschlagenen slavischen Kandidaten die Genehmigung zur Übernahme des Pfarramtes in der preußischen Gemeinde Nochten. Diese Gemeinde hatte sich, um einen der wendischen Sprache mächtigen Geistlichen zu erhalten, an Pastor Immisch gewendet, weil dieser der Gemeinde Spreewitz, die sich in ähnlicher Lage auf Anraten des preußischen Superintendenten Karras in Hoyerswerda an ihn gewendet hatte, geholfen und ihr einen Seelsorger in der Person des slowakischen Theologen Dobrucky aus Moschowez in Ungarn verschafft hatte, der in dem Hause des Pastor Immisch und unter seiner Leitung sich die Kenntnis und den Gebrauch des seiner Muttersprache sehr nahestehenden Wendischen angeeignet hatte. Aber obgleich der gleichfalls aus Moschowez gebürtige evangelische Kaplan Hrivnak, der übrigens auch zwei Jahre in Erlangen studirt hatte, das Kolloquium, zu welchem er vom königlichen Konsistorium zu Breslau berufen worden war, zur Zufriedenheit der kirchlichen Behörde bestanden hatte, wurde er doch vom Kultusministerium zurückgewiesen. Da sich auch das schlesische Konsistorium um die Erwirkung seiner Anstellungsfähigkeit wiederholt bemüht hatte, so kann diese Entschließung des preußischen Kultusministeriums nur auf die Einwirkungen jenes Alarmartikels zurückgeführt werden, der es geboten erscheinen ließ, nicht durch die Anstellung des Betreffenden der angeblich panslawistischen Agitation in die Hände zu arbeiten. Aus demselben Grunde hat dann auch das Konsistorium zu Breslau zwei andern Gemeinden die Anstellung junger slowakischer Theologen abgeschlagen, unter direktem Hinweise auf die „angeblichen oder wirklichen Vorkommnisse in der Oberlausitz," welche mit den panslawistischen Umtrieben zusammenzustellen seien.

Wer waren nun die Verfasser jenes Artikels und welches waren die Motive zu seiner Abfassung? Diese Frage findet in der Verteidigungsschrift des Pastor Immisch ihre Antwort. Darnach haben drei antiwendisch und antisächsisch gesinnte Männer an der Abfassung des Artikels gearbeitet; er setzt sich zusammen aus den Eingebungen bez. Diktaten zweier jüngeren Geistlichen und der stilistischen Redaktion eines „als Streber bekannten" Juristen, der damals erst seit kurzer

Zeit aus weiter Ferne nach H–◡–◡ (Hoyerswerda?) versetzt worden war und, weil noch unbekannt mit dem Volkscharakter und den Verhältnissen der Wenden, sich durch die beiden Geistlichen hatte verleiten lassen, sich zum Konzipienten des Artikels herzugeben. Was Pastor Immisch über die Charaktere und die Motive der beiden Geistlichen mitteilt, ist leider wenig erfreulich, umso weniger, wenn man hört, daß sich beide vorher an der Pastor Welanschen Petition persönlich beteiligt hatten. Erst nachdem die Modalität des Vorgehens der Petenten vom preußischen Kultusministerium gerügt worden war, traten sie mit ihrer Anklage hervor und beschuldigten ihre preußischen Amtsgenossen.

Wenn somit Strebertum bedenklichster Art als die Triebfeder ihres Verhaltens anzusehen ist, so gewinnt dasselbe einen noch bedenklichern Charakter infolge der rein persönlichen Motive, welche nach den Angaben des Pastor Immisch wenigstens bei dem einen hinzutreten. Trotz seines Sachsenhasses hat derselbe zweimal sein Augenmerk auf sächsische Pfarrstellen geworfen: das einemal hat er sich um das sehr einträgliche Pfarramt zu Hochkirch beworben, wobei seiner Meinung nach die bei ihm gehegte Hoffnung auf Erlangung dieser Pfarrstelle durch die „eiserne Hand" des „Wendenkönigs" Immisch zerdrückt worden war; das andremal hat er um wirksame Vermittlung gebeten, daß ihm der Kirchenvorstand zu Wilthen die dortige Pfarrstelle antragen möchte, damit ihm dieser Antrag, den er bei der geringen pekuniären Verbesserung natürlich nicht annehmen werde, in Breslau Vorteil verschaffe. Wir müssen die Verantwortung für alle diese Angaben natürlich dem Verfasser unsrer Schrift überlassen, indem wir noch darauf hinweisen, daß derselbe zwar aus Schonung statt der eigentlichen Namen die beiden Pseudonyme Borauk und Kruwinski verwendet, die Verhältnisse aber mit solcher Deutlichkeit schildert, daß niemand in der Lausitz im Zweifel sein kann, wer die Verfasser des bewußten Artikels gewesen sind. Als den eigentlichen Urheber des Artikels bezeichnet Immisch übrigens den Schulrat Bock in Liegnitz, der ein Interesse daran gehabt habe, daß die in einem von Immisch zu Breslau gehaltenen Vortrage geschilderten Notstände im Schulwesen der preußischen Wenden verhüllt und daß die Oberbehörden zu der Anschauung geführt würden, es sei absolut kein Grund vorhanden, sich über eine Beschränkung der wendischen Sprache beim Schulunterricht zu beklagen.

Die antisächsische Gesinnung der beteiligten Herren richtet sich auch gegen die Errichtung des von dem Oberpräsidenten Schlesiens von Seydewitz gewünschten und von dem Minister von Puttkamer projektirten preußisch-wendischen Predigerseminars, weil die Leitung desselben dem Pastor Immisch, also einem Sachsen, zufallen sollte. Inwieweit persönliche Eifersucht oder preußischer Partikularismus, dessen Existenz, so komisch es klingt, auch Fürst Bismarck konstatirt hat, an diesem Gegensatze Anteil haben, läßt sich nach den Ausführungen unsrer Schrift nicht entscheiden.

In diesem Zusammenhange wollen wir in Kürze der Thätigkeit und der Aufgabe des von Immisch geleiteten Seminars für wendische Theologen gedenken. Diese Einrichtung geht von der selbstverständlichen Ansicht aus, daß zur Übernahme eines wendischen Pfarramtes vor allem die Kenntnis der wendischen Sprache gehöre, da bekanntermaßen Fehler in der Aussprache, Fehler in der Grammatik oder in der Wahl des Ausdruckes leicht die Andacht des Zuhörers stören oder ihm wohl gar zum religiösen Ärgernis werden können, eine Thatsache, die bestehen bleibt, auch wenn der Zuhörer, weil er keine wissenschaftliche Bildung besitzt, nicht imstande ist anzugeben, worin der gehörte Fehler bestehe. Da es nun für einen bereits in voller Amtsthätigkeit befindlichen Geistlichen selbst bei guter Begabung in der Regel eine Unmöglichkeit sein wird, sich die wendische Sprache zum Gebrauche derselben in der Predigt und Seelsorge anzueignen, weil die nötige Zeit und die geeignete Anleitung fehlt, so bezweckt Immischs Seminar die Ausbildung der Geistlichen im Wendischen vor der Übernahme einer Pfarrstelle.

Die Errichtung von Predigerseminaren für die Sprache eines kleinen Volksstammes ist übrigens auch in Preußen nichts neues. Für diejenigen Gymnasiasten in Tilsit und für diejenigen Studenten in Königsberg, die littauische Prediger werden wollen, sind Stipendien vorhanden, und überdies ist in Königsberg zur Einführung in den praktischen Gebrauch des littauischen Idioms ein eigner Dozent für diese Sprache bestellt, gegenwärtig Pastor und Professor Dr. Kurschat. Den gleichen Zweck verfolgt das sächsisch-wendische Predigerseminar zu Göda, in welches aus Rücksichten auf den gegenwärtigen Mangel an wendischen Theologen auch geborne Deutsche eintreten, die das Wendische studiren, um nachmals als Geistliche unter den Wenden wirken zu können. Schon nach Absolvirung eines zweimaligen Kursus bei Immisch ist kürzlich ein deutscher Student der Theologie soweit fortgeschritten, daß er in verschiednen Kirchen aushilfsweise außer der deutschen auch die wendische Predigt gehalten hat. Auch für einzelne bereits im Amte befindliche Geistlichen hat Pastor Immisch auf besondern Wunsch privatim einen Kursus veranstaltet.

Die Berechtigung des von Immisch vertretenen Standpunktes müssen wir durchaus anerkennen, wie ja auch das preußische Ministerium im Prinzip dieselbe anerkannt hat. Man muß in erster Linie bedenken, daß das Wendenvolk und sein Verlangen nach Forterhaltung der Muttersprache durchaus nicht etwa mit den Polen und ihrer gleichen Forderung auf eine Linie zu stellen ist. Die Zahl der gesamten Wenden beträgt in der Ober- und Niederlausitz an 160000, von denen etwa 150000 dem evangelischen, etwa 10000 dem katholischen Bekenntnisse angehören. Sie wohnen mitten unter Deutschen, in völliger, seit Jahrhunderten zu keiner Zeit getrübter Einigkeit und innigem Verkehr. Nie haben sie sich gegen den Staat und seine Ordnungen empört oder auch nur die Gewalt des Staates widerwillig und murrend ertragen. Vielmehr ist gerade

ihr durch und durch loyaler Sinn über allen Zweifel erhaben und auch stets, zuletzt noch in der Antwort des preußischen Kultusministeriums auf die Welansche Petition, von der Regierung anerkannt worden. Ein Grund zu einer mehr oder minder sanften Germanisirung liegt, wenigstens in den politischen Verhältnissen, durchaus nicht vor.

Ebenso ist auch das Bedürfnis der Wenden nach wendisch redenden Geistlichen vielfach anzuerkennen. Zwar werden nur wenige sehr alte Leute nicht imstande sein, der deutschen Predigt zu folgen, da durch die Fürsorge der Schule und durch den lebhafteren Verkehr in den letzten Jahrzehnten die Kenntnis der deutschen Sprache selbst in das entlegenste Wendendorf gedrungen ist. Aber immerhin ist das Deutsche nicht ihre Muttersprache. Warum ihnen also die religiöse Anregung durch die Predigt in einem ihrem Herzen weniger nahestehenden Idiom darbieten, da doch die Religion die unmittelbarste Herzensangelegenheit eines jeden ist? Warum durch Einmischung des rein intellektuellen Elementes, wie sie bei der Predigt in deutscher Sprache durch die notwendige Umformung in die Ausdrucksweise der Muttersprache eintritt, die unmittelbare Wirkung auf das Gemüt, auf den ganzen innern Menschen, also auch auf die Wurzeln der Sittlichkeit beeinträchtigen? Und kann man es dem Geistlichen, der es mit dem Wohle seiner Gemeindeglieder redlich meint, verargen, wenn er sich dagegen sträubt, daß mit der Anhänglichkeit an das gute Alte, an die Sitten und Gebräuche, an die Kleidung und vor allem an die Sprache der Voreltern zugleich ein gut Teil der alten Frömmigkeit und Sittlichkeit verloren gehe?

Auch betreffs der Schulfrage wird man sich ähnlichen Erwägungen nicht verschließen können. In der mehrfach erwähnten Petition war von den Vorkämpfern des Wendentums rückhaltlos zugestanden worden, daß in allen Unterrichtsfächern mit alleiniger Ausnahme des Religions- und Leseunterrichtes die deutsche Sprache angewendet werden solle. Daß aber der Wunsch besteht, die wendischen Kinder möchten wenigstens ihre Muttersprache lesen lernen, ist doch eine billige Forderung. Selbst vom rein intellektuellen Standpunkte aus sprechen die Erfahrungen für Beibehaltung des Unterrichtes im Wendischen auf der untersten Stufe, da kompetente Beurteiler in den wendisch-deutschen Schulen eine größere geistige Elastizität der Kinder beobachtet haben, als in den rein deutschen Schulen, welche nur durch die Zweisprachigkeit erklärt werden kann, da diese schon die Kinder der untersten Klasse nötigt, mit zwei Sprachen zu operiren. Ja es lehrt die Erfahrung, daß die Kinder bei rationeller Mitanwendung des wendischen Idioms bessere Fortschritte in der Erlernung des Deutschen machen, als in solchen Schulen, in denen jedes wendische Worte verpönt ist und der deutsche Unterricht den Kindern jahrelang als ein unnahbares Etwas unvermittelt entgegentritt. Daß auch Kinder rein deutscher Nationalität, deren Eltern in wendischen Gemeinden zu leben genötigt sind, an diesem wendischen Anfangs-

unterrichte teilnehmen, ist im Interesse ihrer geistigen Entwicklung, sowie ihres Verkehrs mit der wendisch redenden Bevölkerung nur von Vorteil für sie und wird ihnen auch durch den Umgang mit den wendischen Kindern in jeder Weise erleichtert. Wenn aber schon aus rein pädagogischen Gründen die Berücksichtigung des Wendischen auf der untersten Stufe des Unterrichts geboten erscheint, um wie viel mehr beim Religionsunterrichte! Was von den Erwachsenen gilt, gilt in noch höherem Maße von den Kindern. Da ihre Erziehung bis zum Eintritte in die Schule ihnen durch die Eltern in wendischer Sprache vermittelt wird, so würde ihnen der Religionsunterricht in deutscher Sprache in der That als etwas fremdartiges entgegentreten, und ein zum Herzen gehendes, lebensvolles Erfassen der Religion würde dadurch zum mindesten außerordentlich erschwert, für weniger Begabte aber wohl fast unmöglich gemacht werden. Durch den Ausschluß der Muttersprache im Religionsunterrichte würde nur das erreicht werden, daß die Religion aus einer Herzenssache in auswendig gelernten, unverstandenen Formelkram verwandelt werden würde. In richtiger Erkenntnis dieser Konsequenzen ist darum an den sächsischen Volksschulen die Einrichtung getroffen, daß der Unterricht in der Religion und im Lesen in beiden Sprachen erteilt wird, und zwar in der Weise, daß das Tagespensum, sei es biblische Geschichte oder Katechismuslehre, das einemal wendisch vorgetragen und deutsch repetirt, das andremal deutsch vorgetragen und wendisch repetirt wird, sowie daß die deutschen Kinder sich die Bibelsprüche, die Hauptstücke und die Lieder in deutscher Sprache, die wendischen aber in wendischer Sprache aneignen, wobei die befähigteren von den letzteren, sobald sie den wendischen Memorirstoff bewältigt haben, angehalten werden, auch von dem deutschen Memorirstoffe sich nach und nach soviel als möglich anzueignen; in allen übrigen Unterrichtsgegenständen wird der Unterricht in deutscher Sprache erteilt, nur daß dabei in der Unterklasse der Überleitung wegen je nach Bedürfnis die wendische Sprache mit herangezogen werden muß. Auch das preußische Ministerium steht im wesentlichen auf demselben Standpunkte, insofern es will, daß die wendischen Kinder die deutsche Sprache wohl erlernen, nicht aber, daß das wendische Idiom aus den Schulen verdrängt werde.

Was zum Schlusse die Verdächtigungen betrifft, daß die wendische Agitation panslawistische Tendenzen verfolge, so können wir uns darüber kurz fassen, da diese Frage den „Wendenkönig“ nur mittelbar berührt, insofern diese Bestrebungen vor allem auf den am 13. Juni 1884 verstorbenen Redakteur der in Bautzen erscheinenden wendischen Zeitung Serbske Nowiny, Schmaler, zurückgeführt wurden. Es wird den meisten Lesern in der Erinnerung sein, welches Aufsehen in weitesten Kreisen dadurch hervorgerufen wurde, daß Schmaler im Jahre 1867 einer Einladung zu der in Moskau veranstalteten ethnographischen Ausstellung, welche zu beschicken man auch die außerrussischen Slawen eingeladen hatte, Folge leistete, bei welcher Gelegenheit Kaiser Alexander auch seinen „slawischen

Gästen“ in Zarskoje Selo eine Audienz erteilte. Alle bedeutenden deutschen Zeitungen nahmen davon Notiz und beschuldigten Schmaler der Pflege eines moskauischen Byzantinismus und panslawistischer Agitation. Selbst die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ ging auf die Sache ein und sprach sich gegen die Furcht der Wiener Journale vor dem Panslawismus aus, indem sie betonte, daß Deutschland keine Ursache habe, auf der Hut zu sein in Hinsicht auf die zunehmende Bewegung im Slawentum, und zugleich ihrer Überzeugung Ausdruck gab, daß die Moskauer Fahrt keinen politischen Zweck gehabt habe.

Auch die Verleihung eines hohen russischen Ordens an Schmaler bei Gelegenheit des im Jahre 1862 gefeierten tausendjährigen Jubiläums der Gründung des russischen Reiches brauchte zu derartigen Verdächtigungen keinen Anlaß zu geben. Diese Verleihung des St. Annen-Ordens erfolgte auf Vorschlag der russischen Akademie der Wissenschaften, speziell auf Antrag des Akademikers Kunik, eines Deutschen, um die namhaften Verdienste anzuerkennen, die sich Schmaler um die slawische Wissenschaft — vor allem durch die Herausgabe der Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz — erworben hatte. Überhaupt war das Interesse, welches Schmaler unter Hintansetzung seiner persönlichen Interessen Zeit seines Lebens für die wendische Literatur gehegt hat, in erster Linie ein wissenschaftliches, weil auf die Kenntnis und Förderung dieses eigentümlichen, manches Altertümliche bewahrenden slawischen Dialektes gerichtetes, zugleich aber auch im besten Sinne des Wortes ein nationales, weil es ihm heiliger Ernst war, durch gute, ernste, gesinnungstreue Lektüre seinen Stammesgenossen ihren kirchlichen, loyalen Sinn zu erhalten und zu bewahren. Es gewährt ein eignes Interesse, aus der von Pastor Immisch im Auszuge mitgeteilten Selbstbiographie Schmalers das Leben und Streben dieses uneigennützigen Mannes kennen zu lernen.

Wenn diesem Hauptförderer einer friedlichen Agitation für wendisches Volkstum aus Rußland vereinzelte Unterstützungen zugekommen sind, so erklärt sich dies, außer aus den auch durch verwandtschaftliche Bande vermittelten vielfachen Beziehungen Schmalers zu russischen Freunden, vor allem aus dem rein wissenschaftlichen Bestreben, welches gelehrte Russen und Freunde slawischer Literatur an dem Wendischen und seiner Literatur nehmen. Derartige Unterstützungen aus Rußland sind eigentlich nur für das künftig in Bautzen zu erbauende wendische Vereinshaus oder Museum eingegangen, welches die seltenen Bücherschätze des seit 1845 bestehenden wissenschaftlichen Vereins Maćica Serbska aufnehmen soll. Dieser Verein selbst zählt allerdings einige wenige russische Mitglieder, welche aber für ihre regelmäßigen Beiträge die vom Verein herausgegebenen Schriften erhalten. Mit dem Vereine stehen aber auch gelehrte Gesellschaften andrer außerdeutschen Länder im Bücheraustausche, so unter anderm das britische Museum in London, wie er auf der andern Seite auch z. B. die königliche Bibliothek zu Berlin zu seinen Mitgliedern zählt. Dies ist aber die

einfache Folge des wissenschaftlichen Wertes der Veröffentlichungen der sprachforschenden, der archäologischen und der historischen Sektion der Maćica Serbska, welche die Kenntnis des wendischen Idioms im Interesse jener Wissenschaften zu verwerten streben. Daß aber der Unterstützungsverein für studirende Wenden Gaben auch aus Rußland angenommen hat, giebt noch keinen Grund zu der Verdächtigung, daß unter den Wenden der Lausitz eine panslawistische Agitation mit russischem Gelde getrieben werde. Überdies sind diese Beiträge nur sehr gering, weil die Russen notorisch in der Regel nur ihre Glaubensgenossen in der griechisch-orthodoxen Kirche unterstützen. Auch ist ein nicht unbeträchtlicher Teil der Gaben aus Rußland nicht von Russen, sondern von dem böhmischen Hilfsvereine in Petersburg für die Zwecke dieses Unterstützungsvereins für studirende Wenden gestiftet worden.

Aber gesetzt auch, daß die ihre wendischen Stammesgenossen unterstützenden Russen noch andre Zwecke im Auge hätten als die Unterstützung der wissenschaftlichen, sowie auf Erhaltung und Förderung der wendischen Literatur gerichteten Bestrebungen, daß sie auch eine Annäherung des verwandten Stammes an das russische Volk und seine Interessen und eine Gewinnung seiner Sympathien für das große russische Reich bezweckten, so war für die Vertreter der wendischen Interessen kein Grund vorhanden, diese Unterstützungsgelder zurückzuweisen, da ja derartige verwerfliche oder auch nur bedenkliche Bestrebungen weder je geltendgemacht worden sind — sei es direkt als Grund und Bedingung der Unterstützung, sei es in den dieselbe begleitenden Gesinnungsbezeugungen —, noch auch bei den die Unterstützung spendenden Männern und Gesellschaften vorausgesetzt oder vermutet werden konnten. Die Hauptsache bleibt die Gesinnung der Empfänger jener Spenden. In dieser Hinsicht ist von maßgebender Bedeutung, wie sich einer der ernstesten und fleißigsten Arbeiter auf dem Felde der wendischen Literatur, Professor Pfuhl, über den Panslawismus ausgesprochen hat. Er sagt etwa folgendes: „Auf die Frage: Wer ist der Beschützer des Slawentums? sind manche schnell mit der Antwort fertig, indem sie sagen: Rußland! Aber die russische Regierung hat weder jemals etwas derartiges proklamirt, noch wird sie jemals imstande sein, etwas derartiges zu verheißen, mag auch der eine oder der andre Einzelne daselbst mit Worten (ohne Thaten!) für seine »slawischen Brüder« auftreten. Wie die Russen und andre slawische Völker haben auch wir Lausitzer Wenden uns nach unsrer Individualität entwickelt, wie uns dies in Sachsen und in Preußen durch die Gesetze verstattet ist, und wir sind dieselben treuen Unterthanen geblieben, wie es bereits unsre Väter der sächsischen und der preußischen Regierung gegenüber gewesen sind. Wir Wenden arbeiten friedlichen und gehorsames Sinnes für uns Wenden und zum Besten des ganzen Vaterlandes, das wir mit den Deutschen gemeinsam haben." Dies, sowie andre Thatsachen, steht somit in direktem Widerspruche mit der Behauptung des Artikels der „Schlesischen Zeitung," daß in Bautzen das Wendentum

nur in Verbindung mit dem Slawentum gelehrt und daß Rußland stets als die große Mutter der Slawen und auch der Wenden dargestellt werde.

So haben sich denn die angeblichen Thatsachen, mit denen jener Artikel ein so gewaltiges Aufsehen hervorrief, als falsche Annahmen erwiesen, mögen sie nun Eingebungen einer erhitzten Phantasie oder in böser Absicht ausgestreute Erdichtungen gewesen sein. Für die Belehrung aber, die uns Immischs Buch über die Wenden der Lausitz, über ihren Dialekt, dem er den ersten Abschnitt seiner Schrift widmet, und über ihre Geschichte spendet, wird ihm mancher dankbar sein, weil es von großem Interesse ist, diese Enklave des Slawentums mitten unter deutscher Bevölkerung und mit deutsch-nationaler Gesinnung näher kennen zu lernen.

Freilich würde es bedenklich sein, wenn mitten im deutschen Lande ein fremder Volksstamm mit nationaler Exklusivität seine Sonderbestrebungen aufrecht erhielte und in diesen Sonderinteressen künstlich verstärkt und unterstützt würde, namentlich angesichts des immer höher emporwachsenden und alle Lebenskreise sich dienstbar machenden Nationalitätsprinzips. Denn es könnten immerhin in näherer oder fernerer Zukunft politische Verhältnisse eintreten, unter denen die Angehörigen eines solchen isolirten Stammes dem allgemeinen Staatsganzen gefährlich werden oder doch wenigstens nur nach innerm Kampfe und mit innerm Widerstreben ihrer Pflicht gegen die Majorität des Volkes eingedenk sein könnten, während ihre Sympathien vielleicht dem feindlichen Staate und seinem stammverwandten Volke zugewandt wären. Aber die Bestrebungen um Erforschung des Volkstums und der Geschichte der Wenden, um Erhaltung und Belebung ihrer Sprache, um Sicherung ihrer Sitten und ihrer althergebrachten Sittlichkeit haben mit derartigen landesverräterischen Bestrebungen im Dienste des einseitigen Nationalitätsprinzips nichts gemein.



Fabrik- und Hausindustrie.



Schon oft ist die Frage erörtert worden, wie man sich die Gestaltung der gewerblichen Unternehmungsformen in der Zukunft zu denken habe. Daß die Fabrik das Kleinhandwerk nicht vollständig entbehrlich machen kann, ist eine selbstverständliche Sache, und die Gewerbezählung von 1875 — die Ergebnisse der Berufszählung von 1882 nach dieser Richtung liegen noch nicht vor — hat denn auch

nachgewiesen, einen wie ansehnlichen Platz die Kleinindustrie im Erwerbsleben des deutschen Volkes einnimmt. Gleichwohl läßt sich nicht leugnen, daß auf manchen Gebieten die Fabrik die herrschende Betriebsform geworden ist und auf andern alle Aussicht zu haben scheint, diese bevorzugte Stellung zu erringen. Da fragt es sich, welche Industriezweige es sind, deren Ausübung in handwerksmäßiger oder hausindustrieller Form auf die Dauer nicht mehr möglich zu sein scheint.

Nicht selten ist der Textilindustrie oder vielmehr dem hauptsächlichsten Zweige derselben, der Weberei, dieses ungünstige Prognostikon gestellt worden. Als der Maschinenwebstuhl aufgekommen war und an Verbreitung fast täglich gewann, meinten nicht wenige, daß der Untergang der Handweberei besiegelt sei. Mit der Leistungsfähigkeit der Maschine in bezug auf Schnelligkeit und Billigkeit des Produkts, auch wohl gar in Hinsicht auf Güte des Erzeugnisses, glaubte man, könne der Handstuhl nicht konkurriren. Doch schon die Reichsenquete über die Lage der Baumwollen- und Leinenindustrie vom Jahre 1878 konnte in ihren auf den Kleinbetrieb der Weberei und Wirkerei bezüglichen Nachrichten eines bessern belehren. Zwar ergab sich, daß stellenweise der Rückgang der Hausweberei ein sehr beträchtlicher war, aber man empfing doch den Eindruck, daß es sich keineswegs um einen verlornen Posten handle.

Neuerdings hat nun ein anerkannter Technologe und Volkswirt — Hermann Grothe — diesen Kampf zwischen der Fabrik- und Hausweberei zum Gegenstande einer eingehenden Studie gemacht und ein mit dem interessantesten Material angefülltes Buch darüber veröffentlicht.*) Grothe untersucht sorgfältigst die Gestaltung der Weberei neuerer Zeit in allen Ländern, sowohl in den auf dem Gebiete der Textilindustrie sich auszeichnenden als in den auf demselben weniger leistungsfähigen. Jeder Staat wird unter Heranziehung alles einschlägigen, der offiziellen Statistik oder sonst glaubwürdigen Quellen entlehnten Materials für sich betrachtet — auch die einzelnen deutschen Staaten werden so geschildert — und erst auf Grundlage überwältigender Zahlenreihen formulirt der Verfasser seine Schlußfolgerungen und seine Ratschläge, wie der in mancher Hinsicht betrübende Stand der Handweberei zum bessern gewandt werden könne.

Grothe hat sich indes nicht nur die Aufgabe gestellt, den Nachweis zu erbringen, daß der Handwebstuhl existenzberechtigt ist, sondern er berührt noch einen andern Punkt, der mit der erwähnten Frage in nahem Zusammenhange steht, nämlich den schlimmen Einfluß des Manchestertums auf die industrielle Produktion überhaupt. Es ist außerordentlich belehrend, von einem Techniker

*) Der Einfluß des Manchestertums auf Handwerk und Hausindustrie, gezeigt an dem Ergehen der Hand- und Hausweberei. 2. Abdruck. Berlin, F. Luckhardt, 1884.

auf alle diese Kunstgriffe, die nicht nur in der Weberei, sondern auch in andern Industrien üblich sind, aufmerksam gemacht zu werden. In der That scheint hiernach die Unredlichkeit der Fabrikation groß und die Moral in der Volkswirtschaft in bedauerlicher Weise untergraben. Da ist die Belastung und Vermehrung der Wollgewebe mit Mungo, der Baumwollgewebe mit Chinaclay, Mehl, Stärke und Mineralstoffen, der Seide mit Eisen, Gerbstoff und Campêche, der Stickwolle mit Zucker und Dextrin, des Leders mit Schwerspat und Magnesia, der Seide mit Chlormagnesium und Schwerspat, der Farbstoffe mit Dextrin, des Papiers mit Thonerde und ähnliches mehr. Ihren Anfang haben diese Verfälschungen in Großbritannien genommen und von dort aus sich dem Kontinente mitgeteilt. Besonders ist es daher der englische Freihandel und dessen Einfluß auf die industrielle Thätigkeit, die Grothe mit scharfen Worten geißelt. Er zieht zur Unterstützung seiner Ansichten die Urteile der Engländer selbst herbei, wie denn u. a. der berühmte Sociologe Herbert Spencer es ausgesprochen hat, daß nach seiner Überzeugung der englische Handel durchaus verderbt (essentially corrupt) sei. „Allgemein ist es die Ansicht des Handelsstandes, daß Erfolg unvereinbar ist mit strikter Redlichkeit" sagt er an einer Stelle, und an einer andern: „Ein System scharfer Konkurrenz, wie es besteht ohne moralische Zurückhaltung, erweist sich als ein System kommerziellen Kannibalismus. Für die Kaufleute in England sind jetzt nur zwei Wege möglich — entweder sie adoptiren die Praxis ihrer Mitbewerber oder sie geben ihr Geschäft auf. Männer, den verschiedensten Branchen und Plätzen angehörig, Männer von natürlicher Gewissenhaftigkeit, welche ausdrücklich sich über die Erniedrigung ärgerten, der sie unterworfen wurden, haben einer wie der andre schließlich mit tiefer Trauer erklärt, daß es unmöglich sei, mit strenger Rechtlichkeit Handel zu treiben." Und ähnlich erklärt Syme: „England ist hervorragend das Land der Fälschung. Die betrügerischen Gebräuche sind Regel geworden, ehrlicher Handel ist heutzutage Ausnahme" und macht die fehlerhaften Doktrinen der englischen ökonomischen Schule dafür verantwortlich. Demgemäß schüttet auch Grothe die Schale seines Unwillens über England aus. Ein Volkswirtschaftssystem, wie dies Land es betreibe, vertrete keine Volkswirtschaft mehr, sondern ein Räuber- und Betrugssystem.

In der That scheint dem Manchestertum der Vorwurf nicht erspart werden zu können, daß es durch das schrankenlose Waltenlassen der freien Konkurrenz der Entfaltung des menschlichen Eigennutzes und dem Treiben üppiger Schößlinge desselben besonders Vorschub geleistet hat. Wohl ist zu allen Zeiten über Unredlichkeit im Handel geklagt worden. Wer die Geschichte des Handels kennt, weiß, daß fast so alt wie dieser selbst Beschwerden über Unregelmäßigkeiten sind, die bei ihm vorkamen. Eine Übervorteilung in gewissen Grenzen scheint demnach in der Schwäche der menschlichen Natur zu liegen. Auch systematische Fälschungen

ließ sich der Gewerbestand früherer Jahrhunderte zu schulden kommen. Nicht umsonst werden in mittelalterlichen Webereistatuten Verwendungen bestimmter Wollen oder Surrogate untersagt, stehen strenge Strafen auf dem Verkauf von kürzeren oder schmäleren Tüchern, als die Vorschrift fordert, wird in der Metallverarbeitung die Mischung, aus welcher Kannen, Gefäße u. s. w. hergestellt werden sollen, genau angegeben. Fälschungen derart sind im Verkehrsleben aller Völker und zu allen Zeiten unvermeidlich gewesen.

Aber trotz alledem wird nicht in Abrede gestellt werden können, daß eine Lehre, die den Satz an der Spitze trägt „Jeder sehe zu, wie er sich vor Schaden hüte," geradezu die Versuchung enthält, den Betrug zu vermehren. Denn wenn dieselbe Lehre auch andrerseits die Behauptung vom wohlverstandenen Eigeninteresse proklamirt, welches daran hindert, jenen ersten Satz völlig auszunutzen, da unreelle Bedienung schließlich den Gewerbtreibenden um seine Kundschaft bringt, so ist doch bis zur praktischen Bethätigung des letzteren ein weiter Schritt. Ehe noch die Abnehmer den Schaden, den sie gelitten, gemerkt haben, hat der Fabrikant seinen Gewinn bereits eingestrichen. Umso gravirender aber bleibt ein derartiges Vorgehen, als in der Regel die meisten Käufer die Surrogirung und Verfälschung der Artikel, deren sie bedürfen, beim Kaufe garnicht zu erkennen in der Lage sind.

Auf die Hausindustrie hat das Manchestertum besonders schädlich gewirkt. Es hat die heilsame Bedeutung derselben für die Volkswirtschaft eines Landes, die darin liegt, daß sie vielen sonst nicht berufsmäßig thätigen Personen eine Nebenbeschäftigung gewährt, daß sie vielen, die von Hause sich nicht regelmäßig entfernen können oder wollen, die Gewinnung des Lebensunterhalts erleichtert, daß sie eine Kombination mit andrer, namentlich landwirtschaftlicher Thätigkeit zuläßt, daß sie die schon teilweise aufgebrauchten Arbeitskräfte, die älteren Personen, welche in Fabriken nicht mehr thätig sein können, noch zu benutzen weiß und dergleichen mehr, vollständig unterschätzt. Für das Manchestertum wurde nur Maschinenarbeit wichtig. Ohne daß direkt gegen die Hausindustrie zu Felde gezogen wurde, mußte sie doch zurückstehen, weil durch die Arbeit in geschlossenen Fabrikräumen schneller und mehr verdient werden konnte. Jene Fälschungen, die eine Zeit lang dominirten, konnten wohl in der Fabrik, nicht aber in den Räumen der kleinen Einzelmeister vorgenommen werden, die wohl gar in rechtlicher Gesinnung sich gegen derartige Neuerungen gesträubt hätten. Überall, wo das Manchestertum seine Grundsätze nachdrücklich zur Geltung zu bringen wußte, hat Handwerk und Hausweberei den Angriffen weniger zu widerstehen vermocht als da, wo seine Lehre kein so bedeutendes Ansehen genossen.

Wir im deutschen Reich dürfen uns dessen freuen, daß der Handwebstuhl immer noch in bemerkenswerter Anzahl vorhanden ist. Von 464096 Stühlen, welche die Gewerbezählung im Jahre 1875 nachwies, waren 74775 mechanische, und 369321 wurden mit der Hand in Bewegung gesetzt. Im Vergleich zum

Stande von 1861 hatte die Zahl der mechanischen Stühle sich vergrößert, von 39554 auf 74775, die der Handwebstühle sich verringert, von 394865 auf 369321. Wieviel Stühle in den Häusern der Arbeiter aufgestellt sind, hat im Jahre 1875 leider nicht ermittelt werden können. Für das Jahr 1861 wird ihre Zahl auf 370970 angegeben. Wirklich beseitigt ist die Handweberei bisher nur an wenigen Orten und in Herstellung keines einzigen Artikels vollständig durch die mechanische Weberei ersetzt worden. Zurückgegangen ist sie im allgemeinen in allen Teilen Deutschlands für glatte Gewebe, für Massenartikel und ordinäre Stoffe. Dagegen behauptet sie einen Vorsprung vor der Mechanik in bezug auf feine und gemusterte Sachen.

„Noch klappern, sagt der Verfasser, im deutschen Reiche 369321 Handwebstühle im Kleinbetriebe und noch viele leider ungezählte in Hausarbeit und Nebenbeschäftigung, von deren Betrieb $1^1/_4$ Million Menschen die Existenz hat. Hier heißt es, diese Handwebstühle nicht zugrunde gehen zu lassen, weil die Zukunft nach heutiger Anschauung dem mechanischen Stuhle gehört, sondern die Aufgabe ist vielmehr, auf alle mögliche Weise die Existenz der Handwebstühle zu retten, soweit und wie es nur immer möglich ist. Hierzu ist es jetzt nicht zu spät." Wir können hier die neueren Angaben der Berufszählung, die wenigstens die Personen nachgewiesen hat, über das Verhältnis von Haus- und Fabrikbetrieb einschalten, die gleichfalls erkennen lassen, daß der Kampf der mechanischen Weberei gegen die Handweberei zu einer völligen Niederlage der letzteren noch nicht geführt hat. Die Zahl der Erwerbsthätigen betrug im Juni 1882:*)

	Als Hausbetrieb:	Als Fabrikbetrieb:
1. Spinnerei, Hechelei, Haspelei, Zwirnerei, Wollenfabrikation .	24 175	113 175
2. Weberei, einschließlich Bandweberei (ausgenommen Metall-, Gummi- und Roßhaarweberei)	280 961	193 317
3. Strickerei und Wirkerei (Strumpfwaarenfabrikation) . . .	51 663	17 463
4. Häkelei, Stickerei, Spitzenfabrikation	26 252	6 954
zusammen in diesen vier Industriegruppen:	383 051	330 909.

Zur Zeit ist mithin die Zahl der auf den Handwebstuhl angewiesenen noch größer als die der Fabrikarbeiter. Doch beweist dieses Verhältnis die Lebensfähigkeit der Handweberei an sich noch nicht, sondern es käme darauf an, wie viele Stühle wirklich im Gange sind. Zählt man zu beiden Gruppen die Zahl der Angehörigen zu, die direkt oder indirekt von den Erwerbsthätigen abhängen, so erhält man im ersten Falle eine Gesamtzahl von 881549, im letzteren Falle von 636217 Personen. Soviel ist also jedenfalls sicher, daß numerisch die Haus- und Handweber die ganze Beachtung der Volkswirte verdienen.

*) Statistisches Jahrbuch für das deutsche Reich, S. 13 ff.

In weit größerm Maße als in Deutschland existirt Handspinnerei und Hausweberei in andern Staaten, in Rußland, Österreich, Schweden, Frankreich, Italien. In außereuropäischen Ländern wie China, Japan, Ostindien u. s. w. herrscht die Webehandarbeit fast unumschränkt. Auch Staaten wie Griechenland, Rumänien, Serbien, Bulgarien unterliegen bei der Verarbeitung der Gespinstfasern noch nicht dem Einflusse der mechanischen Weberei. Ferner ist in einzelnen Zweigen der Weberei die Handarbeit nur wenig zurückgewichen. So auf dem Gebiete der Wollen- und Baumwollenindustrie in Spanien, Portugal, Schweden, Dänemark und Italien. Die nicht unbedeutende russische Leinenindustrie läßt fast ausschließlich mit der Hand arbeiten. Wirklich sehr stark zurückgegangen ist die Webe-Handarbeit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Großbritannien und Irland. Dabei ist aber erwähnenswert, daß für die Feinweberei die Vereinigten Staaten von Amerika eben die Handweberei einzuführen im Begriffe stehen.

Es erweist sich somit die Frage der Hand- oder Maschinenweberei nicht als so einfach, wie oft angenommen worden ist. Nicht nur, daß die erstere sich gegen die Verdrängung durch die letztere auflehnt und auch nach jahrzehntelangem Kampfe eine feste Stellung innehat — das ist schließlich nur natürlich, weil ökonomische Umwälzungen von großer Tragweite sich nie schnell vollziehen —, sie erscheint auch unentbehrlich überall da, wo es sich um die Befriedigung feinerer Bedürfnisse handelt. In Deutschland hat der Handwebstuhl sich fast durchweg für alle Gebild- und Musterweberei, für den größten Teil der Seidenindustrie, der Plüsche, Krimmer und der Chalesindustrie erhalten, während er in der Tuch- und Buckskinweberei, gemischten Wollweberei, Halbleinen- und Leinenweberei, sowie in der Baumwollweberei zurückgegangen ist. Ebenso hat in Frankreich die Handweberei sich für Nouveautés in allen Stoffen, für feine und hochfeine Waaren in allen Materien, für gemischte Waaren mit vielem Farbenwechsel und Bindungen behauptet. Ähnlich liegt der Fall in andern Ländern. Grothe hat ein Verzeichnis aller der dem Handwebstuhl zur Zeit reservirten Gewebe zusammengestellt (S. 326—327).

Gründe hierfür lassen sich viele anführen. Man hat beim Handwebstuhl die Möglichkeit, den verschiednen Ansprüchen an die Länge der Ketten je nach Eingang der Bestellungen zu entsprechen. Man kann in Mustern und Qualität auf einer und derselben Kette variiren. Mit Hilfe der Jacquardmaschine lassen sich auch die größten Dessins ausführen. Dazu kommen verschiedene ökonomische Ursachen. Die Anlagekosten, sowie die Spesen des Betriebs sind verhältnismäßig gering. Jemand, der nicht Kapital genug besitzt, um eine Reihe mechanischer Webstühle zu kaufen und sie alle in einem oder mehreren großen Etablissements, deren Errichtung abermals Mittel erfordert, aufzustellen, kann als Verleger und Beschäftiger vieler kleiner Hausweber eine gedeihliche Wirksamkeit entfalten. Er kann dann seiner Produktion jede beliebige Ausdehnung

geben und hat es mehr in seiner Hand, dieselbe einzuschränken, wenn er zu weit gegangen zu sein glaubt.

Es verbinden sich also technische und wirtschaftliche Ursachen, um die Maschine nicht völlig triumphiren zu lassen. Sie bewirkt, abgesehen von den Händen, die zu ihrer Bedienung erforderlich sind, auch sonst nicht, daß man der Handarbeit ganz entraten kann. Wenn dies in den Vereinigten Staaten von Nordamerika scheinbar der Fall ist, so darf nicht übersehen werden, daß diese an tüchtigen Arbeitskräften stets Mangel gelitten haben. Der Überfluß an solchen, der in der alten Welt zu einer Manufakturperiode führte, war in der neuen nie vorhanden und daher machte sich dort die Maschinenarbeit geltend.

Der Segen der Maschine, der nach Ansicht vieler Volkswirte in der Kürzung und Vereinfachung der Arbeit besteht, die den Fähigkeiten der Arbeiter besser angepaßt, sowie darin, daß denselben mehr Zeit zur Erlangung größerer geistiger und sittlicher Bildung geboten werden kann, zeigt sich durchaus nicht immer. Über ihre Bedeutung gerade in der Weberei als manchesterlichen Großbetrieb sagt Grothe sehr drastisch (S. 298): „Wir können ganz und gar nicht zugeben, daß die Maschinen die Arbeit kürzen und vereinfachen, vielmehr hat die mechanische Weberei die Arbeit komplizirter gemacht und an sich nicht gekürzt; ... sie hat den gelernten Weber ausgetrieben und den ungelernten Menschen an seine Stelle gesetzt, indem sie dem Arbeiter erklärte, er brauche seine gewerbliche Instruktion nicht verbessern, seine geistige und sittliche Bildung nicht vergrößern — sondern hier sei Reduktion der Fähigkeiten am Orte. Der Weber gewann nur mehr Zeit zu hungern, und das Erforderlichwerden neuer Arbeit zur Herstellung der Kraftstühle reichte im entferntesten nicht aus, die ausgewiesenen Weber zu beschäftigen."

Nach alle diesem kann man sich der Überzeugung nicht verschließen, der Grothe mit großer Entschiedenheit Raum giebt, daß die Erhaltung und Hebung der Handweberei möglich und geboten sei. Und zwar in dem durchaus versöhnlichen Sinne einer harmonischen Nebeneinanderstellung des Handwebstuhls und des mechanischen Webstuhls. Es kann einem nicht beikommen wollen, wie jenen englischen Arbeitern, welche die Kraftwebstühle, die ihnen ihre Beschäftigung raubten, gewaltsam zertrümmerten, der Beseitigung derselben das Wort zu reden, um den hungernden Webern allen zu helfen. Wohl aber läßt sich daran denken, die Haus- und Handwerksweber so auszurüsten, daß sie in den Stand gesetzt werden, die Konkurrenz mit dem Maschinenstuhle erfolgreicher aufnehmen zu können.

Wie das geschehen kann, setzt der Verfasser eingehend auseinander. Durch Begründung von Fachschulen und Eröffnung von Lehrwerkstätten, durch Verbesserung der Webstuhlkonstruktionen, durch Schauanstalten und Ämter zur Verifikation von Maß und Gewicht, durch Exportbegünstigungen, die für den Absatz Sorge tragen sollen, durch Anbahnung wohlfeilen Bezuges überseeischer Roh-

stoffe sowie durch Belebung der einheimischen Rohstoffgewinnung u. a. m. glaubt er das Ziel erreichen zu können. Jeder, der das orientirende Buch aufmerksam studirt, wird ihm fast in allem oder doch in der Hauptsache beistimmen können. Grothe hält sich mit seinen Forderungen durchaus in den Grenzen des Möglichen. Teils sind es Maßregeln, welche sich in frühern Zeiten oder andern Ländern bereits bewährt haben, die er befürwortet, teils motivirt er seine vorgeschlagenen Neuerungen so gut, daß man gern an ihre Durchführbarkeit glaubt.

Besonders bemerkenswert erscheint das über die Einführung von Kleinmotoren gesagte, weil da wieder deutlich das Streben sich zeigt, die Fortschritte der Technik in den Dienst der Industrie zu nehmen. Kein Gedanke unter all den vielen zur Abhilfe der Fabrikmißstände laut gewordenen ist wohl so glücklich wie der zur Einbürgerung von Kleinkraftmaschinen in der Werkstätte des Hausarbeiters und Handwerkers. Läßt sich dieses Problem in befriedigender Weise lösen, so dürfte viel gewonnen sein. Die Vorteile des kapitalkräftigen Maschinenbetriebes sind dann bis zu einem gewissen Grade den unvermöglichen Arbeitern zugänglich gemacht, deren Hauptreichtum in ihrer Muskelkraft steckt, ohne daß die übeln Folgen, welche der Großindustrie leicht anhaften, mit übertragen werden. Die Kleinmotoren bieten, wie Grothe ganz richtig sagt (S. XLVII), „wohl eine bedeutende Produktionsmöglichkeit, aber auch die Möglichkeit, die Produktion ohne erhebliche Verluste einzuschränken."

In der Weberei nun kommt es darauf an, aus dem Handwebstuhl einen Webstuhl auszubilden, der als ein halb mechanischer oder ganz mechanischer Stuhl dem Handwerker und dem Kleinbetrieb dienen kann. Dieser muß dann durch eine billige und billig zu benutzende Kraftquelle in der Werkstatt des Kleinmeisters oder Vorarbeiters so erfolgreich in Bewegung gesetzt werden können, wie seinesgleichen in der Großindustrie. Der Bandstuhl, der seit drei Jahrhunderten unter fortgesetzter Verbesserung der Details angewandt wird, der sowohl mit Kurbel durch den Arbeiter wie mit Motorenbetrieb in Thätigkeit gesetzt werden kann, ist ein Beispiel für die Richtung, in welcher sich verbesserte Webstuhlkonstruktionen und dienstbar gemachte Kraftquellen mit einander verbinden müssen.

Daß mit den Mitteln, die Grothe in Vorschlag bringt, wirklich etwas erreicht werden kann, unterliegt keinem Zweifel. Man hat in dieser Hinsicht anderweitig gute Erfahrungen mit den zur Hebung von Hausindustrien angewandten Maßregeln erprobt; ihre Verallgemeinerung bietet daher für Erfolg Garantie. Man denke z. B. an die blühende Strumpfwirkerei in Mitteldeutschland, in Apolda, Limbach, Chemnitz, Zeulenroda, und an das völlige Darniederliegen desselben Gewerbes im Ansbacher und Bayreuther Fürstentum, dessen Entwicklungsgeschichte uns kürzlich erst von berufener Seite erzählt worden ist.*)

*) Georg Schanz, Zur Geschichte und Kolonisation in Franken. Erlangen, Deichert, 1884.

Während in Erlangen, Wilmersdorf und Schwabach die Technik verfiel, die Reparatur und Verbesserung der Stühle stets zu wünschen übrig ließ, es an der gehörigen Initiative tüchtiger Unternehmer fehlte, schritt man in Apolda rüstig fort. Hierher verpflanzten die Verleger mit bedeutenden Geldopfern die in England und Frankreich erfundenen Maschinen zur Fertigung des Stoffes für allerlei neue Fabrikate, hier wurde die Plüschweberei entwickelt, hier stellte man schon in den dreißiger Jahren einzelne Zirkularstühle auf, und das erfreuliche Resultat solcher Bestrebungen ist, daß die weimarische Regierung, die schon im vorigen Jahrhundert die apoldische Fabrik als „ein wunderbar Kleinod der weimarischen Lande" bezeichnete, dies mit noch mehr Recht heute thun kann.

So möge denn der Handweberei, wo sie zur Zeit besteht, überall geholfen werden, ehe es zu spät ist.



Otium cum dignitate.



ach einem Ausspruche des Cartesius ist Verstand das am gerechtesten verteilte Gut, denn jeder hält den auf ihn gekommenen Anteil für völlig ausreichend. Es ist daher kein müßiges Geschäft, von Zeit zu Zeit, wie es ja erst unlängst in hoffentlich recht nachhaltiger Weise in ganz Deutschland geschehen ist, auf hochbevorzugte Verstandeskräfte eines Einzelnen besonders aufmerksam zu machen und vor aller Augen das glänzende Fazit einer richtigen Verwertung dieser Kräfte zu ziehen, wobei sich zum Besten der Allgemeinheit mit Klarheit zu ergeben pflegt, daß wir doch keineswegs sämtlich bei jener Verteilung einen völlig ausreichenden Anteil eingeheimst haben, eine Erkenntnis, die uns wiederum mit Gefühlen der Dankbarkeit für die richtige, d. h. im Interesse der Menschheit geschehene Verwertung solcher hochbevorzugten Verstandeskräfte Einzelner erfüllt.

Handelt es sich bei Beweisführungen dieser Art um weithin sichtbar gewordene Verdienste, so hat die Mehrzahl der Menschen sich im Laufe der Wirksamkeit des Betreffenden schon einigermaßen zu dem Gedanken bequemt, daß hier nicht bloß Geburt, Stellung oder Gelegenheit der Nährboden jener ungewöhnlichen Leistungen gewesen sein können, sondern daß in Wirklichkeit bei besagter Verteilung ein Unterschied zu gunsten des nun auf eine auszeichnende Schätzung Anspruch habenden stattfand.

Anders verhalten wir uns zu Personen, deren Thätigkeit sich unsrer eignen Anschauung nicht geradezu aufdrängte. Weder unsre Zeit noch unsre Kennt-

nisse reichen aus, um selbst über oft und rühmend genannte Namen uns öfter als in Ausnahmefällen ein eignes Urteil bilden zu können. Meist müssen wir uns bescheiden, die endgiltige Beurteilung derselben dem Besserwissen andrer zu überlassen.

So verdämmert manche bedeutende Erscheinung hinter den wirbelnden Staubwolken des unstät vorwärtsdringenden Weltverkehrs, und wo wir mit Interesse Halt machen und uns mit einem Eindruck erfüllen könnten, der uns zum Fortsetzen unsrer Wanderschaft neue Kräfte leihen würde, müssen wir meist, von unsern Hintermännern gedrängt, hastig vorübereilen, oft genug wider Willen, immer mit unerquicktem Gemüte, denn nichts verödet und verstimmt mehr als die Leere einer uns gleichgiltigen Masse.

„Aber Tage der Zukunft sind der Zeugen weiseste," so vertröstet uns Vater Pindar.

Derjenige, um deswillen durch die folgenden Zeilen unser Marsch auf wenige Augenblicke unterbrochen werden soll, weilt noch unter uns, und die Zeit, wo ein Biograph über ihn in erschöpfender Weise Rede zu stehen haben wird, liegt hoffentlich noch fern. Hier handelt sich's nur erst, mit Hilfe einiger von befreundeter Hand herrührenden Notizen, um ein warmes Wort des Dankes und der Anerkennung, das auch in diesen Blättern einer höchst angespannten, in ungewöhnlichem Grade verdienstvoll und segensreich gewesenen Thätigkeit gezollt werden soll, nachdem schwere Krankheit den rastlosen Arbeiter genötigt hat, seine Hand vom Pfluge zurückzuziehen. Fügen wir gleich hinzu, daß sein Geist nichts an seiner Frische und Spannkraft eingebüßt hat, und daß also seine Feder, die so manche wissenschaftliche That fördern half, noch nicht in Pension gegangen ist.

Friedrich Oskar Schwarze hieß der jetzige Wirkliche Geheimrat Dr. von Schwarze, als er vor achtundsechzig Jahren in der Stadtkirche der guten Stadt Löbau in der sächsischen Oberlausitz aus der Taufe gehoben worden war, nachdem er am 30. September in derselben Stadt das Licht der Welt erblickt hatte. Wie unlängst in der Biographie des preußischen Juristen Svarez von dem Geheimen Oberjustizrat Dr. Stölzel nachgewiesen worden ist, war der Vater des Knaben, Dr. Friedrich Christoph Schwarze, nicht nur dem Klange nach, sondern in Wirklichkeit ein Verwandter jenes gefeierten Rechtskundigen Svarez, dem Preußen sein allgemeines Landrecht verdankt, und dessen Großvater erst den Namen Schwarze in Svarez umgewandelt hatte. Der Löbauer Dr. Schwarze bekleidete aber kein juristisches Amt, er war Bezirksarzt. Als solcher muß er eine verdienstliche Thätigkeit ausgeübt haben, denn als er, zum Hofrat ernannt, nach Dresden übersiedelte, verliehen ihm die Löbauer aus Dankbarkeit das Ehrenbürgerrecht ihrer Stadt.

Im Jahre 1826 bezog sein Söhnchen, der zehnjährige Friedrich Oskar, das Gymnasium zum heiligen Kreuz, die sogenannte Kreuzschule, nachdem er

bis dahin in Dresden Schüler der Friedrich-August-Schule (unter Krug und Blochmann) gewesen war. Sein Abiturienten-Examen machte er im Jahre 1833 und studirte darauf bis zum Jahre 1836 in Leipzig Jura. Noch vor Beendigung seines zwanzigsten Jahres hatte er ausstudirt und ward mit der ersten Zensur entlassen. Er arbeitete nun im königlich sächsischen Justizamt und auf advokatorischen Expeditionen in Dresden, wurde 1839 als Vortragssekretär in das Kultusministerium berufen, machte 1842 das große Staatsexamen und trat als Hilfsarbeiter cum voto pleno in das Dresdner Appellationsgericht. 1846 ward er Mitglied des Spruchkollegiums an der Universität Leipzig, anderthalb Jahre später — 32 Jahre alt — saß er als Hilfsarbeiter cum voto pleno — unter Ernennung zum Appellationsrat — im obersten Gerichtshof zu Dresden. Noch ein Jahr später sehen wir ihn, unter Belassung seiner Stellung, in das Justizministerium versetzt, und zwar zur Bearbeitung der Gesetzgebung in Kriminalsachen. Von da an bis zum Jahre 1854, wo er definitiv in das Oberappellationsgericht einrückte, wurde er in beiden Stellungen beschäftigt und hatte in den Landtagen die von ihm ausgearbeiteten Gesetze im Strafrecht und im Strafprozeß (die sächsische Strafprozeßordnung vom Jahre 1854 mit ihren Nebengesetzen), sowie die neue Gerichtsorganisation zu vertreten, deren Durchführung in letzter Zeit ihm ebenfalls zufiel. Am 1. Oktober 1856 traten mit vollständig neuer Gerichtsorganisation die neuen Gesetze ins Leben, und der nunmehr Vierzigjährige ward an die Spitze der Staatsanwaltschaft gestellt, zunächst als Oberstaatsanwalt, später erhielt er den Titel eines Generalstaatsanwalts.

Diese Stelle hat Schwarze bis zum 1. April d. J. beibehalten, und aus Liebe und Interesse für die Lösung der wichtigen, damit verbundenen Aufgaben hat er mehrfach Rufe und Anfragen wegen Übernahme von Universitätsprofessuren des Rechts abgelehnt; ebenso lehnte er, wenn auch nach langem Schwanken, die ihm vorgeschlagene Berufung ins Reichsgericht als Senatspräsident ab.

Unter den von ihm geleisteten gesetzgeberischen Arbeiten seien hier noch außer den schon erwähnten größeren Gesetzen insonderheit die von ihm im Jahre 1868 verfaßten und auf dem Landtage von ihm vertretenen Novellen zum Strafgesetzbuche und zur Strafprozeßordnung erwähnt, sowie die Gesetze über die Einführung der Geschwornengerichte und die Einführung der großen Schöffengerichte in den Kollegialstrafsachen, welche bis dahin dem deutschen Gerichtswesen unbekannt gewesen waren.

Während er solcherart eine große Menge amtlicher Obliegenheiten erfüllte — er war auch länger als zwanzig Jahre Mitglied der königlichen Prüfungskommission für die juristische Staatsprüfung und Kommissar sowohl für die juristischen Prüfungen bei der Universität Leipzig wie für die sächsischen Strafanstalten —, verfaßte er eine beträchtliche Anzahl von Monographien und Abhandlungen und erleichterte auch in ausgiebiger Weise durch seine Kommentare zur sächsischen Strafprozeßordnung, zum Reichsstrafgesetzbuche (fünfte Auflage),

zur Reichsstrafprozeßordnung, zum Reichspreßgesetz, zum Sozialistengesetz, zum Wuchergesetz u. m. a. das Verständnis der betreffenden Gesetze und die allseitige Eingewöhnung in dieselben. Er war überdies seit vielen Jahren Mitredakteur und seit länger als zwanzig Jahren Chefredakteur der angesehenen kriminalistischen Zeitschrift „Der Gerichtssaal“ (gegenwärtig im 37. Jahrgange stehend), wie er auch eine lange Reihe von Jahren die von ihm gegründete „Sächsische Gerichtszeitung“ herausgab. Eins seiner Hauptwerke „Die Reform des deutschen Schwurgerichts“ gab bekanntlich den Anstoß zur Einführung der erwähnten großen Schöffengerichte.

Eine Begabung wie die Schwarzes konnte natürlich dem Vereinsleben nicht fernbleiben, ebensowenig wie der aktiven Beteiligung an der Politik. Er gehört denn auch z. B. zu den Stiftern des deutschen Juristentages, ist immer Mitglied der ständigen Deputation desselben gewesen und hat stets das Präsidium der dritten, der Kriminalabteilung geführt, ein Präsidium, von dessen energischer und doch persönlich liebenswürdiger Handhabung das Wort herrührt: „Eiserne Hand im Sammthandschuh.“

Im Reichstage hat er vom Jahre 1867 an bis zum vorigen Jahre den Wahlkreis Dresden rechts von der Elbe vertreten, einen allemal von der dort ansehnlichen sozialdemokratischen Partei stark umworbenen Posten, dem er aber solcherart die Zuzählung zu dem kleinen Häuflein der „Unsterblichen,“ d. h. der immer wieder Gewählten, verdankt. Wie man weiß, war Schwarzes Thätigkeit vor allem in den vielen Reichstagskommissionen, denen er präsidirte, eine sehr angestrengte — in der großen Reichstagsjustizkommission zur Beratung der Prozeßordnungen fungirte er als Vizepräsident und als Vorsitzender der Redaktionskommission, wie er auch den Bundesratskommissionen für das Strafgesetzbuch und für die Prozeßordnung angehörte —; nicht minder pflegte er als Referent über größere Gesetzesvorlagen seine unermüdliche Arbeitskraft zu bethätigen, wobei ihm neben langjähriger Übung sein Talent für lebendiges Erfassen und Bewältigen einer komplizirten Materie wie für gedrängte, lichtvolle Übersichtlichkeit beim Darstellen derselben in hohem Grade zu statten kam. Diese ungewöhnliche Fähigkeit hat Schwarze übrigens auch als Vorsitzender des Rechtsausschusses im Dresdner Stadtverordnetenkollegium fast zehn Jahre lang segensreich verwertet, und überhaupt ist durch sein lebhaft bethätigtes Interesse für die Aufgaben dieses städtischen Kollegiums der Beweis geführt worden, daß hochgestellte Beamte von unabhängiger Gesinnung daselbst recht wohl am Platze sind.

Es versteht sich, daß einer so vielfach als arbeitsfreudig bewährten Persönlichkeit auch die Übernahme von zahlreichen andern Ehrenämtern nicht erspart blieb, sowie daß gelehrte Gesellschaften sich und ihm die Auszeichnung zu teil werden ließen, seinen Namen ihrer Ehrenmitgliederliste anzureihen. Nicht minder haben ihm sowohl seine amtliche Thätigkeit wie die darüber hinaus-

reichenden Verdienste auf dem allgemeinen Gebiete der kriminalistischen Rechtspflege zahlreiche Ordensdekorationen eingetragen, unter andern das Großkreuz des sächsischen Albrechtsordens, das Komthurkreuz erster Klasse des sächsischen Verdienstordens und (vom Jahre 1860) den österreichischen Orden der Eisernen Krone zweiter Klasse; als Anerkennung vieler Arbeiten für die österreichische Gesetzgebung ist Schwarze durch Kaiser Franz Josef später auch noch in den erblichen Ritterstand des Kaisertums Österreich aufgenommen worden. Endlich sei noch erwähnt, daß die Wiener Universität bei ihrem Jubiläum ihn zum Ehrendoktor der Rechts- und Staatswissenschaften und zum Mitgliede des Doktorkollegiums der Wiener Universität ernannt hat, den ersten juristischen Praktiker, welchem diese Auszeichnung zuteil wurde. Seiner Ernennung zum königlich sächsischen wirklichen Geheimrat mit dem Prädikat Exzellenz geschah schon Erwähnung. Mit dem Ehrenbürgerrecht schmückten ihn die sächsische Hauptstadt, sowie seine Geburtsstadt Löbau.

Es ist in den ersten Zeilen dieser Skizze vorzugsweise von Verstandeskräften die Rede gewesen, und in der That, wie ließen sich auf wissenschaftlichem Gebiete, vor allem auf dem theoretischen Boden der Rechtswissenschaften, große Erfolge ohne große und wohldisziplinirte Verstandeskräfte denken! Unter günstigen Umständen wird sich sogar mit ihnen allein auskommen lassen. Aber während dies noch unzweifelhafter bei solchen wissenschaftlichen Fächern zutrifft, die wie die Mathematik, die Chemie, die Botanik, die Mineralogie, die Genealogie, die Heraldik ꝛc. speziell mit den Dingen zu schaffen haben, ist der Kriminalist, ganz wie der Arzt und Seelsorger, auf das Ebenbild Gottes, auf die menschliche Kreatur als sein Studienmaterial hingewiesen; er reicht durchaus nicht in allen Fällen aus mit dem bloßen Innehaben der schätzbaren wie der unschätzbaren Seiten des Gewohnheits- und des geschriebenen Rechts, und ist ihm gar eine praktische Thätigkeit auf dem Kriminalgebiete zugewiesen, so muß dem Verstande unbedingt ein warmes Herz helfend zur Seite stehen, wenn wirklich Segensreiches geleistet werden soll.

Wesentlich in der Harmonie dieser beiden Eigenschaften wurzeln Schwarzes große Erfolge. Sie wären ohne das Hinzutreten eines eisernen Fleißes und eines an Genialität grenzenden Organisationstalents wohl zwar sicherlich nicht zu derjenigen Bedeutung gelangt, wie sie sich in reicher Fülle jetzt übersehen lassen; aber an sich war in der stark ausgeprägten Harmonie jener beiden so oft nur allzuungleich verteilten Eigenschaften die Bedingung eines hochersprießlichen Wirkens gegeben.

Der humane Grundzug des Schöpfers des sächsischen Strafprozesses wie des Mitschöpfers des sächsischen Kriminalrechts hat sich denn auch in diesen beiden vielbewunderten und während ihrer Dauer als durchaus praktisch bewährten Werken ein Denkmal der schönsten Art gesetzt. Es ist unlängst, wie schon oft, die jetzige deutsche Strafprozeßordnung als ein Rückschritt gegen den

hier in Sachsen giltig gewesenen Strafprozeß bezeichnet und es ist beklagt worden, daß Schwarze seine eigne Arbeit auf dem Altar der Reichseinheit mit opfern zu helfen bestimmt gewesen sei. Vornehmlich seiner treuen und unvoreingenommenen Beteiligung an dieser für ihn allerdings schweren Beseitigung seines wohldurchdachten und wohnlich befundenen Bauwerkes haben wir es aber zu danken, daß auch in der deutschen Strafprozeßordnung manches trotz vieler Anfechtungen bereits in Sachsen als gut Erprobte zur Geltung gelangt ist. So hat insonderheit der Staatsanwalt seine ihm durch Schwarze zugewiesene humane Aufgabe behaupten dürfen, nicht bloß zu belasten, sondern auch zu entlasten, eine Aufgabe, welche dem Verteidiger manche vor allem in Frankreich trefflich ausgenützte Gelegenheit zu rhetorischen Ausfällen gegen den staatlichen Ankläger abschneidet und diesem letztern eine viel würdevollere Stellung anweist, als es dort der Fall ist, wo er lediglich belastend verfährt.

Auf Einzelheiten einzugehen verbietet uns nicht nur der dafür zur Verfügung gestellte Raum; die gerade auf dem Gebiete des Kriminalrechts sich schroff gegenüberstehenden Ansichten über Abschreckungs- und Besserungstheorie und ähnliches lassen auch bei der vorliegenden Veranlassung ein Hinübergreifen in die vielverschlungenen Pfade der Polemik als unstatthaft erscheinen. Gilt diese Skizze doch lediglich den durch redliches Wollen und Wirken erreichten segensreichen Ergebnissen einer Thätigkeit, über deren Richtung erst in spätern Tagen ein völlig unparteiisches Urteil wird gefällt werden können.

In welch hohem Grade Schwarze die Liebe und Verehrung seiner Beamten genossen hat und wie sehr sich dieselben dankbar der Hebung bewußt sind, welche der ganze Stand der Staatsanwälte durch die erwähnte Umgestaltung ihrer Aufgabe erfahren hat, davon legten die Besorgnisse beredtes Zeugnis ab, welche in diesen Kreisen schon bei dem ersten Gerüchte von Schwarzes Rücktritt laut wurden. Aber auch in den Gefängnissen selbst wird man seine volkstümliche Erscheinung schwer vermissen.

Zum Schluß sei noch eines Verdienstes gedacht, das der unermüdlich für Menschenwohl thätig gewesene Mann sich auf einem abseits liegenden Gebiete erworben hat: mit mehreren andern Menschenfreunden stiftete er im Jahre 1866 den Sächsischen Militär-Hilfsverein, der später auch auf die Opfer des Krieges von 1870 bis 1871 ausgedehnt wurde, und den Schwarze bis jetzt geleitet hat. Die Organisation dieses Vereins, welchem sehr reiche Mittel zur Verfügung stehen, gilt allgemein für mustergiltig. Neben der Verteilung großer Summen in jedem Jahre hat der Verein namentlich die Aufgabe nach Möglichkeit gelöst, den Invaliden und den aus dem Kreise jener Kombattanten überlebenden Witwen dauernde und lohnende Beschäftigung zu verschaffen, sei es durch Unterbringung in privaten Dienststellungen, sei es durch den Ankauf kleiner Geschäfte (Milch-, Band- u. s. w.) oder durch die Aufbringung der Mittel zum Betriebe solcher.

Möchten dem allseitig geschätzten und geliebten Manne an der Seite seiner hingebend pflegsamen Gattin und in schönem Zusammenhange mit seinen drei Söhnen — der eine ist Bergdirektor in Dortmund, der andre Amtsrichter in Dresden, der dritte Kaufmann in Plauen — noch viele Jahre stillen und segensreichen Wirkens beschieden sein.



Die musikalischen Jubiläen des Jahres 1885.



Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, sind die Geburtstage Händels und Bachs vorüber. Wir würden also lediglich post festum feiern, wenn wir nochmals über Leben und Wirken der beiden großen Tonmeister berichten wollten. Dagegen glauben wir nichts Überflüssiges zu thun, wenn wir uns nach Schluß der Feierlichkeiten in einem kurzen Rückblick und Umblick über das Verhältnis klar zu werden suchen, in welchem das öffentliche Musikleben zu der Kunst Händels und Bachs steht.

Das Thema zerfällt in drei Teile: 1. Wie verhielt sich die frühere Zeit zu unsern Meistern? 2. Wie verhält sich die unsrige zu ihnen? 3. Was bleibt noch zu thun? Die erste Frage müssen wir stellen, um der Gegenwart gerecht zu werden, die dritte, wenn wir ihr nützen wollen.

Als der Göttinger J. N. Forkel vor mehr als achtzig Jahren über Bach schrieb: „Die Erhaltung des Andenkens an diesen großen Mann ist nicht bloß Kunstangelegenheit, sie ist Nationalangelegenheit," werden nur wenige in dieser Ansicht etwas andres als eine wunderliche Schwärmerei erblickt haben. Heute erscheint sein prophetisches Wort nahezu in Erfüllung gegangen. Musiker können nie so volkstümlich sein wie Dichter und Staatsmänner: ein Bach wird nie so gefeiert werden wie ein Schiller oder ein Bismarck. Bis zu einem gewissen Grade hatten aber doch die Jubelfeierlichkeiten, welche die zweihundertjährigen Geburtstage von Händel und Bach in den vergangnen Monaten begleiteten, einen populären Charakter, und namentlich müssen wir der Tagespresse das Lob zollen, daß sie nach Kräften bemüht gewesen ist, diesen Charakter zum Ausdruck zu bringen. Die Jubiläumswochen haben bewiesen, daß die Ehrerbietung gegen Händel und Bach mit auf dem Anstandskodex der gebildeten Leute steht. Wir wollen diese Thatsache nicht überschätzen, aber wir dürfen uns ihrer freuen. Denn: wie verhielt sich die frühere Zeit zu unsern Meistern? Zunächst zu

Bach? In Daniel Schubarts „Ideen zur Tonkunst“ (Wien, 1806), einem seiner Zeit die Ästhetik beherrschenden Werke, werden „die mächtige Faust,“ die „Verdienste um den Fingersatz,“ die Gabe „eine Duodecime zu spannen“ als Bachs Vorzüge hervorgehoben. Von dem Komponisten Bach kannte der sonst nicht kleinliche Verfasser, der bekannte Märtyrer vom Hohenasperg, nichts — oder über das, was er kannte, glaubte er den schonenden Mantel des Schweigens decken zu müssen. Im Jahrgange 1801 der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung,“ die durchaus kein flaches Blatt war, macht ein Ungenannter auf das „Wohltemperirte Klavier“ als auf ein Werk aufmerksam, „welches öffentliche Bekanntmachung verdient,“ und bedauert bei dieser Gelegenheit, „daß niemand Bach etwas Schönes zutraue.“ Diese beiden Zeugnisse genügen, um uns über die Stellung der Bachschen Kunst zu Anfang unsers Jahrhunderts zu orientiren. Nur in den Orgelschulen hatte man vor Bach noch Respekt — in der Regel aber einen geistlosen. Die Mehrzahl derer, welche die wenigen in Umlauf befindlichen Klavier- und Orgelkompositionen des großen Tonsetzers kannten, faßten sie als Produkte des „Rechen- und Fugenmeisters“ auf, ganz nach der Parole des leichtfertigsten Italienertums. Diejenigen Männer, welche in Bach eine geistige Größe erkannten, wie Forkel, Zelter, Beethoven und Goethe — um die bekanntesten Namen anzuführen —, bildeten Ausnahmen.

Mit Recht betrachtet man die bekannte Berliner Aufführung der Matthäuspassion vom Jahre 1829 als dasjenige Ereignis, von welchem eine bessere allgemeine Würdigung der Kunst Bachs datirt. Es scheint uns aber eine Pflicht der Dankbarkeit zu sein, daß auch einmal wieder der Männer gedacht werde, welche schon vorher in hervorragender Weise für Bach arbeiteten und praktisch eintraten. Viele sind es allerdings nicht, und Zelter gehört nicht zu ihnen. Nach seinen Aussprüchen in den Briefen an Goethe darf man zwar nicht daran zweifeln, daß er von einer ehrlichen Begeisterung für den großen Sebastian erfüllt war. Aber obwohl er als Direktor der Berliner Singakademie viel hätte thun können, machte er von seiner Begeisterung keinen öffentlichen Gebrauch. Er erwarb die Partitur der Matthäuspassion als Makulatur bei einem Käsehändler — das Werk aufzuführen besaß er nicht den Mut, und für den Fall, daß es doch einmal so kommen sollte, hatte er vorsorglicherweise die Rezitative und Chöre in Graunscher Manier umkomponirt, wie unser Gewährsmann A. B. Marx, der die Stimmen gesehen haben will, versichert. Wohl aber verdient der Name von Friedrich Rochlitz in der Geschichte der Bachschen Kunst mit Ehren genannt zu werden. Als Historiker ist Rochlitz durch die neuere Forschung stark kompromittirt worden. Wir sollten aber darüber nicht vergessen, was er als Kritiker war. Er erkannte das Bedeutende und trat dafür ein. So stellte er sich auf Beethovens Seite zu einer Zeit, wo dessen Größe noch bestritten wurde, und mit gleichem oder noch größerm Eifer war er auch für Bach bemüht. Mit dem Bilde des Meisters schmückte er die erste Nummer

seiner „Allgemeinen Musikalischen Zeitung," und unablässig suchte er für die Werke Bachs zu werben, bald focht er durch ausgeführte Kommentare, bald durch gelegentliche Hinweise für dieses Ziel. Ganz besonders möchten wir auf die schönen, warmen Worte aufmerksam machen, die Rochlitz (im Jahrgange 1803, S. 247 der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung") über Bachs Kantaten geschrieben hat. Den Anlaß hierzu gab ihm der damalige Leipziger Thomaskantor A. E. Müller, welcher eine Reihe dieser zu jener Zeit ganz vergessenen Werke in der Kirche sowohl als im Konzert zur Aufführung brachte.

Um dieselbe Zeit regte es sich auch im Musikalienverlage für Bach. Der Organist Kollmann in London besorgte die erste Ausgabe des „Wohltemperirten Klaviers" im Jahre 1800. Nägeli in Zürich gab die „Sechs Klaviersonaten mit Violinbegleitung" heraus. Im Jahre 1802 erschien in Wien ein Teil der „Klavierübung." Breitkopf und André veröffentlichten Instrumentalwerke, und die Kühnelsche Verlagshandlung in Leipzig (jetzt Peters) begann im Jahre 1801 die Herausgabe der sämtlichen Klavier- und Orgelwerke. Im Jahre 1806 erschienen von Schicht herausgegeben die bekannten sechs Motetten von J. S. Bach — darunter „Ich lasse dich nicht," die nicht von Sebastian Bach herrührt.

Dann kommt wieder ein Stillstand, den nur die Herausgabe der Kantate „Ein' feste Burg" im Jahre 1820 unterbricht. Zwar reichen die Anfänge des bekannten Bachkatalogs von Franz Hauser in die zwanziger Jahre zurück. Doch entzog sich diese Arbeit damals noch der öffentlichen Aufmerksamkeit. Thibaut in seiner „Reinheit der Tonkunst," welche im Jahre 1825 erschien, verhielt sich gegen Bach lau. Einen neuen, sehr kräftigen Anstoß erhielt die Bachfrage erst am Ende des Jahrzehnts durch die schon erwähnte Aufführung der Matthäuspassion am 12. März 1829 in Berlin (Dirigent F. Mendelssohn, Christus Ed. Devrient, Evangelist H. Stümer), eine mutige, frische That des jungen Mendelssohn, welche das gesamte in Deutschland vorhandne Interesse für Bach neubelebte und in Bewegung brachte. Von dem damals künstlerisch sehr angeregten und begeisterungsfrohen Berlin aus nahm die Passion verhältnismäßig schnell ihren Weg nach Breslau, Königsberg, Dresden, Frankfurt a. M. Bald wurde das Werk auch gedruckt und von Mosewius mit einer in vielfacher Beziehung vortrefflichen Exegese versehen, aus deren Umständlichkeit man freilich schließen kann, wie fremd Bach dem vormärzlichen Geschlechte war. Auch eine kleine Kantatensammlung erschien 1831 im Drucke. Der Herausgeber war A. B. Marx, der auch in seiner „Berliner Allgemeinen Zeitung" der Propaganda für Bach einen neuen Mittelpunkt zu bieten suchte. In seinen „Erinnerungen" erzählt er, daß einzelne der lebenden Komponisten seine Agitation für Bach übel aufgenommen hätten. Er nennt ausdrücklich F. Schneider, dessen Oratorien in der That auch einige Jahrzehnte später vor den Meisterwerken der Händel und Bach von der Bildfläche verschwanden.

Zu den wichtigsten Symptomen einer infolge jener Passionsaufführung sich bildenden Bachbewegung gehören noch die im nächsten Jahrzehnt auftauchenden Versuche mit einzelnen Sätzen der H-moll-Messe (durch Schelble in Frankfurt, Mendelssohn in Leipzig), auch die Aufnahme Bachscher Konzerte und größerer Orchesterkompositionen in das Repertoire des Leipziger Gewandhauses. Im ganzen aber kann nicht geleugnet werden, daß auch diese zweite Bachbewegung über erfreuliche Anläufe nicht hinauskam. Als im Jahre 1850 der hundertjährige Todestag Bachs dawar, verhielt sich die praktische Musikwelt zu diesem Ereignisse auffällig still. Wir finden in den Zeitungen kaum mehr als eine kleine Gedenkfeier in Magdeburg und nachträglich eine Aufführung der H-moll-Messe durch die Dreyßigsche Singakademie in Dresden. Die Literatur über Bach erhielt aus Anlaß des hundertjährigen Todestages einen dankenswerten Beitrag durch die Biographie von Hilgenfeldt. Seine Arbeit ist heute wissenschaftlich überholt, aber mit Vorsicht darf man sie immer noch benutzen. Ihre übersichtliche Anlage ermöglicht eine schnelle Orientirung.

Eine einzige That aber machte alle Unterlassungssünden, die man der musikalischen Welt im Jubiläumsjahre 1850 vorwerfen konnte, wieder gut: die Gründung der Bachgesellschaft, welche am hundertjährigen Todestage des Meisters von Leipziger Musikern ausging, unter denen die Namen von R. Schumann und M. Hauptmann hervortreten. Das Ziel dieser Gesellschaft war, alle Werke Johann Sebastian Bachs, welche durch sichere Überlieferung und kritische Untersuchung als von ihm herrührend nachgewiesen sind, in einer Gesamtausgabe zu veröffentlichen. Die Mitglieder der Bachgesellschaft verpflichten sich zu einem jährlichen Beitrage von fünf Thalern pränumerando und erhalten für diesen Beitrag jährlich ein Exemplar der veröffentlichten Kompositionen. Zur Zeit liegen dreißig und etliche Jahresbände in würdigster Ausstattung vor; bald wird die Arbeit der Bachgesellschaft vollendet sein. Durch sie hat die wiedererstandene Kunst Bachs das feste Fundament erhalten, und ihr verdanken wir es zuerst, daß wir heute die Frage: „Wie verhält sich unsre Zeit zu den Werken Bachs?“ in erfreulichem Sinne beantworten können. Dürfen wir auch noch nicht behaupten, daß die Werke Bachs populär seien, so können wir doch sagen: Bach ist populär. Wir haben uns in seinen Stil eingelebt, haben uns geistig und technisch damit befreundet. Mosewius in Breslau studirte vor fünfzig Jahren mit seiner tüchtigen Singakademie an den Chorsätzen der Matthäuspassion acht Monate, zur Vorbereitung des Orchesters brauchte er zwei Monate. Wieviel schneller geht es heute! Eben diese Matthäuspassion ist dasjenige unter den Werken Bachs geworden, welches am stärksten von der allgemeinen Gunst getragen wird. Und nach Süden vordringend, kam sie im Jahre 1862 auf der letzten Station, Wien, an. Das Werk fand nicht bloß überall einen glänzenden Empfang, es setzte sich in den Herzen fest, und es gehört heute zu den wenigen Kunstwerken, die ein Stück, ein wesentliches Stück

unsers deutschen Kulturlebens mit zu bilden scheinen. Oratorien, die vor vierzig Jahren die Passion zu überstrahlen schienen, stehen heute als gealterte Schönheiten beiseite — die Matthäuspassion bleibt jung, und jedes Jahr steht sie in neuer Frische vor uns, eine Zierde der christlichen Kunst, ein Ruhmesmal ihres Schöpfers, das von nun ab dem Wechsel der Zeiten trotzen wird!

Was Händel betrifft, so ist der Fortschritt, welchen unsre Zeit der früheren gegenüber in der Pflege seiner Werke gemacht hat, weniger eklatant, aber vorhanden ist er doch. Händel war zu keiner Zeit auch nur annähernd so vergessen und vernachlässigt, wie es Bach, wir dürfen sagen, ein ganzes Jahrhundert hindurch gewesen ist. Wir pflegen die Einführung von Händels Oratorien in das öffentliche Musikleben Deutschlands von den ersten vollständigen Aufführungen des „Messias" zu datiren, welche Johann Adam Hiller, angeregt durch die bekannte Londoner (um ein Jahr verfrühte) Säkularfeier von Händels Geburtstag — dem ersten nachweisbaren Musikfest im modernen Sinne — vor nun nahezu hundert Jahren in verschiednen Städten Deutschlands veranstaltete. Doch finden sich bereits in den vorhergehenden Jahrzehnten auf den Programmen der Liebhaberkonzerte (Berlin, Wien) Chöre von Händel verzeichnet. In ihrer Stellung auf dem Repertoire haben die Händelschen Werke allerdings fette und magere Jahre abwechseln sehen. Eine außerordentlich günstige Periode war die vom Jahre 1810 bis zur Mitte der zwanziger Jahre. In dieser kamen ihnen das Entstehen der deutschen Musikfeste und der durch die Freiheitskriege entfachte Aufschwung des geistigen Lebens in Deutschland sehr zu statten. Dann folgte eine Periode, wo Händel hinter Friedrich Schneider, L. Spohr und F. Mendelssohn zurückgestellt wurde. Heute ist diese Zeit der Verirrung wieder überstanden. Händels Platz an der Spitze der Oratorienkomponisten wird von niemand länger bestritten, und diese Anschauung kommt in der großen Zahl von Aufführungen, die unsre Chorvereine jahraus jahrein mit Oratorien Händels besetzen, zum praktischen Ausdruck. Noch entschiedener ist der Fortschritt, welchen wir in der Auffassung und Behandlung dieser Werke gemacht haben: Verballhornungen, wie sie vor sechzig Jahren durch Mosel begangen wurden, kann zur Zeit niemand mehr ungestraft versuchen, und während noch bis in die letzten Jahrzehnte der „Samson," der „Judas Maccabäus" und alle gangbaren Oratorien frischweg in die Rubrik „Kirchenmusik" gestellt wurden, beginnt neuerdings diese unglaublich thörichte Anschauung einer besseren historischen und ästhetischen Würdigung Platz zu machen.

Wenn wir jedoch zwischen den Aufführungen Händelscher Werke in der Gegenwart und in jener ersten Periode ihrer Blüte vom Jahre 1810 u. ff. vergleichen, so kommen wir notwendig auf einen Punkt, der uns wieder an den dritten Teil unsers Themas erinnert: „Was bleibt noch zu thun?"

In den Konzertverzeichnissen aus jener älteren Periode finden wir in Wien „Jephta," „Salomon," in Berlin „Joseph," in Hamburg „Belsazar" — in

Summa: die Auswahl erstreckte sich über einen größeren Kreis. Heute ist die Pflege Händelscher Werke auf den engen Zirkel von ungefähr sechs sogenannten Hauptwerken eingeschränkt: „Messias,“ „Samson,“ „Judas Maccabäus,“ „Israel,“ „Alexandersfest,“ „Josua,“ zu welchem neuerdings noch ein kleiner Anhang, gebildet aus „Acis und Galatea“ und „Herakles,“ hinzugetreten ist. Wenn ausnahmsweise ein Versuch mit andern Werken gemacht wird, wie mit „Theodora“ oder „Saul,“ so hat man dies als ein besondres Ereignis zu betrachten, und die öffentliche Kritik verfehlt selten, sich bei dieser Gelegenheit arge Blößen zu geben. Noch jüngst lasen wir in einem Festbericht aus Halle den doch mittlerweile ziemlich bekannt gewordenen „Herakles“ als ein Werk von absonderlicher Schwierigkeit bezeichnet. Dieses bedauernswerte Verhältnis ist umsoweniger in Ordnung, als wir durch die Leistungen der deutschen Händelgesellschaft schon seit langer Zeit in der Lage sind, fast alle Oratorien des großen Meisters sehr bequem zu erreichen. Die Gründe, aus denen man an dem kleinen Kreise festhält, sind vorgeblich ästhetischer Natur; in Wahrheit beruhen sie auf Bequemlichkeit und auf Unselbständigkeit der dirigirenden Musiker. Das genannte halbe Dutzend der Händelschen Favoritoratorien ist zur Aufführung fix und fertig bearbeitet; wer über diese hinausgeht, ladet sich die Mühe einer Einrichtung des Accompagnements auf, einer Arbeit, zu welcher die meisten Musiker auf dem Wege ihrer Studien nicht einmal die nötige Übung und Anleitung erhalten haben. Freilich ist das beschränkte Festhalten an einem kleinen erprobten Vorrat, welches wir in dem Verhältnis der öffentlichen Musikpflege zu den Händelschen Oratorien beobachten, keine vereinzelte Erscheinung. Wir finden genau dasselbe, wenn wir die Repertoires unsrer Opernbühnen durchgehen, wir können es in allen Branchen des öffentlichen Musizirens verfolgen: immer wieder dieselben beiden Ouvertüren von Cherubini, dieselben Symphonien von Mozart und Haydn, dieselben Lieder von Schubert und Schumann! Es liegt hier ein Mangel in der Ausbildung der Musiker zu grunde: sie lernen viel zu wenig von dem Schatze ihrer Kunst kennen und erwerben nicht allgemein und nicht hinreichend genug die Fähigkeit selbständig zu studiren. Wir haben auf unsern Konservatorien überall Vorlesungen über Geschichte der Musik. Aber diese Vorlesungen schweben zum größten Teile in der Luft. Die Bibliotheken dieser Institute sind mangelhaft: es fehlt für die Studirenden nicht bloß Verpflichtung und Zwang, die abgehandelten Werke, die Stile und Epochen praktisch und durch privates Studium kennen zu lernen, sondern auch die bequeme Gelegenheit, und die jungen Herren thun daher das Vernünftigste, was sie thun können, wenn sie diese Vorlesungen „schwänzen.“ Ein junger Philologe kennt jedes Werk des Sophokles und der führenden Dichter und Schriftsteller der Antike — aber dafür, daß ein junger Musiker, der sein Konservatorium verlassen hat, uns die Zahl und die Tonarten der Händelschen Concerti grossi angeben kann, möchten wir keine Garantie übernehmen.

Dieser Zustand des Musikstudiums ist historisch erklärlich, und es liegt uns fern, denselben tumultuarisch verwerten zu wollen. Es scheint aber sehr geboten, immer wieder darauf hinzuweisen, daß hier ein Mangel vorliegt, welchem Abhilfe geschafft werden muß und geschafft werden kann.

Unsre Frage: „Was bleibt noch zu thun?“ ist also in erster Linie im Hinblick auf unsre Konservatorien zu stellen. Sie sollen das Studium unsrer Meister mit System betreiben, sie sollen uns Sänger schicken, welche die Arien Händels und Bachs mit Geist zu singen verstehen, Spieler und Dirigenten, welche die Werke dieser Meister zu behandeln wissen, welche den ganzen Kreis ihres Schaffens übersehen und die empfänglichen Laien mit selbständiger Initiative in dieses Reich des Schönen hinein- und hindurchführen!

Wir haben unsre Betrachtung an Händels Oratorien angeknüpft, wir hätten noch besser Bachs Kirchenkantaten dazu benutzen können. Ihre Stellung in der gegenwärtigen Musikpflege bietet dasselbe betrübende Bild. In den leitenden Musikerkreisen Mangel an selbständiger Kenntnis und bequemes Anschließen. Wie lange haben die Chorvereine von den sechs Kantaten gezehrt, welche Marx vor fünfzig Jahren herausgegeben hat! Fast jedes zweite Jahr warf die Bachgesellschaft einen neuen Band von zehn weitern Werken dieser Gattung heraus, deren Mehrzahl an Schönheit und Eigentümlichkeit den bekannten nicht nachstand. Wie wenig aber sind sie in die Öffentlichkeit gedrungen! Denkt man an den Eifer, mit welchem sich die ganze gebildete Welt zu einem neuentdeckten Bilde von Rubens herandrängt, und vergleicht man damit die enorme Gleichgiltigkeit, mit welcher die musikalische Welt Jahrzehnte lang an den eben wiedergefundnen Perlen aus der Werkstatt eines Meisters vorbeigeht, dessen Namen doch jedermann mit Verehrung im Munde führt, so kann man sich niederdrückender Gefühle nicht erwehren und würde an der Tiefe und Echtheit unsrer heutigen Musikliebe zweifeln müssen, wenn nicht entschuldigende Umstände vorlägen, welche in der Organisationslosigkeit unsers Musikwesens liegen. Philipp Spitta, der hochverdiente Verfasser der Bachbiographie, hat vor einiger Zeit in der „Deutschen Rundschau“ darauf hingewiesen, daß in diesen Kantaten die gegebene Musik des protestantischen Gottesdienstes vorliegt und als solche verwertet werden sollte. Unter den Kennern dieser Kirchenkantaten wird niemand sein, der diesem Vorschlage nicht von vollem Herzen zustimmte. Denn es giebt keine Kirchenkompositionen, welche so deutlich und stark einen wirklich protestantischen Geist atmen und so freudig das öffentliche Bekenntnis ihrer Konfession aussprechen. Gleichwohl begegnet die Durchführung dieses Vorschlages augenblicklich keiner günstigen Tendenz. Von den technischen Schwierigkeiten zu schweigen, hat sie Stimmungen und Vorurteile gegen sich, welche auf der ästhetischen Seite liegen. Die maßgebende Partei hält Palestrina viel höher als Bach, und die Orthodoxen erklären Bach geradezu für einen Repräsentanten des verfehmten Pietismus. Nun ist es für alle Kenner Bachs längst klar, daß

sein Wesen mit dem Pietismus nichts gemein hat, und daß, wenn Bach notgedrungen ab und zu einen pietistischen Text komponirt hat, er diese süßlichen poetischen Wässer durch das Medium seiner Musik immer in kräftigen Wein verwandelt hat. Aber daß dieser klaren Thatsache gegenüber jener falsche Vorwurf doch gemacht und aufrecht erhalten werden konnte, giebt zu denken. Und dieser Punkt ist es, der uns auf das Verhältnis der Ästhetik und der Kritik zu unsern Meistern führt. Dieses Verhältnis aber läßt sehr viel zu wünschen übrig. In Büchern und Blättern sollten sich über Kunst und Künstler nur diejenigen das Wort erlauben, welche mit der Sache vollständig vertraut und imstande sind, das allgemeine Verständnis um einen Schritt weiter zu fördern. Diejenigen welche über Händel und Bach schreiben, müßten nicht nur in den Werken dieser Meister genau Bescheid wissen, sondern auch deren Zusammenhang mit der ältern Kunst im Auge haben und sich das Ziel setzen, einer bessern Erkenntnis und Ausnützung dieser ältern Kunst selbst eine Bahn zu brechen. Denn wer nicht ahnt und begreift, daß die Renaissance von Bach und Händel uns weiter führen muß und nur der Anfang einer Bewegung ist, die noch ein großes Stück aus der Tonkunst vergangner Zeiten in unsre gegenwärtige und zukünftige Musikpflege zurückleiten wird, der versteht den Gang der Geschichte nicht. Wie weit ab, wie kläglich weit ab von diesem Ideale einer würdigen Kritik war das meiste, was bei Gelegenheit dieser Jubiläen geschrieben worden ist! Von weitern Zielen bei dem Durchschnitte dieser Schreibereien keine Spur — bei vielen die erbärmlichste Unwissenheit in den einfachsten Dingen! Unkenntnis in den Namen und Daten der alten Meister, über welche diese Herren andre belehren wollen. In den „Signalen," einem weitverbreiteten Musikblatte, lasen wir von einem „Hermann" Schütz, eine Anzahl von Zeitungen machte Bach zum Organisten in Leipzig, der Breslauer „Hausfreund" läßt dem Aufenthalt Händels in Hamburg einen Spielraum von 1696 bis 1716. Doch genug von diesem vulgaris grex! Leider ist es in den Büchern der Ästhetiker kaum viel besser bestellt. Wenig Wissen und sehr viel Worte. Von einer einzigen kleinen treffenden Beobachtung machen sie ein Aufheben wie gackernde Hennen, bestreiten positive Vorzüge von Bedeutung und bauschen allgemein menschliche Charakterseiten zu staunenswerten Eigentümlichkeiten auf. Man lese den Artikel „Bach und Mendelssohn aus dem sozialen Gesichtspunkte" in Riehls „Musikalischen Charakterköpfen." Und Riehl gehört noch zu den Besseren! Im Hinblick auf solche Erscheinungen können wir unsre Betrachtung nur mit den Worten schließen: „Es bleibt noch viel zu thun!"





Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)



er Lakai hatte nur soweit aufgemerkt, wie das Signalement des Fremden durch die Mitteilungen der Neapolitanerin sich vervollständigte. Erst wieder gesetzt hatte er sich nicht. Weiter, weiter! sagte er, als die Neapolitanerin zu Ende war. Wo hat er also Quartier genommen?

Das weiß ich nicht.

Du wolltest für ihn in den Vesuv oder wo weiß ich hinspringen, und fragst nicht, wo du ihn finden kannst?

Signor Antonio Maria!

Das binde andern auf.

Aber Signor Antonio Maria!

Nun, so warst du vor unsinniger Vernarrtheit nicht bei Verstande.

O nein, Signor, sagte die Neapolitanerin mit funkelnden Augen, ich hätte ihn gefragt, ich war nahe daran —

Aber?

Aber er hatte ja doch nach seiner Meinung eine Schuld unberichtigt gelassen —

Ein subtiler Grund! Du bist unverbesserlich, Medusa! Geh zu deinem Papa, dem Reimschmied, ins Kloster! Oder hast du etwa, seit ich dir hier den Posten verschaffte, mir auch nur eine einzige brauchbare Personalnotiz verschafft? Und doch warst du dem Verhungern nahe, als ich mich deiner erbarmte.

Die Neapolitanerin hatte ihrerseits kaum besser Acht gegeben als zuvor der Lakai; ihre Gedanken waren bei dem Geheimnis, das sie nicht eher verraten zu wollen geschworen hatte, bis der Lakai ihr auf die Spur des Kavaliers verholfen haben werde.

Ihr seid also noch nicht klüger als zuvor, Signor Antonio Maria? fragte sie; nun wer weiß, ob sich nicht —

Heraus damit!

Sie zögerte.

Der Lakai wurde unwirsch.

Werdet nicht böse, lenkte die Neapolitanerin ein, ich will mit nichts hinterm Berge halten.

Gut, daß du mich daran erinnerst. Was war jenes Schlimmste, von dem du Andeutungen machtest?

Ich will's Euch sagen, fügte sich die Neapolitanerin mit einem Blick nach einem Schubkasten ihrer Zahlbank; aber bitte, Signor Antonio Maria, versprecht mir erst zwei Dinge: zunächst, daß Ihr Cola nichts anhaben wollt; er hat eingesehen, daß er nicht recht handelte. Macht ihm keine Vorwürfe! Habe ich Euer Wort?

Hier ist es.

Dann aber noch eins: sollte der Kavalier, als er dem Schweizer beisprang, wirklich einen oder auch selbst alle drei Hakenschützen erschlagen haben, so helft ihm durch. Gebt mir Eure Hand darauf.

Mit Freuden.

Die Neapolitanerin eilte nach der Zahlbank und holte aus einer Schublade einen kleinen Papierknull hervor. Sie lächelte, als sie ihn auseinanderfaltete, und wies mit zierlichem Finger ein winzig kleines Ringlein vor.

Was soll das? fragte der Lakai enttäuscht.

Gebt jetzt Acht, sagte Medusa, indem sie doch abwehrend das Ringlein der danach ausgestreckten Hand Antonio Marias vorenthielt, diesen kleinen Goldreif hat der Schlingel Cola dem armen Kavalier, als ich denselben einen Augenblick außer Acht lassen mußte, vom kleinen Finger abgezogen! Denkt nur! Und dann —

Was ist dabei zu denken! Er hätte auch noch das Wams deines Abgottes nach Briefschaften durchsuchen sollen! Mit Gold hätte ich sie aufgewogen!

Die Neapolitanerin wurde stutzig. So wichtig ist Euch die Korrespondenz Eures „guten Bekannten“? fragte sie und wollte den Ring wieder verschwinden lassen.

Aber der Lakai hatte diesmal rasch zugegriffen. Thorheit! rief er, mach mich nicht wild! Es ist Zeit, daß wir einander nicht mehr blauen Dunst vormachen. Schlag ein, wir machen von diesem Augenblicke an gemeinsame Sache. So steht es mit dem Fremden. Du hast mir durch deine Beschreibung vorhin das Signalement keines Geringern als eines Gonzaga gegeben, eines Vetters unsers gnädigen Herrn, Giuseppe ist sein Taufname, und er ist heimlich von Verona herübergekommen, er und sein Kammerdiener.

Die Neapolitanerin starrte wie geistesabwesend.

Du hast endlich, fuhr der Lakai fort, du hast endlich, endlich einmal Feuer gefangen! Evviva, sage ich da: wir wollen ihn nicht umsonst in deine Schuld geraten sein lassen. Hier aus diesem hübschen kleinen Stübchen, um das dich Unzählige beneiden, willst du fort; gut, es werden sich Mittel und Wege finden lassen, daß ihr euch anderswo wiedersehen könnt. Er ist frei, ist reich, ist kein Duckmäuser. Ich werde für dich thun, was ich kann, Medusa. Aber Leistung gegen Leistung: du bist mein Hörrohr. Verstanden?

Die Neapolitanerin war lebhaft errötet, dann erbleicht, dann wieder bis unter die Stirnhaare errötet. Sie warf sich auf die Ottomane, und ihr Busen hob sich wie in wildem innern Kampfe.

Der Lakai war während dessen an die Zahlbank getreten, um an der über derselben hängenden Lampe nach einer etwaigen Inschrift des Ringleins zu forschen. Dasselbe hatten schon Cola und die Neapolitanerin gethan. Aber beide waren des Lesens nicht soweit kundig, daß sie auch mit gothischen Buchstaben vertraut gewesen wären. Und nach der aus Mailand herübergekommenen Mode der Goldschmiede hatte das Ringlein eine Inschrift in gothischen Lettern. Das Gesicht des Lakaien ward beim Enträtseln der halbverwischten Namen, aus denen sie bestand, von einem Freudenschimmer übergossen, der ihn fast völlig verwandelte. „Fiorita Buonacolsi" hatte er herausgebracht, dazu eine Jahreszahl, die ungefähr auf das Firmelungsjahr der Tochter des letzten Buonacolsi passen mochte. Ein Firmelungs-Andenken! Zwischen ihr und Giuseppe Gonzaga bestand also eine nahe Beziehung! Ihretwegen war er in Mantua, hielt er sich verborgen!

Und Vitaliano reiste, während so unerhörte Dinge sich zutrugen, wegen einer — Zehe Muhameds nach der Dogenstadt!

Der Adjunkt des Sbirrenchefs blähte sich wie ein Segel, in welches der Wind aus vollen Backen bläst.

Aber Medusa durfte nicht erfahren, daß ihm die Entzifferung des Ringes gelungen war. Er zog sein Gesicht daher in mißmutige Falten, schob den Ring in die Tasche und wandte sich zu der noch auf der Ottomane mit ihren innern Stürmen stöhnend ringenden.

Ich gehe, sagte er, indem er ihre Schulter berührte.

Sie richtete sich auf. Ihre Wimpern tropften noch, aber ihre Wangen glühten, und in ihren Augen blitzte es sonnig.

Auf die Schwelle welches Paradieses habt Ihr mich Arme gestellt, Signor Antonio Maria! rief sie mit vor Bewegung zitternder Stimme. Ich bin wie verwirrt. Und Ihr meint wirklich — seht doch wie ich in diesem Käfig herabgekommen bin, alle meine Kleider sind mir zu weit und meine Wangen scheinen mir so schlaff wie die Blätter einer verwelkten Rose —, Ihr meint wirklich, er werde mich um sich dulden wollen? O wenn er es doch thäte! Ich habe

eine Unsumme von Stolz in mir. Die Kollegen meiner Künstlerfahrten wissen davon zu reden. Nie hat mir einer nur die Hand drücken dürfen, und auch hier, in der niedrigsten Rolle, die mir je zufiel, bin ich die Medusa geblieben, die so vielen ein freundliches Grüßen mit stacheligem Trotz vergalt. Aber vor ihm im Staube mich zu demütigen, das wäre mir eine Wonne. Nehmt mich auf der Stelle mit Euch fort! rief sie, indem sie ihren Kassenschlüssel abzog und ihn dem Lakaien aufdrängen wollte, Ihr werdet morgen abliefern, was ich einnahm; jetzt wollen wir ganz Mantua nach Giuseppe Gonzaga durchsuchen — wo ist sein Ring? — und wenn wir Giuseppe Gonzaga finden, da sagt Ihr ihm, ich sei ein unverständiges Kind, und Ihr hättet mir zu Gefallen ganz Mantua durchsucht; aber wir sagen ihm nicht, daß mein Herz mit mir durchgegangen sei, nein, wir reden nur von dem Ringe, und daß ich den Ring aus den Klauen des Schlingels Cola rettete, dem er aber verzeihen soll, denn ihn habe das böse Beispiel der spitzbübischen Samariter vom rechten Wege abgeleitet, und daß Giuseppe Gonzaga doch am Ende mich selbst, Giacinta d'Isa, in Verdacht gehabt haben könne, und daß ich eher den Tod von Henkershand erleiden wollte, als unter der Wucht eines solchen Verdachtes schlafen zu gehen und wieder aufzuwachen.

Damit hüllte sie sich in ein zu ihrem Kostüme gehörendes schwarzes Flortuch und schickte sich an, die Lichter auszublasen.

Halt da! kam endlich Antonio Maria zu Worte. Du hast vergessen, daß Vitaliano seine Späher auch nachts in allen Gassen Mantuas auf den Beinen hat.

Mag er doch!

Gewiß, wir werden's nicht hindern, aber wünschte Giuseppe Gonzaga von Vitaliano bemerkt zu werden, so hätte er sich nicht in ein so tiefes Geheimnis gehüllt. Was hat ihn nach Mantua gelockt? Ein Anschlag gegen den Herzog, seinen Vetter? Ich weiß es nicht. Ein Liebesabenteuer?

Nie, nie! protestirte Giacinta, ich halte die Hand für ihn ins Feuer. Kaum daß er mich eines Blickes würdigte. Er ist nicht wie die andern Männer Hochfliegend mögen seine Pläne sein. Warum sollten sie nicht? Ihr selbst hättet nicht bedeckten Hauptes vor ihm zu stehen gewagt, Signor Antonio Maria. Warum sollte ihm nicht Euer engbrüstiger Francesco Platz machen?

Taci, taci! zischelte der Lakai und sah sich erschrocken um. Geh schlafen, es ist nahezu Morgen.

Ich werde kein Auge schließen, sagte Giacinta traurig; und wenn er nun währenddessen abreist?

Die Thore sind ja gesperrt.

Aber der Ring, er muß ihn doch wieder erhalten. Wo habt Ihr seinen Ring?

Du selbst sollst ihm sein Eigentum wieder einhändigen. Doch zunächst muß ich die Inschrift entziffern lassen. Vielleicht giebt sie uns Anhaltepunkte für

das, was er hier vorhat, und verrät uns seine Spur. Dann rechne auf mich. Er stülpte seinen Hut auf und griff nach seinem Mantel.

Ich sterbe vor Ungeduld, sagte Giacinta, und brach wieder in Thränen aus. Hintergeht mich nicht, Signor Antonio Maria! Seid menschlich! Haltet Wort!

Der Lakai machte eine beteuernde Handbewegung und ging.

Draußen im Vorraum schlief, auf einem Strohschemel eingenickt, der Thürhüter Cola.

Der Lakai zupfte ihn derb am Ohr. Babbuasso, Einfaltspinsel! schalt er den mühsam sich Ernüchternden, wozu habe ich dir neulich wieder aus der Patsche geholfen, wenn du nie deine Schuldigkeit thun willst? Hast du diesmal etwas Geschriebenes herausgefingert! Nein! Nichts hat der Tagedieb ausgekundschaftet. Einen Ring hat er erschnappt und sich ihn dann auch noch wieder abbetteln lassen! Gieb Acht, es wird mir nächstens einmal in den Sinn kommen, dich mit den Annehmlichkeiten unsrer grünen Kammer im Torre della Gabbia bekannt zu machen. Ja, dehne nur die Glieder, Siebenschläfer! In der grünen Kammer wird dir's zu statten kommen, wenn sie schon hübsch dehnbar sind.

Und so, den Mund voll mürrischer Scheltworte, den Kopf voll fröhlich schillernder Spinngewebe, ging er mit trocken ehrbarer Miene heim.

Siebzehntes Kapitel.

Die von Beppo seinem Herrn überbrachte Nachricht: der von Ambrogio Pellegrini empfohlene Helfershelfer Antonio Maria trage die herzogliche Livree, begegnete bei Giuseppe Gonzaga der naheliegenden Vermutung, Beppo habe wieder zu tief in die Flasche geguckt. Freilich hatte der Veroneser Freund angedeutet, jener verschmitzte Helfershelfer habe ein nahes Verhältnis zu dem allmächtigen Vitaliano. Wenn dieser irgendwen in den herzoglichen Dienst bringen wollte, so mochte es ihm mithin wohl nicht schwer werden. Aber sich jetzt ohne weiteres mit Antonio Maria einzulassen — vorausgesetzt, daß Beppo sich bei klaren Sinnen befunden hatte —, wäre eine Thorheit gewesen. Und so wurde, nachdem Giuseppe selbst über Antonio Marias zweifelhaften Charakter und seine ohnlängst erfolgte Anstellung Erkundigungen eingezogen hatte, ein zuverlässiger Bote an Ambrogio Pellegrini abgefertigt, damit letzterer für die veränderte Sachlage neue Anweisungen geben möge.

Inzwischen werde ich mich als Gefangner betrachten, so schloß Giuseppe seinen Brief, und werde weder den Faetone noch auch selbst nur mein Zimmer verlassen. Es ist mir schlecht genug bekommen, daß ich mich auf die Straße wagte, denn wo giebt es nicht Auftritte, denen gegenüber man Partei ergreifen muß? Zwar das Leben hat mich's diesmal nicht gekostet, und verraten habe ich mich auch nicht, so wenig mir auch klar geworden ist, wohin und wie man

mich in Sicherheit brachte, aber man hat mir bei dieser Gelegenheit ein teures Angebinde geraubt, und ich weiß nicht, ob man nicht besser gethan hätte mir gleich das Leben zu rauben.

Währenddessen waren wenigstens die Nachrichten über Fioritas Ergehen ein gut Teil beruhigender geworden, und endlich brachte Beppo aus der Abendandacht, die er mit Eufemia in der Kirche San Stefano gemeinsam zu halten begonnen hatte, die Meldung heim, Fiorita werde binnen kurzem selbst wieder ihre Andacht in der Kirche verrichten. Auf den ihr durch Eufemia übermittelten Vorschlag, sie möge darein willigen, ihren demnächstigen ersten Kirchgang zum einstweiligen Lossagen von dem Schutze und Zwange des väterlichen Daches verwerten zu lassen, hatte sie freilich nicht eingehen wollen. Sie war während ihrer Krankheit in so hohem Grade von Gewissensbissen heimgesucht worden, daß sie auf dem Punkte gestanden hatte, ihrem Vater alles zu verraten. Sie ließ daher Giuseppe Gonzaga bitten, er möge sie ihrem traurigen Loose überlassen; sie werde ihren Vater zu bestimmen suchen, daß er ihr gestatte, den Nonnenschleier zu nehmen.

Giuseppe, entschlossen, sich durch die Schwäche seiner Geliebten nicht beirren zu lassen, vermochte nun in seiner Klausur nicht länger auszubauern. In einer Tracht, die ihn unkenntlich machte, begab er sich von da an allabendlich in die Kirche San Stefano, um wenigstens Eufemias etwaige Bedenken — und sie hatte deren zahlreiche — zu besiegen. So lange er auf sie hineinredete, war sie denn auch allemal überzeugt, daß sie verantworten könne, ihren Einfluß auf ihre Herrin im Sinne Giuseppe Gonzagas geltend zu machen. Aber schon auf dem Heimwege fragte sie sich wiederum, was die heilige Barbara zu einem so unkindlichen Schritte sagen würde, und, in dem stillen Zodiaco-Gäßchen angelangt, ließ sie immer mutlos den Kopf hängen — die Luft von Villafranca und von Verona war ein gut Teil leichtlebiger gewesen — wie konnte eine Buonacolsi einen Gonzaga heiraten! Es lag ja ein doppelschneidiges Schwert zwischen ihnen!

Endlich erkannte Giuseppe die Nutzlosigkeit der bisher von ihm aufgewandten Ueberredungskünste. Fiorita galt für wiederhergestellt. Abbondio Buonacolsi, der Verhaßte, hatte sie schon besuchen dürfen. Der nach Verona entsandte Bote war nicht zurückgekehrt, hatte sich wohl gar mit der Antwort Pellegrinis abfangen lassen. Es war, nach Giuseppes Ansicht, hohe Zeit, wenigstens Fiorita aus dem Bereiche der väterlichen Allmacht zu bringen; offenbar fehlte ihr die Kraft, sich gegen diese Allmacht aufzulehnen; für Fiorita mußte gehandelt werden, nötigenfalls gegen ihren Willen, nötigenfalls mit Gewalt.

(Fortsetzung folgt.)



Notiz.

Sparkassen als Einnahmequelle. Bei den letzten Diskussionen über die Postsparkassenvorlage und in Verbindung damit über diejenigen Einrichtungen unsrer Sparkassen, die einer Verbesserung fähig oder bedürftig sind, ist ein Gesichtspunkt so gut wie unbeachtet geblieben, der gleichwohl von höchster Wichtigkeit sein dürfte: die baaren Erträge, welche viele Gemeinden und sonstige Korporationen aus den von ihnen unterhaltenen Sparkassen beziehen. Nun ist es eine mißliche Sache, gegenwärtig, wo die finanzielle Notlage vieler Gemeinden zu einer der brennendsten Tagesfragen geworden ist, eine Einnahme antasten zu wollen, an welche die Gemeinden seit vielen Jahren gewöhnt sind und welche schon deshalb von vielen Leuten als eine unantastbare angesehen wird, für welche auch sonst vieles zu sprechen scheint, und gegen welche scheinbar nur ein sehr allgemeiner, praktisch so gut wie bedeutungsloser Grund vorgebracht werden kann. Gleichwohl möge es gestattet sein, an dieser Stelle einmal die Sache der Sparer gegen die Sparkassenkorporationen zu führen.

Wer eine Sache begründet und das Risiko dafür trägt, der hat — so wird uns vor allem entgegengehalten werden — auch das Recht, einen Nutzen aus derselben zu ziehen. Nun, das „Recht" mag feststehen; mit der bloßen Berufung auf ein formelles „Recht" ist aber doch wohl heutzutage nicht mehr durchzukommen, sondern es muß, zumal wenn es sich um eine öffentliche Körperschaft wie die Gemeinde handelt, der Nachweis der Zweckmäßigkeit und der Billigkeit geführt werden. Nun kann man doch gewiß sagen: Daß die Gemeinden Sparkassen gründeten, das thaten sie in ihrem eignen Interesse, auch ohne daß dabei an eine künftige Einnahmequelle hätte gedacht zu werden brauchen. Jedenfalls nimmt es sich etwas sonderbar aus, sich der gemeinnützigen Gründung einer Sparkasse zu rühmen und in demselben Atem schmunzelnd die Summen zu überzählen, welche diese „gemeinnützige Gründung" der Stadt schon eingetragen habe. Auf sonderlichen Dank kann eine solche Gemeindeverwaltung doch kaum noch Anspruch erheben. Ebensowenig will es uns gerechtfertigt scheinen, das „Risiko" für den aus der Kasse gezogenen Geschäftsgewinn ins Feuer zu führen. Niemand wendet ja etwas dagegen ein, daß die Kasse sich einen Reservefonds sammelt, und wenn Verhältnisse vorliegen, welche eine stärkere als die gewöhnliche Gefährdung in Aussicht stellen, so wird jeder Billigdenkende sich auch noch Superreserven, Spezialreserven ꝛc. gefallen lassen. Wenn dies in geschäftsmäßiger Weise stattfindet (und man lasse es in einer so vorsichtigen Weise stattfinden, daß das gewöhnliche geschäftsmäßige Verfahren noch übertroffen wird), so können dann noch entstehende, über die vorhandenen Reserven hinausgehende Verluste offenbar nur der Verwaltung selbst zuzuschreiben sein, und es wäre doch überaus wunderlich, auch für solche Vorkommnisse im voraus eine Prämie einzuziehen. Übrigens ist es — soviel uns bekannt — Thatsache, daß der Fall eines von einer Sparkasse erlittenen und durch die Gemeinde ꝛc. zu deckenden Verlustes in Deutschland noch zum ersten male vorkommen soll.

Aber, sagt man, es kommt ja garnicht so sehr darauf an, ob die Sparer $1/4$ oder $1/3$ Prozent mehr Zinsen erhalten; ja es ist nicht einmal wünschenswert,

den Zins zu hoch zu stellen, weil sonst allerhand eigentlich nicht in die Sparkasse gehörige Gelder derselben zufließen würden.

Da erscheint es denn nötig, vor allem diese beiden Punkte, die mit Vorliebe untereinander gemengt zu werden pflegen, voneinander zu trennen. Daß etwas mehr oder weniger Zins auf die Sparlust keinen Einfluß übe, wird zwar vielfach behauptet, ist aber ein beklagenswerter Irrtum. Ganz im Gegenteil giebt es nichts, was so anspornend wirkt, wie eine kleine Verbesserung des Zinses; diese Erfahrung ist bis heute noch überall gemacht worden, und wo man sie noch nicht gemacht hat, da versuche man's nur einmal, der Erfolg wird nicht auf sich warten lassen. Es würde auch aller innern Wahrscheinlichkeit widersprechen, wenn es anders wäre. Man nimmt an, daß die Verzinsung als solche den Leuten Freude machen und sie zum Sparen reizen soll, und dann soll es gleichgiltig sein, ob sie drei oder vier Prozent bekommen? Gerade die Pfennige, welche den Spargeldern als Zinsen zugeschrieben werden, rechnet der kleine Mann, der Arbeiter, das Dienstmädchen aufs genaueste nach, und die kleinste Besserung würde mit wahrem Jubel bemerkt werden. Dazu kommt noch etwas. Mit Recht ist von Statistikern und Sozialpolitikern darauf hingewiesen worden, daß ein nicht unbedeutender Grund der steigenden Vermögensungleichheit in den ungleich bessern Zinsen liege, die der Großkapitalist im Vergleich zu dem Kleinkapitalisten bezieht. Zum Teil liegt dies wohl in Verhältnissen, an denen nichts zu ändern ist. Aber muß deswegen auch da, wo es wohl zu ändern wäre, diese verhängnisvolle Ungleichheit fortdauern und fortwirken? Warum nicht wenigstens da, wo es zu machen ist, auch dem kleinen Manne den höchstmöglichen Zins gewähren? — Was aber den zweiten Punkt betrifft, so verliert derselbe schon dadurch den besten Teil seiner Kraft, daß, wie jedermann weiß, auch heute schon die Sparkassen nirgends auf die eigentlichen „Spargelder" im engsten Wortsinne beschränkt sind. Immer wird es Gelder geben, die man der Sicherheit oder der leichten Erhebbarkeit wegen den Sparkassen übergiebt, obwohl sie eigentlich mehr Kapitalien als Spargelder sind. Daß das umsomehr geschehen wird, je höher der Zins ist, mag richtig sein, aber der Nachteil davon ist nicht einzusehen. Im schlimmsten Falle und soweit von einem wirklichen Mißbrauche die Rede sein kann, ist die Sparkasse ja stets in der Lage, sich gegen einen solchen zu schützen. Man wird doch nicht im Ernste behaupten wollen, eine gutverwaltete, geschäftskundige Sparkasse sei nicht in der Lage, Gelder der einen und der andern Art voneinander zu unterscheiden. Es mag einmal gelingen, durch die Person des Einlegers und ähnliche Mittelchen die Verwaltung zu täuschen, aber solche Dinge sind doch von verschwindendem Umfange. Auch giebt es ja mancherlei Maßregeln, durch welche die kleinen, eigentliche Spargelder darstellenden Beträge begünstigt werden können; manche Sparkassen bewilligen z. B. ihren höhern Zins nur bis zur Summe von hundert Mark. Die kleine Mehrarbeit, die hierdurch der Verwaltung entsteht, ist doch wahrlich nicht der Rede wert. Es ist wahr, wollte man statt zweier drei solche Stufen einführen, und wollte man dann vielleicht noch zahlreiche Filialen begründen, um es den Sparern bequemer zu machen, so würden die Schreibereien und damit die Verwaltungskosten ansehnlich wachsen, aber mit umso größerm Rechte könnte man dann auch den gemeinnützigen Charakter der Anstalt betonen. Freilich wenn die Kosten zu sehr steigen, so kann durch sie auch die Möglichkeit, höhere Zinsen zu gewähren, in Wegfall kommen; in allem muß eben nach Lage der Verhältnisse Maß gehalten werden. Aber in sehr vielen, nach unsrer Ueberzeugung in den meisten Fällen wird sich immerhin etwas zur Besserung des Sparzinses thun lassen.

Mag das alles wahr sein — werden nun die Gemeindeverwaltungen halb seufzend, halb zornig sagen —, so können und wollen wir doch auf diesen hübschen, bequemen Einnahmeposten, „der niemand drückt," nicht verzichten. Nun, das ist freilich ein Grundsatz, mit dem sich schließlich die ärgsten Mißbräuche rechtfertigen ließen. Es ist einmal da, und es drückt niemand unmittelbar — wie mancherlei, wie zweifelhafte Dinge ließen sich nicht unter diesen Lobspruch subsumiren! Nennen wir die Sache bei ihrem wahren Namen: wäre diese Einnahme nicht da, so müßte man die Gemeindezuschläge erhöhen, oder müßte in diesem oder jenem unbequemen Falle (z. B. einer Pferdebahn oder Gasanstalt gegenüber) rücksichtsloser auftreten, oder müßte um soviel knapper wirtschaften; und das alles sind Dinge, die man, ohne daß eine Spur bösen Willens vorhanden zu sein braucht, lieber vermeidet. Aber nun betrachten wir einmal die Kehrseite. Wenn ostensibel als Zweck der Sparkassen die Hebung des Sparsinnes angegeben wird, so ziehen wir unsrerseits hieraus die Konsequenz, daß den Sparern durch die Kasse möglichst große Vorteile zugewendet werden sollen, und wir möchten dies ohne weiteres so ausdrücken, daß die Sparer gemäß dem Zwecke, für den die Kasse gegründet worden, Anspruch auf den höchsten Zins haben, der ihnen geschäftsmäßigerweise gewährt werden kann. Erhalten sie diesen höchsten Zins nicht, und zwar deshalb nicht, weil die Gemeindekasse die infolge geringeren Zinses entstehenden Ueberschüsse für sich einzieht, so kann dies unsers Erachtens schlechterdings nicht anders ausgedrückt werden als so: die Gemeinde hat eine Einnahme, die aus einer auf die Sparer gelegten Extrasteuer fließt. Nun fragen wir jeden billigdenkenden Menschen, ob es eine irrationellere Steuer geben kann! Alles dreht sich hier um die Frage, ob man zugiebt, daß der höhere Zins eine Zunahme des Sparsinnes und der Sparfreudigkeit zur Folge haben werde. Mit Leuten, die dies nicht zugeben, streiten wir hier nicht. Wer aber diese Einwirkung zugiebt, der muß auch bekennen, daß eine namhafte Steigerung des Sparsinnes nicht nur die Steuerkraft, sondern auch die sittliche Tüchtigkeit alsbald entsprechend steigern würde. Sollte diese Steigerung nicht sehr leicht groß genug werden, um einen momentanen Ausfall von ein paar tausend Mark auszugleichen?

Alles hat sein Maß. Wir verlangen gewiß nicht, daß jeder kleine Ueberschuß, der sich einmal gelegentlich ergiebt, zu Experimenten mit der Höhe des Zinses Veranlassung gebe. Wir würden auch dagegen unter Umständen nichts einzuwenden haben, daß gewisse Sparkassenüberschüsse zu irgendeinem Zwecke, von dem sich annehmen läßt, daß er namentlich auch den Sparern zu gute kommen wird, ihre Verwendung finden. Ja wir lassen es im bestimmten Falle auch wohl einmal gelten, daß eine finanziell sehr bedrückte Gemeinde zu den Sparkassenüberschüssen greift, um in einer vorübergehenden Verlegenheit Rat zu schaffen. Dagegen glauben wir verlangen zu dürfen, daß man folgende beiden Dinge zugestehe: 1. Es ist nicht in der Ordnung, wenn die Gemeinden aus den Sparkassenüberschüssen eine ständige, erhebliche Einnahmequelle machen, und 2. es ist schlechterdings unzulässig, von diesen Geldern einen solchen Gebrauch zu machen, daß man, wie es vorgekommen ist, z. B. (wie in Posen) ein Theater baut. Ist das nicht ein Vorgang, dessen man sich schämen sollte, aus den Geldern, welche gerade den bravsten und solidesten Elementen des Arbeiterstandes in Gestalt höherer Sparzinsen hätten zufließen können und sollen, eine Anstalt zu errichten, die andernfalls von den Bessersituirten hätte bezahlt werden müssen, und die wohl gar hauptsächlich zum Amüsement der Bessersituirten dient?

Es ist von den Sparkassenverwaltungen selbst anerkannt worden, daß noch manches geschehen könne, um die Sparkassen zugänglicher, um die ganze Ver-

waltung zweckmäßiger zu gestalten. Sollte man sich nicht endlich auch entschließen, einmal den Grundsatz auszusprechen, daß den Sparern (wenigstens denen, die im engsten, eigentlichsten Sinne des Wortes diese Bezeichnung verdienen) ein so hoher Zins gezahlt werden sollte, wie es geschäftsmäßig möglich ist?



Literatur.

Apotheker Heinrich. Von Hermann Heiberg. Leipzig, W. Friedrich.

Dieser Roman macht ganz den Eindruck, als wäre er auf Bestellung eines der zahlreichen Familienjournale geschrieben worden, oder wenigstens in bewußter Absicht für ein solches. Denn es ist ganz merkwürdig, in was für eine ängstlich eingeschränkte Welt Heiberg den Leser dieses „Apothekers Heinrich" einführt; jede auch noch so ferne Anspielung auf die religiösen, sozialen oder politischen Kämpfe, welche die Gegenwart leidenschaftlich bewegen, ist mit auffallender Behutsamkeit gemieden. Als hätte der Autor Scheuklappen vor den Augen, beschränkt er sich auf die Schilderung der jämmerlich dumpfen Atmosphäre einer Kleinstadt, die sich weder durch eine interessante Vergangenheit noch durch eine bedeutende Gegenwart auszeichnet; die schalste Alltäglichkeit, wie sie in hundert und aber hundert Leihbibliotheksbänden schon geschildert worden ist, die trivialsten häuslichen und geschäftlichen Sorgen der Kleinbürger werden mit breitem Behagen geschildert, was durch den Ernst, der es begleitet, geradezu komisch wirkt. Heiberg hat vielleicht selbst empfunden, daß ein solcher Stoff bloß in humoristischer Weise behandelt werden dürfte: der Dichter mußte mit seinem eignen Reichtum eine Welt adeln, die für sich selbst so kümmerlich und armselig ist. Auf den ersten paar Seiten des Buches hat es auch den Anschein, als wollte Heiberg einen humoristischen Roman liefern; doch allzubald ist ihm der Humor ausgegangen, er selbst ist von dem schweren gemeinen Bleigewicht seiner Geschichte in die Tiefe gezogen worden, und was folgt, ist die reine Wassersuppe. Denn auch seine Kunst der Menschendarstellung ist sehr gering, seine Erfindungsgabe noch geringer. Kein Zweifel, daß die Konkurrenten auf diesem Gebiete literarischer Tagesarbeit, die Marlitt und Werner, diesen männlichen Autor weit übertreffen. Und wie erst steigt, damit verglichen, eine Erzählung etwa wie „Villa Schönow" von Wilhelm Raabe im dichterischen Werte! Auch hier die Schilderung kleinstädtischen Treibens: aber welche Größe des geistigen Horizontes, welche Fülle des gemütvollsten poetischen Inhaltes, welche Kunst in der Charakteristik! Daß so langweilige, jämmerliche Produkte wie der „Apotheker Heinrich" von einer kameradschaftlichen Kritik ausführlich besprochen und gepriesen werden, daß an ihnen just das, was fehlt, der Humor hervorgehoben wird, ist nur heutzutage möglich, wo die Kritik so feil, gewissenlos und unwissend geworden ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Friedensaussichten und die Times.

ie afghanische Frage entwickelt sich wie Aprilwetter. Gestern heller, heute bedeckter Himmel und morgen wieder Sonnenschein und dunkle Bläue droben. Bisweilen auch ein kleines Gewitter, dem zerrissene Wolken und ein sanft lächelnder Mond folgen, und dann abermals eine schwere schwarze Wolkenwand mit Wetterleuchten am Horizonte. In den letzten Tagen hatte sich das Firmament, nachdem es sich für kurze Zeit aufgeheitert, bedenklicher als je vorher verfinstert. Komaroff hatte seinen Angriff auf die Afghanen am Kaschkflusse mit einer herausfordernden Bewegung derselben gerechtfertigt, welche die englischen Offiziere angeregt hätten. Lumsden hatte dies bestritten. Giers sandte eine Note oder Depesche nach London, die dort nicht gefiel. Die Mobilisirung der ersten Klasse der britischen Armeereserve begann am 21. April, England erwarb eine Anzahl Dampfer, die als Kreuzer ausgerüstet werden sollten, und Gladstone verlangte vom Unterhause die Bewilligung eines Kredits von 11 Millionen Pfund Sterling, von denen $4\frac{1}{2}$ allerdings nach den durstigen Wüsten des Sudan, die schon soviel englisches Gold und Soldatenblut ohne Erfolg für die englische Politik verschlungen haben, abfließen sollten, deren größere Hälfte aber zur Verstärkung der Kriegsflotte und „für militärische Vorbereitungen" bestimmt war. „Ihrer Majestät Regierung, erklärte Granville, hat sorgfältig unsre militärische Lage erwogen, nicht bloß in betreff des Sudan, sondern mit Hinblick auf den allgemeinen Stand der Angelegenheiten und alle Anforderungen, die möglicherweise an die Hilfsquellen des Landes zu stellen sein würden, und ist zu dem Schlusse gelangt, daß es notwendig ist, alle diese Hilfsquellen, soweit möglich, dienstbereit zu halten, wo immer sie gebraucht werden."

Alles das mußte den Eindruck machen, daß der Krieg zwischen England und Rußland so ziemlich vor der Thür stehe und nächstens von ersterem das übliche Ultimatum zu erwarten sei. Dennoch sind wir der Ansicht, daß es noch nicht soweit ist, ja daß noch mancher Monat ins Land gehen wird, bevor in der Sache statt der Noten die Kanonen sprechen werden. England hat jetzt nicht die Mittel und Kräfte, um mit Rußland einen Krieg mit Aussicht auf Erfolg wagen zu können, und letzteres erstrebt den Besitz Herats, um den es sich zunächst handeln würde, für heute und morgen noch nicht. Es verlangt nur eine Ausdehnung seiner Grenze im Turkmenenlande zwischen dem Margab und Herirud, für die es gute Gründe anführen kann, und die ihm englischerseits, wenn auch zögernd und schweren Herzens, zugestanden werden wird, da man gegenwärtig außer stande ist, sie zu verhindern. Die Streitkräfte, die den Engländern gegen die Russen zur Verfügung stehen, sind in Wirklichkeit noch ungenügender, als sie im vorigen Hefte angegeben wurden. Statt der 50000 Mann, die im Nordwesten Indiens zum Einmarsch in Afghanistan bereit stehen sollten, sind kaum 20000 vorhanden, und diese sind noch weit davon entfernt, mit dem ungeheuern Troß von Dienern, Kameelen, Packpferden und Tragochsen versehen zu sein, den ein angloindisches Heer zu einem Feldzuge bedarf. Die Afghanen sind viel unzuverlässiger, als die Londoner Blätter zugeben. Ehe der Vizekönig von Indien eine Armee von 40000 Mann in Herat einrücken lassen könnte, würden mindestens fünf Monate und vielleicht acht vergehen. Die britische Flotte könnte den Russen an der Ostsee so gut wie gar nichts und an den Küsten des Schwarzen Meeres nur dann etwas anhaben, wenn der Sultan ihr gegen die Verträge die Dardanellen und den Bosporus öffnete. Dafür, daß dies nicht geschieht, bürgt wohl die Klugheit der Türken, die sich mit etwaigem ägyptischen Köder nicht täuschen lassen wird, und andernfalls würden Mächte darein zu reden haben, die nicht wünschen können, daß der europäische Friede gefährdet werde, und die nicht zaudern würden, ihrem Rate Befolgung zu verschaffen.*) Dafür endlich, daß die Durchfahrt nicht erzwungen werden kann, wird man durch Torpedos sorgen, bei deren Legung es nicht an erfahrenen Ratgebern und Leitern mangeln würde. Will England seine asiatischen Interessen gegen Rußland mit den Waffen vertreten, so darf dies einzig und allein auf asiatischem Boden geschehen. Europa darf davon keinen Schaden haben. Es hat durch den Krimkrieg, dessen Resultate nur den Engländern zugute kamen, genug gelitten, um sich weitere Schädigung seiner Lebensinteressen zu gunsten einer Sache, die ihm gleichgiltig sein kann, allen Ernstes zu verbitten.

Die Russen beanspruchen jetzt nur Ausdehnung ihrer Grenze über einen Landstrich, den die Engländer als nordwestliche Ecke Afghanistans betrachtet wissen wollen, und die Gründe, die man in Petersburg für sein Verlangen angiebt,

*) Der Rat ist bereits erteilt worden. D. Red.

lauten nicht unbillig. Das Land ist streitig, aber selbst eine englische Karte läßt die Grenze weiter südlich laufen, als man sie jetzt in London ziehen möchte. Es ist von Turkmenen bewohnt, soweit es überhaupt Bewohner hat, und Rußland beansprucht es zunächst deshalb, weil es ethnographisch zu dem ihm gehörigen Turkestan zu rechnen ist, dann aber, um auf seinem Gebiete die Ordnung aufrecht erhalten zu können. Es muß im Süden desselben gute Nachbarn haben. Die Saryk-Turkmenen am Kaschk und Margab aber sind Räuber, welche durch ihre Plünderungszüge und Sklavenjagden nicht nur die von Natur sehr fruchtbaren Gegenden zwischen jenen Flüssen und dem Herirud fast ganz entvölkert und wüste gelegt haben, sondern dieses Unwesen nach Russisch-Turkestan auszudehnen drohen. Um ihnen das verbieten zu können, muß man über sie gebieten.

Insofern wäre gegen das Begehren der Russen nichts einzuwenden. Aber das von ihnen verlangte Gebiet würde sie auch dem Besitze von Herat wesentlich näher bringen. Wenn Rußland seine Grenze bis Pendschdeh, wo Kaschk und Margab sich vereinigen, vorschieben darf, so gewinnt es strategisch und taktisch folgende sehr wertvolle Vorteile: 1. Die Straße nach Herat, welche durch das Kaschk-Thal nach einem Passe hinführt, aus dem man nach Kuschan im Herirud-Thale gelangt, wo weiter stromaufwärts Herat liegt; 2. eine Stellung, von der aus sich der Paß bei der Furt von Zalfikar umgehen läßt, wenn derselbe von Truppen zur Verteidigung Herats besetzt ist; 3. die Beherrschung der Hauptstraße zwischen letzterer Stadt und Balch und weiter nach Kabul; 4. mehrere Bergstraßen am Kaschk, welche durch andre Pässe nach Herat führen. Durch Wegnahme der Furt bei Zalfikar wäre den Russen der Marsch von Meschhed, wo zwei große Straßen durch Chorassan sich vereinigen, nach dem rechten (afghanischen) Ufer des Herirud gesichert. Gelangen die Russen in den Besitz dieser Punkte, so sind sie in der Lage, auf mehreren Wegen zugleich gegen Herat weiterzumarschiren, während keiner derselben ihnen offenstünde, wenn die Afghanen Pendschdeh, Ak Robat und Zalfikar behielten. Die Russen könnten in jenem Falle von Pendschdeh aus beliebig nach Herat oder nach Kabul (über Balch) vordringen. Jenes kann von Pendschdeh in zehn, von Zalfikar in sieben Tagemärschen erreicht werden.

Trotz alledem müssen wir nach unsern Informationen dabei bleiben, daß die englische Regierung nicht genug Mittel zur Hand hat und ihre militärische Macht nicht rasch genug zu verstärken imstande ist, um den Russen thatsächlich Widerstand leisten zu können, wenn sie jene Grenze mit den für Herat und Kabul gefährlichen Punkten fordern und dabei beharren. Man wird daher aller Wahrscheinlichkeit nach über kurz oder lang auf die Ansprüche der russischen Diplomatie eingehen, nachdem man einen Modus gesucht und gefunden hat, der den Grund der Nachgiebigkeit leidlich verdeckt. Man wird sich mit den Russen über die erstrebte neue Grenze unter der mehr oder minder bestimmten

Bedingung verständigen, daß sie in Ewigkeit unüberschreitbar sei, und jeder Verständige wird lächeln, weil er wissen wird, was solche Ewigkeit zu bedeuten hat, d. h. drei oder vier Jahre, bis die Eisenbahn vom Kaspischen Meere nach Merw und Sarachs fertig ist, unter Umständen nicht einmal so lange. Dann wird die Losung Herat, vielleicht zugleich Kabul heißen, und wieder einige Jahre nachher werden die Engländer am Indus Gelegenheit haben, zu zeigen, ob sie gegen die Eroberer Mittelasiens mehr vermögen als im jetzigen Augenblicke. Sie haben Zeit, sich auf diese Probe vorzubereiten. Das könnte aber nur durch völlige Umgestaltung ihrer Militärverfassung nach kontinentalem Muster geschehen, und da sich das nicht mit der hergebrachten parlamentarischen Einrichtung zu vertragen scheint, so wird es großen Schwierigkeiten begegnen. Auch Bundesgenossen wären nach dem Grundsatze do ut des zu gewinnen, aber auch das würde den bisherigen Grundsätzen der britischen Politik, die nur nehmen, nicht geben will, schwer werden. Für das Gerede, mit dem Blätter wie die Times um Freundschaft und gute Dienste werben, giebt der Kaufmann nichts. Gewiß legt man bei uns Wert auf ein freundliches Verhältnis zu England, aber was die Politiker im Redaktionszimmer der Times dafür fordern, als ob es sich von selber verstünde, versteht sich durchaus nicht von selbst. Englands Interesse ist keineswegs immer unser Interesse, Englands Schade nicht unser Schade. Wir haben den Engländern wenig zu danken und kaum etwas von ihnen zu hoffen, was wir uns unter Umständen nicht selbst verschaffen könnten. Wir und Österreich stehen auf gutnachbarlichem Fuße mit Rußland und haben das dringende Interesse ungestörten Fortdauerns dieses Verhältnisses. Dieses Bedürfnis diktirt jetzt unsre Haltung und wird sie unzweifelhaft weiterhin bestimmen, d. h. Deutschland und Österreich würden, falls es gegen unsre Erwartung zu einem Kriege zwischen Rußland und England kommen sollte, sich neutral, etwa so neutral verhalten wie England 1870. Es konnte damals den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich verhüten, es that in dieser Richtung sogut wie nichts, und es beobachtete dann eine Neutralität, die zu wünschen übrig ließ. Wir empfehlen keine Rache für das, was damals englischerseits gegen Deutschland gesündigt wurde, aber wir erwarten Wohlwollen gegen Rußland, weil das unser Interesse verlangt, und wir wissen, daß man in Berlin nicht gesonnen ist, diplomatisch oder sonstwie für die Engländer zu arbeiten, feurige Kohlen auf das Haupt einer Nation zu sammeln, welche das durch den Mund ihrer Presse als Pflicht und Schuldigkeit fordert, und uns die öffentliche Meinung in Rußland damit zu entfremden. Wenn das der Times und andern Leuten nicht behagt, unnatürlich, unbegreiflich, tadelnswert erscheint — je nun, so mögen sie es gesund verschlucken und verdauen; wir sind uns, ganz so wie sie, selber die nächsten.

Noch eins. Die Times vor allem hetzte zum Kriege, rasselte mit dem Säbel und spielte nach Kräften den miles gloriosus. Sie erinnerte dabei an ihr Verhalten vor dem Krimkriege, wo sie noch mehr als jetzt in ihren alten

Tagen die öffentliche Meinung Englands abwechselnd machte und ausdrückte. Man vergleiche hier Kinglakes vortreffliches Buch über die Invasion der Krim.*) Die Gesellschaft, der damals das Cityblatt gehörte, war auf den glücklichen Gedanken gekommen, eine instinktartig keimende und sich allmählich ausbildende öffentliche Meinung studiren und sondiren zu lassen, um sich dann ihrer zu bemächtigen, sie in bestimmte Form zu bringen, ihr Leben und Kraft einzuhauchen und sie dann in ihren Spalten auf den Markt zu schaffen, Einfluß damit zu üben und natürlich — Geld zu verdienen. Gut aufhorchende Leute sammelten an öffentlichen Orten und in Klubs die Meinungen, die über dieses oder jenes Tagesthema geäußert wurden, verglichen, addirten und fanden heraus, was vorzüglich am Herzen lag, wie die meisten die betreffende Frage beantworteten, und lieferten das Ergebnis ihrer Rechnungen an den Chefredakteur ab, der geschickte Journalisten beauftragte, es zuzustutzen und mit Beweisen zu versehen, in welcher Gestalt sie dann dem Publikum servirt wurden und soviel Beifall fanden, daß die Times sehr bald eine unwiderstehliche Macht wurde. Wer sich schon eine Ansicht gebildet hatte, sah seine Gedanken hier mit größerer Klarheit, als sie ihm selbst zu Gebote stand, wiedergegeben und kräftig empfohlen; wer noch keine hatte, gewann plötzlich eine, als er das Blatt, welches notorisch dem Wechsel der Meinung und Stimmung der Mehrheit im Lande folgte, diesen oder jenen Weg einschlagen sah. Es kam so allmählich dahin, daß die Leitartikel der Times wie Manifeste betrachtet wurden, welche das Urteil und den Willen des Volkes Großbritanniens verkündigten. Wo die eigentliche Macht lag, was ihre letzte Quelle war, hüllte sich in Dunkel; der eine glaubte, dieser, der andre jener regiere, einige waren überzeugt, die große Zeitung beherrsche ganz England, andre, England beherrsche die Zeitung. Aber gleichviel, was man in dieser Hinsicht dachte, ob man sich das Blatt als selbständige Macht oder nur als belebten und plastisch gemachten Schatten der öffentlichen Meinung vorstellte, alle gewöhnlichen Geister verehrten und fürchteten diese Macht, und die Minister machten davon keine Ausnahme.

Nun geschah es, daß die große Zeitung am Morgen des 15. Juni 1854 feierlich erklärte, „die praktischen Zwecke des Krieges könnten nicht eher erreicht werden, solange Sebastopol und die russische Flotte existire; wenn aber diese Zentralstellung der russischen Macht im Süden des Reiches vernichtet wäre, würde das ganze Gebäude, welches die Zaren im Laufe der Jahrhunderte errichtet hätten, in Trümmer zusammenfallen.“ Die Times weissagte ferner, „die Einnahme von Sebastopol und die Eroberung der Krim seien Ziele, deren Erreichung die Kosten des Feldzuges decken und die streitigen Hauptfragen für immer zu gunsten Englands entscheiden werde, und gleich klar und sicher sei, daß jene Ziele mit irgendwelchen andern Mitteln nicht zu erreichen seien, weil

*) The Invasion of the Crimea, Tauchnitzsche Ausgabe III, S. 82 ff.

ein Friede, der Rußland im Besitze derselben Angriffsmittel ließe, es in den Stand setzen werde, den Krieg nach Belieben wieder anzufangen."

Wieviel diese Weissagung wert war, hat die folgende Zeit gezeigt. Damals wurde sie als Evangelium aufgenommen und behandelt. Die Minister empfanden Beklemmungen und schwere Bedenken in betreff des empfohlenen Schrittes, der den erlöschenden Krieg in furchtbarer Glut wieder aufflammen lassen mußte, aber da stand es gedruckt in dem allmächtigen Blatte, „jene Ziele sind mit keinerlei andern Mitteln zu erreichen," und so gaben sie nach, namentlich als die Times sieben Tage nach dem ersten Manifeste klar bewies, daß „Sebastopol der Grund- und Eckstein des Gewölbes sei, welches das Schwarze Meer von den Mündungen der Donau bis zu den Grenzen Mingreliens überspanne, und daß ein erfolgreiches Unternehmen gegen diesen Platz die wesentlichste Bedingung eines dauernden Friedens sein werde." Obwohl diese Behauptung zum Teil auf dem irrtümlichen Glauben beruhte, daß die Belagerung Silistrias aufgehoben worden sei, schien es, als ob alle Welt sich beeilte, die Thatsachen dem Urteil der großen Zeitung anzupassen, und vierundzwanzig Stunden nach dieser Kundgebung der Meinung der Times schwamm die Regierung im Kielwasser derselben.

Zeitungsgroßsprecherei und Zeitungsweisheit entzündete damals in Verbindung mit Lord Stratfords Sucht nach Rache für persönliche Beleidigung*) einen Krieg, der England sehr viel kostete und für die Dauer sehr wenig nützte. Jetzt scheint Lord Dufferin aus den Spalten der Times zu reden. In Englands Interesse ist zu hoffen, daß deren Kriegspredigten nicht den Erfolg haben wie 1854, denn der Krieg würde mindestens soviel Geld und Blut kosten als der damalige, und wahrscheinlich zehnmal soviel schaden, von irgendwelchem Nutzen ganz zu schweigen.



Die Enthüllung der Küsten des dunkeln Erdteils.



Vor drei Lustren einigte ein gemeinsamer Kampf die Deutschen zu einem Staate, indem sie sich um die preußische Monarchie wie um einen festen Kern herumlegten; gegenwärtig schreitet die geeinte deutsche Nation zu gemeinsamer friedlicher Thätigkeit in fernen Weltteilen. Mit diesem Schritte wird Deutschland ein Weltreich, das eine Kulturarbeit aufnimmt und weiterführt, deren Anfänge zum

*) Malmesburys Memoirs of an Ex-Minister, I, 425.

Teil in die allerfrüheſten Zeiten zurückführen. Wir meinen die Erſchließung Afrikas, an der teilzunehmen ſchon einmal ein Hohenzoller, der Große Kurfürſt, den Verſuch machte. Heute ſind die Erwerbungen in Afrika: Dubrecka, Kamerun, Angra Pequena, Uſagara und wie ſie ſonſt heißen mögen, in aller Munde, heute konſtituirt ſich in dieſem vor kurzem noch ſo unbekannten Erdteile der Kongoſtaat, der unter den Auſpizien des deutſchen Kaiſers Luſt und Leben erhalten hat. Amerika, im fernen Weſten jenſeits des Ozeans gelegen, iſt ſchon längſt in allen ſeinen Teilen der Kultur erſchloſſen; Afrika, faſt mit unſerm Erdteile zuſammengrenzend und in ſeinen nördlichen Teilen bekannt, ſo lange es eine Geſchichte giebt, hat hinſichtlich der Erforſchung des Südens ſowohl im Innern als auch an den Küſten dem menſchlichen Unternehmungsgeiſte unendliche Schwierigkeiten bereitet. Dreitauſend Jahre ſind nötig geweſen, um nur die Küſten des dunkeln Erdteils aus dem nebligen Meere auftauchen zu ſehen und in das Licht der Geſchichte zu bringen. Da dieſe Küſtenentdeckung gewiſſermaßen der hiſtoriſche Rahmen iſt, in den ſich unſre gegenwärtigen Beſtrebungen einfügen, und einen Begriff von der Größe der Aufgabe giebt, in welche das deutſche Volk unter der Leitung ſeines großen Kanzlers eingetreten iſt, ſo wollen wir ſie hier in ihren Hauptmomenten bis zu ihrem Abſchluſſe verfolgen.*)

Der erſte Entdecker war der große Ramſes, der Seſoſtris des Herodot, welcher um das Jahr 1400 vor Chriſto Ägypten beherrſchte. Er befuhr auf „langen“ Schiffen (d. h. auf Kriegsſchiffen) das Rote Meer, um Eroberungen zu machen. Es heißt bei Herodot (II, 102), er ſei ſoweit nach Süden gekommen, daß ſeichte Stellen ſein weiteres Vordringen verhindert hätten. Nähere Angaben fehlen. Seſoſtris machte auch den erſten Verſuch, das Rote Meer mit dem Mittelmeer durch einen Kanal zu verbinden. Um das Jahr 1000 befuhr der jüdiſche König Salomo durch phöniziſche Seeleute von der Nordoſtecke, dem Meerbuſen von Akabah, aus das Rote Meer, trieb auch mit afrikaniſchen Völkerſchaften Handel. Die Königin von Saba, welche ihn in Jeruſalem beſuchte, hatte wohl in der Nähe des heutigen Maſſaua ihr Reich. Ums Jahr 600 war König Necho von Ägypten ein berühmter Seefahrer. Er ſoll durch phöniziſche Seeleute Afrika umfahren haben, irgendwelche Spuren von einer ſolchen Seereiſe haben ſich aber nicht gezeigt. Sicher iſt, daß er die Kanalbauten nach dem Roten Meere weiter fortſetzte; er unterließ es aber, den letzten Spatenſtich zu thun, weil ein Orakelſpruch ihm für den Fall der Vollendung des Kanals mit einem Barbareneinfall drohte. Erſt der Perſerkönig Darius Hyſtaſpis — Ägypten war durch Kambyſes eine perſiſche Provinz geworden —

*) Wer ſich eingehender über den Gegenſtand unterrichten will, der nehme die „Geſchichte der Entdeckungen“ von Oskar Peſchel zur Hand (in zweiter Auflage 1877 bei Cotta erſchienen.)

vollendete um 500 diesen Kanal, der von oberhalb Bubastis in einem nach Norden gerichteten Bogen den Nil mit dem Meerbusen von Suez verband, welchen Herodot im Jahre 460 v. Chr. gesehen hat. Mit Unterbrechungen — Ptolemäos Philadelphos, der von 283 bis 221 v. Chr. regierte, mußte ihn wieder instand setzen — ist dieser Kanal bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. (bis zu Septimius Severus) fahrbar geblieben, wenn er auch der häufigen Nordwinde wegen, die den Nordteil des Roten Meeres heimsuchen, nicht immer benutzt wurde. Man fuhr vielmehr auch den Nil aufwärts bis Koptos (Kenneh) und erreichte von dort auf einer Karawanenstraße entweder in sieben Tagen Myoshormos oder in zwölf Tagen Berenice, Orte, welche neben Arsinoe (Sues), wo der Nilkanal einmündete, die Häfen des Roten Meeres an der ägyptischen Seite bildeten. Ägypten war unterdessen nach und nach zu der Völkerbrücke geworden, auf welcher sich Orient und Occident am bequemsten begegneten. Der Verkehr mit Indien wurde für das gesamte Abendland fast ausschließlich auf dieser Hauptstraße vermittelt. Ein zweiter Weg führte aus den syrischen Häfen die Euphratstraße nach dem Persischen Meerbusen hinunter, ein dritter ebendahin aus der Ostecke des Schwarzen Meeres; der Transport war auf diesen beiden letztern der weiten Landreise wegen natürlich viel beschwerlicher und teurer. Die beiden Hauptstapelplätze des indischen und afrikanischen Handels waren Alexandria und Kairo (Babylon), von denen nach den Zeitverhältnissen bald das eine, bald das andre den Vorzug genoß. Von der Größe Kairos erhalten wir eine Vorstellung, wenn wir lesen, es seien 12000 Wasserträger und 30000 Vermieter von Lasttieren dagewesen, und an einem Tage habe einmal die Pest 24000 Menschen weggerafft. Ein weiterer Stapelplatz war die Insel Sokotora durch ihre Lage vor dem Meerbusen von Aden.

Einen ganz neuen Aufschwung nahm der Handel nach Indien um die Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. durch die Benutzung der Monsune. Es sind dies bekanntlich Winde, die auf dem indischen Meere in gewissen Zeiten immer in derselben Richtung wehen. Um die angegebene Zeit fuhr nämlich ein griechischer Pilot namens Hippalos vor dem Südwestmonsun quer über den indischen Ozean nach der Küste Malabar. Bis dahin war die Schifffahrt nach Indien nur Küstenschifffahrt gewesen. Von dieser Zeit an regelten sich die Fahrten nach Indien in folgender Weise. Die Indienfahrer verließen im Juli die ägyptischen Häfen, waren in etwa 30 Tagen in der Straße Bab-el-Mandeb und fuhren von dort mit dem Südwestmonsun in 40 Tagen nach Indien, wo sie in der Mitte des September anlangten; um die Mitte des Oktober begann dann der Nordostmonsun, den sie zur Rückfahrt nicht versäumen durften. Durch die indischen Fahrten nun wurde die Ostküste von Afrika bis zum Kap Guardafui bekannt, denn Jahrhunderte lang bewegte sich die indische Seefahrt in dem angegebenen Rahmen und bekam auch wohl kaum eine andre Gestalt, als

um 1100 die Magnetnadel, wahrscheinlich eine chinesische Erfindung, bekannt wurde; die Chinesen hatten dieselbe, die ursprünglich zur Orientirung bei Landreisen gedient hatte, schon unter der Tsin-Dynastie (265—416 n. Chr.) bei der Schifffahrt eingeführt. Über die afrikanische Ostküste südlich vom Kap Guardafui sind wir mangelhaft unterrichtet. Was wir darüber wissen, haben wir aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. durch Ptolemäos erfahren, der in Alexandria lebte und seine Nachrichten jedenfalls von Seeleuten einzog. Ptolemäos aber, dessen Ansicht im allgemeinen bis zum Anbruch der neueren Zeit maßgebend gewesen ist, nahm an, daß sich Afrika überhaupt mehr nach Osten erstrecke, und daß im Besondern dieser Erdteil mit der Halbinsel Malakka, dem alten Chryse, zusammenhänge. Er hatte also ein unbekanntes Land, welches ihm Afrika mit Hinterindien verband und durch welches der indische Ozean ein im Süden durch das unbekannte Land begrenztes Binnenmeer wurde. Er hat auf seiner Karte noch eine Insel Menuthias und ein Vorgebirge Prasum, die man in der Insel Sansibar und dem Kap Delgado hat wiederfinden wollen. Träfe dies zu, so müßte man annehmen, daß man etwa bis zum 15. Grad südlicher Breite hinuntergekommen sei, also über die neueste deutsche Erwerbung Usagara hinaus, die zwischen dem 5. und 10 Grad südlicher Breite gelegen ist. Dann könnte auch die Insel Madagaskar und die nördlich davon gelegenen Inselgruppen den Glauben an ein nach Indien sich erstreckendes Festland erweckt haben. Indessen hat man daran festzuhalten, daß für den Seemann und den Kaufmann, deren Unternehmungsgeist der Handel nach Indien lenkte und leitete, im allgemeinen die Küste von Afrika mit dem Kap Guardafui aufhörte. Die Ostküste sollte von Westen her entdeckt werden.

Das Atlantische Meer, von den Alten schlechthin Ozean genannt, lag ihnen außerhalb des Gesichtskreises, ja der Welt. Gelegentliche Fahrten einzelner über die Säulen des Herkules hinaus dienten nur dazu, ein wunderbares Sagengemisch in Umlauf zu setzen, wie sie die phantasievolle Unkunde so gern der nüchternen Wirklichkeit entgegensetzt. Der Dulder Odysseus findet hier die Unterwelt, für deren frevelhaftes Betreten ihn noch Dante in seiner Göttlichen Komödie leiden läßt. Hier liegen aber auch die seligen Inseln, wohin die der Erde entrückten versetzt werden, um nun in ewiger Freude dort zu leben. Im Mittelalter bildete sich mehr und mehr die durch römische Schriftsteller verbreitete Ansicht aus, die noch von den listigen Karthagern herstammen mochte, welche andern die Lust, den Ozean zu befahren, nehmen wollten, daß ein zäher Nebel auf den Gewässern das Tageslicht unterbreche und in Finsternis verkehre. Die Araber erzählten weiter, daß an dem westlichen Uferrande oder auf den Inseln Säulen oder Bildsäulen errichtet seien, die durch Inschriften oder gebieterische Geberden als Hüter des Unbetretbaren die Schiffer vor der Fahrt gegen Westen warnten. Die Wissenschaft hatte diesen Aberglauben unterstützt. Aristoteles hatte die Räume innerhalb der Wendekreise für unbelebt erklärt,

weil die verzehrende Glut scheitelrechter Sonnenstrahlen dort keine Pflanzendecke dulde. Die Sahara hatte diese Theorie scheinbar bestätigt. Ptolemäos hatte die Lehre wiederholt, und es hatte sich infolgedessen der Astronomie die Vorstellung aufgedrängt, daß die Sonne, wenn sie in der Gegend des Äquators verweile, der Erde sich beträchtlich nähere. Diese Ansichten waren der Entdeckung hinderlich, zumal da man den Glauben hegte, daß über den Wendekreis hinaus das Meer an Tiefe verliere und an Salzgehalt so zunehme, daß die träge Masse von Fahrzeugen nicht mehr zerteilt werden könne. Allen diesen Aberglauben hat nun in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts der portugiesische Prinz Heinrich, mit dem Beinamen „der Seefahrer," durch seine Entdeckungen im Atlantischen Ozean zerstört.

Im fünfzehnten Jahrhundert erregte eine eigentümliche Erscheinung in Europa allgemeine Sorge und Verwunderung: das Edelmetall entschwand, und es trat infolgedessen ein allgemeines Sinken der europäischen Marktwaaren ein. Man wußte längst, daß das Geld nach Osten auswanderte für die indischen Waaren, Gewürze, Edelsteine, Perlen u. s. w., die durch den ägyptisch-arabischen Zwischenhandel oft den dreifachen, ja den fünffachen Wert wie an Ort und Stelle hatten. Es wurde geradezu ein nationalökonomisches Problem für Europa, die indischen Waaren ohne den Zwischenhandel direkt zu erhalten, und dieses Problem hat Heinrich der Seefahrer angefangen zu lösen.

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen die portugiesischen Entdeckungen an der Westküste von Afrika zu verfolgen. Wenn wir von der Höhe unsrer Zeit, wo der ganze Erdkreis vor den Augen jedes Schülers ausgebreitet liegt, wo Elektrizität und Dampf die Länder verbinden, auf jene Unternehmungen zurückblicken, so können wir uns kaum die Art von Schifffahrt vorstellen, welche fast zwanzig Jahre gebrauchte, vom Jahre 1415—1434, um das Kap Bogador zu umfahren. Die portugiesischen Schiffe machten immer vor diesem Kap Halt, weil sie, die sich immer an der Küste hielten, hier ein sechs Meilen vorspringendes Riff nicht zu umsegeln wagten. Erst ein Sturm, der zwei Schiffe von der Küste abtrieb, enthüllte die Thatsache, daß man auch auf dem offenen Meere zu fahren vermöchte. Im Jahre 1445 gelangte man endlich über den unbewohnten Gürtel der Sahara hinaus bis zu einem Vorgebirge, welches den Namen des „Grünen" erhielt, eine Bezeichnung, welche die Irrlehre von der Unbewohnbarkeit der tropischen Regionen widerlegen sollte. Nun wurden die Entdeckungen immer einträglicher, indem man schon Produkte holte, wie sie heute noch aus Afrika kommen, freilich auch Menschen raubte, die als gute Beute angesehen wurden.*) Der Handel trieb die Entdeckungen weiter und

*) Peschel führt S. 52 seines oben zitirten Werkes aus dem Jahre 1444 folgende Äußerung eines gleichzeitigen Schriftstellers an, die an Naivität nichts zu wünschen übrig läßt: „Endlich gefiel es Gott, dem Belohner guter Thaten, für die mannichfachen, in seinem

machte die Entdecker zu immer kühneren Seefahrern, sodaß, als Heinrich der Seefahrer im Jahre 1460 starb, die Portugiesen unter den seefahrenden Nationen mit die tüchtigsten waren. Trotzdem erfolgten die weiteren Entdeckungen nicht so schnell, als man hätte erwarten sollen, da man die geschäftliche Ausbeutung der erschlossenen Landstriche zur Hauptsache machte, auch andre Unternehmungen der Portugiesen die afrikanischen in den Hintergrund treten ließen. Erst 1484 wurde auf einer Reise, an welcher auch ein Deutscher, der Nürnberger Geograph Behaim aus dem Geschlechte der Schwarzbach, teilnahm, der heute soviel genannte Kongo entdeckt. Zwei Jahre später, also im Jahre 1486, fuhr Bartholomeo Diaz weiter nach Süden. Ihm war es beschieden, die Südspitze von Afrika zu erreichen und damit den Weg nach Indien offen zu legen. Der so bedeutungsvolle Vorgang wird uns ungefähr folgendermaßen erzählt. In der Nähe des St. Helena-Golfs, den er die Bucht der Kreuzungen nannte, weil widrige Winde zum Laviren zwangen, mußte man die hohe See suchen, und ein Sturm warf die Schiffe mit eingezogenen Segeln drei Tage lang vor sich her. Da bemerkte das Schiffsvolk, „daß die Wellen viel kälter und für die kleinen Fahrzeuge zu gewaltig wurden.“ Nun steuerte man gegen Osten, wo man die Küste Afrikas vermutete. Als die Küste sich nicht zeigte, „da ging den Seefahrern das Herz auf, denn sie merkten, daß sie über die Südspitze des Festlandes gelangt sein müßten.“ Sie hielten nun nach Norden und gelangten an eine Bucht, welche sie die Kuhhirtenbucht nannten, weil sie dort zahlreiche Herden weiden sahen. Es war die Algoabai. So hatten sie die Spitze Afrikas umfahren. Auf einer kleinen Insel, die sie Cruz nannten, errichtete Diaz einen Wappenpfeiler, wie sie die portugiesischen Entdecker mit sich führten, um durch Errichtung derselben die Besitzergreifung des betreffenden Landes kenntlich zu machen. Dann bewog er das Schiffsvolk, das zaghaft zurückstrebte, noch drei Tage lang weiter zu fahren. Da die Küste während dieser Zeit immer noch nach Osten weiter verlief, so kehrte er um. Als er seinen Wappenpfeiler auf der Insel Cruz wieder erreichte, da umklammerte er ihn und nahm von ihm einen herzbrechenden Abschied, „wie man einen Sohn aus den Armen läßt, der in lebenslängliche Verbannung geht.“ Dann kam ihm die Südspitze Afrikas zu Gesicht, die sie „Tormentosa,“ das stürmische Vorgebirge, nannten; König Johann der Zweite in seinen hochgespannten Erwartungen wandelte den Namen in ein „Kap der guten Hoffnung“ um.

Zehn Jahre später schlug Vasco da Gama denselben Weg ein; er folgte der Küste, bis sie nach Norden umbog, erreichte am 23. Januar 1498 die Mündung des Sambesi, war am 1. März vor dem Hafen von Mozambique,

---

Dienste erlittenen Drangsale ihnen einen siegreichen Tag, Ruhm für ihre Mühen und Ersatz für ihre Kosten zu gewähren, denn an Männern, Frauen und Kindern wurden zusammen 165 Stück gefangen.“

einer großen arabischen Stadt, kam am 7. April nach Mombas, „dessen hellschimmernde Häuser und glatte Dächer die Portugiesen an ihre heimatlichen Städte erinnerten.“ Am 14. April waren sie endlich in Malinda, dessen arabischer Herrscher sie freundlich empfing — von Mozambique an hatten sie mit Verrat und Tücke zu kämpfen gehabt —, und von hier fuhren sie am 24. April, nachdem die am Skorbut erkrankte Mannschaft genesen war — die Hälfte war gestorben —, quer über den indischen Ozean und landeten am 20. Mai in Calicut, wo man ihnen zu ihrer Verwunderung in bekannter Sprache zurief: „Willkommen alle! Preiset Gott, der euch in das reichste Land der Welt geführt hat!“

Suchen wir uns Malinda und Mombas auf der Karte auf, so machen wir die Bemerkung, daß wir uns hier in bekannten Gegenden befinden; etwa zwei Grade südlich von Mombas liegt Sansibar. Es liegt also der Küstenstrich vor unsern Augen, hinter welchem sich die weiten Ländermassen bergen, welche in den Besitz der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft übergegangen sind. Die portugiesischen Küstenentdeckungen führen historisch und geographisch auf die deutschen Erwerbungen hinüber.

Mit der Ankunft des Vasco da Gama in Malinda schloß sich der Ring der Küstenenthüllung, welche Sesostris begonnen hatte. Mögen die Deutschen einst an hervorragender Stelle unter denen genannt werden, welche die träge Masse des dunkeln Erdteiles in den belebenden Fluß der Kultur gebracht haben! Möge die neue Aufgabe auch immer mehr zu einem Bande werden, welches alle Deutschen umschließt und fest zusammenhält.



Ostpreußische Skizzen.

3. Städte und städtische Gewerbe.



Es dürfte schwer sein, eine Stadt zu finden, welche in solchem Maße die natürliche und notwendige Hauptstadt und der Mittelpunkt des gesamten geistigen, wirtschaftlichen und öffentlichen Lebens einer Provinz ist, wie dies bei Königsberg für Ostpreußen zutrifft. Die Stadt liegt nicht nur recht eigentlich im Mittelpunkte der Provinz, sondern auch an der Mündung des Hauptstromgebietes desselben, zwischen den Wasserbecken des frischen und des kurischen Haffs, und am Ausgangspunkte der von der Natur gebotenen Straße aus dem Norden in

den äußersten Süden der Provinz, dabei in einer zwar landschaftlich reizlosen, aber sehr fruchtbaren und wohlangebauten Gegend. So hat sich denn Königsberg auch sehr schnell zum Regierungssitze und Hauptsitze aller öffentlichen Anstalten ausgebildet. Gegenwärtig wohnen 7 bis 8 Prozent der Bevölkerung Ostpreußens, über 150 000 Menschen, in Königsberg; es ist die Haupthandels-, die Hauptindustrie-, die Beamten-, die Militär-, die Universitätsstadt; es ist auch, soweit dieser Punkt für Ostpreußen überhaupt in Betracht kommt, die Hauptfremdenstadt. Eine Reise nach Ostpreußen, ohne Königsberg zu berühren, ist kaum möglich, und allem, was sich über Ostpreußen sagen läßt, muß sich notwendig ein starkes Stück von Rücksicht auf Königsberger Verhältnisse beimischen. Zu Königsberg einerseits, auf den großen Gutshöfen andrerseits schlägt das Herz der Provinz.

Königsberg ist keine schöne Stadt. Umgebung hat sie garnicht, alte interessante Bauwerke nur wenige und im allgemeinen nicht eben anziehende, stattliche moderne Straßen in großstädtischem Sinne so gut wie keine, angenehme Spaziergänge nur in sehr geringem Maße. Sehr zu leiden hat die Stadt unter einem ansehnlichen, ziemlich steilen Hügelrücken, der sie ihrer ganzen Länge nach durchsetzt und in eine Unter- und Oberstadt teilt (von der alten Einteilung in die drei, früher selbständig gewesenen Städte Altstadt, Kneiphof und Löbenicht ist dagegen äußerlich nur sehr wenig mehr zu erkennen, wenn auch Straßen- und andre Namen zahlreich an dieselbe erinnern). Zum Teil enge und durchgehends abscheulich steile Straßen verbinden Ober- und Unterstadt miteinander. Das Beste, was das Innere der Stadt bietet, ist der Paradeplatz, auch Königsgarten genannt, mit dem düstern, unschönen Theater- und dem würdig sich präsentirenden neuen Universitätsgebäude, sowie den Denkmälern Friedrich Wilhelms des Dritten und Kants, dann der nahe, reizend mit Gärten umsäumte Schloßteich nebst der hölzernen Schloßbrücke, einige hübsche Straßenprospekte mit stattlichen Giebelhäusern, die neue „Glas-Passage" zwischen Königstraße und Roßgarten, und der Blick auf die beiden, die Unterstadt durchströmenden und siebenfach überbrückten, von kleinen Fluß- und hie und da auch größern Seeschiffen ungemein belebten Pregelarme. Das Schloß der spätern Hochmeister und der Preußenherzoge mit seinen mächtigen stumpfen Türmen drängt sich zwar dem Blicke von jeder Seite sehr energisch auf, ist aber weder schön noch baulich merkwürdig. Artushof, Dom, Rathaus, auch das neue Regierungsgebäude und das Landeshaus (Provinzialständehaus) bieten ohne Zweifel manches in touristischem Sinne Sehenswerte, aber man verliert schwerlich viel, wenn man sie sich alle schenkt. Die Straßen der Stadt sind mit wenig Ausnahmen eng und infolgedessen bei der ungemeinen Stärke des städtischen Verkehrs nicht eben angenehm zu passiren. Diese Verkehrslebhaftigkeit hat mannichfache Gründe. Zunächst wird wohl in keiner deutschen, ja mitteleuropäischen Stadt soviel gefahren wie in Königsberg; zum Teil hängt dies

mit der Fahrwut bez. der Unlust, zu Fuße zu gehen, die den Ostpreußen überhaupt auszeichnet, zum Teil aber auch mit den eigentümlichen Verhältnissen des Königsberger Geschäftslebens zusammen. Die Stadt ist, wie schon angeführt, nicht nur im höchsten und ausgedehntesten Wortsinne die Provinzialhauptstadt, sondern auch der Mittelpunkt einer sehr produktenreichen Gegend, die ziemlich nach allen Richtungen sich rund um die Stadt ausbreitet und durch die zahlreichen Thore mit derselben in Verbindung steht. Die Folge ist, daß, wenn auch natürlich die feineren Kaufläden (und es fehlt an solchen wahrlich nicht) in gewissen Straßen der innern Stadt konzentrirt sind, doch das eigentliche geschäftliche Leben zu allen Thoren hereinflutet und ein stark peripherisches Gepräge hat. Dazu kommt, daß der Haupthandelsartikel für Königsberg naturgemäß immer Getreide ist und daher die nach den ungeheuern, fast an Hamburg erinnernden (nur daß sie nicht den Fleeten zugekehrt sind) Speichergebäuden unterwegs befindlichen Lastwagen einem überall begegnen. Erwägt man endlich, daß die Stadt verhältnismäßig sehr ausgedehnt ist, was bekanntlich den Straßenverkehr nicht vermindert, sondern steigert, so kann man sich ein Bild von dem in den innern Stadtteilen herrschenden Trubel machen. An manchen Stellen, so an der Windgasse und in der Junkerstraße, kann es selbst dem an den Verkehr der Leipziger- und Friedrichstraße zu Berlin gewöhnten zeitweise wirblig werden. Pferdebahnwagen, herrschaftliche Equipagen, Droschken, Lastwagen, Bauernwagen, Geschäftsfuhrwerke aller Art bewegen sich zuweilen in geradezu sinnbetäubender Menge durcheinander und aneinander vorüber, und auch der Fußgängerverkehr ist, allerdings mehr zu bestimmten Tageszeiten, ein sehr bedeutender. Eine „stille Stadt“ kann man Königsberg also keinesfalls nennen.

Insbesondre für die Gutsbesitzer der Provinz ist hier das von Natur gegebene allgemeine Rendezvous. Ja man kann sagen, daß zu den Vorwürfen, welche diesen Herren mit einigem Grunde gemacht werden dürfen, eine häufig das rechte Maß überschreitende Neigung gehört, nach Königsberg zu reisen und sich hier einmal gütlich zu thun; denn natürlich bleibt es selten bei Erledigung von Geschäften, Abstattung von Besuchen und allenfalls einem Theaterabend, sondern man glaubt bei solchen Gelegenheiten auch etwas draufgehen lassen zu müssen. Bestimmte Anlässe, zu denen man jährlich einigemale nach Königsberg reisen will, verstärken diese Neigung: der im Frühjahre stattfindende große Pferdemarkt, die kurz vor Weihnachten fallenden Generalversammlungen des landwirtschaftlichen Zentralvereins und des Ostpreußischen Konservativen Vereins, für viele auch der Provinziallandtag und die Provinzialsynode, u. a. Die bevorstehende Eröffnung der Bahn nach Kranz wird noch ein weiteres Gewicht in die Wagschale werfen. Kurz, die Bedeutung Königsbergs für den ostpreußischen Grundbesitz ist eher im Wachsen als im Abnehmen.

Noch ein besondrer Umstand ist in dieser Hinsicht von der höchsten Bedeutung: die militärische Wichtigkeit Königsbergs, und die Stelle, welche es

demgemäß für den Offizierstand und dessen zahllose Affiliirte unter den Gutsbesitzerfamilien der Provinz spielt. Zunächst eine kurze Darlegung über die Faktoren, aus denen sich die militärische Wichtigkeit der Provinzialhauptstadt zusammensetzt. Alle die Gründe, um derentwillen Königsberg den naturgemäßen Zentralpunkt Ostpreußens bildet, veranlassen auch, daß die Hilfsquellen der Provinz hier zusammenströmen, und daß die Stadt also schon an und für sich ein militärisches Objekt ersten Ranges bildet. Außerdem aber ist hier notwendigerweise die Stelle, wo ein von Osten oder Südosten vordringender Feind abgehalten werden muß, wenn man sich überhaupt östlich von der Weichsel behaupten will; es entspricht also einem wahren Zwange der Verhältnisse, wenn hier eine starke Festung angelegt worden ist. Und diese Festung ist nicht nur ausgedehnt genug für eine ganze Armee und nach allen Grundsätzen der modernen Befestigungskunst erbaut, so insbesondre mit einem Kranze meilenweit entfernter Forts ausgerüstet, sondern sie ist auch, trotz der flachen Gegend, von der Natur außerordentlich begünstigt. Eine kleine Meile unterhalb Königsbergs fällt der Pregel in das frische Haff; diese Strecke wird von der Festung vollständig beherrscht. Soll also die Festung zernirt werden, so kann man die Verbindung der feindlichen Truppenteile über den Pregelstrom nur oberhalb Königsbergs suchen. Hier aber beginnt etwa eine Meile von der Stadt entfernt ein Höhenzug mit sumpfigem Fuße, welcher das nördliche Pregelufer bis gegen Tapiau hin begleitet und — in Verbindung mit der Neigung des Stromes, Arme und zwischen denselben breite, sumpfige Inseln zu bilden — einen Übergang oder die Herstellung von Brücken außerordentlich erschwert; es ist daher kaum möglich, weiter unterhalb wie Tapiau die nördlich und südlich von dem Pregel stehenden feindlichen Heeresteile miteinander in Kommunikation zu setzen, und da dieser Ort fünf Meilen von Königsberg entfernt ist, so bewirkt dies die Unmöglichkeit, dem einen Teile von der andern Seite aus rechtzeitig zu Hilfe kommen zu können. Es muß demgemäß jeder Truppenteil für sich allein stark genug sein, der Besatzung überall Stand halten zu können. Dies ist nicht alles. Da man der Festung das frische Haff nicht sperren kann, so ist jederzeit Zufuhr, Verstärkung, Benachrichtigung ꝛc. möglich, es sei denn, daß das ganze Ufergebiet des Haffs bis an die Weichselmündung, samt der frischen Nehrung, vom Feinde besetzt werde, und auch dann noch ist Königsberg nicht abgeschnitten, solange nur das die Öffnung des frischen Haffs in die Ostsee beherrschende Pillau noch in unsern Händen ist. Pillau aber ist selbst eine zwar kleine, aber starke, jetzt eben in der Erweiterung begriffene Festung und kann der Natur der Dinge nach überhaupt nicht abgeschnitten werden, wenn nicht der Feind die Ostsee beherrscht. Hier sind also alle nur möglichen Chancen dargeboten, ein unverhältnismäßig starkes feindliches Heer auf lange Zeit an der Mündung des Pregels festhalten zu können und nach Gefallen die Offensive gegen dasselbe vorzubereiten.

Königsberg ist der Sitz des kommandirenden Generals für Ost- und Westpreußen und der ostpreußischen Division und hat eine Friedensbesatzung von fünf- bis sechstausend Mann; zu seiner wirksamen Verteidigung im Kriege ist allerdings ein ganzes Armeekorps erforderlich. Nun ist schon der Umstand bemerkenswert, daß sowohl der frühere wie der jetzige kommandirende General ostpreußischen Adelsfamilien angehören. Unter den höhern Offizieren dürfte sich kaum einer finden, der keine Familienverbindung mit einer derselben hat, und unter dem Adel der Provinz selbst sowie unter den angeseheneren bürgerlichen Gutsbesitzern ist sicherlich nicht eine einzige Familie, die des verwandtschaftlichen Zusammenhanges mit irgendeinem Offizier der Königsberger Garnison gänzlich entbehrte. Unzählige Gutsbesitzer sind früher aktive Offiziere gewesen, und unter den übrigen sind wenige, die nicht wenigstens Reserveoffiziere sind. So gestalten sich denn die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen dem in Königsberg garnisonirenden Offizierkorps und den Bewohnern der Gutshöfe zu ungemein lebhaften und regelmäßigen, und auch dies kommt der bei den letzteren ohnehin in so hohem Maße vorhandenen Neigung, einen Ausflug nach Königsberg zu machen, sehr zu gute. Doch hat die frühere Sitte der größeren Gutsherren, den ganzen Winter in Königsberg zuzubringen und zu diesem Zwecke hier ein eignes Haus zu haben, fast aufgehört, wohl schon darum, weil jetzt die Eisenbahn den Aufenthalt daselbst, so oft man ihn wünscht, in einer billigeren Weise als durch solche ständige Quartiere ermöglicht. Der einzige Landedelmann, der heute noch ein solches Haus besitzt und vollständig benutzt, ist der ehrwürdige alte Graf zu Dohna-Schlodien, zur Zeit das Haupt des ganzen ostpreußischen Adels.

Die Universität — sie gehört zu den bedeutenderen, aber nicht gerade zu den durch geistige Kräfte hervorragenden — spielt für das gesellschaftliche Leben in Königsberg und für die Physiognomie der Stadt eine geringere Rolle, als man annehmen sollte. Es hat dies ohne Zweifel seinen hauptsächlichsten Grund darin, daß sie wesentlich Provinzial-Universität ist, daher den ohnehin so stark die Provinz wiederspiegelnden Gesamtcharakter Königsbergs nicht sehr zu alteriren vermag. Bemerkenswert ist vom politischen Standpunkte, daß sie bis heute eine Hauptträgerin der liberalen Ideen geblieben ist; die konservativen Gutsbesitzer fangen daher auch an, sich von ihr abzuwenden. Doch beginnt neuerdings eine andre Strömung sich geltend zu machen. Von wissenschaftlich berühmten, d. h. den Durchschnitt des Universitätsprofessors übersteigenden Namen hat die Universität gegenwärtig nur sehr wenige aufzuweisen, doch zählt sie unter ihren Lehrern einen Romancier und Dramatiker von großem Tagesrufe: Herrn Felix Dahn.

Die Königsberger Presse bot früher ein merkwürdiges Bild insofern, als die drei hier erscheinenden Blätter verschiedener Richtung alle einer und derselben Person, dem Bankier Simon (dem sogenannten Geheimen Ober-Provinzial-

Juden) gehörten. Die alte und in weiten Kreisen der Provinz immer noch als eine Art unfehlbares Orakel betrachtete Hartungsche Zeitung ist fortschrittlich; die Allgemeine Zeitung war zuerst nationalliberal, machte dann die Sezession mit und schloß sich hierauf der neuen „deutsch-freisinnigen Partei“ an, macht aber jetzt Miene, wieder eine selbständigere, mehr nach rechts neigende Stellung einnehmen zu wollen; die Ostpreußische Zeitung ist konservativ. Jetzt hat freilich diese Zusammenfassung in einer Hand aufgehört. Die stärkste Verbreitung hat gegenwärtig die Allgemeine Zeitung. Ein politisches oder sonst ein auf das große Publikum berechnetes Wochen- oder Monatsblatt giebt es nicht; ebensowenig existiren spezifisch literarische Geselligkeitskreise in Königsberg. Eher noch besteht ein gewisses selbständiges künstlerisches Leben, doch tritt dasselbe nur wenig in die Öffentlichkeit.

Das ist Königsberg; nicht ohne Großartigkeit und mit sehr ausgeprägter Eigenart, aber etwas nüchtern und trocken, etwas exklusiv, etwas schwerfällig, etwas anmutlos. Langweilig wäre zu viel gesagt, philisterhaft zu wenig.

Nach Königsberg ist Tilsit die bedeutendste und entwicklungsfähigste Stadt der Provinz. Wäre nicht der Grenzsaum, der Tilsit von Rußland scheidet, gar so schmal, so könnte es eine Großstadt werden; auch so hat es jedenfalls eine Zukunft. Von Tilsit pflegt der West- und Süddeutsche sich ganz besonders schauderhafte Vorstellungen zu machen, aber er würde sich gewiß nicht wenig wundern, wenn man ihn einmal an den Anfang der Deutschen Straße stellte. Der wirklich stattliche Prospekt, den diese darbietet, ist allerdings das Beste der endlos langgestreckten, aber schmalen Stadt, und von bemerkenswerten Gebäuden hat Tilsit nur sehr wenig. Geselliges und öffentliches Leben sind recht entwickelt, und an Komfort fehlt es nicht. Die Stadt lebt von der ziemlich wohlhabenden Umgegend und von ihrer Lage an der Stelle, wo die Memel sich in ihr weitgedehntes Mündungsdelta zu verzweigen beginnt. Mit Rußland könnte der Verkehr auch bei Fortdauer der heutigen Grenze ein weit stärkerer sein, als er ist. Tilsit gehört zu den Städten, in denen sich noch ein leidlich selbständiger Handwerkerstand erhalten hat; insbesondre ist es eine Schuhmacherstadt.

Ihm am nächsten steht Insterburg; als Stadt übertrifft dasselbe an energischem Aufschwunge der letzten Jahre Tilsit, als Geschäftsplatz aber ist es hinter Tilsit zurückgeblieben. Die Neustadt, nach dem weitentlegenen Bahnhofe zu, ist zwar noch recht lückenhaft, bietet aber eine Reihe sehr schöner, stattlicher Straßen dar, die zum Teile (bei bescheidenen Ansprüchen) als „Villenstraßen“ bezeichnet werden können. Insterburg hat, nach Königsberg, entschieden am meisten großstädtischen Charakter, auch die Lebensverhältnisse in der Stadt entsprechen dem so leidlich; dabei giebt seine Eigenschaft als Knotenpunkt von vier Eisenbahnlinien ihm eine gewisse provinzielle Bedeutung.

Von noch größerem Einflusse auf die städtischen Verhältnisse sind die Eisenbahnen freilich bei dem mächtig aufblühenden Allenstein, welches in Zukunft

(eine ganz in der Nähe stattfindende Abzweigung mitgerechnet) nicht weniger als sechs Bahnlinien bei sich einmünden sehen wird. Bekanntlich ist Allenstein zum Sitze eines von den Regierungsbezirken Königsberg und Gumbinnen abzuzweigenden neuen Regierungsbezirkes (Masuren und südliches Ermland) bestimmt, und wird dann schnell genug einen mindestens ebenso großstädtischen Charakter wie Insterburg annehmen. Einstweilen kleben ihm freilich die Eierschalen des ermländischen Landstädtchens noch sehr stark an, und in Beamtenkreisen ist es gefürchtet wegen seiner teuern Preise (diesem unliebsamen Begleiter einer plötzlichen starken Entwicklung).

Jetzt erst kommt Memel. Es ist bedauerlich, daß dieser gute alte Hafenplatz mehr und mehr zurückgeht, aber — es ist nicht zu ändern. Wir können doch die Russen nicht hindern, ihre Eisenbahnen und Häfen auszubauen, und je mehr dies geschieht, desto mehr kommt Memel ins Hintertreffen. Eine kleine Aussicht eröffnet sich neuerdings der Stadt insofern, als Riga sich dem emporstrebenden Libau gegenüber in einer ähnlichen Lage wie Memel befindet und sich Memels nun, wie es heißt, zur Führung des Konkurrenzkampfes bedienen will; aber zur Erhaltung von Memel als eines selbständigen Handelsplatzes wird das auch nicht sonderlich beitragen. Übrigens ist Memel eine hübsche, freundliche Stadt mit vielem ererbten Wohlstande und manchen Annehmlichkeiten. Die Regierung thut, was sie kann, um ihm einen Ersatz für den langsam hinschwindenden Seehandel zu bieten, wie denn z. B. Memel, trotz des abnorm kleinen Gebietes hierfür, sein eignes Landgericht erhalten hat.

So bleibt noch des „Regierungsdorfes“ Gumbinnen zu gedenken. Aber nur keine Übertreibungen! Gumbinnen ist allerdings, von den Markttagen abgesehen, ein totes Nest, in welchem die Regierungsbeamten einen abgeschlossenen Gesellschaftskreis für sich bilden und auf die übrigen städtischen Verhältnisse weder Einfluß ausüben noch erstreben, und welches wirtschaftliche Entwicklungsfähigkeit seit dem Tage nicht mehr besitzt, wo die Eisenbahnkreuzung einerseits nach Tilsit und andrerseits nach Lyck, die an und für sich geradesogut zu Gumbinnen hätte ausgeführt werden können, nach Insterburg verlegt wurde. Ja, Gumbinnen hat seine Haltung zur Konfliktszeit (die übrigens in der That eine solche war, daß einem pflichtgetreuen Regierungsbeamten ob derselben das Blut sieden mußte) hart büßen müssen, und kann sich darüber bei seinen damaligen Führern bedanken. Es wird zwar viel von einer Querbahn Darkehmen-Gumbinnen gesprochen, aber nicht nur diese Bahn selbst, sondern auch ihre Ausmündung ist sehr zweifelhaft, und keinesfalls wird sie schwer ins Gewicht fallen. Aber bei alledem ist Gumbinnen doch kein Dorf, sondern es ist ein weitgedehntes Landstädtchen mit prätentiös breiten Straßen, an denen hie und da auch prätentiös große Häuser liegen, und mit all dem Apparat des Wohllebens, wie einige Dutzend höherer Beamten seiner bedürfen. Auch die Umgegend ist nicht ganz ohne hübsche Punkte. Bei alledem ist der längere

Aufenthalt ein trister und einförmiger, und die Stadt ist ohne Zweifel die letzte unter den hervorragenden Städten der Provinz.

Nun folgen einige Mittelstädte von 6- bis 8000 Einwohnern: Rastenburg, Osterode, Lyck, Braunsberg; in nicht ferner Zeit werden Goldap und Bartenstein sich denselben anreihen. Alle diese Städte sind lebhaft, sauber und ansehnlich und geben in ihrem offenbaren Aufblühen ein erfreuliches Bild von der in Ostpreußen vor sich gehenden Entwicklung, besonders die an den Hauptbahnlinien gelegnen. Rastenburg hat außerdem seine Zuckerfabrik und seine neue Arbeiterkolonie Karlshof, Osterode seine reizende Lage, Braunsberg seine Eigenschaft als kirchliche Hauptstadt des Ermlandes. Bis hierher ist auch für des Körpers Notdurft noch trefflich gesorgt; „Hotel Thuleweit“ in Rastenburg gilt für das beste Hotel der ganzen Provinz.

Wer, der sich das Land Ostpreußen als ein ödes und halbbarbarisches vorstellt, würde nun wohl glauben, daß es außerdem noch wohlgezählt zweiundfünfzig Städte und acht ansehnliche Flecken, darunter zwei Kreishauptorte, in der Provinz giebt? Es ist wahr, daß sich unter den Städten einige armselige Nester finden, und daß auch die meisten übrigen weder viel Interessantes noch viel Erquickliches darbieten; aber es sind doch auch welche darunter, deren auch das Rheinland und Sachsen sich nicht zu schämen hätten. Nur das geistige und öffentliche Leben ist allerdings verhältnismäßig schwächer entwickelt, und wenn schon die Hauptstädte der Provinz nur wenig von ausgeprägtem Lokalcharakter haben, so findet dies natürlich auf die weitaus meisten kleinen Städte noch eine viel stärkere Anwendung. Viele derselben sind recht eigentliche Ackerstädtchen; in andern dominirt das Landratsamt oder das Gymnasium (Hohenstein) oder sonst eine am Orte befindliche Anstalt (Tapiau, Rhein), noch in andern hat sich ein lebhaftes gewerbliches Leben herausgebildet bez. erhalten. Unterkommen läßt sich zur Not überall, doch ist dem Fremden hinsichtlich der Betten Vorsicht anzuraten. Auch passirt es wohl, daß der Wirt, um seine Logirgäste unbekümmert, im Lokale nebenan eine Tanzmusik bis an den hellen lichten Morgen abhalten läßt. Überhaupt sind die Wirte im allgemeinen weder entgegenkommend noch auf die Behaglichkeit ihrer Gäste sonderlich bedacht, vielmehr stark geneigt, sich von vornherein als eine Art Respektspersonen aufzufassen. Das Wirtshaus- und Gasthausleben ist nicht die starke Seite Ostpreußens. Doch beginnt es sich in bezug auf die Verpflegung mit Speise und Trank selbst in den abgelegensten Städtchen zu bessern, und selbst auf dem Lande ist man hie und da ganz vorzüglich aufgehoben.

Von den Städten sind die Gewerbe unzertrennbar. Mit einer Gewerbethätigkeit, die über die handwerkliche für den täglichen Bedarf hinausginge, ist es aber in Ostpreußen schwach bestellt, was in dem Mangel an Mineralien und vielleicht noch mehr in dem Mangel eines Hinterlandes seinen sehr natürlichen Grund hat. Doch ist neuerdings von Braunkohlenfunden die Rede, und

solche würden freilich der Gewerbsthätigkeit des Landes gewaltig zu gute kommen. Zur Zeit hat Ostpreußen nur einen Zweig selbständiger Fabrikindustrie: die Gewinnung und Verarbeitung des Bernsteins. Dieser Zweig ist allerdings sehr bedeutend und noch einer großen Entwicklung fähig, umsomehr, da das schöne Mineral ja auch in Deutschland für allerhand kleine Schmucksachen in die Mode kommen zu wollen scheint. Der rohe Bernstein wird bekanntlich die ganze Ostseeküste entlang gefunden, gewerbsmäßig gesucht aber nur an den Küsten des Samlandes und der kurischen Nehrung, und außerdem zu Palmnicken, an der Westküste des Samlandes unweit Pillau, bergmännisch gewonnen; ja es soll jetzt auch die Rede davon sein, den Grund des kurischen Haffs auf Bernstein zu untersuchen. Die Verarbeitung findet teils zu Königsberg, teils in dem russischen Grenzstädtchen Polangen unweit Memel statt, und es sind ungemein reizende kleine Stücke, die aus dem so verarbeitungsfähigen und dabei vielfarbigen Stoffe hergestellt werden. Auch ein eignes Bernstein-Museum, welches gewiß das Seinige dazu beitragen wird, diesem Geschäftszweige einen neuen Aufschwung zu geben, ist in der Entstehung begriffen. Bekanntlich ist die Bernsteingewinnung Regal und ist an eine einzige ebenso gemeinnützige wie rührige und energische Firma, die Herrn Stantien und Becker, verpachtet. Weit wichtiger als das Bernsteingeschäft sind freilich die verschiednen landwirtschaftlichen Industriezweige, und unter diesen wieder steht die Butterfabrikation und die Spiritusbrennerei oben an; davon wird bei Schilderung der landwirtschaftlichen Verhältnisse weiter zu sprechen sein. Aber auch unter den städtischen Industrien steht obenan die Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte, sowie die hauptsächlich für den gleichen Bedarf arbeitende Eisengießerei. Zwar sind die Bestrebungen, diese Produkte in der Provinz selbst anzufertigen, noch ziemlich neuen Datums, doch wird schon recht Anerkennenswertes geleistet. Was sonst an Maschinenfabrikation da ist, will nicht viel heißen, doch ist es immer etwas. Weiter giebt es noch etwas Fischräucherei, etwas Fabrikation künstlicher Steine, und was sonst kleine Gelegenheitsindustrien sind; das wird so ziemlich alles sein. Doch nein, es giebt noch einen Königsberger bez. ostpreußischen Industrieartikel, welcher sich mehr und mehr die Welt erobert: den Königsberger Marzipan. Höchst bedeutende Summen fließen für diesen verzierten Mandelteig alljährlich nach Königsberg und in verschiedne andre Städte der Provinz, und das Geschäft befindet sich, so einfach die Herstellung des Produkts zu sein scheint, in entschiednem Aufschwung.

Vom städtischen Leben der Provinz können wir nicht scheiden ohne ein Wort über Theater und Musik und über sonstige Kunstbestrebungen. Letztere sind so gut wie Null; selbst die wandernden Bilderausstellungen, die doch sonst auch deutschen Mittelstädten nicht fehlen, existiren für Ostpreußen (von dem einzigen Königsberg abgesehen, wo sie auch nicht etwa eine hervorragende Rolle spielen) so gut wie noch nicht. Das musikalische Leben ist ein ziemlich reges, doch in seinen

höhern Formen, Musikfesten u. dergl., noch sehr unentwickelt. Dagegen herrscht viel Theatersinn, wenigstens insofern, als auch die Mittelstädte sich bemühen, etwas besseres als bloße Schmieren-Gesellschaften zu erhalten, und als in der That eine oder zwei „Operngesellschaften" sich bemühen, das Publikum dieser Städte mit den neuesten Operetten vertraut zu machen. Darüber hinaus gehts freilich kaum. Auch gestaltet sich die finanzielle Seite dieser Unternehmungen fast immer sehr zweifelhaft. Königsberg selbst hat in der Wintersaison ein leidliches Theater (etwa von dem Range des Kölner) und im Sommer eine ganze Schaar von Sommerbühnen sowie von tingeltangelartigen Vergnügungsstätten. Im übrigen ist der letztangedeutete Unfug in Ostpreußen noch ein wenig entwickelter, was wohl in der schwächern Entwicklung des Wirtshauslebens überhaupt seinen Grund hat. In letzterer Hinsicht sowie hinsichtlich des Mangels eigentlich nächtlichen Treibens kann selbst Königsberg eine „solide Stadt" genannt werden.



Aus den letzten Tagen des Frankfurter Parlaments.



Unter den zahllosen beglückwünschenden Adressen, welche unserm Reichskanzler an seinem siebzigjährigen Geburtstage zugingen, ist vielleicht die merkwürdigste diejenige der dreißig Veteranen jener alten erbkaiserlichen Partei, welche am 28. März 1849 in der Stärke von 290 Männern die Kaiserkrone an König Friedrich Wilhelm den Vierten von Preußen zu übertragen beschloß. Mit vollem Rechte hoben die Unterzeichner hervor, daß Fürst Bismarck „ihren Glauben zur That gemacht" habe. Denn so wenig Bestand das Verfassungswerk des ersten deutschen Parlaments auch gehabt hat und, wie die Dinge einmal sich entwickelten, haben konnte, das Verdienst kann ihm niemand abstreiten, zuerst in einem beispiellos großartigen dialektischen Prozesse unwiderleglich festgestellt zu haben, daß die Zukunft Deutschlands einerseits in einer bundesstaatlich-monarchischen Gestaltung unter der Führung der Krone Preußens, andrerseits in dem Ausschlusse Österreichs aus dem engeren staatsrechtlichen Verbande der deutschen Staaten beruhe. Vor einiger Zeit brachten diese Blätter eine Schilderung der ersten Anfänge dieses Parlaments; hier mögen einige Skizzen zur Geschichte seiner letzten Wochen, seines Todeskampfes von der Ablehnung der Kaiserkrone bis zum Austritt der Erbkaiserpartei folgen.

Das Material dazu entnehmen wir dem Tagebuche und den Briefen eines jetzt verstorbenen sächsischen Abgeordneten, der erst Ende März 1849 an die Stelle des bisherigen Vertreters seines Kreises gewählt worden war und sich zur gemäßigten Linken des „Deutschen Hofes" hielt. Von warmer Vaterlandsliebe erfüllt, aber durchaus maßvoll und besonnen, eine tiefgemütvolle, milde Natur, war er in jener Partei eigentlich garnicht an seinem Platze und überhaupt für die heftigen Kämpfe parlamentarischer Leidenschaften im grunde sehr wenig geschaffen. So hat er es weder erstrebt noch vermocht, sich zu besondrer Geltung zu bringen. Nichtsdestoweniger hat er seine Pflicht redlich erfüllt und treu ausgehalten, bis die Linke den Weg offner Revolution betrat. Thatsächlich neues wird man somit in seinen Aufzeichnungen nicht zu finden erwarten. Ihr Wert liegt wesentlich in der frischen, treuen Wiedergabe der wechselnden Stimmungen und Urteile unmittelbar aus erschütternden Ereignissen heraus, die ihn binnen wenigen Wochen von der frohen Hoffnung auf endliches Gelingen des Verfassungswerkes bis zu der trostlosen Einsicht in die Unvermeidlichkeit seines Scheiterns führten. Daß er die allgemeinen Irrtümer vieler der besten Männer seiner Zeit teilte, daß er die Macht der Regierungen unterschätzte und demnach auch den Beschlüssen der Nationalversammlung eine größere Geltung beimaß, als ihnen thatsächlich innewohnte, daß er namentlich an ihrer Souveränität festhielt und so dem Standpunkte der Regierungen, namentlich der preußischen, nicht gerecht zu werden vermochte, das alles wird man begreiflich finden. Für die beschlossene Reichsverfassung war er nicht eben begeistert — „das ganze preußische Erbkaisertum kann ich vor der Hand noch für kein Glück halten," schrieb er am 10. April —, aber er war fest entschlossen, ihrer Verwirklichung seine Kraft zu widmen, weil nur sie aus endlosem Wirrsal herauszuführen schien.

Es würde nun wohl unnütz sein, im folgenden die Äußerungen unsers Abgeordneten einfach aneinanderzureihen. Denn da die Geschichte des Frankfurter Parlaments wenig allgemein bekannt ist, viel weniger, als sie es verdient, und auch das populärste Werk darüber, das treffliche Buch von Heinrich Laube, über seine letzten Wochen so kurz hinweggeht, so wäre damit der Mehrzahl der Leser schwerlich gedient. Da bleibt wohl nichts andres übrig, als vornehmlich auf Grund des „Stenographischen Berichts über die Verhandlungen der deutschen konstituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main, herausgegeben von F. Wigard" (8. und 9. Band), soviel hinzuzufügen, als zum Verständnis notwendig erscheint.

Unser Gewährsmann — wir wollen ihn im folgenden der Kürze halber mit dem neutralen Buchstaben N. bezeichnen — langte über Leipzig und Eisenach reisend und den letzten Teil des Weges von dort aus über Markfuhl, Vacha, Hünfeld, Fulda und Hanau im Postwagen zurücklegend am 4. April (Mittwoch vor Ostern) 1849 früh unter strömendem Regen in Frankfurt an. Noch an demselben Vor-

mittage gelang es ihm durch freundliche Vermittlung eines andern sächsischen Abgeordneten, einer Sitzung des Parlaments in der Paulskirche als Zuhörer im Saale selbst beizuwohnen. „Eine Reihe von Rednern bestieg die Tribüne, Heinrich von Gagern [damals Präsident des Reichsministeriums] saß etwa zehn Schritte von mir; manche andre ausgezeichnete Männer lernte ich jetzt kennen. Die Verhandlungen selbst waren etwas konfus, ohne Würde, machten also auf mich keinen erfreulichen Eindruck."

Die Lage selbst schien hoffnungsvoll. Das Ergebnis des Antrages der Kaiserdeputation in Berlin, die bereits am Tage vorher, am 3. April, die thatsächlich ablehnende Antwort des Königs erhalten hatte, war in diesem Augenblicke der Versammlung noch nicht bekannt, denn man lebte noch nicht im Zeitalter des elektrischen Telegraphen, und der optische fungirte natürlich nur höchst unvollkommen. Noch also durfte man die Hoffnung auf Annahme der Kaiserkrone hegen, und auch sonst schienen die Aussichten keineswegs ungünstig. Der Krieg in Schleswig-Holstein war mit mehr als genügenden Streitkräften — 60 000 Mann Reichstruppen neben den Schleswig-Holsteinern — eröffnet; Österreich, das seinen Ausschluß aus dem engern deutschen Bundesstaate durch die Oktroyirung der einheitsstaatlichen Verfassung von Kremsier thatsächlich ausgesprochen hatte, schien durch den siegreichen ungarischen Aufstand völlig gelähmt, und wie feindselig Rußland und Frankreich der Neugestaltung Deutschlands gegenüberstanden, darüber war man sich in Frankfurt nicht recht klar. So teilte auch N. die zuversichtliche Stimmung der Mehrzahl. Er hatte die Heimat in der frohen Hoffnung verlassen, demnächst einer Kaiserkrönung in Frankfurt beiwohnen zu können, denn er lebte des festen Glaubens, eine Ablehnung der Krone sei unmöglich. Er schrieb damals: „Wenn mich etwas über die Trennung von den Meinigen tröstet, so ist es der Gedanke, daß ich jetzt, wo Deutschlands Schicksal sich entscheiden muß und die Reichsversammlung eine unendlich bedeutsame Stellung einnimmt, am Orte der Entscheidung mich befinde und thatkräftig mit eingreifen kann. Die nächsten Wochen können, müssen außerordentliche Dinge bringen. Ich sehe mit höchster Spannung in die Zukunft." Doch konnte er sich auch wieder eines gewissen Gefühls der Unsicherheit nicht ganz erwehren, denn ein solches sieht doch aus den folgenden scheinbar so zuversichtlich klingenden Worten hervor: „Die Reichsversammlung ist gerade gegenwärtig durch die allgemeinen Verhältnisse mehr als jemals sichergestellt. Die Fürsten werden sie nicht zu sprengen versuchen, dies wäre das Signal zu einer neuen Revolution; das Volk aber erkennt, daß es in der Reichsversammlung gerade jetzt seine kräftigste und letzte Schutzwehr hat." Zuweilen steigert sich das Bewußtsein der Ungewißheit schon bis zu quälender Spannung; „der schwankende Zustand, schrieb er am 7. April in sein sonst sehr knapp gehaltenes Tagebuch, bei dem Gefühle, daß Großes kommen muß, ist unerträglich." Die längere Pause in den Verhandlungen des Parlaments, das

sich der Osterzeit halber und in Erwartung des authentischen Berichts der Kaiserdeputation vom 4. bis zum 11. April vertagt hatte, war nicht geeignet, solche Stimmungen zu verscheuchen.

N. suchte eine Ablenkung, indem er sich neben eifriger Lektüre der stenographischen Berichte mit der Stadt bekannt machte und Ausflüge in die Umgegend unternahm, meist vom herrlichsten Frühlingswetter begünstigt, welches ihm, der bisher in sehr bescheidnen Verhältnissen gelebt hatte, das wogende Leben der großen Stadt und die schöne süddeutsche Landschaft ringsum im freundlichsten Lichte zeigte. In Frankfurt selbst umgab ihn das Getümmel der Ostermesse mit seinen bunten Bildern; am Charfreitag (6. April) besuchte er Mainz und sah hier zum erstenmale den Rhein, ein altes Ziel seiner Wünsche; am Ostermontage war er in Offenbach. Doch die Spannung der Lage verriet sich überall aus unverkennbaren Anzeichen. Frankfurt selbst hatte eine sehr starke Garnison von Bundestruppen. „Alle Thore sind von Truppenabteilungen besetzt; an der Hauptwache sind Kanonen aufgefahren; auf dem schönen Komödienplatze sind Pferdeställe für die Chevauxlegers aus Darmstadt aufgeführt, und Goethes Bildsäule, sonst der einzige Schmuck dieses Platzes, sieht mit verdrießlicher Miene auf diese prosaischen Bretterbuden. Auch in der Nähe sind Truppen aufgestellt: an allen Haltepunkten der Eisenbahn zwischen Frankfurt und Mainz stehen Nassauer, in Offenbach sah ich darmstädtisches Fußvolk." Mit lebendigen Farben schildert er das bunte Schauspiel einer damaligen Wachtparade in Frankfurt. „Da stehen voran die stattlichen Füsiliere aus Frankfurt, in Blau und Rot, lauter ausgesuchte Leute, neben ihnen die österreichische Linie, weiß und blau, kleines, stämmiges Volk; an diese reihen sich die Baiern in hellblauen Waffenröcken und mit zierlichen Casquets; es folgen die Preußen in dunkelblauen Waffenröcken, mit schimmernden Helmen, endlich die leichten Reiter aus Darmstadt, grün und carmoisinrot, auf behenden Rossen, die Offiziere kameradschaftlich durcheinander, großenteils schmucke Leute. Das Schauspiel hatte aber auch seine wehmuterregende Seite: diese Österreicher mitten unter deutschen Reichstruppen! Es ist, als könne man sie nicht loslassen, und doch sind sie eigentlich schon von uns getrennt!" Die unruhige Spannung dieser Tage vermehrten noch wahre und falsche Nachrichten, die bunt durcheinander schwirrten. Am Abend des Ostersonntags langte die Kunde von dem ruhmvollen Gefecht bei Eckernförde (5. April) an; lauter Jubel erfüllte die Stadt, und die Schiffe auf dem Main hißten die Flaggen. Aber am Morgen darnach verbreitete sich das Gerücht, der König von Preußen habe abgedankt. „Was in diesem Falle werden sollte, weiß Gott allein. Der Prinz von Preußen [bekanntlich Kaiser Wilhelm], dem dann die Königskrone von Preußen und die deutsche Kaiserkrone zufielen, ist jedenfalls ein Mann von Festigkeit und Entschlossenheit; möchte seine Gesinnung eine kernhaft deutsche sein!" Noch immer also hielt N. an der Möglichkeit einer günstigen Entscheidung vonseiten Preußens fest, und der Hal-

tung des Parlaments vertraute er vollständig. „Nach allem, was ich höre, schrieb er am 10. April, wird die Reichsversammlung bei den bevorstehenden entscheidenden Verhandlungen mit großer Mäßigung zu Werke gehen, aber die dem Volke errungenen Freiheiten in keiner Weise sich verkümmern lassen. Auch die Linke will sich dem Kaiser willig unterwerfen und würde, wenn die kaum beschlossene Verfassung angetastet werden sollte, mit der Rechten zu einer kompakten Masse sich zusammenschließen."

Unter solchem Wechsel zwischen Hoffnung und Furcht nahm das Parlament am 11. April seine Thätigkeit wieder auf; es war die erste Sitzung, welcher N. als wirkliches Mitglied beiwohnte. Sein Nachbar war beiläufig der Historiker Jakob Philipp Fallmerayer aus München, der Geschichtschreiber des griechischen Mittelalters und des Kaisertums Trapezunt, der leidenschaftliche Russenfeind und der geistvolle Autor der „Fragmente aus dem Orient." Noch später erzählte N. mit Behagen, er habe die erste Bekanntschaft mit ihm dadurch angeknüpft, daß er auf ein vor ihm liegendes Blatt den Namen „Trebisonda" mit großen Buchstaben geschrieben, worauf Fallmerayer freudig überrascht sofort ein Gespräch mit ihm begonnen habe. Sonst freilich blieb zu wissenschaftlicher Vertiefung wenig Zeit. Nachdem der Reichskriegsminister, General von Peucker, über den Stand der Dinge in Schleswig und insbesondre über das Gefecht von Eckernförde referirt hatte, erstattete Simson (Königsberg) den Bericht über das Ergebnis der Kaiserdeputation, das an sich natürlich schon bekannt war. Zugleich wurde die preußische Erklärung vom 3. April mitgeteilt: der König sei bereit, provisorisch an die Spitze des deutschen Bundesstaates ohne Österreich zu treten, und habe die Regierungen aufgefordert, zu weiteren Verhandlungen ihre Bevollmächtigten binnen vierzehn Tagen nach Frankfurt zu senden. Aus der lebhaften, zum Teil leidenschaftlichen Debatte, in welcher die Freude der Linken, des gesamten Erbkaisertums nunmehr entledigt zu sein, und ihre Hoffnung, die deutschen Dinge womöglich in republikanische Bahnen zu treiben, deutlich sichtbar wurden, ging endlich der Antrag Kierulffs (Rostock), feierlich zu erklären, daß die Versammlung an der Reichsverfassung unwandelbar festhalte, und eine Kommission von dreißig Mitgliedern zur schleunigen Berichterstattung und zur Vorberatung der für die Durchführung der Reichsverfassung notwendigen Maßregeln einzusetzen, mit 276 gegen 159 Stimmen siegreich hervor. Unter der Mehrheit befand sich auch N. Am nächsten Tage wurde die Kommission unter dem Vorsitze von Wydenbrugks gebildet.

Entschieden war also thatsächlich immer noch nichts, als am 13. April der Führer der Kaiserdeputation, Simson, auf vier Wochen, wie die Geschäftsordnung vorschrieb, zum Präsidenten gewählt wurde, derselbe Mann, dem ein freundliches Geschick es beschieden hat, auch den ersten Reichstag des norddeutschen Bundes wie des deutschen Reiches als Präsident zu leiten und in

einem glücklicheren Momente eine zweite Kaiserdeputation nach Versailles zu führen. Inzwischen schien sich die Lage zu klären. Einerseits traten die österreichischen Abgeordneten, teils eignem Antriebe, teils einer direkten Aufforderung ihrer Regierung folgend, in Masse aus dem Parlament aus, wo schlechterdings kein Raum mehr für sie war, seitdem sich gezeigt hatte, daß Österreich an einem deutschen Bundesstaate weder teilnehmen könne noch wolle; andrerseits stellten sich am 14. April 28 deutsche Regierungen auf den Boden der Reichsverfassung, freilich noch keine der größeren, mit alleiniger Ausnahme der badischen. Allein von allen Seiten kamen Erklärungen der Abgeordnetenkammern, welche die Hoffnung belebten, auch die noch zurückgebliebenen, vor allem die vier Königreiche, zu gewinnen, und auch die Versuche, Friedrich Wilhelm den Vierten selbst noch umzustimmen, worauf schließlich alles ankam, schienen nicht ganz aussichtslos. So konnte N. am 16. April, freilich zu optimistisch, nach der Heimat schreiben: „Wir gehen großen Entscheidungen entgegen. Ich hoffe die Freude zu erleben, an der endlichen Festgründung des deutschen Bundesstaates werkthätigen Anteil nehmen zu können. Nie sind die Aussichten zu siegreicher Durchführung der großen Grundsätze, durch welche Deutschland einig, frei und mächtig werden soll, weniger getrübt gewesen als gegenwärtig; man kann zufrieden sein, wenn man nicht mehr als das Mögliche erstrebt. Die Parteien der Nationalversammlung haben sich genähert; alle Besonnenen scharen sich um die Fahne der Reichsverfassung.“ Und er fügt hinzu: „Das prachtvoll gebundene Originalexemplar derselben habe ich vorigen Sonnabend (14. April) unterschrieben. Ich werde diese Stunde immer als eine der bedeutungsschwersten meines Lebens ansehen.“

In solcher Stimmung setzte das Parlament seine Beratungen ruhig fort und fand Zeit, sich mit einer Petition des Stadtrats in Homburg vor der Höhe gegen die auf den 1. Mai angesetzte Schließung der Spielbanken, mit einer Eingabe aus Altona, die Ausstellung von Kaperbriefen gegen die Dänen, sogar mit der Stellung Deutschlands zur italienischen Bewegung zu beschäftigen, und wieder leuchtete der schöne Idealismus unsers Volkes glänzend hervor in der scharfen Zurückweisung jener beiden Petitionen und in der Debatte über den Antrag Nauwercks (Berlin): „Die deutsche Nationalversammlung erklärt, daß das deutsche Reich das Recht der italienischen Nation auf Unabhängigkeit und selbständige Entwicklung anerkennt und achtet und dieselben in keiner Weise hemmen oder erschweren wird.“ Den Antrag hatte N. mit zwölf andern unterstützt, doch fand er keine Mehrheit.

In derselben Sitzung aber, am 19. April, kam eine preußische und eine österreichische Note zur Verlesung. Jene erklärte, bis jetzt seien die deutschen Regierungen der Aufforderung vom 3. April noch nicht nachgekommen, der König habe sich deshalb entschlossen, ihnen eine weitere Frist zu stellen. Diese warf in hochfahrendem und verletzendem Tone der Versammlung vor, sie habe

ihre Befugnis überschritten und den gesetzlichen Boden verlassen, forderte die österreichischen Abgeordneten deshalb auf, ihr Mandat niederzulegen, und erklärte gleichzeitig, Österreich gedenke seine Stellung im Bunde keineswegs aufzugeben, vielmehr an dem Schicksale seiner Bundesgenossen wie früher werkthätigen Anteil zu nehmen. Das hieß mit andern Worten: der Kaiserstaat verweigerte nicht nur die Unterwerfung unter die Reichsverfassung, sondern hinderte auch das außer-österreichische Deutschland, sich selbständig zu konstituiren, während Preußen noch immer keinen festen Entschluß zu fassen vermochte. Es war der offene Absagebrief und die Ankündigung der österreichischen Einmischung.

Da begann auch N. wieder trüber in die Zukunft zu blicken. Er fand das Leben in Frankfurt ohne wissenschaftliche Arbeit unerträglich; mißmutig schrieb er am 20. April: „Die deutschen Angelegenheiten wollen nicht vorwärts; alles schwankt, zögert und schüttelt den Kopf."

Bald kamen indes die Dinge ins Rollen, nur in sehr verhängnisvoller Richtung. Aus Stuttgart hatte man am 21. die Nachricht, daß daß Ministerium der Weigerung des Königs gegenüber, die Reichsverfassung anzuerkennen, seine Entlassung gegeben, und der Landtag sich für diese Anerkennung einmütig ausgesprochen habe. So begannen am 23. April die Verhandlungen über den Bericht des Dreißigerausschusses. Das Mehrheitsgutachten empfahl folgendes zu erklären: Die Annahme der Kaiserkrone setze die Anerkennung der Reichsverfassung voraus; die Nationalversammlung fordere zu dieser Anerkennung nunmehr sämtliche Regierungen auf, worauf ipso iure die Kaiserwürde in Wirksamkeit trete, ersuche die Zentralgewalt dafür einzutreten und lasse den Dreißigerausschuß zur Vorberatung der etwa notwendigen Maßregeln bestehen. Dagegen beantragte das Gutachten der einen Gruppe der Minderheit (Simon [Trier] und Vogt [Gießen]): die Kaiserwahl Friedrich Wilhelms des Vierten für erledigt zu erklären, sofort aus dem Parlamente selbst durch einfache Majorität eine Reichsregentschaft von fünf Mitgliedern zu erwählen, welche den Reichstag zur Vornahme der Kaiserwahl auf den 1. Juni berufe, die sofortige Vereidigung aller Beamten, Truppen und Bürgerwehren auf die Verfassung verfüge, für die unverzügliche Bildung einer ausreichenden Streitmacht zum Schutze des Parlaments und zur Durchführung der Verfassung Sorge trage, endlich die einzelstaatlichen Landtage aufzufordern, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln diese Durchführung zu unterstützen und einen Aufruf an das Volk in demselben Sinne zu richten. Die zweite Gruppe der Minderheit (Raveaux [Köln]) wollte die Durchführung dieser Beschlüsse der bestehenden Zentralgewalt anvertraut wissen.

Der tiefe Gegensatz ist klar: die Mehrheit hielt, so gering die Aussichten waren, an der Möglichkeit mit gesetzlichen Mitteln das Ziel zu erreichen, noch immer fest; die Minderheit erkannte unzweifelhaft richtig, daß von einer solchen nicht mehr die Rede sei, und empfahl deshalb mit klarem Bewußtsein den Weg der

Revolution. Der verhängnisvolle Augenblick, wo das Parlament nur noch die Wahl hatte, entweder seine Ohnmacht einzugestehen oder sich in einen Konvent zu verwandeln und den Bürgerkrieg zu beginnen, war da.

Daß man, falls nicht im letzten Augenblicke die Regierungen einlenkten, vor dem Ausbruche der Revolution stehe, das verbarg sich auch N. nicht. „Wir sind in bewegte Tage eingetreten, so beginnt er ein Schreiben vom 24. April. Gestern haben die Verhandlungen über den Bericht des Dreißigerausschusses begonnen. Es sind für diese Beratungen nicht weniger als siebenundvierzig Redner angemeldet, sodaß, wenn man die drei Berichterstatter noch hinzurechnet, gerade ein halbes Hundert herauskommt. Von dieser Menge sind in der gestrigen Sitzung erst fünf zu Worte gekommen. Da es nun unter den gegenwärtigen Verhältnissen weit weniger auf Worte als auf thatkräftiges Handeln ankommt, so wird heute schon der Schluß der Debatte verlangt und wahrscheinlich auch durchgesetzt werden. Die Ereignisse drängen uns immer gewaltiger zur Entscheidung hin. Das Zögern der größern deutschen Staaten, die Reichsverfassung anzuerkennen, bewirkt ein immer bedenklicheres Schwanken aller Verhältnisse, eine steigende Gährung und Aufregung im Volke, und wenn nicht bald eine volksfreundliche Staatsweisheit das Ruder ergreift, so ist nicht abzusehen, was werden soll. In Würtemberg ist infolge der Weigerung des Königs die Aufregung grenzenlos; mit einer beispiellosen Einmütigkeit steht hier das ganze Volk seinem Herrscher gegenüber; hier scheint nur eins von beiden möglich, falls der König auf seiner Weigerung verharrt: Resignation des Königs oder Revolution! Nicht viel besser steht es in Baiern. Wenn nun wirklich noch die Nachricht sich bestätigt, daß auch die preußische Regierung die Reichsverfassung in ihrer jetzigen Gestalt nicht wolle, so können wir uns auf alles gefaßt machen. In der Nationalversammlung geht die Mehrheit fortwährend mit großer Mäßigung vorwärts. Aber sie geht doch vorwärts, und wird im Kampfe für die Verfassung gewiß keine retrograde Bewegung machen. Wenn also die größern Regierungen die Verfassung nicht anerkennen, so ist ein Zusammenstoß unvermeidlich. Alle Besonnenen wünschen ihn zu vermeiden, und er wäre wirklich zu verhüten, wenn auch auf der andern Seite die Besonnenheit waltete. Daß die Nationalversammlung auch im schlimmsten Falle nicht Bürgerkrieg predigen wird, das versteht sich; aber ihre Auflösung kann das Ärgste zur Folge haben. Nur ein Blinder kann verkennen, daß gerade jetzt der Geist der Demokratie ungeheure Fortschritte macht. Ich gehöre übrigens zu der großen Majorität derer, welche die Reichsverfassung in ihrer gegenwärtigen Gestalt aufrecht erhalten wollen, ebensowohl den Fürsten gegenüber als im Widerstreit mit den alles überstürzenden Republikanern in der Versammlung."

Am Nachmittage berichtet er dann über den Verlauf der Verhandlungen dieses Morgens folgendes: „Die heutige Sitzung war eine sehr bewegte. Gleich anfangs wurde eine Adresse der würtembergischen Kammer der Abgeordneten vor-

gelesen, worin dieselbe die Nationalversammlung auffordert, unverrückt an der Reichsverfassung festzuhalten, sowie sie selbst die Verfassung als unverbrüchliches Gesetz für Würtemberg ansehe und jeden Angriff auf dieselbe als ein Verbrechen beurteilen werde. Die Versammlung der Paulskirche erhob sich wie ein Mann, um dadurch der würtembergischen Kammer und dem würtembergischen Volke ihre Anerkennung auszudrücken. Solche Momente haben etwas ungemein erhebendes. Übrigens kommen Zustimmungsadressen aus allen Teilen Deutschlands scharenweise an. Heute habe ich mit andern den Antrag gestellt,*) es solle die Reichsversammlung mit allen Mitteln wirken, daß überall in den deutschen Ländern die Landtage einberufen werden, damit die einzelnen deutschen Staaten durch ihre gesetzlichen Vertreter über die Annahme der Reichsverfassung sich erklären können und so überall den Regierungen gegenüber eine imposante Mehrheit zu gunsten derselben sich erhebe." Es war die letzte schwache Möglichkeit, auf legalem Wege etwas zu erreichen.

Anders die äußerste Linke unter Vogt, der das erste Minoritätsgutachten befürwortete. „Er sprach mit überwältigender Kraft, sodaß zuletzt das ganze Haus (mit Ausnahme der rechten Seite) mit stürmischem Beifall sich erhob." Von seiten der Gemäßigten kann dieser Beifall wohl nur dem leidenschaftlichen Pathos des Redners gegolten haben, nicht seinem Standpunkte, denn mit packender Gewalt wies er nach, daß die Versammlung nur noch die Wahl habe, ihr Werk aufzugeben oder die Revolution zu organisiren und sich an ihre Spitze zu stellen. Insofern brachte er besser als jeder andre den furchtbaren Ernst der Lage zum Bewußtsein.**)

Im Verlaufe des nächsten Tages kam die Nachricht, der König von Würtemberg habe nachgegeben! Unter diesem belebenden Eindruck schritt das Haus am 26. April zur Abstimmung. Sie war „ein vollständiger Sieg der matten Majorität," aber allerdings nicht des Kierulffschen Mehrheitsgutachtens. Unveränderte Annahme fanden nur sein erster und vierter Satz, der dritte wurde verschärft durch den Zusatz, daß die Zentralgewalt gehalten sein solle, bis zum 3. Mai über das Ergebnis ihres Vorgehens Bericht zu erstatten, und der zweite ersetzt durch eine etwas dringendere Fassung des Rappardschen Antrags, die von Schubert (Königsberg) ausging,***) im grunde das einzige praktische Ergebnis der langen und mit sovielem Kraftaufwande geführten Debatte. „Vom Montag bis zum Donnerstag hatten wir Tag für Tag Sitzung, um endlich zu beschließen,

*) Gemeint ist der Zusatzantrag Rappards eventuell zu dem Raveauxschen Minoritätsgutachten. Er wurde von 26 Mitgliedern unterstützt. (S. Stenogr. Bericht VIII, S. 6279.)

**) S. Stenogr. Bericht VIII, 6264—73. Vogt nennt beiläufig unter den entschiedensten Gegnern des Parlaments in Preußen von Bismarck, S. 6271, wohl das erste- und letztemal, daß dieser Name in der Paulskirche gehört ward.

***) A. a. O. S. 6327, vergl. S. 6284.

daß wir geduldig noch ferner die Entwicklung der Dinge abwarten wollen," so faßt N. das Ergebnis zusammen.

Die nächsten Tage schon sollten die Unmöglichkeit, auf diesem Wege vorwärts zu kommen, klar erweisen. Schon am 26. April wurde dem Hause eine bairische Note (vom 23. April) des Inhalts mitgeteilt, daß die Regierung, gestützt auf das frühere Votum ihrer beiden Kammern, die Reichsverfassung, besonders soweit sie das preußische Erbkaisertum und die Ausschließung Österreichs betreffe, nicht anerkenne. An demselben Tage kam die Nachricht, der König von Preußen habe definitiv abgelehnt. Das war zwar formell verfrüht — die betreffende Erklärung datirt erst vom 28. April —, aber thatsächlich vollkommen richtig, denn auch Beckeraths Versuch, ihn umzustimmen, war vergeblich gewesen.*) Dann langten die Meldungen von der Auflösung der Kammern in Hannover (25. April) und Berlin (27. April) an, und auch in Sachsen drängten die Dinge zur Krisis: bereits am 24. hörte man in Frankfurt, das dortige Ministerium sei gestürzt. Thatsächlich wich es dem Mißtrauensvotum beider Kammern bekanntlich nicht, vielmehr wurde am 28. April auch hier die Auflösung des Landtages ausgesprochen. Die Regierungen der meisten größern Staaten thaten also eben das Gegenteil dessen, was die Nationalversammlung von ihnen gefordert hatte.

(Schluß folgt.)



George Sand im Kriegsjahre 1870.



Die Sammlung der Briefe George Sands (George Sand, Correspondance 1812—1876. Paris, Callmann Levy), welche mit dem sechsten Bande zum Abschluß gediehen ist, muß ohne Frage den interessantesten und gehaltreichsten französischen Publikationen des letzten Jahrzehnts zugezählt werden und verdient eine weit größere Verbreitung als die „sensationellen" Erscheinungen, mit denen man uns von Paris her zu beglücken pflegt. Daß die Sammlung solche Verbreitung bisher nicht gefunden, dünkt uns nur zu gewiß, denn selbst diejenigen Briefe der großen Schriftstellerin, die, wie es im barbarischen Zeitungsstil heißt, „das volle Interesse der Aktualität" haben, haben wir selten besprochen und erwähnt gefunden. Welch eine Fülle interessanter Einzelheiten, nicht nur zur Charakteristik

*) Am 26. April. Vgl. G. Freytag, Karl Mathy, S. 306.

der bedeutenden, in ihrer Art einzigen Frau, sondern auch zur französischen Literatur- und Kulturgeschichte der letzten Jahrzehnte, zur Kenntnis der Stimmungen und Urteile in den bedeutendsten französischen Lebenskreisen, bietet gleichwohl diese Korrespondenz vom ersten bis zum letzten Teil! Eine besondre und sehr charakteristische Episode, welche sich aus George Sands Briefen ergiebt, bilden die Erlebnisse der Dichterin im Kriegsjahre von 1870 zu 1871. Je weniger wir im ganzen noch von den Wirkungen wissen, welche der deutsch-französische Krieg auf das Dasein der Einzelnen und der Familien in Frankreich gehabt hat, je einseitiger gewisse Darstellungen ihre eignen Tendenzen der gesamten französischen Gesellschaft unterlegen, umso anziehender und wichtiger erscheinen uns die Briefe, welche George Sand zwischen dem Juli 1870 und dem März 1871 von ihrem stillen Landsitz Nohant aus geschrieben hat, unmittelbare Zeugnisse aus sturmvoller und dunkler Zeit, nicht ohne leidenschaftliche Aufwallungen und falsche Gesichtspunkte in der Beurteilung der Dinge, aber aus der vollen Wahrheit einer großen und unverkümmerten Natur stammend.

George Sand, welche in den dem Kriege unmittelbar vorausgegangnen Jahren ihre unverminderte Schöpfungskraft durch eine ganze Reihe von neuen Romanen, unter ihnen „Der Marquis von Villemer,“ „Mademoiselle La Quintinie,“ „Laura,“ „Herr Sylvester,“ „Die letzte Liebe,“ „Malgrétout,“ bewährt und auch einige späte Theatererfolge errungen hatte, lebte im Juni und Juli 1870 auf ihrem vielgenannten Landgute Nohant. Dies Gut, im alten Herzogtum Berry, in der Nähe des Städtchens La Châtre gelegen, von dem George Sand selbst sagt, daß sie daselbst aufgewachsen sei, fast ihr ganzes Leben dort zugebracht habe und dereinst dort zu sterben wünsche (ein Wunsch, der bekanntlich am 7. Juni 1876 in Erfüllung gegangen ist), hat in der Entwicklung der französischen Dichterin vollständig die Rolle eines Jungbrunnens gespielt. Dem Aufenthalt auf diesem Gute, dem Besitz desselben hatte es George Sand vorzugsweise zu danken, daß in ihr, neben den Einflüssen einer gährenden, wildverworrnen Zeit, ein ewiges, allgiltiges Element lebendig blieb, daß sie sich, trotz aller Leidenschaft und Reflexion, der Natur und den einfachsten Grundempfindungen des Daseins niemals völlig entfremdete, daß sie jederzeit einen Blick für gewisse gesunde Realitäten bewahrte. Die innige Liebe, die sie für den ererbten Fleck Erde in allen Lagen ihres Lebens bethätigte, hing mit den besten Seiten des Naturells der großherzigen und phantasievollen Frau zusammen. Sie war mit dem Hause und der Landschaft, den Schauplätzen ihrer Kindheit verwachsen. „Der Ertrag des Gutes ist gering, die Wohnung ist einfach und bequem, und die Umgebungen sind ohne Schönheit, obwohl Nohant im Mittelpunkt der Vallée noire, einer weiten, schönen Thallandschaft, gelegen ist. Aber gerade diese Lage in dem flachsten, niedrigsten Teile des Thales, inmitten eines fruchtbaren Weizenbodens, beraubt uns der reichen Abwechslung und der umfassenden Aussicht, welche die Abhänge und Höhen gewähren. Aber wie dem auch sei, sie gefällt uns, und

wir lieben sie. Diese durchfurchte, fette, braune Erde, diese mächtigen Nußbäume, die schattigen Wege und das wilde Gesträuch, dieser grasbewachsene Kirchhof, der kleine, mit Ziegeln gedeckte Glockenturm, die antike Halle, die großen morschen Ulmen, die kleinen Bauernhäuser, umgeben von hübschen Hecken, Weinlauben und grünen Hanffeldern — alles dies wird dem Auge angenehm und der Erinnerung teuer, wenn man lange in der friedlichen, bescheidnen und stillen Umgebung gelebt hat." Die altgewohnte Idylle teilte die Dichterin in den heißen Sommertagen 1870 mit ihrem Sohne Maurice Dudevant (Sand), der gerade in den letzten Jahren sich gleichfalls der Literatur zugewandt hatte, mit ihrer Schwiegertochter Lina und deren Kindern. Sie hatte das plötzlich heraufziehende Kriegswetter vom ersten Tage an mit geteiltem Gefühl betrachtet. Ihr Haß gegen das Kaiserreich, der vom Staatsstreich herstammte, hatte durch lange Jahre hindurch wohl geschlummert, war aber niemals erloschen. George Sand hatte in gewissen Fällen, wo es sich um Wohlthätigkeitszwecke handelte, sich als getreue Unterthanin an Ihre Majestät die Kaiserin Eugenie gewandt, sie hatte sogar eine freundschaftliche Beziehung zum Prinzen Jerome Napoleon, den „roten Prinzen," unterhalten und durch Vermittlung desselben das geistvolle Erstlingsbuch ihres Sohnes Maurice Masques et bouffons dem Schwiegervater des Prinzen, dem Könige Victor Emanuel von Italien, überreichen lassen. Sie lebte zuviel in der Provinz, um nicht zu wissen, daß während der fünfziger und sechziger Jahre die Herrschaft Napoleons des Dritten bei der Landbevölkerung populär war, und redete sich nicht in die Verbissenheit vieler ihrer Gesinnungsgenossen hinein, die weder den persönlichen Eigenschaften des Kaisers, noch den besten Regierungsakten desselben Gerechtigkeit widerfahren lassen konnten. Sie hatte eine Zeitlang geglaubt, einen abermaligen Umschwung der Dinge nicht mehr zu erleben. Doch seit in den letzten sechziger Jahren die lange Agonie des zweiten Kaiserreiches begann, regten sich die republikanischen Überzeugungen der Dichterin wieder stärker. Sie bewährte den Instinkt romanischer Naturen, den Sturz einer Sache oder einer Familie lange voraufzuempfinden, und der Ausfall des Plebiscits von 1870 setzte sie, wie tausende ihrer Gesinnungsgenossen, in unruhige Bewegung und Erwartung, ohne daß sie gerade eine Straßenrevolution in Paris wünschte. Bei der Kriegserklärung gerieten ihr französischer Patriotismus und ihr gesunder Menschenverstand, ihre Lust am kriegerischen Ruhme Frankreichs und ihre Sehnsucht nach dem Ende der kaiserlichen Herrschaft in wunderbare und schwere Konflikte. Von vornherein war George Sand wie beinahe alle Franzosen ohne Ahnung, daß die gegen „Preußen" abgegebenen Erklärungen ganz Deutschland in Harnisch bringen würden, und hielt den Weltkampf für einen reinen Kabinetskrieg. Aber sie begriff die ganze Thorheit des Pariser Kriegsfiebers. Am 14. Juli 1870 schrieb sie von Nohant aus an Edmond Planchut (welchem sie kurz zuvor ihre Erzählung „Malgrétout" zugeeignet hatte): „Wenn dieser schöne Enthusiasmus

aufrichtig ist, ist Paris toll. Ich verstehe den Chauvinismus, wenn es sich darum handelt, ein Land zu befreien wie Polen oder Italien, aber zwischen Frankreich und Preußen giebt es in diesem Augenblicke nur eine Frage der Eigenliebe, man will wissen, wer das beste Gewehr hat. Die Ehre Frankreichs ist in dem diplomatischen Zwischenfall nicht engagirt, ich meine und ich würde darauf schwören, daß es nur die Polizei ist, welche die Marseillaise in euern Straßen anstimmt, und die Gimpel pfeifen ihr nach. Ich bin nicht der Dupe deiner politischen Vorurteile, schöner Herr, du läufst einer Dirne nach, nichts weiter. Thue, was dir gefällt, aber treib's nicht zu weit, belustige dich rasch und erwache rasch!" Und in weniger burschikosem Tone ließ sie sich an demselben Tage gegen Madame Edmond Adam in Paris vernehmen: „Plauchut schreibt mir, daß Paris vor Begeisterung brülle. Das ist in der Provinz nicht der Fall. Man ist betroffen, man läßt sich nicht irreführen, man sieht nicht die Spur einer nationalen Ehrenfrage, aber ein thörichtes und widriges Gelüst die Flinten zu versuchen, ein Fürstenspiel. Die Familien zittern für ihre Kinder, und die jungen Leute werden nicht durch die Überzeugung begeistert, daß das Vaterland in Gefahr sei. Die Marseillaise in der Luft des Kaiserreichs singen dünkt uns eine Entweihung. Nun, wir werden ja sehen, aber ich weissage viel Schlimmes von dem Drama, das sich vorbereitet, und ich sehe ganz das Gegenteil eines Schrittes zum Bessern. Ich bin sehr traurig, und diesmal regen sich mein alter Patriotismus und meine Vorliebe für den Tambour nicht. Die Republikaner, welche Fehler auf Fehler häufen, haben die Regierung zu einem Exzeß der Reizbarkeit getrieben, welcher leicht zu deren und nicht zu ihrem Vorteil ausschlagen kann. Jedermann wird betrogen sein. Man muß seine Stellung nehmen und die Schande bis auf die Hefe leeren. Wenn die Schale trocken sein wird, wird sie sich mit neuem Wein füllen, ich zweifle nicht daran, ich zweifle nicht an der Zukunft, aber die Gegenwart ist sehr häßlich, und man braucht Mut, um sich zu fügen, ohne zu lästern."

Man merkt diesen Ausrufen an, daß die bedeutende Frau von einer doppelten Empfindung bewegt ward. Sie fühlte die widersinnige Frivolität des Kriegsvorwandes, die Gemachtheit des Pariser Siegesrausches, die Unwahrheit des angeblichen nationalen Aufschwunges. Daneben kannte sie ihre Landsleute, sie wußte, daß eine siegreiche Schlacht am Rhein, der Erwerb auch nur von Luxemburg und einem Stück Rheinbaiern den Kaiser wieder in einen allmächtigen Triumphator verwandelt hätten. Sie wußte nicht, wie es auf deutscher Seite stand, und daß selbst von einem solchen mäßigen Erfolge nicht die Rede sein könne. Aber einer bösen Ahnung erwehrte sie sich umsoweniger, als sie auch im Sieg nur ein Übel sah. Die Zeit schien ihr nicht zum Kriegführen angethan. Am 26. Juli meldete sie ihrem Freunde und Kollegen Gustave Flaubert aus Nohant: „Wir haben hier 40 bis 50 Grad Wärme im Schatten. Man zündet die Wälder an, eine zweite barbarische Dummheit [der Krieg war

die erste]. Die Wölfe kommen in unsern Hof, aus dem wir sie nachts verjagen, Maurice mit einem Revolver und ich mit einer Laterne. Die Bäume verlieren ihre Blätter und gehen vielleicht ein. Das Trinkwasser beginnt uns zu mangeln, die Ernten sind beinahe null, aber wir haben den Krieg. Welche Aussicht! Der Ackerbau geht zu grunde, der Hunger droht, das Elend kann wilde Aufstände ausbrüten, aber — wir werden die Preußen schlagen. Marlborough s'en vat en guerre!"

Und als man nun die Preußen nicht schlug, vielmehr bis zum Napoleonstage in der Mitte August schon eine Reihe von Niederlagen zu verzeichnen hatte, als sich die schlechte Vorbereitung des ganzen Abenteuers, die Verwirrung der Administration, die Unfähigkeit gewisser Behörden mit jeder Stunde mehr herausstellten, als jeder Eindruck ein schmerzlicher und unheilverkündender war, da zürnte sie: „Wir wissen heute, daß wir geschlagen sind, wir werden vielleicht morgen hören, daß wir geschlagen haben, wo bleibt in einem und dem andern Falle das Gute und der Nutzen?" Als sie jedoch wahrnahm, daß die ersten verlorenen Schlachten hingereicht hatten, um Napoleon den Dritten seines ganzen Ansehens und jeder Autorität zu berauben, so erörterte sie schon am 11. August in einem Briefe an Edmond Plauchut: „Wir erfahren heute Abend den Wechsel des Ministeriums, sonst nichts, von dem, was bei der Armee und in Paris vorgeht, nichts! Welche Beklemmung! Diese trübe Erwartung ist schrecklich. Wir werden, wenn Paris es zuläßt, die Orleans haben. Und nach allem ist's vielleicht am besten, sie sogleich zu haben, weil die Nachfolge des Kaiserreichs keine Lebensbedingung für die Republik ist."

George Sand fühlte nicht, wie verhängnisvoll und wie unwürdig zugleich das Verhalten der Franzosen gegenüber dem kaiserlichen Hause und der Regierung in diesem Augenblicke war. Seit zu langer Zeit galt der Erfolg für die französische Nation als ein Gottesurteil über ihre wechselnden Regierungen, als daß auch die besten und vornehmsten Naturen den Widersinn davon empfunden hätten. Ruhig erzählt George Sand in einem Briefe an Henry Harrisse (Nohant, 13. August): „Ich glaube, daß das Kaisertum verloren und zu Ende ist. Dieselben Menschen, welche beim Plebiscit mit Vertrauen dafür abgestimmt haben, würden heute die Absetzung mit Einstimmigkeit beschließen." Die Dichterin hat dagegen nichts einzuwenden; an allem, was ihr mit Recht das Herz zerreißt, ist jetzt der Kaiser schuld: an den armen Bäuerinnen, die weinend ihren abmarschirenden Söhnen nachsehen, den heißen Tagen, den schlechten Ernten, es fehlt wenig, daß Napoleon auch verantwortlich ist für die tiefe Müdigkeit, welche sich George Sands bemächtigt hat. Sie findet es natürlich schwer, an einem begonnenen Roman weiterzuarbeiten, Flaubert hat ganz recht, wenn er ihr schreibt, zur Arbeit bedürfe man einer gewissen Fröhlichkeit, und woher die nehmen in so verwünschter Zeit? Noch bewahrt sie die gesunde Einsicht, die sie im Beginn des Krieges bewahrt hatte, soweit, daß sie weiß, „man hat die

Preußen thöricht provozirt," aber schon flößen ihr die heroischen Thaten der Armee von Metz so tiefes Interesse ein, daß sie anfängt, an Siege und Erfolge Bazaines zu glauben. In ihrer nächsten Nähe sieht sie nach wie vor die hilflose Unordnung, welche mit dem guten Willen der Soldaten nichts anzufangen weiß, und die Hospitäler, welche nur für die Verwundeten bestimmt sein sollten, mit Kranken füllt, die den Feind nicht von fern gesehen haben. Am 18. August berichtet sie an Madame Adam in Paris: „Hier ist man wie vor den Kopf geschlagen. Es ist nicht der mindeste Zug vorhanden, sich einzureihen. Die furchtbare Unordnung, welche herrscht, gebiert Mißtrauen, man fürchtet sich nicht, sich zu schlagen, man fürchtet, für nichts verbraucht zu werden, vor Hunger oder Krankheit zu sterben, in dem schauerlichen Durcheinander, von welchem man Zeuge ist. In Bourges und Chateauroux sind seit vierzehn Tagen Truppen aufgehäuft, welche im Freien schlafen und betteln; ohne die Teilnahme der Einwohner, welche die Soldaten unterstützen, würden sie noch viel schlimmer dran sein als im Felde." Und mitten in dieser Einsicht hat sie die höhere, daß die Zeit zum Sturze einer Regierung und zur Begründung einer neuen übel gewählt sei: „Kann man eine Regierung herstellen, wenn der Feind vor den Thoren ist?"

Doch alle diese Einsichten zerstäuben, als Paris am 4. September die Kaiserin-Regentin vertreibt und die Republik errichtet. Die Niederlage von Sedan verschwindet fast vor der Genugthuung, daß die Hauptstadt eine Revolution gemacht hat. Jauchzend schreibt George Sand am 5. September an Edmond Plauchut: „Welch großes Ereignis, welch schöner Tag inmitten der Niederlagen! Ich hoffte nicht auf diesen Sieg der Freiheit ohne Widerstand. Paris ist aufgestanden wie ein Mann. Hätte es dies vor zwei Jahren gethan! Wir würden nicht soviele Brave verloren haben. Aber es ist gethan — es lebe Paris!" Man sieht, wie berauschend der bloße Name der Republik selbst auf die klare, geistvolle Frau wirkte, die im Grunde recht wohl wußte, daß die Republikaner in Frankreich in einer verschwindenden Minderzahl waren. Sie erwartete trotz alledem Wunder vom 4. September, dem Gouvernement de la défense nationale, und genau genommen war die willige Unterordnung ganz Frankreichs unter diese Pariser Regenten von eigner Mache schon einem Wunder gleichzuachten. Aber es bleibt bemerkenswert, wie mächtig die Tradition von 1793 war, wenn selbst eine so klare und wahre Natur wie George Sand des Glaubens lebte, daß die Verkündigung der Republik die „Wiedereroberung des Vaterlandes" zur unmittelbaren Folge haben werde. Sie „hoffte" bloß, daß die neue Republik lebensfähig sein werde, aber sie sah nichtsdestoweniger für einen Augenblick eine völlige Wendung der Dinge voraus und zweifelte selbst, ob unter diesen Umständen die Deutschen eine Belagerung von Paris wagen würden. Allerdings genügten wenige Tage, um sie vom Boden der Illusion auf den der Wahrheit zurückzuversetzen. Bereits am 15. Sep-

tember schrieb sie an Madame Adam nach der Hauptstadt mit dem Zweifel, ob der Brief die Adressatin noch vor der Einschließung erreichen werde. Wiederum war alles Trauer und Schmerz für die hochherzige Frau, die sich übrigens auch unter diesen Umständen besonnener und gerechter zeigte als die meisten ihrer Landsleute. Am 13. September schilderte sie die besondre Lage in ihrer Heimatprovinz an Edmond Plauchut und gestand dabei: „Wir sind hier von Banditen und Landstreichern bedroht, welche mehr zu fürchten sind als die deutschen Soldaten. Wir haben einen neuen Präfekten, aber er giebt kein Lebenszeichen, um die seßhaften Nationalgarden zu organisiren und zu bewaffnen."

Gleichzeitig ward die Gegend von Nohant und das Dorf selbst von einer Blatternepidemie heimgesucht, vor welcher George Sand und ihre Schwiegertochter mit ihren Kindern zuerst nach dem Gute Boussac in einem andern Winkel des Berry und dann nach La Châtre flüchteten. Sie hatten einen Augenblick davon geträumt, nach dem Süden, nach Nimes oder Montpellier zu gehen, aber da Maurice Sand, wie es in der Ordnung war, in seiner Heimat zu bleiben und sich zur Verfügung zu halten gedachte, wenn das allgemeine Aufgebot wirklich erfolgte, so mochten ihn die Frauen nicht verlassen. Sie waren mutig, aber der flüchtige Enthusiasmus des September verflog völlig vor der grausamen Wirklichkeit. Am 11. Oktober schrieb George Sand aus La Châtre an Gustave Flaubert: „Wir sind in die nächste Nähe unsers verlassenen Herdes zurückgekehrt und erwarten die Ereignisse. Alles sagen, was für die Befestigung der Republik im Schooße unsrer Provinzen gefährlich und beunruhigend ist, würde höchst unnütz sein! Es gilt sich keine Illusionen zu machen: man setzt alles für alles ein, und das Ende wird vielleicht der Orleanismus werden. Aber wir sind so in der Gewalt des Unvorhergesehenen, daß es mir kindisch erscheint, Voraussichten haben zu wollen; die Aufgabe ist, der nächsten Niederlage zu entgehen. . . . Wir sagen nicht, daß dies unmöglich sei, wir glauben es nicht. Wir verzweifeln nicht an Frankreich! Es unterwirft sich einer Buße seines Wahnsinns, es wird wiedergeboren werden, was auch geschehe. Wir werden vielleicht darüber hinweggerafft. Sterben an einer Brustentzündung oder von einer Kugel ist immer sterben. Sterben wir, ohne unser Geschlecht zu verwünschen!" Dem Prinzen Napoleon gegenüber, dem sie im November und Dezember ein paar charakteristische Briefe schrieb, nahm sie freilich die Miene an, ihn zu beglückwünschen, daß er jetzt seine persönliche Sache und Anschauung von der Sache und Anschauung der kaiserlichen Dynastie trennen könne, betonte ihre republikanischen Hoffnungen und verteidigte Gambetta und seine Diktatur. Wie sie in Wahrheit über letztere schon zu dieser Zeit dachte, sollte wenige Wochen später zu tage treten, einstweilen vergegenwärtigten ihre Briefe charakteristisch das Elend und die Bedrängnis, welchen nun auch die Landschaften des mittleren Frankreichs ausgesetzt waren. Die Erwartungen, die man an die Zurückdrängung der

Deutschen aus Orleans und die kurze Vorwärtsbewegung der französischen Loirearmee geknüpft hatte, machten bald ernsten Sorgen über die erneuten Siege der Heerteile Prinz Friedrich Karls, des Großherzogs von Mecklenburg und des bairischen Generals von der Tann Platz. Am 4. Dezember ward Orleans zum zweitenmale erobert, am 13. Dezember Blois von den Deutschen besetzt, damit rückte der Krieg George Sands Heimat und dem Gute, auf dem sie mit den Ihren in banger Erwartung saß, immer näher. Dem überheißen Sommer war ein für Zentralfrankreich überaus harter Winter gefolgt. „Man erstarrt am Kamin. Und wenn man an Euch denkt, ist man tief niedergeschlagen, man wirft sich das Brot vor, das man ißt, und das Holz, das man verbrennt," schrieb George Sand am 7. Dezember an ihren jungen Neffen Edme Simonnet, der in Nevers unter den „Moblots" einexerzirt wurde. Am 12. Januar berichtete sie dem jungen Leutnant: „Wir haben hier einen Fuß hoch Schnee, und man zittert vor Frost im Bett." An Edmond Plauchut in Paris richtete sie unterm 29. Dezember einen Brief, der wahrscheinlich mit der Taubenpost die Hauptstadt erreichte: „Wir haben einen traurigen Weihnachtstag verlebt und der Neujahrstag wird nicht minder traurig sein. Der kleine Edme und Antoine sind abgereist, mobilisirt. Henri, unser junger Gärtner, ist Sergeantmajor. Maurice wollte auch gehen, hat aber doch eingesehen, daß er nicht eine junge Frau, eine alte Mutter und zwei kleine Kinder angesichts einer drohenden Invasion völlig allein lassen kann. Die Familien sind in der Obhut Gottes gelassen, keine Männer, keine Flinten, keine Pferde. Man hat alles requirirt. Ich sage nicht, daß das nicht sein muß, aber man darf nun auch diejenigen nicht Feige nennen, welche ihren Herd nicht verteidigen können. Wenn der Feind kommt, werden wir uns entfernen." Daß diese Entfernung, falls sie notwendig geworden wäre, keine leichte gewesen sein würde, geht zuerst aus einem beweglichen Schreiben der Dichterin an den Justizminister Adolphe Crémieux in Bordeaux (die „Delegation" der in Paris blokirten Regierung war seit Anfang Dezember von Tours nach Bordeaux übergesiedelt) vom 28. Dezember 1870 hervor. George Sand erhebt hier einen förmlichen Protest gegen ein drakonisches Gesetz, welches alle Pferde, die nicht direkt zur Arbeit, zum Lebensunterhalte ihres Besitzers gebraucht würden, für requisitionsfähig erklärt hatte. „Euer Dekret, nach dem Buchstaben genommen von den Remonteoffizieren, muß eine tiefe Bestürzung hervorrufen. Was uns persönlich anbetrifft, so haben wir in unsrer ganzen Gutsverwaltung nichts als zwei Stuten, und da wir auf dem Lande ganz isolirt leben, was sollen wir thun, wenn man sie uns wegnimmt? Mir wäre es recht, wenn man mich vom Leben befreite, aber soll ich meine Schwiegertochter und meine beiden kleinen Enkel den Beleidigungen und Grausamkeiten des Feindes aussetzen? Wir haben einen alten Wagen und zwei arme Tiere, es würde uns vollständig unmöglich sein, sie zu ersetzen, schon in gewöhnlichen Zeiten würde das schwer genug halten. Wir

zählten auf dies Hilfsmittel, um die Familie im Fall der Invasion retten zu können, weil die Eisenbahnen unzugänglich sind, und die Personenbeförderungswagen, welche Privatunternehmungen sind, ihren Dienst einstellen, da man ihnen ihre Pferde nimmt. Hundert Familien sind mit uns in gleichem Falle." Es scheint, daß dieser Protest Berücksichtigung fand, wenigstens äußerte George Sand am 8. Januar 1871 in einem Briefe an Charles Poncy zu Toulon: „Wir sind noch immer in Nohant, belagert durch die Kälte, den Schnee und die Unmöglichkeit zu reisen, da die Eisenbahnen nur noch für den Dienst der Armee funktioniren. Wenn der Feind, der uns schon einigemale bedroht hat, in der That zu uns kommt, so werden wir gezwungen sein, in kleinen Tagereisen wegzugehen. Das wird hart für unsre Kinder in dieser Jahreszeit sein und Gott weiß, ob die Straßen für Wagen in Stand sind."

Man fühlt diesen späteren Briefen aus der Kriegszeit an, wie der Einzelne nach und nach immer tiefer in die Mitleidenschaft der allgemeinen Not gezogen ward. Dazu geht aus der ganzen Korrespondenz deutlich hervor, in welcher Ungewißheit über den eigentlichen Stand der Dinge die Bevölkerung der mittleren Departements hinlebte. Noch zur Zeit, als alle französischen neuorganisirten Armeen mehr als einmal entscheidend geschlagen waren, setzten George Sand und die Ihrigen Hoffnungen auf Chanzy, erwarteten vom Westen her einen plötzlichen Umschwung des Kriegsglücks und glaubten, daß der heldenmütige Widerstand von Paris ins Endlose ausgedehnt werden könne.

Jedenfalls gehörte George Sand zu denjenigen, für welche die Kapitulation von Paris und der mit dieser verbundene Waffenstillstand den Blitzstrahl abgab, der alles erhellte, und das Signal, sich offen über Dinge zu äußern, über welche sie bisher aus Patriotismus geschwiegen hatte. Zuerst wallt ihr warmes, schönes Mitgefühl an den Leiden andrer auf. Am 29. Januar bringt ihr der Unterpräfekt von La Châtre die Kunde, daß vor Paris der letzte Schuß gefallen sei. Sie ist eben dabei, einen Brief ihres Pariser Freundes Henry Harrisse zu beantworten. „O mein Gott, teurer Freund, eben teilt mir der Unterpräfekt von La Châtre die Kunde vom Waffenstillstand mit. Ich weiß nicht, ob das der Friede ist, weiß nicht, welche Zukunft, welche innern Kämpfe, welche neuen Niederlagen uns noch bedrohen, aber man bombardirt euch nicht mehr, man tötet nicht mehr die Kinder in den Straßen, aber die Verwüstung und Verheerung sind unterbrochen, man wird die Verwundeten verbinden, die Kranken pflegen können. Das ist ein Ruhepunkt in den unerträglichen Leiden. Ich atme auf, meine Kinder wie ich, wir umarmen euch weinend. Weg mit der Politik, weg mit diesem wilden Heroismus der Partei von Bordeaux, welche uns zur Verzweiflung herabbringen möchte, und welche ihre Unfähigkeit hinter einem fanatischen eiteln Phrasentum versteckt, jedes Mitleids bar. Wie fühlt man, daß Jules Favre eine andre Natur, ein andres Herz hat. Ich bin seit drei Monaten in heftiger Erbitterung gegen diese abscheuliche Theorie, daß man

Frankreich mißhandeln müsse, um es zu erwecken. Glaubt das nicht. Ihr wißt zu Paris nichts von der Art, wie Frankreich regiert worden ist. Welche Dinge werde ich euch zu sagen haben. Kommt, kommt schnell, so bald ihr Paris verlassen könnt!" Im Ton gesteigerter Entrüstung verurteilt sie aufs schärfste „die Schamlosigkeit, zu sagen, daß der Krie g kaum ernsthaft begonnen habe. Wie viel arme Kinder hat man seit drei Monaten dem Frost, dem Elend, dem Hunger, dem Mangel an Kleidern, den unmöglichen Lagerstätten, der Krankheit, dem Mangel an allem, der Fahrlässigkeit der Führer, der Unfähigkeit der Generale geopfert, und das heißt ein Versuch! In drei Monaten hat man nichts zu machen gewußt als unnütze Ausgaben, Verbrauch von Menschen und Hilfsmitteln aller Art!" Sie scheut sich nicht, in dem als möglich vorausgesetzten Kampfe zwischen der friedlich gestimmten Regierung in Paris und zwischen Gambetta von vornherein auf die Seite der erstern zu treten, und sie macht ihrem gepreßten Herzen in dem Ausrufe gegen Gambetta Luft: „Ach, dieser unselige Großsprecher hat die Republik getötet."

Nach allen Schicksalsfällen und Schmerzen der letzten Monate ist Friede George Sands Losung. Sie erscheint zurückgekehrt zu der Auffassung, welche sie beim Beginn des unheilvollen Halbjahrs ausgesprochen und bethätigt hatte, sie tröstet ihre Pariser Freunde über die Kapitulation: „Ihr habt alle eure Schuldigkeit gethan, und die ganze Welt, selbst die Nation, welche gegen euch gekämpft hat, zollt euch Ehre und Gerechtigkeit. Das Unglück besudelt nicht, und liegt Frankreich im Blut, so liegt es doch nicht im Kot. . . . Jetzt muß man Frieden machen, den bestmöglichen zustande bringen, aber sich nicht auf den Krieg aus Wut und zur Rache für unser Unglück versteifen." Und während die gesundere und klarere Auffassung der Dichterin im Juli 1870 eine isolirte blieb, war sie diesmal nur der Ausdruck der Empfindung von Millionen Franzosen. Die Briefe, welche George Sand weiterhin bis zum völligen Abschluß des Friedens und während der entsetzlichen Kommune-Episode schreibt, sind nicht minder interessant und charakteristisch, für die Briefstellerin wie für die Zeit, als die mitgeteilten; doch es würde zu weit führen, der geistvollen Frau auch weiterhin durch alle Wechsel ihrer Erlebnisse und Stimmungen zu folgen. Das Mitgeteilte ist jedenfalls ein interessanter Beitrag zur innern Geschichte Frankreichs während des großen deutsch-französischen Krieges.



Bismarcks Geburtstag in Newyork.



Es ist ein höchst charakteristisches Zeichen der Zeit, daß in Newyork der Geburtstag des Fürsten Bismarck spurlos vorübergegangen ist. In derselben Stunde, wo die Deutschen aus aller Herren Ländern einig und bestrebt waren, den Erschaffer unsers Reiches zu ehren, brachte das hervorragendste der Newyorker deutschen Blätter einen mit hämischen Angriffen und Nörgeleien gestopften Artikel, der prahlerisch in den Worten gipfelte, daß niemand an diesem Tage in Newyork es „gewagt“ habe, seine Gedanken zu äußern oder mit irgendeiner Kundgebung vor die Öffentlichkeit zu treten. Es muß, hiernach zu urteilen, in dem gepriesenen Lande der Freiheit ein außergewöhnlicher Mut dazu gehören, seine Dankbarkeit zu zeigen, denn wenn irgendein Mann den Deutschamerikanern Gutes erwiesen hat, so ist es unser Kanzler. Durch schmerzlich lange Jahre nur eine mißachtete, trotz aller nur zu selbstloser Hingabe an ihr neues Gemeinwesen mit Mißtrauen betrachtete und mit Hohn überschüttete Masse, die unter den Brutalitäten eines hochfahrenden und dünkelhaften Volkes nach Existenzberechtigung rang, erhielten die Deutschamerikaner durch den Einiger Deutschlands mit einem Schlage das, was sie nie genossen und vergebens ersehnt hatten: Achtung und Geltung für ihre Eigenart.

Es ist menschlich, daß die richtige Schätzung dieses Vorganges so bald vergessen worden ist; ist doch die Geschichte nach dem Ausspruch eines Weisen nur dazu da, daß man nichts aus ihr lerne. Es ist nutzlos, Worte hierüber zu verlieren, aber es ist vielleicht angebracht, zu prüfen, aus welchen Gründen das erwähnte Blatt mit einer so herausfordernden und verletzenden Sprache gerade in solcher Stunde erschien. Was in aller Welt soll das heißen?

An gewöhnlichen Tagen lediglich damit beschäftigt, ihre Leser über alles, was in Deutschland vorgeht, möglichst im Unklaren zu halten, ist die „Newyorker Staatszeitung“ nicht nur das am sorgfältigsten redigirte, sondern auch das gelesenste Newyorker Blatt, und nicht nur der Spießbürger, sondern gezwungenermaßen auch der Gebildete und besser Unterrichtete ist darauf angewiesen, aus dieser Quelle seine tägliche politische Nahrung zu schöpfen. Wo nun ein Erfolg unsrer Regierung zu verzeichnen ist, wird er, wenn es irgend geht, verschwiegen, andernfalls nach Kräften verkleinert; wo eine Wolke sich am politischen Horizonte Deutschlands zeigt, wird sie geflissentlich vergrößert; was sich irgend Gehässiges und Peinliches über unser Leben sagen läßt, wird

überall mit Lust herausgeklaubt und breitgetreten; die Liste in Deutschland begangener Verbrechen ist nirgends erschöpfender und ausführlicher zu finden. Alles Gebotene ist vorher gerollt in jenem Phrasenbrei, der uns nun schon seit Jahrzehnten Übelkeiten verursacht: von der Polizeiwirtschaft und der Tyrannenwillkür, der geknebelten Presse und der geknechteten öffentlichen Meinung. von dem preußischen Landrate, der den fleißigen Arbeiter am Erwerb von Grundeigentum verhindert, von der Regierung, die lähmend auf die „Verhältnisse" wirkt, und weiß Gott was! Nachrichten wie die, daß ein armer Landwehrmann, der sich behufs Dispensirung von der Kontrolversammlung in einem Immediatgesuch an den Kaiser gewendet, „schon wieder" (der Ärmste!) zu neun Jahren Zuchthaus verurteilt worden, werden mit dreister Stirne aufgetischt und verursachen bei allen Wohlgesinnten eine Gänsehaut.

Wer die „Newyorker Staatszeitung" kritiklos liest, und ohne es vielleicht zu wollen und zu merken, die hier gebotenen Anschauungen in sich aufnimmt, ist in wenigen Jahren der Überzeugung, daß Deutschland ein überaus unglückliches Land sei, das unter dem Druck unerhörter Steuern beinahe erliegend, nach Freiheit schmachtend und für ewig von willkürlichen und eigennützigen Machthabern in Fesseln geschlagen, ein wahrer Orkus für unabhängige Männerseelen sei; daß jeder Unterthan gewohnheitsmäßig mehrere Stunden des Tages an der Kette liege; daß niemand laut zu denken wage; daß die sogenannten Volksvertreter mit Ausnahme der Deutsch-Freisinnigen ein niedriges Gesindel seien, welches sich gelegentlich unter einander prügle; daß in keinem Lande der Welt die Moral tieferstehe, die Unsicherheit des Individuums größer, die Verbrechen häufiger seien.

Zum Belege, mit welcher Gewissenhaftigkeit die „Staatszeitung" ihre 60- bis 70000 Abonnenten über die Zustände in der Heimat zu belehren sucht, kommen häufige Korrespondenzen aus Berlin, die, augenscheinlich im Zentralbüreau einer gewissen Partei auf Bestellung angefertigt, alles Gift und alle Galle verspritzen, die man daheim hat zurückhalten müssen, weil das Publikum nicht mehr so willig wie früher diese Kost schlucken will. Aus diesen Berichten geht zur Evidenz hervor, daß unsre Kolonialunternehmungen ein frevelhaftes und gewissenloses Spiel mit den besten Interessen unsers Volkes sind, daß die ganze Zollgesetzgebung nur dazu geschaffen ist, um ein Paar Großgrundbesitzer zu bereichern, daß die soziale Frage niemals von einer Monarchie gelöst werden kann, daß die Weltanschauung des Herrn Eugen Richter um mehrere Türme höher steht als die des Reichskanzlers, und daß die Politik des letztern im großen Ganzen überaus stümperhaft ist.

Es wäre nun fehlgegriffen, wollte man annehmen, daß diesen so heftigen Ausfällen des erwähnten Blattes irgend etwas zu grunde läge, was man entfernt eine nationale Gesinnung nennen könnte. Der Wind weht hier aus einer ganz andern Richtung. Obwohl freudig winselnd bei einem gelegentlichen herab-

lassenden Fußtritt des Herrn Amerikaners, ist diese deutsche Zeitung trotzdem weder amerikanisch, noch deutsch, noch antideutsch, sie ist vielmehr lediglich im höchsten Maße gesinnungslos, was die Schönredner „international“ nennen, und gehört zu jener weitverzweigten Koterie kapitalistischer Blätter, die die Allgewalt und Weltherrschaft des Geldsacks auf ihre Fahne geschrieben haben und ihre Inspirationen lediglich aus den Komtoirs der großen Börsenjobber beziehen. Es versteht sich von selbst, daß der Kampf für diese edle Sache unter einem ganz andern Motto geführt wird, und daß auch unser treffliches Blatt von wohlmeinenden liberalen Phrasen förmlich überfließt.

In der That, es wird eine wunderliche Aufgabe für einen Geschichtschreiber späterer Tage sein, überall den Zusammenhang zu entwirren, durch den der Liberalismus nun schon seit Jahrzehnten so vollständig mit der Bank- und Börsenwelt verquickt ist. Er war von Geburt einer der edelsten Gedanken, die die Menschheit erzeugt hat, und ist nun doch so anrüchig geworden, daß es einen jammert. Ursprünglich ein flotter Bursche mit lockenumwalltem Haupt und flammendem Auge, der überall an den Ketten der Menschheit rüttelte und dem Individuum die geraubte Freiheit zurückzuerobern trachtete, steht er jetzt, ein abgelebter Greis, im Solde des Mammons, schnarrt als Croupier der Börsenspielhölle sein monotones: Faites votre jeu und hilft das soziale Elend vermehren. „Unbeschränkte Ausbeutung des Wehrlosen“ — das ist die Parole, die verhüllt in hundert verschiednen harmlosen und wohlklingenden Wendungen immer wiederkehrt, und das Volk, dieser unbelehrbare Rabe, ist stets bereit, dem Lobgesange des Fuchses zu lauschen und sich sein Stückchen Käse entschlüpfen zu lassen. Während eine Rotte gewissenloser Demagogen, bei denen man niemals weiß, wo der Wahnsinn aufhört und der Eigennutz anfängt, die Selbstüberschätzung der Massen unaufhörlich zum Sieden bringen, während von der Tribüne herab faustdicke Phrasen von der Entfesselung der Kräfte, von der einzig rettenden Selbsthilfe, der wirtschaftlichen Selbstbestimmung des Einzelnen und so fort unablässig ins Land geschleudert werden, zieht der süße Pöbel, überzeugt von seiner Gottähnlichkeit, mit schäumendem Maul durch die Straßen: „Freiheit und immer noch mehr Freiheit“ brüllend. Oben aber auf dem Balkon stehen schmunzelnd die Geldbarone und nicken sich befriedigt zu: „Ausgezeichnet; es geht immer noch; die Dummen werden nicht alle!“

Es ist tragikomisch, mit anzusehen, wie diese blöde Menge (in Newyork heißt es „das Volk von Souveränen,“ jeder Straßenkehrer ist ein „Souverän“) sich immer wieder ans Messer liefert, nachdem es hunderte von malen ausgeplündert worden ist; es ist noch interessanter, zu beobachten, in wie geschickter Weise die Macher immer wieder, wie einst nach dem Berliner Krach, den allgemeinen Unwillen auf andre abzulenken gewußt haben. Seit Jahrzehnten keucht die alte und auch die neue Welt wie ein Lasttier; nie ist mit solchem Geschick und solchem Fleiß gearbeitet worden, und doch will es fast niemand

mehr gelingen, zu Gelde zu kommen, es sei denn, daß er schon von Hause aus Geld hatte. Die Armut der Mittelklassen ist in steter Zunahme begriffen, die Unzufriedenheit der tiefern Schichten allerwegen in rapidem Wachsen, selbst in dem gepriesenen Amerika ist seit Jahr und Tag „schlechte Zeit"; aber während die hohen Herren der Börse nicht mehr wie früher mit Millionen, sondern mit Milliarden, mit dem Einkommen und dem Wohlstande ganzer Provinzen und Länder hasardiren, ist noch immer nicht genug „wirtschaftliche Freiheit" in der Welt, sind die liberalen Phrasendrescher mit ihren „wahrhaft freisinnigen" Ideen noch immer hochwillkommen, ist das Publikum noch immer so leicht zu täuschen wie früher.

Es läßt sich begreifen, daß ein Land wie Deutschland, das im Besitz einer starken Regierung den festen Willen ausgesprochen hat, den wirtschaftlich Schwachen zu schützen, das sich mit warmherziger Kühnheit den guten Kern der verhaßten Sozialdemokratie zu eigen gemacht hat, das die Emanzipation der Arbeit und die Linderung des sozialen Elendes zur Aufgabe erkoren hat, das den Frevel soweit getrieben hat, dem Übermut und der Übermacht des Geldes ein „Halt!" zuzurufen, daß dieses Land ein Stein des Anstoßes in den Augen aller kapitalistisch Wohlgesinnten geworden und als der gemeinsame Feind schon längst denunzirt ist. Auf der ganzen Linie ist der Krieg gegen Deutschland erklärt; mag man die Wiener „Neue freie Presse," mag man die Berliner Börsenblätter, mag man die „Newyorker Staatszeitung" in die Hand nehmen — überall wird in dasselbe Horn gestoßen. Die Freiheit der Ausbeutung ist in Gefahr, die Macht des Geldes und die Macht der Phrase, das Ziel und das Mittel jenes Kampfes, sind bedroht. Es ist ferner erklärlich, daß der Mann der bestgehaßte ist, der noch niemals in seinem Leben eine Phrase gesprochen hat, der im Reich der Phrase aufs unerbittlichste gewirtschaftet und die Helden der Phrase zu Paaren getrieben hat. Da alle Versuche, den Mann zu beseitigen, bisher fehlgeschlagen sind, so muß er wenigstens nach Kräften verunglimpft, müssen seine Ziele soviel als möglich verdreht und verdunkelt werden. Überall, wo in unserm Kanzler der warme Freund des arbeitenden und schaffenden Volkes, der Förderer von Deutschlands Macht und der praktische Mann siegreich hervortreten, ertönt ein Wutgeheul auf der ganzen Linie; und damit der Reiz des Pikanten nicht fehle, mischt sich hin und wieder eine Anerkennung seiner Leistungen wie eine elegische Klage ein, wie der ununterdrückbare Wunsch, ob dieses große Genie sich einst doch vielleicht noch in den Dienst des Geldsackes und des Liberalismus stellen ließe. Aber genug davon.

Der prahlerische Hohn, mit dem die „Newyorker Staatszeitung" ihren Geburtstagsartikel schloß, war nichts als der Beleg dafür, daß sie sich hier vollständig Herrin des Terrains fühlt und selbst das äußerste wagen darf, ohne daß irgend jemand vorhanden ist, der ihr heimzuleuchten Gelegenheit und Zuhörer genug hätte. Die Schlußwendung: „Wie war das doch so ganz anders

vor vierzehn Jahren!“ bedeutet ein Selbstlob, das die Brave sich auszustellen nicht umhin kann. Es heißt: „Fürwahr, wir sind thätig gewesen. Hände voll Sand haben wir in die Augen unsrer Leser gestreut, sie tappen nunmehr alle im Dunkeln!“

Es ist dies aufs tiefste zu bedauern, da das Gros der 400000 Deutschen in Newyork und den Schwesterstädten geradezu auf dieses Blatt angewiesen ist, das allein den Ansprüchen eines großstädtischen Lesers Genüge leistet. Die armen Pennyzeitungen, die nebenbei auf den allerbescheidensten Leserkreis wirken, kommen, auch wo sie prinzipiell nicht gegen unsre Heimat Front machen, nicht in Betracht, und so muß denn auch hier, wahrscheinlich noch lange, die Wahrheit auf der Straße herumlaufen, obdachlos wie eine Prostituirte, und betteln, daß sich um Himmelswillen jemand ihrer erbarme.

Es ist nicht die einzige Frau, die heutzutage weint. Es steht eine andre auf dem Niederwald am Rhein; sie blickt stolzen Auges in die Welt, wenn tags der Fremde kommt, um ihr zu huldigen. Aber wenn abends die Schatten sinken, dann richtet sie sich ängstlich auf und späht mit Geisteraugen über den weiten Ozean nach Westen, nach jenem fernen Lande, wo ihre verlornen Kinder noch immer mit abgewandtem Gesichte stehen und ihre Mutter verläugnen und verlästern.

Newyork, im April 1885. R. H.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

9.



Parlamentsferien sind mir stets als eine sehr bedenkliche Einrichtung erschienen. Nehmen wir nur die Hauptsache bei dem ganzen „Verfassungsleben,“ nämlich die parlamentarischen Wortführer, so muß einleuchten, daß jemand, der gewohnt ist, täglich ein gewisses Quantum Rede von sich zu geben, nicht ohne Nachteil für sein Gesamtbefinden genötigt werden kann, sich plötzlich Enthaltsamkeit aufzuerlegen. Allerdings braucht der feiernde Parlamentarier nicht zum Trappisten zu werden, er wird im engeren Kreise oder auch in dem weiteren einer Wählerversammlung sein Redebedürfnis zu befriedigen suchen. Allein, meine Herren, das ist nur ein schwacher Ersatz, etwa so, wie wenn der Norddeutsche (um, mit gütiger Erlaubnis der Herren Sozialdemokraten, einen „pommerschen Gutsbesitzer“ zu zitiren) für „sein naturgemäßes Getränk, den Rotwein von Bordeaux, sich mit den sauern Reben von der Ahr und Nahe“ behelfen muß: es fehlt die milde Kraft und Wärme, welche den Organismus beleben. Zudem

läuft der Abgeordnete durch den längeren Aufenthalt außerhalb der Parlamentsatmosphäre Gefahr, sich von der Existenz von Dingen und Verhältnissen zu überzeugen, welche laut Fraktionsprogramm nicht existiren dürfen, Wünsche kennen zu lernen, welche jenem Programm widersprechen, und dadurch in seinen patentirten Überzeugungen wankend gemacht zu werden. Und dann im allgemeinen! Da parlamentarische Diskussionen anerkanntermaßen der größte Segen für ein Volk sind — wozu denn Pausen in der Segenspendung eintreten lassen? Wer noch andre Beschäftigungen oder Interessen wahrzunehmen hat, der soll überhaupt keine Wahl annehmen, damit endlich das Ideal erreicht werde: eine Versammlung von lauter professionellen, beinahe möchte ich sagen zünftigen Parlamentariern, welche wie bei dem Eintritt in einen geistlichen Orden geloben, die profane Welt hinter sich zu lassen, sich einzig der Aufgabe widmen, das Volk glücklichzureden und dem Fraktionsabt unverbrüchlichen Gehorsam leisten.

Wie bedauerlich es ist, daß die Arbeit an der Vervollkommnung der deutschen Menschheit auch nur auf kurze Zeit unterbrochen wird, wurde mir in den Reichstagssitzungen am 20. und 21. April wieder recht deutlich, als ich die klassische Eloquenz verschiedner verehrten Herren von neuem zu bewundern Gelegenheit hatte. Ich sagte mir: Wenn schon Männer der schwieligen Hand wie der schlichte Arbeiter Herr von Vollmar und der biedere Bauer Herr Dirichlet in der parlamentarischen Schule sich eine solche Sicherheit in der Handhabung der feinsten gesellschaftlichen Formen, eine solche Eleganz des Ausdruckes, soviel attisches Salz angeeignet haben, wenn also nicht mehr ausschließlich von den Lippen der Herren Richter und Windthorst die tiefsten Gedanken, die höchste staatsmännische Weisheit in der bezauberndsten Fassung fließen, dann ist Berlin auf dem besten Wege, für die Gegenwart das zu werden, was Florenz für das Renaissancezeitalter und Paris vor der französischen Revolution war. Und nun erst verstand ich, was mir unlängst in Frankfurt gesagt worden war, daß nämlich in dem „gegen Frankfurt über liegenden Ding“ Niedergeschlagenheit und Verstimmung herrsche, weil die guten Sachsenhäuser durch die Konkurrenz mancher Volksvertreter um ihren ererbten und immer frisch erhaltenen Ruhm unter den Stämmen Deutschlands zu kommen fürchten. Auf dergleichen Sonderinteressen kann selbstverständlich keine Rücksicht genommen werden. Wenn niemand mehr expreß über die Mainbrücke geht, um die feinen Sachsenhäuser kennen zu lernen, so werden dafür die Reisenden nach Deutschland strömen, um von den ehemals als pedantisch, schwerfällig und formlos Verschrieenen den guten Ton zu lernen. Denn dank der Tagespresse kommen die Vorträge an der Akademie der höchsten Beredsamkeit in der Leipzigerstraße sofort der ganzen Bevölkerung zustatten. Verfolgen auch die Wenigsten den Gegenstand der Debatte, so entgehen doch keinem die ausgezeichnetsten Stilblüten, jeder atmet mit Entzücken ihren Duft ein uns damit nimmt, ihm unbewußt, die Verfeinerung von ihm Besitz. Wie sollte es ohne Einfluß bleiben, wenn die Redner

auch im hitzigsten Gefechte die Grazie und Ritterlichkeit zu wahren verstehen! „Jeder Regierungsvertreter ist mir persönlich ganz gleichgiltig, ob er Hinz oder Kunz heißt," sagte Herr Richter, und der unglückliche Geheime Rat, welcher diesen tötlichen Stoß empfing, muß selbst an der eleganten Klingenführung seine Freude gehabt haben. Wie spielend, mit einer leichten Handbewegung, traf der Fechter unsre ganze Büreaukratie! Es ist ja bekannt, daß jeder Arbeiter an der Staatsmaschine sein Ideal im Herzen trägt. Der Referendar ist noch bescheiden, er blickt auf Büchtemann oder Löwe, der Assessor möchte schon Bambergers Aufmerksamkeit erregen, dem Geheimen Rate aber schwebt, wenn er über seinen Akten schwitzt, der Lohn vor Augen, ein wohlwollendes Lächeln Eugen Richters zu erringen. Nun stößt ein Wort ihn aus allen seinen Himmeln, sein Abgott achtet seiner garnicht, fragt nicht einmal nach seinem Namen. Und wenn nun der Beklagenswerte seinen Seufzer:

Was ist das Leben ohne Richters Gunst?
Ich werf' es hin, da sein Gehalt verloren,

zur Wahrheit macht, so ist doch wieder einer von den Tyrannen aus dem Wege geschafft. Bei der nächsten Gelegenheit kleidet vielleicht Herr Richter sein vernichtendes Urteil in die Worte: „Wer auf der Regierungsbank sitzt, das ist mir ganz Piepe," und dann wird dem Ministerium doch nichts andres übrigbleiben, als sich zurückzuziehen. Ich aber frage noch einmal: Weshalb die Schule der höchsten Bildung auch nur für Wochen schließen?

Das lebendige Beispiel ist es ja allein, was wirkt. Die Theorie, nach welcher unsre glänzendsten Redner vorgehen, hat jemand schon vor fünfzig Jahren entwickelt, aber damit einen Schlag ins Wasser gethan. Ich werde mich nicht dem Verdacht aussetzen, als wollte ich die verehrten Herren dem Verdacht aussetzen, daß sie Carl Friedrich von Rumohrs Abhandlung „Vom Benehmen konstitutioneller Staatsbürger, wie vornehmlich ihrer Stellvertreter oder Repräsentanten" gelesen hätten und benutzten. Der Mann steht ja im allgemeinen auf einem ganz veralteten Standpunkte. Er behauptet z. B., daß Ständeversammlungen (diesen polizeiwidrigen Ausdruck gebraucht er noch!) „ein Denkmal der Verstandesbarbarei des Mittelalters, andrerseits jene Administrationsformen, welche mit genauesten Hilfsquellen aller Art deren kluge und gerechte Benutzung vereinigen möchten, eine Erfindung der freien Städte seien, besonders der italienischen," er hält Innungen für eine ganz ersprießliche Einrichtung und witzelt, „Konstitutionen seien zu einer guten Konstitution des Staates nicht durchaus notwendig" u. dergl. m. Nichtsdestoweniger nehmen sich manche seiner Aussprüche wie Prophezeiungen aus, die heute glücklich in Erfüllung gegangen sind. Paßt nicht genau auf unsre Tage das Wort: „Unstreitig vermöchten die Ständeversammlungen durch schöne Gemütserregung und herzliche Willfährigkeit in das berechnete, kalte, abstraktifizirende Administrationswesen unter Umständen das ihm fehlende Gefühl einzuführen"? Hält sich nicht jeder Abgeordnete die Gebote vor Augen, und desto strenger, je weiter nach links er seinen Platz hat, welche Rumohr aufstellt? Du sollst die Teilnehmer an der Versammlung niemals langweilen, aber noch weniger Kurzweil oder Ergötzlichkeit herbeizuführen trachten. Du sollst nie von Dingen mitreden wollen, welche dir garnicht oder doch nur höchst oberflächlich bekannt sind. Zu diesem Gebote erlaube ich mir einiges aus der Erläuterung wörtlich anzuführen, was die von mir besonders geschätzten Herren mit großer Befriedigung hören werden. „Schon des gemeinen Vorteils willen dürfte der Repräsentant jedes gehaltlose, irrige,

darüber hingleitende Geplapper zu vermeiden haben; denn es gehet damit eine köstliche Zeit vorüber, in welcher wichtigere Angelegenheiten erschöpfend und zum Beschlusse gereift werden könnten. Wichtiger für uns ist, daß auf solche unangemessene Weise überall mit einreden wollen die Leute, welche den Gegenstand ernstlich erforscht und gründlich darauf sich vorbereitet haben, ihn vor der Versammlung in sein gehöriges Licht zu stellen, notwendig ungehalten macht... Kommt nun hinzu, daß jener in den Ansprüchen seiner bessern Einsicht unbillig gekränkte Mitstand von reizbarer Nervenstimmung oder cholerischen Temperaments ist, so wird er ebenfalls gegen die Höflichkeit zu verstoßen sich veranlaßt und berechtigt sehen." Nun, daß ein solcher Fall bei uns nie eintreten kann, weiß ein jeder. Niemand spricht über Dinge, welche er nicht kennt, und auf die Nervosität wird die zarteste Rücksicht genommen.

Weiter. Du sollst auch solche Gegenstände, über welche zu reden du berufen bist, ohne gesuchte Wohlredenheit und wässerige Ausbreitung behandeln, dabei die Abschweifungen und Seitenblicke vermeiden. Wässerig, Abschweifungen, Seitenblicke! Dergleichen mag in der finstern Zeit der „Ständeversammlungen" vorgekommen sein, heutzutage wissen wir kaum, was die Ausdrücke bedeuten. Und hören wir gar, daß davor gewarnt wird, „durch sophistische Kunst und Frechheit wohlgesinnten und ernstlich meinenden Mitständen Verdruß zu bereiten," daß die Zuhörer sich hüten sollen, für den einen oder den andern Redner Partei zu nehmen oder gar „die Schwätzer und Witzbolde durch ein leises Summen oder ein halbunterdrücktes Gelächter in ihren Fehlern zu bestärken," so dürfen wir uns wohl bekennen, daß wir es in einem halben Jahrhundert herrlich weit gebracht haben.

Bei diesem Anlasse möchte ich mir noch erlauben, die Aufmerksamkeit der verehrten Herren auf ein interessantes Faktum zu lenken. Vor kurzem ist ein sehr unterhaltendes Schriftchen erschienen: „Deutschland und sein Reichskanzler gegenüber dem Geiste unsrer Zeit." Der Verfasser, welcher unverkennbar den Beruf in sich fühlt, Berufsparlamentarier zu werden, ist Meister in der Kunst, den bekanntesten Redensarten dadurch neuen Reiz zu verleihen, daß er sie als die neuesten Produkte des Zeitgeistes, d. i. seines Geistes, zum Besten giebt. Übrigens bespiegelt er in diesem Geiste nicht allein sich selbst, sondern, dem Titel entsprechend, auch den Reichskanzler, der dabei natürlich nicht gut wegkommen kann. Daß derselbe den Berufsparlamentariern nicht sonderlich hold ist, findet der Verfasser begreiflich, weil diese Gegner vermöge ihrer „genauesten, durch Erfahrung und Übung erworbenen Kenntnis des parlamentarischen Lebens die vollendetste Gewandtheit in der Bewältigung der parlamentarischen Aufgaben für sich haben." Daß aber tausende und abertausende aus dem Volke diese Angriffe gegen die Berufsparlamentarier „gedankenlos nachsprechen," das ist ihm kein gutes Zeichen für die politische Reife und Mündigkeit. Darnach könnte man glauben, daß nur Zeitgenossen des Reichskanzlers sich ein solches Armutszeugnis ausstellten. Viel schlimmer! Längst Verstorbene sprechen ihm ebenso „gedankenlos" nach, z. B. unser Rumohr, der sich in der abfälligsten Weise über die Rechtskonsulenten im englischen Parlament ausspricht, durch welche die Advokatenkünste in die öffentliche Thätigkeit übertragen worden seien. In dieser aber, meint er, solle „der Sieg nicht der Person, noch der Partei, noch selbst irgendeiner bestimmten Sache und Angelegenheit, sondern allein der Sieg der Wahrheit gesucht werden." So sehen wir das böse Beispiel des Reichskanzlers noch in die Vergangenheit zurückwirken!



Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)



iuseppe Gonzaga teilte Beppo, dessen Anschlägigkeit in solchen Dingen nichts zu wünschen übrig ließ, seinen Entschluß mit und gab ihm in Rücksicht auf die Maßnahmen, welche er für die Entführung Fioritas ins Werk setzen wolle, völlig freie Hand. Nur verlangte er, daß achtundvierzig Stunden für die Ebnung aller Schwierigkeiten genügen sollten.

Aber Beppo war nicht mehr der rücksichtslose Wagehals, als welchen ihn sein Herr bisher geschätzt und ausgenutzt hatte. Die Enthaltsamkeit hatte, wie Beppo selbst meinte, seiner Genialität Abbruch gethan. Auch die Unberechenbarkeit seines Herrn war ihm doch in die Glieder gefahren. Dazu das ihm unbekannte Terrain und endlich die Friaulerin, an deren vielleicht mißbilligendes Urteil er öfter dachte, als für die Keckheit des ganzen Unternehmens gut sein konnte.

So entwarf und verwarf er denn immer neue Pläne und schlich spintisierend umher, bis Giuseppe endlich zornig selbst alle ihm richtig dünkenden Anordnungen traf, die Wachen des nächsten Thores bestach, zwei Sänften außerhalb des Thores bereit halten ließ und sich nun, den blanken Degen unter seinem Mantel tragend, zur Abendandacht nach San Stefano begab.

Eufemia kniete schon in dem abgelegenen Winkel, in welchem sie allabendlich ihm über ihre Herrin Rede gestanden hatte.

Er fragte weniger als die Abende vorher, schloß sich ihr aber an, als sie heimgehen wollte. Ihr ahnte denn auch nichts Gutes, und sie besann sich plötzlich auf ein wichtiges Stadtgeschäft, das ihr aufgetragen sei und das sie noch zu einem weiten Umweg nötige.

Du wirst gut thun, es aufzuschieben, sagte er, und sie gewahrte mit Schrecken, daß er einen entblößten Degen unter dem Mantel trug.

Mit Vergnügen, Eccellenza, stotterte sie.

Ein paarmal schielte sie, während sie den Heimweg fortsetzte, nach ihm, der mit ihr Schritt hielt, und nach dem unheimlichen Gegenstande, den die Falten seines Mantels nur dann ganz verdeckten, wenn ihnen Leute begegneten. Nach manchem Stoßgebete, das ihr aber keine Erleichterung verschaffte, bog sie endlich in das Zodiaco-Gäßchen ein.

Er kannte es. Nacht für Nacht hatte er es in der letzten Zeit durchmessen; jedes Fenster war Gegenstand seiner Studien gewesen.

Du wirst mich jetzt ohne Aufsehen zu deiner Herrin führen, sagte Giuseppe Gonzaga.

Ohne Aufsehen, Altezza?

Ohne Aufsehen.

Sie wies, bleich vor Angst, auf den großen Eisenring hin, der am Thore hing und den man ertönen lassen müsse, wenn man sich Einlaß verschaffen wolle.

Giuseppe Gonzaga lüftete seinen Mantel, nahm seinen Degen in die Rechte und wiederholte: Ohne Aufsehen.

Ihre Miene sollte besagen, sie wisse nicht, was er meine, aber ihre zitternde Hand fingerte gleichzeitig schon zwischen den Schlüsseln des mit dem Gebetbuch an ihrem Gürtel hängenden Schlüsselbundes.

Als sie den Schlüssel zu dem Seitenpförtchen gefunden hatte, durch welches Giuseppe sie schon mehrmals hatte verschwinden sehen, blickte er, wie um sich des himmlischen Beistandes zu versichern, zu der schmalen Sichel des eben hinter einem Balkon des Palastes sich verbergenden ersten Mondviertels empor und folgte ihr dann gesenkten Hauptes durch das lautlos von ihr geöffnete Pförtchen in einen Flügel des großen, aber fast menschenleeren Gebäudes.

Achtzehntes Kapitel.

Giuseppe hatte eine Blendlaterne unter dem Mantel verborgen gehabt. Er leuchtete vorsichtig umher und deutete dann fragend auf ein schmales Treppchen im Hintergrunde des dumpfig riechenden, eisigkalten Ganges, in welchem er und seine zähneklappernde Begleiterin sich befanden. Es war, wenn die Frage den Weg zu Fioritas im zweiten Stock gelegenen Gemächern betraf, das richtige. Eufemia stellte sich aber, als verstehe sie nicht, wohin er wolle, und Giuseppe mußte erst wiederum durch eine nicht mißzudeutende Drohgeberde sie dahin bringen, ihre Führerolle ohne weitere Winkelzüge anzutreten.

Der Palazzo Passerino hatte Zeiten gekannt, wo Leben, Pracht und Fülle von den Kellerräumen bis unter den Dachfirst das ganze Gebäude durchdrangen. Wie Giuseppe Gonzaga leisen Trittes, von der zitternden Friaulerin gefolgt, jetzt treppan stieg, war es ihm, als hätte er der aus einem fremden Körper

den schlaffen Adern eines siechen Organismus eingeflößte Blutstropfen werden können, der, nach der damals vielberedeten Entdeckung eines Arztes von der medizinischen Fakultät zu Bologna, den Kranken wieder mit verjüngenden Kräften erfüllen sollte. So hätte, sagte er zu sich, der Verlauf sein müssen, wenn mir Zeit gelassen worden wäre, meine Pläne zur Reise zu bringen. Es hat nicht sein sollen. Was wird jetzt das Ende sein?

Das erste Treppchen war erstiegen. Man befand sich in dem Stockwerk der fürstlichen Prachträume. Seit den lustigen Tagen der Veltlinerin mochten hier keine Kronleuchter angezündet worden sein. Eufemia, die sich allmählich in das Unvermeidliche gefunden hatte, glaubte, während ihr finster blickender Begleiter einen Augenblick Atem schöpfte, auf eine mit schwarzem Flor verhängte Flügelthür deuten zu sollen. La madre, flüsterte sie. Es war das Zimmer, in welchem die toten Buonacolsis, bevor man sie nach San Stefano in die dem einstigen Regentengeschlecht noch verbliebene Familiengruft schaffte, in Parade ausgestellt wurden, und der Trauerflor rührte von der letzten Zeremonie her, von der Paradeausstellung der Mutter Fioritas.

Giuseppe lüftete seinen Hut. Die weiße Straußfeder desselben fiel auf den Estrich. Eufemia hob sie auf. Beide bekreuzigten sich; Eufemia als wolle sie sagen: Eine üble Vorbedeutung! Lasset ab!

Giuseppe steckte die Feder wieder fest, und schweigend ging es das zweite Treppchen hinan. Zögernd nahte sich Giuseppe dem Ziele desselben, dem oberen Korridor. Hier waren an den Wänden einige wenige Lampen angezündet; sie ließen die Stelle, wo Giuseppe und die Friaulerin standen, in vollständigem Dunkel. Der spärliche Verkehr, welcher in dem Palazzo Passerino stattfand, spiegelte sich hier ab.

Auf der vorletzten Stufe des Treppchens hatte Giuseppe Halt gemacht, den Finger auf dem Munde, damit Eufemia nicht etwa zu reden beginne. Hinter ihm stand sie. Nie im Leben hatte sie ihrer auf wortreiches Aussprechen angelegten Natur so sehr Gewalt anthun müssen. Endlich durfte sie wenigstens flüstern, wenn auch nur einzelne Worte und nur auf die jedesmalige fragende Geberde des unheimlichen Mannes mit dem blinkenden Degen.

Die erste Frage galt einer Thür ganz zur Rechten, wohl an die fünfzig Schritte entfernt; sie stand halb offen ; ein nicht die Livree des fürstlichen Hauses tragender Lakai ging dort ein und aus; er schien einem andern, welchen Giuseppe Gonzaga bereits in Verona gesehen hatte, beim Ab- und Zutragen von silbernen Speiseschüsseln und Tellern zu sekundiren.

Der eine, Eccellenza, ist unser Lazzaro, flüsterte Eufemia, und der andre ist Signor Abbondio Buonacolsis Kammerdiener.

Giuseppe rollte die blitzenden Augen. Abbondio ist hier einquartiert? fragte er,

Sie wollte antworten, durfte aber nur nicken.

Eine Weile stand Giuseppe in Gedanken, dann wies er mit dem Finger auf eine etwas nähergelegene Thür.

Il padre, lautete die gedämpft leise Auskunft.

Die Thür zu seinen Gemächern, sagte Giuseppe, aber wo ist er selbst?

Eufemia zuckte die Achseln.

Giuseppe faßte ihren Arm. Du belügst mich, Weib, flüsterte er mit drohendem Stirnrunzeln, du weißt, wo er ist.

Sie wollte vor Angst in die Kniee sinken, denn sie wußte in Wirklichkeit nicht, wo ihr Herr in diesem Augenblicke war; möglicherweise bei Signor Abbondio selbst.

Giuseppe ließ sie los. Eufemia, sagte er leisen Tones, ich will dir glauben; ich bedarf aber deines willigen, ganzen Beistandes, soll deine arme Herrin gerettet werden; das vergiß nicht.

O Signore, o Altezza! wollte Eufemia jammern, sie hätte ja, da es nun doch einmal sein mußte, so gern in einem fort über alles und jedes Rede gestanden. Aber Giuseppe legte ihr schon wieder die Hand auf den Mund. Nur das Allernötigste antworten, sagte er, nicht mehr, nicht weniger. Und er wies auf die dem Treppchen gegenüberliegende Flügelthür hin, neben welcher ein braunes hölzernes Kruzifix und ein messingenes Weihwasserbecken hingen.

La principessa, flüsterte Eufemia und faltete mit der Miene einer Fürbittenden die Hände; laßt mich wenigstens sie vorbereiten, Eccellenza, flehte sie, es könnte ihr Tod sein!

Schon wieder mußte sie schweigen.

Giuseppe überlegte.

Er hörte im Geiste die Worte Fioritas: Wäre es zu verwundern gewesen, wenn mich der Schlag getroffen hätte? Und jetzt nach eben erst überstandener Krankheit! Aber war der Dienerin zu trauen? Und Fiorita selbst, würde ihr Pflichtgefühl sie nicht zage machen, sie nicht vor ihrem Geliebten in die Flucht, in die Arme ihres tyrannischen Vaters treiben?

Folge mir! gebot er. Bebend gehorchte Eufemia.

Wie alle Treppen und Gänge im ganzen Palast, war auch der Korridor des Stockwerks, in welchem man sich befand, mit dicken persischen Teppichen belegt. Lautlos gelangte Giuseppe an die Thür, lautlos öffnete er sie. Aber es war nur erst die äußere Thür gewesen, er stand vor einer zweiten, der inneren Flügelthür.

Noch einmal flehte Eufemia.

Noch einmal überlegte Giuseppe.

Geh voran, sagte er endlich, aber mein Fuß und mein Schwert folgen dir auf den Fersen.

Sie schlüpfte an ihm vorbei, er zügelte ihren Schritt, sie gehorchte, und er folgte.

Man befand sich wiederum nur erst in einem Vorraum, in einem großen, fast leeren, matterleuchteten Zimmer.

Eufemia lauschte nach rechts.

Das Fräulein ist noch bei ihrer Abendandacht, flüsterte sie, Gott hat es so gewollt.

Geh hinein!

Während der Andacht? Eccellenza!

Auf der Stelle, aber laß die Thür offen, und wenn du das Fräulein nicht am Hilferufen verhinderst, bist du des Todes.

Wer kommt? hörte Giuseppe eine schwache Stimme im Nebengemach, Fioritas Stimme, von der Krankheit noch matt und klanglos.

Thränen entstürzten seinen Augen, er warf Degen und Mantel von sich, drängte Eufemia, welche eben die Thür behutsam öffnete, auf die Seite, sah Fiorita am andern Ende des Zimmers vor ihrem Betpult knieen und lag im nächsten Augenblicke zu ihren Füßen.

Neunzehntes Kapitel.

Sie hatte aufschreien wollen, vor Schreck, vor Angst, vor Freude — aber ihre Stimme hatte versagt, fast ohnmächtig sank sie in die Arme Giuseppes.

Keines von beiden redete, sie hielten sich umschlungen und hatten die Welt ringsum vergessen.

Mit gefalteten Händen stand die Friaulerin an der Thür. Hinter ihr drohte am Boden der blanke Degen. Vor ihr, unter der goldnen dreiarmigen Ampel, welche über dem Gebetpult und dem darauf stehenden Bilde der Mater dolorosa schwebte, von dem Flackerlichte der offen brennenden drei Flämmchen spukhaft beleuchtet, trotzten die liebend Umschlungenen in verblendeter Leidenschaft dem Zorn des Himmels wie dem Hausrechte des Gebieters dieser Räume. Aufgeblättert am Boden lag das kleine Gebetbuch Fioritas, der eine der elfenbeinernen Deckel desselben hatte sich im Fallen zur Hälfte abgelöst, Heiligenbildchen, wie sie lose zwischen den Blättern zu liegen pflegten, waren herausgefallen, und niemand nahm sie auf — alles hatte plötzlich seine ehrwürdige Bedeutung eingebüßt, war nur noch schlechter Plunder! Kein Wunder, murmelte Eufemia zitternd in sich hinein, wenn das Schwert, welches die Brust der Gottesmutter durchbohrte, die Züge der Gebenedeiten heute mit heftigeren Schmerzenszuckungen erfüllt, als ich je gesehen habe.

Wo bin ich? stammelte Fiorita endlich, indem die über sie gekommene Betäubung allmählich einem Dämmern des Bewußtseins wich. Sie versuchte ihr Haupt aufzurichten, und als Giuseppes Hände ihr sanft unterstützend zu Hilfe kamen, rief sie: O bei ihm! Bei ihm! Bei dem Geliebten!

Giuseppe schloß ihr mit einem Kusse die Lippen. Dann sah er sich nach Eufemia um. Gieb auf dem Korridor Acht, ob niemand uns bemerken wird, raunte er ihr zu.

Sie wollte wenigstens noch erst das Gebetbuch und die Heiligenbilder aufheben, aber seine Blicke jagten ihr das Blut aus den Wangen; so rasch sie es vermochte, gehorchte sie, wenn auch mit Händeringen und schwerem Stöhnen.

Als sie hinaus war, erhob er sich hastig aus der knieenden Stellung und riß die von ihm noch fest Umschlungene mit empor.

Unser Leben steht jetzt in der Hand jenes Weibes, sagte er, indem er Fiorita mit einem Kusse auf die Stirn abbat, daß er ihr nicht einmal zum Beendigen ihres Gebetes Zeit lassen könne; keine Sekunde ist länger zu verlieren, die Nacht ist lau, in der Sänfte findest du alles, was du unterwegs brauchen könntest; Eufemia muß und wird dir zur Seite bleiben; wir nehmen nicht Abschied von diesen Räumen; will's Gott, hältst du als Herrin hier wieder deinen Einzug, ausgesöhnt mit deinem Vater, der es uns nachträglich Dank wissen wird, ihn am Begehen eines schweren Frevels gehindert zu haben.

Er hatte schon das Vorgemach mit der auf seinen Armen ruhenden erreicht und wollte mit seiner holden Bürde auf den Korridor hinauseilen, wo Eufemia, obschon mit geängstigter Miene, getreulich lauschend und ausspähend auf dem Posten stand; aber Fiorita, die erst jetzt begriff, was mit ihr vorging, begann so gepreßte Schmerzensrufe auszustoßen, daß er innehalten und sie erst wieder zu Kräften kommen lassen mußte.

Geliebte, flehte er, vertraue mir und unsrer guten Sache. Widerstrebe nicht! Nur mit dem Beistande treuer Schutzgeister haben wir hienieden zu einander die Wege gefunden, halte ich dich jetzt in meinen Armen, sind wir auf dem Sprunge, alle Anschläge zu schanden zu machen, die dich zum Tragen der erdrückendsten aller Fesseln, der Botmäßigkeit eines ungeliebten Lebensgefährten, verurteilen sollen, mich zu einem Elende ohne alles Maß. O nicht diese abwehrende Geberde! Auch das Leben deines Vaters steht auf dem Spiele. Da liegt mein gutes Schwert am Boden. Zwinge mir's nicht in die Hand. In Frieden wollen wir dies Haus verlassen, dies heilige Haus, ist es doch deine Geburtsstätte, Geliebte! Und jeder unsrer Pulsschläge sei der Sühne dieses schweren Schrittes, sei dem Bestreben geweiht, deinen Vater mit uns zu versöhnen.

O Giuseppe! jammerte Fiorita, und dennoch geht es über meine Kräfte! Rette dich ins Freie! Noch hat dich niemand bemerkt. Meine Stelle ist hier, ist an der Seite meines Vaters.

Du hast mich nicht verstanden, rief Giuseppe Gonzaga; das Leben deines Vaters steht auf dem Spiele; nicht wenn du auf kurze Tage oder Wochen ihn zu einsamem Nachdenken über die Grenzen väterlicher Gewalt zwingst — solche Beschämungen haben gebrechlichere Väter überstanden —, aber wohl, wenn du es jetzt darauf ankommen läßt, wie ich und er und sein Günstling Abbondio einander mit der Waffe in der Hand begegnen werden.

Und beschwor ich dich nicht eben deshalb: Rette dich ins Freie!

Mich retten sollte ich und dich im Stiche lassen? Du mutest mir eine Feigheit, eine Ehrlosigkeit zu! Ich hätte die Macht in Händen, dich vor einer lebendigen Einsargung zu behüten, und ich sollte in dem Augenblicke, wo es die Augen zu schließen und über den Abgrund zu setzen gilt, zurückbeben, weil ein kindliches Gefühl dich schwindeln macht? Mich retten und dich im Stiche lassen! Laß meine Hände los! Wir vergeuden kostbare Minuten.

Er wollte mit ihr hinaus, aber ihre klägliche Geberde und ihr thränenüberströmtes Gesicht waren beredter als alles, was sie gesagt hatte, und ohne sie aus den Armen zu lassen, blieb er noch einmal auf der Schwelle stehen.

(Fortsetzung folgt.)



Notiz.

Aus Schwaben. Der Stuttgarter „Beobachter" vom 19. April beschäftigt sich mit dem in diesen Blättern (vom 9. April) erschienenen Artikel Desine sibilare! Abgesehen von den am „Beobachter" nicht auffallenden Grobheiten gegen den mutmaßlichen Verfasser dieses Artikels, bezüglich dessen er nach seiner Art mit der Stange im Nebel herumfährt, sucht er den Herrn Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordneten Payer gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß derselbe sich gegen Herrn Professor Veil, den Redner in der Entrüstungsversammlung vom 22. Dezember, ordinärer Mittel bedient habe, indem er ihn, den Abwesenden, am 4. März dem Gelächter des schwarzen und roten Teils des Reichstages preisgab. Wir erwiedern hierauf der Sache halber und weil der „Beobachter" auch die „giftgrünen Hefte" angreift, folgendes.

Erstlich leitete Herr Payer in einer „Erklärung" vom 8. März die Berechtigung seines Angriffs auf Veil davon her, daß derselbe laut Berichts des „Neuen Tagblatts" am Anfang seiner Rede sich als einen Mann einführt, „der dem politischen Leben fernstehe." Wenn es geheißen hätte: „dem politischen Parteileben," so würde Herr Payer, das ist der Sinn seiner „Erklärung," sich nicht veranlaßt gesehen haben, Herrn Veil als einen Mann lächerlich zu machen, der sich selbst als einen Unwissenden in der Frage bezeichnet hat, über die er sprechen wollte. Als wir den Artikel Desine sibilare schrieben, war uns diese „Erklärung" des Herrn Payer sehr wohl bekannt; sie erschien uns aber als dermaßen ärmlich, daß wir sie garnicht der Erwähnung wert fanden. Da es der „Beobachter" haben will, so geben wir unsre Ansicht dahin ab, daß dieser Rechtfertigungsversuch nichts ist als Advokatenrabulisterei. Zwischen „politischem Leben" und „politischem Parteileben" ist sachlich kein Unterschied; wer sich dem politischen Leben widmet, muß sich über kurz oder lang einer Partei anschließen. Veil konnte von beiden Ausdrücken brauchen, welchen er wollte — es war keiner geeignet, einem loyalen Gegner eine Handhabe zu bieten. Eine solche hätte Herr Payer nur gehabt, wenn Veil gesagt hätte: er stehe der Politik überhaupt fern, er verstehe nichts von ihr. Daß er dies nicht sagen konnte noch wollte, leuchtet sicherlich von vornherein jedermann ein, vollends einem Advokaten. Es wäre das gerade, wie wenn jemand ankündigte, er verstehe nichts vom Schusterhandwerk, wolle aber doch den Leuten Schuhe anmessen. Nur einem solchen Thoren durfte ein solcher Brahmane der Politik wie Herr Payer sagen: Ne sutor ultra crepidam — Schuster, bleib bei deinem Leisten.

Zweitens aber kommt es in diesem Falle nicht darauf an, was Veil gesagt hat oder was das „Neue Tagblatt" ihn sagen ließ. Der Angriff Payers erhält nämlich dadurch etwas besonders Abstoßendes und Bösartiges, daß Veil von den Universitätsjahren 1868 bis 1869 her ein persönlicher Freund und „Bundesbruder" Payers ist, oder bis zum 4. März es war. Niemand war mehr in der Lage — als gerade Herr Payer — zu wissen, daß Veil von jenen Zeiten an sich aufmerksam, eingehend und erfolgreich mit Geschichte und Politik beschäftigt hatte, also, obschon er bis dahin sich nie aktiv am politischen Leben beteiligt hatte, vollauf berufen war, am 22. Dezember zu sprechen — so gut berufen zum mindesten, als Payer am 4. März dies war. In Stuttgart weiß dies jedermann, und deshalb steht auch hier in allen nicht direkt Payerschen Kreisen das moralische

Urteil über sein Verfahren fest. Er konnte dem Kitzel nicht widerstehen, die ultramontan-demokratischen Freunde des Reichstages lachen zu machen, und gab ihnen darum als erstes Opfer den alten Freund preis, obschon er wissen mußte, daß er diesem damit Unrecht zufügte. Er erreichte damit zugleich den Zweck, die „Entrüstungsbewegung" in Schwaben in ein schiefes Licht zu rücken, und das that dem Manne umso wohler, als er in allen Knochen spürte, daß das Parlament im Begriff war, sich vor dieser „gemachten" Entrüstung zu beugen. Einem solchen Verfahren gegenüber haben wir ein zweitesmal keine andre Antwort als den Zuruf der Germanen an Payers Zunftgenossen: Höre auf zu zischen!



Literatur.

Grundlegung zur Reform der Philosophie. Vereinfachte und erweiterte Darstellung von Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft. Von Dr. Heinrich Romundt. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung, 1885.

Dem strebsamen, fleißigen Verfasser sind wir schon früher begegnet in seinem Buche „Antäus," und mußten schon damals seiner lebhaften Schreibweise eine Reihe von Vorzügen zugestehen. Damals hatte er noch die Lehre von Raum und Zeit für zu schwer gehalten, um sie populär und zugleich korrekt darzustellen. Jetzt ist ihm dies in ausgezeichneter Weise gelungen. Seine Kritik der nachkantischen Idealisten und Monisten ist zwar äußerst scharf und schneidig, aber wir haben mit dem besten Willen nichts dagegen einzuwenden, selbst nicht bei den ergötzlichen Bemerkungen über Kuno Fischer, dessen Vorlesungen Kant selbst, wie er meint, geschwänzt haben würde. Das Ziel des Buches ist vor allem, den Naturwissenschaften wie den Geisteswissenschaften ihr vollständig berechtigtes Gebiet anzuweisen und zwar aus den gemeinsamen Prinzipien der Kantischen Kritik, ohne daß sie irgendwie in Widerspruch geraten. Das geht natürlich nur unter der Bedingung an, daß durch die Lehre von Raum und Zeit allen Spekulationen, die auf Materialismus hinauslaufen, der Grund und Boden vollständig genommen wird, und daß die Gegenstände der Naturwissenschaft in metaphysischem Sinne nur Erscheinungen sind, während sie von den Empirikern freilich immer als Dinge an sich betrachtet werden. Dadurch wird für die unentbehrliche Lehre von der Freiheit des Geistes und des Willens Raum geschaffen, und die vollständige Berechtigung für die höchsten Güter des Lebens, die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit nachgewiesen.

Nun aber kommt ein Punkt, in dem wir mit dem Verfasser nicht ganz einer Meinung sind. Er scheint zu glauben, daß die Grundlage, die Kant im Gebiete der praktischen Vernunft geschaffen hat, schon genügend sei, um darauf in demselben Sinne, wie Kant es in seinen religiösen Schriften versucht hat, eine neue theologische Wissenschaft aufzubauen. Aber eine Wissenschaft ist eine zusammenhängende Reihe von Erkenntnissen, und Erkenntnisse werden nun einmal nur durch die Prinzipien der theoretischen Vernunft gewonnen; und in der Kritik der reinen Vernunft wird bewiesen, daß die Prinzipien der theoretischen nur auf Erscheinungen

anzuwenden sind, aber nicht auf Ideen. Wie soll also eine Wissenschaft von den Ideen sich entwickeln, bevor man nicht diesen Knoten gelöst hat, daß ein Gebiet wissenschaftlich bearbeitet werden soll, zu dem uns der theoretische Zugang abgeschnitten ist, zu dem wir die Prinzipien der Erkenntnis nicht besitzen? Romundt löst diesen Knoten auch nicht. Sein Verdienst ist, mit einleuchtender Klarheit nachgewiesen zu haben, wie wir vollberechtigt sind, ohne mit unsern naturwissenschaftlichen Ueberzeugungen in Widerspruch zu geraten, eine Freiheit des Geistes anzuerkennen, die eine unerschütterliche Grundlage für alle religiösen Ueberzeugungen darbietet. Aber die Grundlage ist noch nicht der Aufbau, und daß der von Kant versuchte Aufbau in der praktischen Vernunft für die Theologie ausreiche, das wird schwerlich ein wissenschaftlich gebildeter Theologe zugeben. Soll die Lehre von den Ideen im wahren Sinne des Wortes eine Wissenschaft sein oder werden, so muß sie sich der Prinzipien der theoretischen Vernunft bedienen, davon hilft ihr kein Kunstgriff und keine Scholastik. Wenn jemand in der Naturwissenschaft von der Beobachtung und Erkenntnis der Erscheinungen weiter aufzusteigen gedenkt, indem er die Dinge an sich, die hinter der Erscheinung stecken, seiner Kenntnis unterwerfen will, so haben wir nur ein mitleidiges Achselzucken für ihn; denn wir wissen genau, daß er nichts von seinen Zielen erreichen kann, aber es mag doch zur Befriedigung seines Gemütes gereichen, wenn er durch die beständige Beschäftigung mit der Vorstellung vom Dinge an sich seinen Glauben an die Realität der Dinge in der Außenwelt kräftigt. Ziehen wir nun die Parallele zwischen dem Gebiete der Naturwissenschaft und dem der Ideen, so können wir sagen: Die Ideen an sich, daß ein Gott sei und wie beschaffen, wie sein Wesen sei, daß der Geist der Menschen frei sei und eine unsterbliche Seele in uns wohne, diese lassen sich allerdings nicht der Verstandeserkenntnis unterwerfen, denn die Funktionen des Verstandes sind nur auf Erscheinungen anwendbar. Aber der Einfluß, den diese Ideen auf unser Gemüt haben, der ist erkennbar, denn das ist Erscheinung des innern Sinnes. Die Vertiefung in das Wesen Gottes und der Freiheit und der Seele mag ja auch zur Befriedigung des Gemütes für viele dienen, aber damit ist keine Wissenschaft aufzubauen. Wissenschaftliche Erkenntnis nach den allgemeinen Prinzipien der Vernunft ist nur da möglich, wo Anschauung zu grunde liegt, und wer wollte leugnen, daß alle Gemütsbewegungen in uns, sei es Liebe, Haß, Mitleid, Streben, Erwartung, Furcht oder Freude u. s. w., nicht auf Anschauungen des innern Sinnes, dessen Form nur die Zeit und nicht der Raum ist, beruhten? Erscheinungen des innern Sinnes lassen sich der Erkenntnis unterwerfen, ebensogut wie die des äußern; dabei bleiben wir mit den Prinzipien der theoretischen Vernunft vollkommen in Uebereinstimmung. Und wenn dieser Weg erst eingeschlagen ist, dann wird man weiter bauen können an einer Theologie, welche den Einfluß Gottes auf die Führung des Menschengeschlechts verstehen lernt und lehrt. Das sind zwar nur oberflächliche Andeutungen für eine Wissenschaft der Zukunft, aber es scheint uns fast, als seien sie notwendig in einem Buche, wie dem von Romundt, welches sich „Grundlegung zur Reform der Philosophie" nennt und die Gebiete der sogenannten praktischen Vernunft für die Hauptsache erklärt. Das Buch verdient übrigens in weiten Kreisen gelesen zu werden, zumal da es mit tiefeindringendem Verständnis Kants und seiner Nachfolger große Unabhängigkeit des Urteils und selbständige Gesinnung verbindet.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Abkürzung unsrer Parlamentsverhandlungen.

Wieder verbinden sich mit den Nachrichten, daß der Reichstag beginne beschlußunfähig zu werden, die Erörterungen in der Presse über die Last der parlamentarischen Arbeiten und die Unmöglichkeit des Nebeneinandertagens von Reichstag und Landtag, und wieder lesen wir natürlich, daß die Abgeordneten keine Schuld treffe, wenn sich die Sitzungen abermals bis in die wärmere Jahreszeit, während welcher ein Parlament nicht tagen könne, hineingezogen haben. Ja, absichtlich hat es wohl keine Partei herbeigeführt. Aber wer trägt die Schuld? Die Regierung hat den Reichstag im November, den Landtag etwa zwei Monate später berufen, es sind viele gesetzgeberische Arbeiten zu erledigen, man denke nur an die zur Lösung der brennenden sozialen Frage bestimmten Vorlagen; soll nun da die Regierung alle Jahre nur ein Pensum von einer gewissen Größe einbringen, das gerade genügt, um in einer gewissen Arbeitszeit erledigt zu werden, und mit dem andern warten bis zum nächsten Winter, damit unsre Abgeordneten nicht zu sehr angestrengt werden? Das würde etwa dem gleichkommen, wenn bei einem Gericht eine gewisse Stundenzahl für die einzelnen Sitzungen festgesetzt würde, und nun die Angeschuldigten warten müßten, bis sie nach diesem Zeitmaße Aussicht haben, zur Aburteilung zu gelangen. Dann müßten sich ja freilich auch die Abgeordneten im Einbringen von Initiativanträgen mäßigen, mit welchen man, sei es absichtlich oder unabsichtlich, die Beratung von Regierungsvorlagen verzögert oder unmöglich macht.

Niemand wird daran denken, der Regierung die Vorlage von Gesetzentwürfen, die ihrer Ansicht nach nötig sind, oder den Abgeordneten die Einbringung von Initiativanträgen erschweren zu wollen; es muß also in andrer Weise eine

Heilung des jetzigen Übelstandes versucht werden. Der Vorschlag des mehrjährigen Etats ist abgelehnt, weil man fürchtet, daß dann nicht alle Jahre eine Zusammenberufung der Reichs- oder der Landesvertretung stattfinden werde. Es bleibt also nur eine intensivere Behandlung der Vorlagen übrig, welche weniger Wert auf große und schöne Reden legt, als auf Unterdrückung alles dessen, was nicht unbedingt zur Sache gehört. So könnte es beispielsweise genügen, wenn der Standpunkt der einzelnen Parteien zu einer Vorlage nur bei einer Lesung und nicht wiederholt womöglich bei allen drei Lesungen dargelegt würde; jede Partei weiß ja doch, daß sie die andre nicht überzeugt; es ist nicht erforderlich, diese oder jene theoretische Frage, welche seit Jahren erörtert ist, immer von neuem so gründlich als möglich durchzuarbeiten, z. B. die Währungsfrage, den Kulturkampf, den Gegensatz von Schutzzoll oder Freihandel u. s. w. Aber ganz besonders dürfte bei den Etatsberatungen an Zeit gespart werden können, und zwar in doppelter Beziehung.

Es macht zunächst einen sonderbaren Eindruck, wenn z. B. bei der Beratung von Organisationsgesetzen bestimmt wird, daß gewisse Behörden mit einer festgesetzten Anzahl von Mitgliedern, deren Gehalt sogar gesetzlich geregelt ist, bestehen sollen, und nun alle Jahre von neuem bewilligt werden muß, daß auch diese gesetzlich feststehenden Summen ausgezahlt werden dürfen, während niemand daran denkt, das diesen Ausgaben zu grunde liegende Gesetz zum Gegenstande der Anfechtung zu machen. Man denke sich einmal die Konsequenzen! Gesetzt, die betreffende Ausgabe, beispielsweise für einen Gerichtshof, würde nicht bewilligt, wäre damit die Notwendigkeit zur Bestreitung der für diese Behörde bestimmten Ausgaben für den Staat beseitigt? Mit nichten; jedes Mitglied derselben hat durch den mit Annahme der Anstellung abgeschlossenen Vertrag das Recht auf den Bezug seines Gehaltes gewonnen und kann den Fiskus auf Zahlung dieses Gehaltes verklagen, sodaß die Debatte über die Bewilligung des fraglichen Etatspostens streng genommen zur Komödie wird. Nur grenzenlose politische Naivität war es, daß man seiner Zeit die Mittel für die große Heeresorganisation nur auf ein Jahr verwilligte und später wieder streichen wollte, als wenn man alle daraufhin ernannten Offiziere, alle infolge davon abgeschlossenen Verträge über Erbauung neuer Kasernen, Beschaffung neuen Kriegsmaterials u. s. w., durch die Verweigerung der Mittel hätte nicht existent machen können. Hat der Staat Verpflichtungen übernommen, so muß er sie halten wie ein Privatmann, welchem es auch nicht freisteht, durch Änderung seines Jahresbudgets rechtlich übernommene Verpflichtungen, etwa seine Wohnungsmiete, zu beseitigen. Steht dies aber fest, sind die Verpflichtungen des Staates bis zur Beseitigung der Gesetze, auf welchen diese Verpflichtungen beruhen, giltig, dann bedarf es auch deren Beratung im Etat nicht, so lange man nicht die grundlegenden Gesetze anfechten will. Es könnten deshalb alle die Etatsposten, welche auf solchen gesetzlichen Verpflichtungen beruhen, der

Diskussion bei der alljährlichen Etatsberatung entzogen und nur diejenigen Posten überhaupt zur Genehmigung vorgelegt werden, welche eine Änderung gegen den vorjährigen Etat aufweisen würden. Die auf diese Weise nicht zur Debatte stehenden Posten würden dann nur der Übersicht halber im Etat aufgeführt, im Etat selbst also ähnlich wie jetzt schon eine Trennung der Etatsposten nach ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben, eine weitere Trennung nach feststehenden und zu bewilligenden Ausgaben eingeführt werden, wie es ja bezüglich der Staatseinnahmen Artikel 109 der preußischen Verfassung bereits bestimmt. Viele nutzlose Debatten würden auf diese Weise verhütet werden, da z. B. mit der Beseitigung der Debatte über den Gehalt eines Ministers auch die Anbringung der vielen nutzlosen generellen Beschwerden über die Geschäftsführung oder Politik des betreffenden Ministers wegfallen würde. Ein Recht der parlamentarischen Körperschaften würde aber in keiner Weise angetastet werden, denn da es jedem Mitgliede derselben freisteht, nach den Regeln der Geschäftsordnung selbständige Anträge zu stellen, so können wirklich spezialisirte Anträge in der angegebenen Richtung oder Anträge auf Abänderung der bestehenden Gesetze, auf welchen die Ausgabeposten beruhen, immer angebracht werden; allerdings bedürfen dann solche Anträge einer genügenden Unterstützung, und damit wäre eine Menge derselben von vornherein als beseitigt anzusehen.

Aber noch in einer andern Beziehung können die Etatsberatungen, unabhängig von dem bisher besprochenen Vorschlage oder damit verbunden abgekürzt werden, wenn man nämlich entsprechend der Petitionskommission eine andre Kommission bestimmte, in welcher alle zur Etatsberatung zu stellenden Anträge und Anfragen vorgeprüft werden müssen. Es wird keinen Augenblick bezweifelt werden können, daß vielleicht die große Mehrzahl dieser Anträge und Anfragen entweder als zur Erörterungi m Plenum ungeeignet bezeichnet oder mit wenigen Worten zur Zufriedenheit des Antragstellers erledigt werden können, ohne Veranlassung zu zeitraubenden, auf Mißverständnissen beruhenden oder zu Mißverständnissen Anlaß gebenden Verhandlungen im Plenum zu bieten; so würden sich z. B. alle die Anfragen über Spezialfälle aus der Verwaltung der einzelnen Ressorts erledigen, auf welche hingewiesen zu werden jeder Verwaltungschef dankbar sein wird, wenn sie ihm nicht schon bekannt waren, oder welche, ein immer mögliches Versehen oder Vergehen eines Einzelbeamten betreffend, durchaus nicht geeignet sind, durch öffentliche Behandlung zu Zeichen der Zeit oder zu Merkmalen des schlechten Geistes der Verwaltung des betreffenden Ressorts aufgebauscht zu werden, wie ja auch der einem einzelnen Mitgliede eines Parlaments zu Teil gewordene Ordnungsruf nicht zu einem Schluß auf die Verderbtheit des parlamentarischen Lebens berechtigt. Es würden bei einer solchen Vorprüfung wie bei den Petitionen nur solche Anträge oder Anfragen zur öffentlichen Diskussion kommen, welche dazu geeignet sind. Vielleicht ließen sich dann diese Anträge auch noch außerhalb der eigentlichen Etatsberatung an einem besondern

(Schwerins-) Tage verhandeln, falls sie nicht direkt von Einfluß auf den Etat selbst sind.

Die Verhältnisse Preußens und Deutschlands sind ungeheuer viel großartiger geworden als früher; es ist nötig, daß diese Veränderung auch in den Verhandlungen unsrer Parlamente ihren Ausdruck finde, wenn die Parlamente nicht selbst an Ansehen verlieren sollen, was jeder aufrichtige Vaterlandsfreund nur ernstlichst bedauern könnte. Nur Dinge von wirklicher Bedeutung dürfen in solchen Parlamenten zur Sprache kommen, aber die Zeit darf nicht mit unpraktischen, zwecklosen Diskussionen verbraucht werden. Jeder, der hierzu mitwirken kann, thue es, damit dieses Ziel endlich erreicht werde. Vielleicht können auch die hier gemachten Vorschläge zu einer befriedigenden Lösung dieser wichtigen Angelegenheit beitragen.



Die Freunde Englands.



ie es Gläser, Brillen und Spiegel giebt, welche die wirklichen Verhältnisse für unser Auge verzerren oder verdunkeln, gerade Linien krumm oder schief, regelmäßige Gegenstände zu hoch, zu lang oder auch zu breit, freundliche Gesichter finster erscheinen lassen, kurz, der Seele, die durch sie Dinge und Menschen betrachtet, nur häßliche Bilder vor die Sehnerven führen, so scheint es auch solche zu geben, welche in umgekehrter Weise wirken, Verschönerungsgläser, Brillen, welche unbequem oder unerfreulich Verschobenes gerade machen, Spiegel, in denen feindliche Mienen freundliche Züge annehmen und gleichgiltige einen teilnehmenden, wohlwollenden, Hilfe verheißenden Ausdruck zeigen. Wenigstens konnte man in den letzten Tagen meinen, viele englische Zeitungen, allen voran die Times, erfreuten sich des Besitzes solcher magischen Instrumente, denn sie äußerten sich in der Art über die Stellung, welche die verschiednen Völker und Regierungen in der gegenwärtigen Krisis zu England einnehmen, und andrerseits hatten jene Zeitungen auch von den zuerst bezeichneten Zauberapparaten offenbar fleißig Gebrauch gemacht, aber nur, soweit sichs um Rußlands Verhältnis zur Regierung und öffentlichen Meinung andrer Länder handelte. Nur so konnten sie finden und immer von neuem betonen, daß die Engländer, abgesehen von Rußland, ringsum nur Freunde hätten, während die Russen ohne solche da stünden. Sie könnten hier allerdings mit der ersten Hälfte ihrer Behauptung

nicht Unrecht haben, wenn sie das Wort „Freunde“ im gewöhnlichen diplomatischen Sinne verstünden, wie es etwa in Thronreden und ähnlichen Kundgebungen zur Bezeichnung der Stellung gebraucht wird, die man zu seinen Nachbarn augenblicklich einnimmt, wo es positiv nicht viel bedeutet. Sie meinen es aber wesentlich anders, und damit täuschen sie sich und ihre Leser. Sie denken an hilfreiche Freunde, solche, die im englischen Interesse thätig sein, dessen Vertreter direkt oder mindestens indirekt unterstützen, ihnen Lasten abnehmen, ihnen die Hände freimachen würden. Sie haben andre Mächte entdeckt, die zu Englands gunsten vermitteln, sich zum Schiedsrichter hergeben, in Petersburg Vorstellungen erheben würden. Sie glauben, daß es solche Mächte giebt, die bereit wären, im Notfalle dort Störung des Friedens zu verbieten, zu drohen, zu demonstriren, ja in letzter Stunde als Bundesgenossen Großbritanniens zu kämpfen. Wir nennen das eine sehr sanguinische Auffassung der Lage und halten auch die am wenigsten unbescheidnen unter den hier bezeichneten Erwartungen für problematisch. Wer sie hegt, muß voraussetzen, daß die Welt außerhalb Englands kein Gedächtnis und kein Auge für ihre wahren Bedürfnisse habe, und daß man Wohlwollen ernten könne, wo man es nicht gesäet hat. Es heißt, Unmögliches erwarten, es heißt, die Dinge auf den Kopf stellen, wenn man sie sich wie jene Blätter in ihrer egoistischen Verblendung zurechtmacht. Nicht Rußland, sondern England steht im jetzigen Streite isolirt.

Beginnen wir auf der Suche nach den Freunden, den hilfebereiten Freunden, auf die England nach der Times und ihren Glaubensgenossen in der gegenwärtigen Krisis zu rechnen befugt wäre, mit Deutschland und dem ihm engverbündeten Österreich-Ungarn, so kann zunächst nicht der geringste Zweifel darüber obwalten, daß diese Mächte sich bei einem zwischen Rußland und England in Asien ausbrechenden Kriege neutral verhalten würden. Ein von Gladstone und Genossen regiertes England ist keine Macht, die Vertrauen einflößt und mit der man sich gern auf ein Zusammenwirken einläßt. Unentschlossenheit und Ungeschick begleiteten bisher alle seine Schritte, und die Folge war, daß es fast nur Niederlagen erlebte und vorbereitete.

Seitdem die Koalition der Liberalen und Radikalen Englands dessen Politik betreibt, ist auf die Debetseite der Firma John Bulls folgendes eingetragen: Abänderung des Wahlgesetzes in demokratischem Sinne, Gefährdung des Oberhauses und Schwächung der monarchischen Gewalt, Aufhebung der Repressionsgesetze in Irland und daraufhin ein Zustand der Verwirrung, der ärger als offener Aufstand ist, Lostrennung der Republik der Boers von der Kapkolonie, welche den Verlust ganz Südafrikas in sich tragen kann, politischer und finanzieller Bankerott Ägyptens, schwerer Schade des militärischen Prestiges Englands dort und in der ganzen muhammedanischen Welt, desgleichen Entfremdung Frankreichs wegen desselben Landes, Verfeindung mit Rußland in Asien infolge von Ansprüchen, die man englischerseits nicht zu erzwingen vermag,

endlich ein Verhalten gegen Österreich-Ungarn und Deutschland, welches auch diese Mächte verstimmen und abstoßen mußte. Gladstone wies bald nach dem Antritte seines Amtes, wo er noch Vertrauen auf sein Geschick einflößen konnte, Deutschlands Annäherung zurück, er hat seitdem Englands Ansehen in jeder Richtung gemindert, dessen Stellung ungünstiger gestaltet, dessen Macht geschwächt, und wer stellte sich wohl an die Seite eines Schwachen, zumal wenn derselbe sich durch Wankelmut, Wollen und Nichtkönnen und fortdauerndes Fehlgreifen seiner Politik weiter um seinen Kredit zu bringen droht? Wer beantwortete Abgunst mit Gunst? Wer wäre so thöricht, sich gegen Ungefälligkeit gefällig zu verhalten, wo er überdies Gefahr liefe, sich durch solche Gefälligkeit bei vertrauenswerteren mächtigeren Nachbarn Argwohn und Mißstimmung zu erwecken, vielleicht offne Gegnerschaft vorzubereiten? Wir haben uns gehütet, dies zu thun, als in England ein energischer Wille am Ruder stand, und wir sollten jetzt dazu Neigung empfinden? Ganz wie jetzt, so sollte vor Ausbruch des letzten russisch-türkischen Krieges Deutschland sich für das dabei in Frage gestellte englische Interesse ins Mittel schlagen, Rußland abmahnen, ihm verbieten, das Schwert zu ziehen. Die Königin Viktoria schrieb deshalb an den Kaiser Wilhelm, an Bismarck, andre Wege wurden eingeschlagen, und es fehlte nicht an hoher Fürsprache. Mit vollstem Rechte blieb man aber in Berlin enthaltsam und erklärte, nicht dienen zu können. Englands Interesse war hier nicht das unsre, es war nicht gleichbedeutend mit dem Weltfrieden. Anders wurde das zur Zeit des Berliner Kongresses, wo eine Zeit lang das Interesse einer uns näherstehenden Macht bis zu einem gewissen Maße mit dem englischen zusammenfiel, gefährdet erschien und durch Ausgleich mit dem russischen gesichert werden mußte. In dieser Zeit war Vermittlung geboten, aber wenn sie erfolgte, so ging ihre Richtung nur auf Ziele, die für uns Bedürfnis waren. Wo läge jetzt ein derartiges Bedürfnis vor? Was hat der Besitz eines Stückes Afghanistans oder die Frage, ob ein russischer General herausgefordert und berechtigt angegriffen hat oder nicht, mit den deutschen Interessen zu schaffen? Wichtig ist hier nur, daß der Streit die Grenzen Europas nicht überschreitet, und das kann in der Hauptsache nur geschehen, wenn England gegen die Verträge die Dardanellen und den Bosporus forcirt und seine Kriegführung auf das Schwarze Meer und dessen Küsten ausdehnt. Die Times und andre Londoner Blätter irren, wenn sie meinen, England werde im Laufe eines Krieges Bundesgenossen an Mächten finden, die den Russen alten Haß nachtrügen, und wenn sie dabei an Deutschland und Österreich denken. Dieser „Haß," der näher betrachtet nur eine Entfremdung von kurzer Dauer, nur momentane Unterbrechung langjähriger Freundschaft war, ist in Skjernewice begraben worden und wird, solange man in Petersburg wie jetzt Rußlands wahres Interesse versteht und in Deutschland nicht eine Politik in die Mode kommt, welche das englische Interesse mit dem unsern verwechselt, sicher nicht wieder

aufleben. An seine Stelle ist allenthalben der aufrichtige Wunsch getreten, Deutschland möge mit Rußland immer auf dem Fuße guter Nachbarschaft verbleiben. Möglich ist, daß es bei einer längern Dauer des Krieges — der uns jetzt beiläufig wenig Wahrscheinlichkeit hat — manchen europäischen Mächten schwerfallen würde, neutral zu bleiben. Wieviele dann aber ihre Neutralität zu gunsten Englands aufgeben würden, ist nicht leicht zu sagen. Grund dazu hätte keine. In ganz Europa wünscht man dringend Lokalisirung des Krieges, nur in England will man ihm, wie es scheint, eine Ausdehnung auch auf europäisches Gebiet geben, und droht, sich an den Protest der Türken, welche der britischen Flotte die Meerengen nicht öffnen wollen, nicht zu kehren. Diese Taktik ist nicht dazu angethan, die mitteleuropäischen Mächte günstig für England zu stimmen, und auch Frankreich will nicht, daß aus dem Konflikt zwischen England und Rußland im fernen Afghanistan ein Kampf werde, der europäisches Gebiet berührt. Es ist weit davon entfernt, die Thorheit zu wiederholen, die der Kaiser Napoleon 1854 beging, als er die Hauptlast übernahm und England den Löwenanteil an der Beute überlassen mußte. Es hat in Ägypten und bei allen Unternehmungen seiner Kolonialpolitik zur Genüge erfahren, was es mit der Freundschaft der Nachbarn überm Kanal für eine Bewandtnis hat. Frankreich hat in Konstantinopel ganz ebenso wie Deutschland und das mit ihm verbündete Österreich-Ungarn dringend abgeraten, sich zu einem Bruche der Neutralität, wie er in einem Durchlasse der englischen Kriegsschiffe nach dem Schwarzen Meere liegen würde, bestimmen zu lassen, und während wir diese Zeilen schreiben, hält der Sultan noch daran fest, daß die Meerengen sowohl der englischen als der russischen Flotte verschlossen bleiben sollen. Vielleicht schließt sie ein goldner Schlüssel auf, mit dem bei türkischen Staatsmännern viel möglich ist. Indes wäre das mit so bedenklichem Risiko verbunden, daß kaum daran zu glauben ist. Die Pforte würde sich, wenn sie durch Öffnung ihrer beiden Meerthore den Krieg nach russischem Gebiete und nach Europa überhaupt vordringen ließe, einerseits zur Gegnerin Rußlands machen, andrerseits die Garantien verwirken, die ihr die Verträge von 1878 gegen dessen dann etwa erfolgenden Angriff gewähren. Allein schützen könnte sie sich nicht, der Beistand Englands wäre nicht viel wert. Man könnte auf seiten der Mächte, die zur Wahrung des europäischen Friedens verbündet sind, sagen: dieser Wächter desselben am Marmara-Meere hat sich nicht bewährt, treffen wir eine andre Einrichtung, die unsern Zwecken zu dienen verspricht, verständigen wir uns mit Rußland, und es könnte dies der Anfang vom Ende der Türkenherrschaft in Europa werden. Wir meinen daher, daß die Engländer auch in Stambul geringe oder gar keine Aussicht auf Freundschaftsdienste hätten, wenn sie es in ihrem Streite mit Rußland auf einen Krieg ankommen lassen wollten. Womit könnten sie dieselben aufwiegen? Mit Versprechungen, die, gegen die früher geäußerten Ansichten Gladstones über die Balkanstämme ge-

halten, kaum Vertrauen verdienen würden? Mit Ägypten, das man nicht zu verschenken hätte? Wenn englische Blätter auf die Abneigung der Griechen gegen Rußland hinweisen und daraufhin auf eine Diversion des Kabinets von Athen zu gunsten Englands hoffen, so weiß man kaum, ob das ernstlich gemeint ist; es erinnert gar zu sehr an das Sprichwort: In der Not frißt der Teufel Fliegen. So bliebe denn bei der Umschau nach europäischen Mächten, auf deren Freundschaft für England zu rechnen wäre, nur noch Italien übrig, und hier verwahrt sich die Regierungspresse gegenwärtig mit allem Eifer gegen die Stimmen, welche dem jungen Königreiche zumuten, in dem Kampfe zwischen Rußland und England eine Rolle zu spielen. Dieselbe sollte bekanntlich darin bestehen, daß italienische Truppen die englischen Heere im Sudan abzulösen und so deren Abgang nach Indien zu ermöglichen hätten. Das aber wäre ein Wagnis, für das England kaum etwas zu bieten hätte, was es lohnte. Die Engländer haben dort nichts auszurichten vermocht, würden die Italiener mehr Glück haben? Und wäre das der Fall, würde England in seinem Interesse ihnen die Frucht ihrer Siege lassen können? Würde der Mohr nicht über kurz oder lang, nachdem er seine Arbeit gethan, gehen können, weil man ihn so wenig wie andre Leute am Hauptthore der Straße nach Indien dulden dürfte? Die Italiener verstehen sich auf ihren Vorteil ziemlich gut, sodaß sie ihrer Begehrlichkeit hier wohl von selbst Vorsicht auferlegen werden. Es ist aber auch Grund vorhanden, zu glauben, daß ihnen Andeutungen zugegangen sind, nach denen sie sich eine Einmischung in die hier betrachtete Angelegenheit nicht erlauben könnten, ohne gegen den Geist jener Verständigung zu verstoßen, auf welche sich Italiens Stellung zu den Mächten Mitteleuropas und seit den Tagen von Skjernewice wohl auch zu Rußland gründet. Auch aus Paris scheinen Einwendungen gegen eine ägyptische Aktion der Italiener erfolgt zu sein, die der Beachtung würdig befunden wurden. Kurz, die betreffenden Verhandlungen zwischen Rom und London sind abgebrochen worden, und England hat zur Stunde auch von Italien nichts zu erwarten.

England besitzt in Europa keine Freunde, wenn man nicht die ohnmächtige Sympathie gewisser Liberalen für die Heimat des Parlamentarismus und der Manchesterweisheit in Rechnung stellen will. „Hier hat, so läßt sich der Daily Telegraph aus Wien berichten, die Rede Gladstones vom vorigen Montag eine unwiderstehliche Strömung der öffentlichen Meinung zu gunsten Englands hervorgerufen. Die Wiener Presse ist beinahe ausschließlich liberal, und mit augenfälliger Befriedigung sahen sich die leitenden Blätter wieder einmal in die Lage versetzt, in dem englisch-russischen Konflikte Stellung auf der Seite Englands zu nehmen.... Wenn hier noch irgendwelche Zweifel obwalteten, welchen Vorteil eine freie Verfassung im Vergleiche mit dem Zäsarismus bietet, so mußten sie durch die beiden grundverschiedenen Methoden zerstreut werden, nach denen England und Rußland nicht bloß mit der afghanischen Schwierigkeit, sondern

mit dem Frieden Europas verfahren sind.“ Dann folgt ein Lob der Ehrlichkeit, Ehrenhaftigkeit und Offenheit des liberalen Rhetors, der jetzt am Ruder des englischen Staatsschiffes steht, und eine Verurteilung der tückischen russischen Sphinx, die nicht sagt, was sie denkt und will. Daß die liberale Wiener Presse überhaupt gar keine Gesinnung hat, daß sie Rußland vorzüglich deshalb haßt, weil es bei sich die Juden nicht nach Belieben schalten läßt, scheint der Verfasser dieser Korrespondenz nicht zu wissen, und hätte jene Presse wirklich eine feste Meinung und einen ernsten Willen, so könnte ihre Freundschaft den Engländern in ihrer dermaligen Verlegenheit so wenig nützen als die Sympathie, welche hin und wieder norddeutsche liberale Blätter Herrn Gladstone und seiner Politik bezeugen.

Was die letzte große Rede des englischen Premiers betrifft, so erscheint sie uns nicht als geeignet, ihm unter wirklichen Politikern Freunde zu verschaffen. Er sprach sehr entschlossen und sehr edel. Man hörte einen Moralprediger, fast wie von der Kanzel. Es war aber bei genauerem Zuhören nichts als Gaukelei und Phrasenspiel zu dem Zwecke, Einfältige zu berücken. Wenn er die Debatte auf das Gebiet der Ehre hinüberspielte, so hätte er das besser gelassen, denn Europa hat ein gutes Gedächtnis, und wenn er sein und Englands stets billiges Verfahren rühmte, so war das mehr als kühn, so war es dreist bis zum Exzeß. Entsprach es den Gesetzen der Billigkeit, als man Alexandrien in Trümmer schoß? Vertrug sichs mit dem, was Ehre heißt, als man einen Preis auf den Kopf eines Patrioten im Sudan setzte? War das Verhalten Englands gegen die Franzosen in Sachen Chinas und Madagaskars von strenger Moral eingegeben? Es muß befremden, den Redner, der hier halb predigt und halb plaidirt, sich geberden zu sehen, als ob die Engländer die Ehre und Rechtlichkeit gepachtet hätten, sie, die überall und immer an ihren Vorteil, ihren Kredit, ihr Ansehen, ihr Geschäft und ihre Zinsen dachten, und dabei ein Lot Gold für erstrebenswerter ansahen als einen Zentner Ehre. Herr Gladstone schien zu meinen, man wisse das auf dem Festlande nicht, und werde sich von ihm das Gegenteil einreden lassen. Einfältige Leute mögen ihm glauben, die Verständigen aber nicht, und die Verständigen regieren glücklicherweise in der Regel die Welt.



Fischzölle.

Von Franz Siewert.



uch vom streng schutzzöllnerischen Standpunkte aus wird man nicht leugnen, daß der Freihandel das ideale Ziel im Verkehr wirtschaftlich miteinander lebender Staaten sei. Freilich setzt dieser ideale Zustand voraus, daß die ihre Güterwaaren austauschenden Länder auf gleicher wirtschaftlicher Stufe stehen. Wo das eine derselben in dieser oder jener wirtschaftlichen Produktion gegen das andre zurücksteht, beide Länder also nicht in gleichem Maße gebende wie empfangende sind, da würde ein schrankenloser Verkehr sehr bald zur Ausbeutung des ärmeren Landes führen, und die Einsetzung einer Staatsaccise zum Schutze der nationalen Produktion muß hier ein natürliches Notwehrmittel bedeuten. Wo aber auf einem Wirtschaftsgebiete eine starke Vernachlässigung der Produktion stattgefunden hat und die Produktion trotzdem eine marktbegehrte ihres Landes ist, eine so marktbegehrte, daß das materielle Wohl breiter Schichten des Volkes in hohem Grade von einem genügenden Ersatz auf dem Wege der fremden Einfuhr abhängig erscheint, wie entscheiden hier die gegensätzlichen Prinzipien von Freihandel und Schutzzoll? Die Notlage des deutschen Seefischereigewerbes und die Forderung eines Teils seiner Angehörigen nach einem erhöhten Schutzzoll auf die Einfuhr fremder Fischwaaren stellt uns vor diese Frage.

Deutschland ist als letzte der europäischen Großmächte von einem verfrühten Freihandel zu einem provisorischen Schutzzoll zurückgekehrt. Wenn auch spät, so ist der deutsche Zolltarif doch noch rechtzeitig genug die Operationsbasis geworden, um der nationalen Produktion zunächst wenigstens den heimischen Markt zu sichern und dann nach allmählicher Erstarkung ihr auch im Auslande größere Absatzgebiete zu eröffnen. Der Schutzzoll hat sich so als ein wirksamer Hebel für das Wirtschaftsniveau der ganzen Nation erwiesen, indem er gewissermaßen erst die Vorbedingungen für die Möglichkeit eines wirtschaftlichen Vorsprunges auf den verschiednen Gebieten geschaffen hat. Wenn wir in dieser Bedeutung den Schutzzoll in Anwendung auf das Fischereigewerbe prüfen wollen, so müssen wir von einer Beurteilung der wirtschaftlichen Lage dieses Gewerbes ausgehen. Würde sich hierbei ergeben, daß in dem Gewerbe selbst gar keine Bedingungen für diese Wirkung des Schutzzolles vorhanden sind, so würde damit zunächst erwiesen sein, daß Fischzölle nicht den Anspruch erheben könnten, sonderlich zur Hebung des wirtschaftlichen Niveaus des Fischereigewerbes beizutragen. Die

Frage, wieweit sie eine Belastung des Konsums bedeuten, würde ein zweiter Gesichtspunkt unsrer Untersuchung sein.

Mit einer Untersuchung der deutschen Hochsee- und Küstenfischerei haben sich die Grenzboten vor nicht langer Zeit beschäftigt.*) Es ist dabei nachgewiesen worden, daß wir auf diesem wichtigen Wirtschaftsgebiete trotz unsrer tausend Meilen Seeküste weit hinter Staaten zurückstehen, die sich in ihrer sonstigen wirtschaftlichen Machtstellung Deutschland nicht zu nähern vermögen (Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden), und daß sich der Betrieb unsrer Seefischereien, der mit der Entwicklung des modernen Verkehrswesens unablässig gestiegenen Nachfrage nach Fischwaaren seither so wenig angepaßt hat, daß sich die Fischereigewerbe der nachbarlichen Staaten, und namentlich die holländischen, schottischen und norwegischen Fischereien, thatsächlich auf den Verbrauchswegen des deutschen Reiches entwickelt haben. Die Einfuhr fremder Heringe hat sich nach der deutschen Zollstatistik im Jahre 1881 auf 128 183 500 Kilogramm, im Jahre 1882 auf 131 269 650 Kilogramm belaufen.**) Sodann hat sich die Einfuhr fremder Fischwaaren bis zum Jahre 1882 gesteigert auf 142 984 Doppelzentner frischer Fische, 8812 Doppelzentner getrockneter Stockfische, 34 666 Doppelzentner getrockneter andrer Fische, 98 406 Doppelzentner Fischspeck und Thran und 2548 Doppelzentner Muschel- und Schaltiere u. s. w. Statistische Nachweise für die Erträge der eignen Fischerei zum Vergleiche mit diesem ausländischen Angebot fehlen fast gänzlich. Soweit aber lassen sich dieselben mit untrüglicher Sicherheit feststellen, daß sie verschwindend klein sind gegenüber den großen Erfolgen der ausländischen Fischereien, obgleich die deutschen Häfen ebenso günstig, teilweise noch günstiger vor den hauptsächlichen Fangplätzen liegen.***)

*) Vergl. Heft 11 des letzten Jahrganges.

**) In der Zeit von 1873 bis 1877 hatte die Heringseinfuhr durchschnittlich jedes Jahr nur einen Wert von 26 408 000 Mark gehabt, während die 131 269 650 Kilogramm für 1882 bereits einen solchen von 33 Millionen Mark repräsentiren. Andrerseits ist auch der folgende Passus aus dem letzten offiziellen Bericht über den Zustand der niederländischen Fischereien für unsre gesteigerte Abhängigkeit vom Auslande charakteristisch. „Die Märkte von Norddeutschland mit ihren geradezu unbeschränkten Bedürfnissen sind nun für unsern Gewerbefleiß (Heringsfischerei) gleichsam eine mächtige Reserve, auf welche derselbe sicher rechnen kann, wenigstens solange unsrerseits auf die Lieferung eines guten und vorzüglichen Produkts gesehen wird. Gerade in dieser Thatsache liegt die Beruhigung für die Zukunft und die Ursache des gesunden Zustandes, in welchem dieser Zweig des Gewerbfleißes sich befindet.... Während der letzten fünfundzwanzig Jahre stieg: 1. die Zahl der Heringsfischereifahrzeuge in Holland von 254 auf 409, und 1884 sogar auf 436, 2. das gefangene Jahresquantum gelaakter Heringe von 25 358 Tonnen auf 235 336 Tonnen, 3. das Ausfuhrquantum der Tonnenheringe von 16 852 Tonnen auf 158 290 Tonnen jährlich."

***) Wir erinnern daran, daß das Meer drei Seemeilen vom Strande nach anerkanntem völkerrechtlichen Gesetz freies internationales Eigentum aller Menschen ist, daß also nicht etwa die besondre Fruchtbarkeit eines gedachten englischen, holländischen oder norwegischen Seewassers die große fischereigewerbliche Produktion unsrer Nachbarn erklären kann. Es ist be-

Eine Erklärung für diese großen Mißstände giebt schon der oberflächlichste Vergleich des Fischereibetriebes in Deutschland mit dem der genannten Fischereistaaten: bei uns ist die Seefischerei, mit Ausnahme einer einzigen größern Gesellschaft (Emden), überwiegend Kleinbetrieb, Einzelunternehmen der Fischer, und zwar sowohl an der Ostsee wie an den Nordseeküsten, im Auslande ruht sie auf der breiten Grundlage des binnenländischen Großkapitals und der Arbeitsteilung, liegt in den Händen großer Gesellschaften und ist im wahren Sinne des Wortes eine Meeresindustrie.

England, Schottland und Irland beschäftigten im Jahre 1882 33356 Fischerfahrzeuge mit einem Tonnengehalt von 348625 Tonnen und einer Bemannung von 134319 Köpfen. Der Wert der Erträge, welche Großbritannien mit diesem Arbeitsmaterial gewinnt, schwankt zwischen 220 bis 250 Millionen Mark jährlich. Frankreich beschäftigt in seiner Hochsee- und Küstenfischerei etwa 23000 Schiffe und Boote mit einem Tonnengehalt von etwa 157000 Tonnen und ein Menschenmaterial von etwa 90000 Köpfen, sodaß auch hier die Erträge diesem großen Aufwande entsprechen und sich vielleicht auf 90 bis 94 Millionen Franks jährlich bemessen lassen.

Die Norweger haben das wenigste Ackerland, weshalb sie jährlich für 36 bis 45 Millionen Nahrungs- und Handelsmittel aus dem Meere zu fischen gelernt haben. Von den 200 Fischarten ihrer Netze sind Hering, Kabliau (Stockfisch) und Makrelen für die Ausfuhr am wichtigsten. Ihr Stockfischfang um die Lofodeninseln herum mit 4- bis 5000 Booten und 25—35000 Mann Besatzung ist wohl die großartigste Industrie auf dem Meere. Die Dänen kehren auch ohne den Neptunus duplex von Schleswig-Holstein jährlich mit etwa 300 gesegneten Ladungen von Seefischen zurück. Hollands Fischerei schließt sich dem Umfange nach an Frankreich an, und von den 30 bis 33 Millionen, mit denen wir jährlich für unsern Bedarf an Heringen dem Auslande tributpflichtig sind, fließt ein großer Teil in die Kassen der holländischen Heringsgroßhändler. Das Sprichwort „Amsterdam ist aus Heringsgräten aufgebaut" hat deshalb seinen guten Sinn.

Die neuesten statistischen Erhebungen weisen für Deutschland eine Seefischereibevölkerung von 8728 Berufsfischern neben 8883 Gehilfen und Gelegenheitsfischern nach. Von dieser Bevölkerung wird unsre Seefischerei also ganz überwiegend als Handgewerbe, in der Form des Kleinunternehmens, betrieben, während sie nach dem Muster des Auslandes nur von einer einzigen Gesellschaft in Deutschland, der Emdener Heringsfischerei-Aktiengesellschaft, gehandhabt wird. Diese Emdener Gesellschaft arbeitet gemeinsam mit holländischen und englischen Unternehmen auf den großen Fangplätzen der Nordsee, ohne sich jedoch bisher

---

kannt, daß holländische und englische Fischer ihre Fangplätze häufig bis dicht unter unsre eignen Küsten ausdehnen.

mit einer größern jährlichen Produktion als mit 8—11 000 Faß Heringen an der Befriedigung des inländischen Konsums beteiligt zu haben. Dieses Wirtschaftsresultat ist von der Gesellschaft selbst veröffentlicht worden. Im übrigen haben sich die Erträge unsrer Seefischerei nach jeder Richtung einer zahlenmäßigen Kontrole noch entzogen. Mögen dieselben jedoch sein, wie sie wollen, das Ergebnis unsrer Zollstatistik, daß wir jährlich die Summe von 40 Millionen Mark für Fischwaaren an das Ausland zahlen, läßt uns über ihre wahren Zustände in keinem Zweifel, und die Thatsache, daß von diesen 40 Millionen Mark allein etwa 30 Millionen für Heringe gezahlt werden, wird uns vor der Geneigtheit schützen, jenen Erträgen der Emdener Gesellschaft irgendwelche nennenswerte Bedeutung für unsern Verbrauch beizumessen.

Wenn nun jetzt von einzelnen deutschen Fischerdörfern und von der Emdener Heringsfischerei-Aktiengesellschaft Petitionen an den Reichstag gerichtet werden, daß zum Schutze des nationalen Fischereigewerbes der seit Friedrichs des Großen Zeit unerhöht gebliebene Zoll auf fremde Salzfische von 3 bis auf 7 und 20 Mark erhöht und der Eingangszoll auf frische Fische auf 7 Mark für 100 Kilogramm festgesetzt werden möge, so erscheinen diese Forderungen nur in einem so losen Zusammenhange mit ihrem volkswirtschaftlichen Zwecke, daß man ihnen schwerlich das entgegenstehende Bedenken einer zu erwartenden erheblichen Verteuerung der im ganzen Lande starkbegehrten Fischspeise ohne weiteres wird unterordnen können. Der Zweck der angestrebten Fischzölle soll der eingangs dargelegte jedes Zolles sein: er soll die Hebung der nationalen Fischereiproduktion durch seine Besteuerung der fremden Konkurrenz vermitteln. Aus der vorhin angeführten Zollstatistik ist ersichtlich geworden, daß der Wert der fremden Fischeinfuhr, wenngleich sich auch noch Werte andrer Fischimporte auf große Zahlen stützen, doch überwiegend auf der Heringseinfuhr ruht. Es würde demnach überwiegend diese fremde Salzheringswaare von der Accise betroffen werden, eine Fischwaare, die unabhängig von klimatischen Einflüssen und territorialen Unterschieden die größte Konsumtionsfähigkeit im Lande hat, zugleich aber ihres konstant geringen Preises wegen in dem Maße zunehmend eine Speise des armen Mannes geworden ist, wie die Preise andrer Fleischnahrungsmittel sich für ihn unerschwinglich gestaltet haben. Abgesehen von dem höchst bedenklichen Umstande, daß demnach die Fischzölle dem Haushalte zahlreicher armen Familien, wo der Hering geringster Qualität zum Preise von 5—7 Pfennigen das Stück neben der Kartoffel thatsächlich das wichtigste Nahrungsmittel liefert,*) durch die Erhöhung seines Preises um 1—2 Pfennige für das Stück eine schwere Sorge bereiten würden, scheint es uns auch nicht zutreffend, daß diese Zölle thatsächlich den „einzigen" oder auch

*) Über den Nährwert des Fischfleisches hat Professor Atwater an der Wesleyan-Universität in den Vereinigten Staaten im Auftrage der Smithsonian Institution, sowie der Fischereikommission der Vereinigten Staaten interessante Untersuchungen angestellt, aus welchen für uns die nachstehenden Resultate von Wichtigkeit sind:

nur einen aussichtsvollen Weg zur Hebung des wirtschaftlichen Niveaus des Seefischereigewerbes vor der Hand bedeuten sollen. Die Petition der Emdener Heringsfischerei-Aktiengesellschaft giebt selbst zu, daß „eine Erhöhung des Zolles auf gesalzene Fische der einzigen deutschen Heringsfischerei (also ihr selbst) an erster Stelle zu gute kommen würde.“ Aber wenn es auch noch einige andre Fischereien an der Nordsee wären, welche einen bemerkenswerten Vorteil aus der Accise ziehen würden, die geschäftliche Sicherstellung dieser und jener allein darf doch nicht als identisch mit einer Beseitigung der Notlage des ganzen Gewerbes betrachtet werden. So wünschenswert es gewiß im Interesse der ganzen nationalen Seefischerei wäre, daß alle Schwierigkeiten im Produktionsbetriebe der Emdener Gesellschaft beseitigt werden könnten, und daß dieses Unternehmen sich zu einem vortrefflichen Beispiel für eine zukünftige nationale Meeresindustrie fortentwickelte, so erscheint uns diese Zollforderung doch so wenig vereinbar mit den notdürftigsten Rücksichten gegen das Wohl der ärmsten Bevölkerung, daß man sie gegenwärtig, wo der ganze technische Produktionsprozeß unsers Seefischereigewerbes noch garnicht derartig ist, daß man bei ihm von der Fähigkeit zu einer ernstlichen Konkurrenz mit dem Auslande sprechen könnte, als eine unvermittelte halten muß. Wenn in der Petition der Emdener Heringsfischerei-Aktiengesellschaft zum Beweise dafür, daß die Bezollung des Fischimports nicht zu einer großen Belastung des binnenländischen Konsums führen würde, gesagt wird, „daß im Jahre 1883 eine Tonne Heringe von 150 Kilo 10 bis 15 Mark mehr als im Jahre 1884 gekostet hat, und daß trotzdem im letzten Jahre der Hering im Kleinhandel um keinen Pfennig billiger zu haben gewesen ist,“ so wird diese Beweisführung zu gunsten der Unschädlichkeit eines erhöhten Heringszolles schwerlich ein ausschlaggebendes Verständnis finden. Einmal müßte erst bewiesen werden, daß im letzten Jahre die Preise ein und derselben Heringssorten thatsächlich nicht niedriger gewesen sind, und wenn diese Behauptung auch eine

---

			Gehalt in Prozenten:			
Frische Fische:	Wasser	Trockensubstanz	und zwar: Rohprotein	Rohfetten	Rohasche	Salz
Dorsch	82,04	17,26	16,38	0,36	1,22	—
Flunder	84,00	16,00	14,03	0,69	1,28	—
Schellfisch	81,40	18,60	17,12	0,25	1,23	—
Hering	68,57	31,43	18,19	10,95	1,49	—
Barsch	79,20	20,80	18,73	0,83	1,24	—
Hecht	79,73	20,27	18,66	0,58	1,03	—
Lachs	62,93	37,07	22,93	12,81	1,33	—
Stör	78,59	21,24	18,08	1,90	1,47	—
Präparirte Fische:						
Stockfisch (getrocknet)	14,75	85,25	75,41	1,84	5,12	2,88
„ (gesalzen)	51,57	48,43	24,40	0,34	3,11	20,58
Flunder (geräuchert)	72,85	27,15	23,38	0,17	1,54	2,06
Hering (gesalzen)	34,38	65,62	36,76	15,74	1,46	11,66.

durchaus zuverlässige sein sollte, so bliebe immer noch zur Erklärung dieser „Thatsache“ die Möglichkeit übrig, daß die Preise der Heringe von den Importeuren „gemacht“ worden seien, ähnlich wie die großen Königsberger Thee-Importeure auf Feststellung der Preise des russischen Karawanenthees häufig einen persönlichen Einfluß auszuüben vermögen. Jedenfalls will uns aus diesem Beweise der Petition das nicht einleuchten, daß die Importeure für den Fall einer Zollbelastung ihrer Waare zu gunsten des Publikums auf einen Teil ihres bisherigen Verdienstes in Höhe des Zolles verzichten würden.

Wie der Zoll auf Salzfische vorzugsweise unsre Nordseeküsten,*) so würde der Zoll auf die frischen Fischwaaren überwiegend die Ostseeküsten und hier namentlich die östlichen Häfen unsrer Nordmark berühren. In den schleswig-holsteinischen Häfen hat sich der Versandt geräucherter Fischwaaren (Makrelen, Bücklinge, Aale und Sprotten) seit etwa zwei Jahrzehnten mit Hilfe dänischer und schwedischer Fischzufuhren zu einem blühenden, selbständigen Geschäftszweige entwickelt. Besonders durch die Regelmäßigkeit der Versorgung des binnenländischen Marktes ist diese erfreuliche Entwicklung der schleswig-holsteinischen Fischräuchereien möglich geworden, wobei der steigende Bezug fremder Fische von den Belten, vom Sund und von der südschwedischen und jütischen Küste her nicht sowohl seine Veranlassung in einem ungenügenden Ertrage der heimatlichen Küstengewässer aus Mangel an einem hinreichenden eignen Betriebe unsrer Fischer, als in der Unentbehrlichkeit gefunden hat, diese dänischen und schwedischen Fischimporte zur Zeit der heimatlichen Schonzeiten als Deckung zu erhalten. Daß die Fischzölle speziell dem schleswig-holsteinischen Fischversande nichts weniger als förderlich sein würden, liegt auf der Hand. Schon durch die vermehrten unausbleiblichen Zollabfertigungsbeläſtigungen würde der Gang des Geschäfts, das seiner Natur nach die schleunigsten Operationen bedingt, ungünstig beeinflußt werden. Sodann bildet in Wirklichkeit der Bezug der auswärtigen frischen Fischwaare ebensowenig eine Schädigung der deutschen Fischerei wie der Heringsimport aus Holland, Schottland und Norwegen, weil ja eben hier sowohl wie dort die inländischen Erträge bei weitem nicht den Bedarf des Landes zu decken vermögen, Schwierigkeiten aller Art würden sich außerdem den notwendigen neuen Kontrolmaßregeln zur Überwachung der Zollgrenzen entgegenstellen. Unsre Fischer fangen bisweilen außerhalb des deutschen Küstengebietes: wäre auch hier der Fang der Accise unterworfen? Nicht selten werden Fische auf hoher See bald von deutschen, bald von fremden Fischern gekauft: hätte man es hier mit zollfreien oder zollpflichtigen Produkten zu thun? Eine neue beträchtliche

*) Für den Heringsfang kommt überwiegend die Nordsee in Betracht, da sowohl der Hering des westlichen Ostseebeckens, als auch die Spezies der obern preußischen Küste („Strömling“) sich weniger für die bei uns übliche Einsalzungsmethode eignet. In konservirtem Zustande kommt der Ostseehering deshalb überwiegend nur als „Bückling,“ d. h. als geräucherte Waare, in den Handel.

Zollbelastung der Fischeinfuhr würde das größte Schmugglertum ausbilden, und zweifellos würde ein sehr großer Teil der Zolleinnahmen allein durch die Unterhaltung einer notwendigen Zollflotte in der Nord- und Ostsee absorbirt werden.

Indessen diese Argumente sind jedenfalls die unerheblichsten und sollten auch nur nebenbei berührt werden. Es lag uns daran, zu zeigen, daß die deutsche Seefischerei im allgemeinen noch zu unentwickelt ist, um eines Schutzes gegen die ausländische Konkurrenz zu bedürfen; daß somit die geforderten Schutzzölle nicht dem deutschen Seefischereigewerbe als solchem zu gute kommen, sondern nur eine Belastung der Konsumenten bedeuten würden; daß drittens andre und näherliegende Mittel gesucht werden müssen, um diesem Gewerbe zunächst aus seinen versteinerten Einrichtungen heraus zu einer der sonstigen wirtschaftlichen Machtstellung des Reiches entsprechenden Stellung zum Wohle des ganzen Landes zu verhelfen.

Wir haben gesehen, daß der Schwerpunkt in dem ausländischen Seefischereibetriebe bei dem Großbetrieb, bei den Unternehmungen der großen, mit Millionen arbeitenden Fischereigesellschaften liegt. In erster Linie wäre deshalb zu wünschen, daß sich auch bei uns zur Entwicklung eines schwunghaften Fischereibetriebes das Großkapital mit demselben verbände. Weil die deutsche Seefischerei von jeher Haus- und Kleingewerbe gewesen und darüber nicht hinausgekommen ist, lediglich deshalb besteht heute noch auf diesem Gebiete unsre Abhängigkeit vom Auslande und bestehen die vielen Mißstände in seiner technischen Handhabung. Wenn aber angesichts der so offen daliegenden Ursachen des Notstandes noch jetzt in der fischereigewerblichen Presse eine zünftlerische Richtung trotz aller eindringlichen Ermahnungen, daß unsre Nation sich nicht länger der Einsicht verschließen möge, einer wie großen Schädigung ihres Wohlstandes sie bei der gänzlichen Vernachlässigung dieses Wirtschaftsgebietes bisher unthätig gegenübergestanden hat, die kleinlichen Gesichtspunkte des Handwerks vertritt, so zeugt das von einem höchst bedauerlichen Mangel an Verständnis für die wirtschaftliche Tragweite zeitgemäßer Reformen. Man kann die Vorteile, welche in jedem Gewerbszweige — also auch in der Fischerei — das Kleinunternehmen als Haus- oder Handbetrieb in mancher Beziehung vor dem Großkapital auszeichnet, gern anerkennen, man darf aber dabei nicht übersehen, daß die Fortschritte in der Erfindung und Anwendung von Maschinen und der Nutzbarmachung des Großkapitals, sowie einer komplizirten Arbeitsteilung auf eine herrschende Stellung des Großbetriebes zum unbestrittenen Gewinn der ganzen gewerblichen Entwicklung in jedem Gewerbe hingedrängt haben. In allen Gewerben ist der Kleinbetrieb der Großindustrie als Betriebsart vorangegangen, aber dieser unterlegen. In England, Holland, Frankreich und Nordamerika (dem ersten Fischereistaate der Welt) hat sich deshalb auch dem modernen Entwicklungsgange des Gewerbes die Seefischerei längst angeschlossen, indem auch sie eine

Industrie geworden ist, in welcher Kapital, Maschinenkraft und Arbeitsteilung gemeinsam an der Massenproduktion thätig sind. Die Anwendung des Wortes „Industrie“ ist dabei nicht etwa nur in bildlichem Sinne zu verstehen, die ausländische Fischerei ist vielmehr im wahren Sinne des Wortes eine Industrie geworden; denn die Maschine zieht dort die Netze aus dem Wasser, befördert den Fang in die Häfen, reinigt und präparirt die Waare, bringt sie mit großer Geschwindigkeit auf die binnenländischen Märkte und verrichtet noch zahlreiche andre Leistungen. Wenn wir also oben gesagt haben, daß sich diese ausländische Meeresindustrie vorherrschend mit dem Verbrauchsvermögen des deutschen Landes entwickelt habe — und diese Behauptung bleibt unumstößlich wahr —, so wird sich darnach verstehen lassen, was wir bisher in der Kultur unsrer Meeresflächen versäumt haben.

Daß ein entwickelter Großbetrieb im Fischereiwesen zur Aufsaugung der kleinen Fischer führen würde, diesem Einwande könnte schon mit dem Hinweis darauf begegnet werden, wie wenig sich hier bisher die Tendenz zum Großbetriebe gezeigt hat, und wie schwer es wird, derselben Anerkennung zu verschaffen.

Bei der Organisation größerer Unternehmungen — mögen dieselben offne Gesellschaften, Kommandit- oder Aktiengesellschaften sein — würde zufolge der höheren Intelligenz der Unternehmer, einer leichteren und billigeren Beschaffung von Leihkapitalien, eines billigeren Ankaufs von zweckmäßigen Fischereifahrzeugen, einer selbständigen Herstellung der Netze*) und andrer Gerätschaften, einer größeren Arbeitsteilung, zufolge aller dieser Vorteile die Produktion des Gewerbes eine ungleich größere und billigere werden, als dies bei dem gegenwärtigen Kleinbetriebe der Fischer denkbar ist; die Anwendung neuer und sorgfältigerer Präparir- und Konservirungsmethoden würde daneben die Erträge marktbegehrter machen und so wieder die Erweiterung des Absatzgebietes wesentlich begünstigen, während die umfassende Verfügung über Anlage- und Betriebskapitalien und über intelligente Arbeitskräfte sich auch den Konsumtionssitten und der Bestellung und Nachfrage beliebiger, schneller, prompter und zuverlässiger würde anpassen können. Was endlich noch in unserm Fischereigewerbe über eine beschränkte Entwicklung garnicht hinausgekommen ist: die Ausdehnung eines selbständigen Kommissionshandels neben dem mit den Konsumenten direkt verkehrenden, dadurch aber lokal sehr beschränkten Eigenhandel der Fischer und eine großartige Organisation der Spedition, auch das könnte sich erst als eine Lei-

*) Unsre Heringsnetze werden bis jetzt immer noch aus Holland bezogen, obgleich sie einer Bezollung von 3 Mark für 100 Kilo unterliegen und — worauf die Petition der Emdener Heringsfischerei-Aktiengesellschaft treffend hinweist — dieser Zoll sich dadurch aufs Doppelte erhöht, daß die Netze mit Leinöl und Cachou präparirt und so im Gewicht verdoppelt werden. Das baumwollene, vielfach vom Auslande bezogene Garn trägt einen Zoll von 48 Mark für 100 Kilo. Dieser wird durch dasselbe Verfahren in Wirklichkeit bis auf 90 Mark erhöht.

stung des Großbetriebes entwickeln — erst durch ihn würde auch die Fischwaare in Eisenbahnen und Telegraphen bereitwillige und kräftige Werkzeuge ihres Absatzes finden und auf der Grundlage eines regelmäßigen Kapitalumlaufes sich zu einem wichtigen nationalen Wirtschaftszweig heranbilden können. Weil es aber erforderlich wäre, daß gleich von vornherein mit großen und nicht erst langsam zu vergrößernden Unternehmungen begonnen würde, und deshalb schnelle und große Kapitalien nötig wären, so dürfte allerdings die Aktiengesellschaft als die zweckmäßigste Unternehmungsform zu empfehlen sein, schon deshalb, weil diese zur Aufbringung großer Kapitalien mit ihren auszuschreibenden Subskriptionen am besten geeignet ist, auch sonst in ihrer Organisation gewisse Garantien für eine aussichtsvolle Betriebsart bietet. Die Schwierigkeiten, mit welchen die Emdener Heringsfischerei-Aktiengesellschaft zu kämpfen gehabt hat, können an dieser Erwägung nichts ändern; diese Schwierigkeiten sind der Hauptsache nach die vorausgesehenen Konsequenzen ihres in einem viel zu kleinen Maßstabe organisirten Betriebes gewesen.

Freilich würde die Anbahnung des Großunternehmens im Fischereigewerbe die Ausführung andrer Reformen voraussetzen, welche zum Teil schon im Rahmen seiner gegenwärtigen Lage als unabweisbar erscheinen dürften. Wir denken hierbei in erster Linie an eine geeignetere Gesetzgebung für Fischerfahrzeuge und eine Trennung derselben von den für die Kauffahrteischiffe geltenden gesetzlichen Vorschriften. Für unsre Hochseefischerfahrzeuge besteht gegenwärtig nach Maßgabe ihres Raumgehaltes der Zwang, daß sie von examinirten Führern geleitet werden müssen, und daß von dieser Führung nur in den Fällen abgesehen werden darf, wo ihre Inhaber angeworbene Ausländer sind.*) Abgesehen von dem Widerspruche, welchen unsers Erachtens diese Anordnung enthält, scheint uns auch der Einwand gegen dieselbe berechtigt zu sein, daß die Führung eines Fischerfahrzeuges durch einen examinirten Seemann einen durch die Sicherheit nicht gebotenen und daher überflüssigen Kostenaufwand bedeutet. Thatsächlich haben sich ihm die Logger der Emdener Heringsfischerei vielfach dadurch entzogen, daß sie mit angeworbenen Ausländern in See gehen. Die im Auslande ungekannte Gleichstellung der größern Fischerfahrzeuge mit Kauffahrteischiffen hinsichtlich der Anmusterungsgebühren, der Lootsen- und Hafengelder 2c. darf ebenfalls als eine Benachteiligung des Gewerbes betrachtet werden, die umsomehr vermieden werden sollte, als die wirtschaftliche Notlage desselben die Befreiung von jeder und der kleinsten Belastung fordert. Einem rationellen Transportwesen, dessen Aufschwung allerdings erst von den Großunternehmungen ausgehen müßte, sollte vom Staate das größte Entgegenkommen gezeigt werden; die hohe Trans-

*) Seit der Abfassung dieses Aufsatzes ist dem Bundesrate ein diese Einrichtungen ändernder Antrag zugegangen, und es ist nicht zweifelhaft, daß derselbe Annahme finden wird. D. Red.

portfähigkeit der ausländischen Fischwaaren fällt mit ihrer großen Konsumtionsfähigkeit im binnenländischen und Exportverkehr zusammen. Das Versicherungswesen — für den Fall des Zustandekommens eines genügenden Großbetriebes nach dem Beispiel des jetzt angestrebten Assekuranzverbandes in der Seeschifffahrt als genossenschaftliche Organisation — müßte sodann in großem Umfange dem Fischereigewerbe dienstbar gemacht werden. Wie groß das Risiko in seinem Betriebe von Verlusten durch elementare Schädigung sein kann, wird man aus den Kosten eines Fischereifahrzeuges ersehen können: ein gewöhnlicher Heringslogger kostet 25—30000 Mark, seine Ausrüstung zum Schleppnetzfischen dazu ungefähr 7000 Mark, ein Netz, deren zwei für jedes Boot notwendig sind, ungefähr 10000 Mark. Summa: ungefähr 42—47000 Mark.

Zum Schluß möchten wir noch ein Wort für die Begründung von Fischereischulen einlegen, die bis jetzt nicht existiren, uns aber bei dem augenscheinlichen Intelligenzmangel unsrer Fischer als ein Ding von Wichtigkeit erscheinen. Für die ackerbauende Bevölkerung sind Fachschulen aller Grade geschaffen worden, und man hält sich, soviel wir wissen, von einem guten Zweck und Nutzen dieser Anstalten jetzt auch in der arbeitenden Landbevölkerung selbst überzeugt. Allerdings besitzt die Fischerei einen gewissen Ersatz des fehlenden Lehrmittels in den Zirkularen des deutschen Fischereivereins; aber wenn man weiß, mit welchem ungeheuern Mißtrauen unsre Fischer diese Belehrungen hinnehmen, und wie sie eher bemüht sind, das gerade Gegenteil von dem zu thun, was ihnen geraten wird, dann sollte man umsomehr an die Gründung von Fischereischulen denken. Die Jünger des Gewerbes würden hier frühzeitig zur Überlegung und damit zum Verzicht auf ihre alte Starrköpfigkeit angehalten werden. Unsre Landleute alten Schlages haben anfangs auch den neuen Lehren der Landwirtschaft nichts andres als Mißtrauen und Vorurteil entgegengebracht, und wenn jetzt das Licht der wissenschaftlichen Forschung allmählich auch in die Köpfe der kleinen Praktiker gedrungen ist, so darf man diesen Erfolg wohl zum großen Teile der vermittelnden Wirksamkeit der zahlreichen Ackerbauschulen und ähnlichen Fachanstalten zuschreiben.

Diese Beispiele besserungsbedürftiger Zustände könnten noch vielfach vermehrt werden. Es genügt für den Zweck dieser Darstellung, konstatirt zu haben, daß das deutsche Seefischereigewerbe zur Zeit weniger an einer Bedrängnis von außen als an innern schweren Gebrechen krankt, um damit die Aufmerksamkeit auf ein Wirtschaftsgebiet von neuem hingelenkt zu haben, an welchem frische, frohe Thaten zu verrichten das deutsche Volk infolge seiner praktischen, nüchternen Anlage hervorragend geeignet ist.



Aus den letzten Tagen des Frankfurter Parlaments.

(Schluß.)

uch N. gab die Hoffnung auf einen friedlichen Verlauf jetzt verloren. „Die Dinge entwickeln sich mit furchtbarer Schnelligkeit, schreibt er am 30. April. Die Ungarn haben die Österreicher fast schon bis unter die Mauern von Wien zurückgeworfen,*) Baiern will die Reichsverfassung nicht anerkennen, in Berlin und Hannover löst man die Kammern auf, in Schleswig-Holstein fließt Blut in Strömen und wahrscheinlich wieder durch Schuld einer treulosen Politik vergeblich**); im Westen und Südwesten Deutschlands werden zahllose Volksversammlungen gehalten, frißt der Grimm über Täuschungen und Ränke von oben immer tiefer in die Herzen sich ein. Unter solchen Verhältnissen hat die Nationalversammlung eine unendlich schwierige Stellung. Die größern Regierungen sind ihr feindlich, und umsomehr, je schwieriger, je gefährlicher es ist, sie zu sprengen. Der Reichsverweser ist durch sein Verhältnis zu Österreich in der peinlichsten Lage und kann nur noch mit Mühe bewogen werden, das von der Nationalversammlung beschlossene zu genehmigen, und thut es zuweilen nur, weil sonst das Reichsministerium abtreten und ihn allein lassen würde. Heinrich von Gagern ist mürbe gemacht; man sieht es der edeln Gestalt an, daß ihre Kraft gebrochen ist. Und doch würde derselbe Mann noch jetzt imstande sein, eine erschütternde Bewegung hervorzurufen, wenn er wollte! Zu einer solchen kann es aber auch ohne Gagern kommen. Ich kann nicht ohne die tiefste Wehmut daran denken, daß Unverstand und böser Wille die Dinge auf einen Punkt getrieben haben, wo ohne Wunderthaten die Abwendung einer neuen und schlimmern Revolution kaum denkbar ist. Wir stehen dicht vor der Entscheidung. „Deutschland erwartet, daß jeder seine Schuldigkeit thue."***) Auf den Mitgliedern der Nationalversammlung liegt es wie ein Alp; jeder Einzelne fühlt, welche ungeheure Verantwortlichkeit unter den gegenwärtigen Verhältnissen er auf sich

*) Am 6. April siegten sie bei Gödöllö, dann entsetzte Klapka das belagerte Komorn und drängte Windischgrätz bis an die Leitha zurück, am 14. April erklärte der ungarische Reichstag in Debreczin das Haus Lothringen für des Thrones verlustig und proklamirte die ungarische Republik. Nur noch in Ofen, Temesvar und Arad wehte die schwarzgelbe Fahne.

**) Gemeint sind die Erstürmung der Düppeler Schanzen am 13. April und die Schlacht bei Kolding am 20. April.

***) Worte Vogts in der angeführten Rede.

hat. Eine Möglichkeit ist die, daß die preußische und bairische Regierung die Deputirten ihrer Länder von Frankfurt abberufen. Ich vermute, daß viele doch gehorchen würden, und dann ist eine Fortdauer des Parlaments nur denkbar, wenn die Entschiednen sich auf den Boden der Revolution stellen und dem Bestehenden offen den Krieg erklären. (Was ich in diesem Falle thäte, ist nicht nötig zu sagen). Leicht könnte es geschehen, daß die Nationalversammlung mit einem Protest an das deutsche Volk sich auflöste. In letzterm Falle wäre vorläufig das große Drama zu Ende, aber auch nur vorläufig. Doch einstweilen genug. In einer halben Stunde muß ich in die Paulskirche, die schon wieder mit Neugierigen sich füllt."

Das Haus begann diese Sitzung (30. April) unter heftiger Aufregung über die während der letzten Tage eingelaufenen Nachrichten und nahm deshalb den ausführlichen Bericht des Reichsministers Duckwitz über den Stand der Marineangelegenheiten „mit hartem Undank," d. h. mit großer Unaufmerksamkeit auf, denn nähere Sorgen drängten. Um das Fortbestehen des Parlaments gegen etwaige Sprengungsversuche zu sichern, beschloß die Mehrheit nach den auch von N. mit unterstützten Anträgen von Simon (Trier) und Goltz (Brieg), das Präsidium zu ermächtigen, zu jeder Zeit und an jedem Orte Sitzungen anzusetzen, es zu verpflichten, eine außerordentliche Sitzung zu veranstalten, wenn hundert Mitglieder es beantragten, und die zur Beschlußfähigkeit notwendige Zahl auf hundert herabzusetzen. Weiter fand der Antrag Ziegerts und Kierulffs, das Haus möge seine Mißbilligung der Kammerauflösungen in Hannover und Berlin aussprechen und durch die Zentralgewalt beide Regierungen zur sofortigen Ausschreibung von Neuwahlen auffordern, ohne Debatte Genehmigung.

Diese Beschlüsse bewiesen, daß die Versammlung ihre gefährdete Lage erkannte, aber helfen konnten sie nichts mehr. Auch der von N. mit gestellte Spezialantrag der sächsischen Abgeordneten, die auf die am 1. Mai eingetroffene Nachricht von der Auflösung der sächsischen Kammern sich am Vormittage des zweitfolgenden Tages im Sarasinschen Hause sich zur Beratung darüber versammelt hatten, die Nationalversammlung möge ihre Mißbilligung erklären, die sächsische Regierung zur ungesäumten Ausschreibung von Neuwahlen anhalten und die noch bestehenden gesetzlichen Organe des sächsischen Volkes zum Eintreten für die Reichsverfassung auffordern, hätte nichts gefruchtet, selbst wenn das Haus nicht darüber zur motivirten Tagesordnung übergegangen wäre. „Den Fall der Kammern, schreibt N. darüber, beklage ich an sich nicht, aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist er bedenklich, weil er zeigt, daß die größeren Regierungen in ihrem Auftreten gegen die Reichsverfassung durch nichts sich wollen hindern lassen." Eine (gesetzliche) Erhebung in Sachsen zu gunsten derselben erwartete er übrigens nicht. „In Sachsen ist der Parteigeist zu geschäftig und in seinem Walten zu unsinnig. Die Rüstigen sind in kläglicher Weise unter sich zerfallen, die Indolenten werden auch in dieser entscheidenden Zeit indolent bleiben."

Inzwischen hatte sich auch die Entsendung von Reichskommissaren nach Berlin, Dresden, Hannover und München, welche die Zentralgewalt nach den Beschlüssen vom 26. April verfügt hatte, als fruchtlos erwiesen, und in der Sitzung des 2. Mai wurde die Note der preußischen Regierung vom 28. April verlesen, welche unter Hinweis auf die in der beschlossenen Form der Reichsverfassung enthaltenen bedenklichen Bestimmungen erklärte, der König habe die Kaiserwürde abgelehnt, gleichzeitig aber seine Bereitwilligkeit versicherte, auf dem Wege der Vereinbarung zwischen den Regierungen und dem Parlament die nötigen Modifikationen vorzunehmen. Trotz dieser Zusicherung und trotz des sehr maßvollen Tones der Note betrachtete doch die große Mehrheit des Hauses sie als einen Absagebrief, und das war sie insofern, als sie seinem Anspruche, die beschlossene Verfassung als unverbrüchliches Grundgesetz durchzuführen, schroff entgegentrat. Jedenfalls ist nicht der mindeste Versuch vonseiten des Parlaments gemacht worden, in die angedeuteten Bahnen einzulenken, und ob ein solcher zu einem Resultate geführt haben würde, muß nach den traurigen Erfahrungen der nächsten Monate doch auch sehr zweifelhaft erscheinen. „Das preußische Ministerium hat uns den Fehdehandschuh vor die Füße geworfen; die Frage ist jetzt nur: Heben wir ihn auf?“ so äußert sich N. am 5. Mai über die Lage. Er sah das Schlimmste kommen. „Wir stehen am Vorabend einer neuen Revolution. Ganze Massen von Adressen laufen bei der Nationalversammlung ein, auf allen Punkten tritt das Volk in hellen Haufen, zu tausenden zusammen und erklärt, für die Verfassung alles wagen zu wollen; die Bürgerwehr bietet weit und breit die Waffen dar zum Kampfe für die bedrohte Freiheit.“ Aber er erwartete nichts davon: „Wir sind in einem Zeitalter der Auflösung. Der Messias unsers Volkes kann noch nicht kommen!“

Wohin war man doch in vier kurzen Wochen geraten! Alle gesetzlichen Mittel, auf dem eingeschlagenen Wege vorwärtszukommen, die Verfassung zu verwirklichen, hatten sich erschöpft; es blieb dafür in der That nur noch die Revolution. Aber die ehrlich für die Reichsverfassung waren, wollten jene nicht, und die jene wollten, denen war es um ganz andre Dinge zu thun, als um die Reichsverfassung.

Mit Mühe erwehrte sich das Parlament in der stürmischen Sitzung des 4. Mai des ungestümen Andringens der revolutionären Linken. Über den Antrag Vogts, sofort zur Wahl eines Reichsstatthalters zu schreiten, alle Truppen und Bürgerwehren für die Reichsverfassung in Pflicht zu nehmen, die aufgelösten Landtage zu eigenmächtigem Zusammentritt aufzufordern, gegen den Einmarsch russischer Truppen in Deutsch-Österreich (auf dem Wege nach Ungarn) zu protestiren und den Reichskrieg an Rußland und die „verräterische Regierung Österreichs“ zu erklären, behielt nur nach leidenschaftlichem Kampfe, in den auch Gagern mehrmals eingriff, und in den Hauptpunkten nur mit knapper Majorität (190 gegen 188 Stimmen) das Mehrheitsgutachten des

Dreißigerausschusses einen ungewissen Sieg. Es begnügte sich damit, die selbständige Ausschreibung der Wahlen zum Reichstage für den 15. Juli, seines Zusammentritts für den 22. August zu empfehlen, indem es dabei prinzipiell an der preußischen Spitze festhielt. „Der gestrige Tag war ein sehr stürmischer, berichtet am 5. Mai N. über diese Vorgänge. Wir haben von früh 9 Uhr bis abends halb 10 Uhr mit geringen Unterbrechungen Sitzung gehabt. Die Versammlung war teilweise in fast fieberhafter Aufregung, die dichtbesetzten Tribünen nahmen einen höchst leidenschaftlichen Anteil an den Verhandlungen und Abstimmungen, sodaß der Präsident wiederholt seine drohende Stimme erheben mußte. Die Umgebungen der Paulskirche waren auch abends noch erfüllt von Abgeordneten, welche frische Luft schöpften, und von Volkshaufen, welche die Neugierde herbeiführte. Als ich selbst gegen 9 Uhr mit zwei andern Deputirten vor der Kirche über die letzte Abstimmung mich unterhielt, scharte sich um uns eine Menschenmasse, die in lautloser Stille jedes unsrer Worte auffing. Nachdem endlich die Sitzung zu Ende war und die Massen aus der Kirche auf den Paulsplatz sich ergossen, erhob sich auf der einen Seite ein so tolles Pfeifen, auf der andern ein so ungestümes Bravorufen, endlich ein so kecker Gesang, daß eine österreichische Patrouille anmarschirte, worauf sich die Menge allmählich verlief." Er fügt noch hinzu: „In acht Tagen wird mein Schicksal als Nationalvertreter entschieden sein. Nimmt unser König die Reichsverfassung nicht an, so werden jedenfalls die sächsischen Abgeordneten sofort die Aufforderung erhalten, Frankfurt zu verlassen. Gleiches geschieht vielleicht schon in den nächsten Tagen von der preußischen, vielleicht auch von der bairischen Regierung."

Als er diese Zeilen schrieb, war in seiner Heimat schon die erwartete Entscheidung gefallen, Dresden im Aufstand, der König geflüchtet, eine provisorische Regierung gebildet, das erste Blut im Straßenkampfe geflossen. Auch ohne daß die Nationalversammlung sich an die Spitze gestellt hätte, war das, was er längst gefürchtet hatte, eingetreten: der Bürgerkrieg.

Noch ohne eine Ahnung davon hatte er den Sonntag (6. Mai) zu einem Ausfluge in den Taunus benutzt, und in der Freude über die herrliche Landschaft, die im hellsten Glanze der Maiensonne vor ihm ausgebreitet lag, des leidenschaftlichen Getriebes der Paulskirche auf einige Stunden vergessen. Ganz freilich blieb ihm die Erinnerung an die drohenden Verhältnisse doch nicht erspart, er erzählt selbst darüber mit einer gewissen Laune folgendes: „Als ich zur Burg Königstein emporkletterte, umringte mich ein Rudel dienstfertiger Jungen, die mich groß anstaunten, als sie endlich herausgebracht hatten, daß ich ein Mitglied des Parlaments sei. Sie versicherten, daß, wenn das Parlament in Frankfurt von den Preußen angegriffen würde, die ganze Bürgerwehr von Königstein und halb Nassau nach Frankfurt eilen würde. Nachher sah ich die genannte Bürgerwehr mit Flinten und Lanzen auf den Übungsplatz ziehen."

Als er abends nach Frankfurt zurückkehrte, fand er „die erschreckenden Nachrichten aus Sachsen“ vor.

Sie setzten die Stadt und das Parlament in „unbeschreibliche Aufregung.“ „Die Zeit ist furchtbar ernst geworden und der (allgemeine) Bürgerkrieg fast nicht zu verhüten,“ schrieb er unter dem frischen Eindruck am 7. Mai. „Möchte die Nationalversammlung in diesen entscheidenden Tagen Festigkeit und Mäßigung stets in der rechten Weise zu verbinden wissen! Ich fürchte, es wird nicht mehr lange möglich sein.“

Bereits die Sitzung dieses Tages gab ihm Recht. „Heute schon gerieten die Leidenschaften heftig aneinander; selbst Heinrich von Gagern vergaß sich und mußte zur Ordnung gerufen werden.“ Aber er fügte sich: „niemals stand er sittlich höher als in diesem Momente.“*) Unter diesem Eindrucke fiel wenigstens der Antrag Wesendoncks, sämtliche deutsche Truppen auf die Reichsverfassung zu vereiden und einem von der Zentralgewalt zu ernennenden Oberbefehlshaber zu unterstellen, mit 209 gegen 140 Stimmen; aber als dann eine Zuschrift der provisorischen sächsischen Regierung vom 4. Mai, welche ihre Konstituirung meldete und sich unter den Schutz der Reichsverfassung stellte, zur Verlesung kam, stieg die Aufregung wieder aufs Höchste. Nicht weniger als vier Anträge meist sächsischer Abgeordneten drängten sich zur Debatte. Den relativ gemäßigtsten von Hensel hatte auch N. mit unterstützt; er forderte die Zentralgewalt auf, Sachsen, das sich für die Reichsverfassung erhoben, gegen fremdes militärisches Einschreiten (Preußens) zu schützen. Aber nach heftiger Debatte nahm doch das Haus den Antrag Soirons an, welcher sämtliche Anträge der Zentralverwaltung zur Ergreifung der nötigen Maßregeln überwies und dadurch bedenkliche Beschlüsse verhütete.

Freilich nur noch für den Augenblick. „Es fehlt nur wenig noch, so stürzt dieses Ministerium; dann ist auch die Zentralgewalt haltungslos und die Auflösung der Nationalversammlung unvermeidlich. Die Folge könnte nur das Hervortreten einer zu allem entschlossenen Partei, die Entzündung des wildesten Kampfes sein. Ich werde nicht mit den Leidenschaftlichen gehen; in einem Bürgerkriege ist für mich kein Platz, kann ich keine Rolle spielen.“ Drei Tage nachher kam, was N. vorausgesehen.

Am 8. Mai fand nur eine kurze Sitzung statt, „die schon nach einer halben Stunde unter entsetzlicher Verwirrung vom Vizepräsidenten Bauer geschlossen werden mußte.“ Der „Deutsche Hof“ beschloß darauf ausdrücklich, Mäßigung zu beobachten, aber in der nun folgenden außerordentlichen Sitzung desselben Tages drängten sich ungestüme Interpellationen und Anträge der Linken betreffs

*) Als er gegenüber dem Drängen der äußersten Linken erklärt hatte, er werde sich im Falle eines gewaltsamen Zusammenstoßes selber zwischen die Bajonette werfen, und die Linke darüber lachte, rief er ihr außer sich zu: „Buben lachen darüber.“ (Stenographischer Bericht IX, 6458.)

des Verhaltens der Zentralgewalt gegenüber der sächsischen und pfälzischen Erhebung; schließlich wurde die Entscheidung auf die nächste Sitzung vertagt.

„Daß hier alles in unsäglicher Aufregung ist, schrieb N. an diesem Tage, brauche ich nicht zu sagen. Und vorzugsweise durch die Nachrichten aus Sachsen. Es gehen die schrecklichsten Gerüchte durch die Stadt, die hoffentlich nicht wahr sind. Man spricht von einem gräßlichen Kampfe, der noch immer in Dresden fortdauere; daß Schloß, das Theater sollen in Flammen stehen, hunderte von Soldaten sollen gefallen sein."

Auch der 9. Mai brachte die Entscheidung noch nicht, vielmehr vertagte das Haus die Beratung über den schon am 8. gestellten Antrag Simons und Vogts, die Volkserhebungen in der bairischen Pfalz und in Sachsen zur Durchführung der Reichsverfassung thatkräftig zu stützen und zu schützen, abermals um vierundzwanzig Stunden, weil Gagern erklärte, erst den Bericht des Reichskommissars (von Watzdorf) aus Sachsen und die Entschließung des Reichsverwesers abwarten zu müssen, der sich selbst erst über das ihm vom Ministerium betreffs der Bewegungen in Sachsen und der Pfalz vorgeschlagene Verhalten der Zentralgewalt entscheiden müsse und dafür sich Bedenkzeit ausgebeten habe. „Ich erwarte nun, äußerte sich N. nach der Sitzung, daß der Reichsverweser morgen seine Würde entweder niederlegt oder gegen die Bewegungen in Sachsen und Rheinbaiern sich ausspricht. Im ersteren Falle kann auch das jetzige Reichsministerium sich nicht mehr halten, was wieder den Austritt vieler Mitglieder der Nationalversammlung, das Übergewicht der entschlossenen Parteien, die Einsetzung einer provisorischen Reichsregierung, den Beginn eines allgemeinen Kampfes zur Folge haben kann; im andern Falle werden die Entschlossenen alles aufbieten, das Ministerium doch zu stürzen oder, wenn dies nicht gelingt, in andrer Weise den Durchbruch herbeizuführen suchen. Was mir in beiden Fällen zu thun übrig bleibt, ist leicht zu sehen. Wer einem Wahlbezirke von 70000 Menschen verantwortlich ist, der kann nicht gewissenhaft genug die Schritte überlegen, welche er thut, und da ich nun obendrein mir sagen muß, daß unter jenen 70000 sicher nicht tausend sind, welche im vollen, schrecklichen Ernste eine gewaltsame Durchführung der Reichsverfassung wollen — wie könnte ich schwanken, auch wenn ich persönlich von den Vorzügen derselben lebendiger überzeugt wäre und zu leidenschaftlichen Thaten mehr innern Beruf empfände, als dies der Fall ist! Vielleicht bringt eine unerwartete Wendung noch Hilfe und neue Aussichten. Aber ich gestehe, daß meine Hoffnung sehr schwach ist."

Die Nachrichten, die inzwischen aus Sachsen eingingen, konnten ihn in dieser Auffassung nur bestärken. „Man glaubt hier schon sehr stark, daß der Kampf nicht der Reichsverfassung halber unternommen, sondern als eine Erhebung der Besitzlosen gegen die Besitzenden, als eine Wiederholung der Pariser Junitage anzusehen sei. In so weiter Entfernung kann man nur mit Mühe zu einer klaren Anschauung der Dinge kommen."

Der nächste Tag schon machte den wechselnden Erwartungen nach beiden Seiten hin ein Ende. Aus Sachsen brachte der Telegraph am 10. Mai die Nachricht von der Unterwerfung Dresdens (8. Mai), und in Frankfurt blieb der Reichsverweser, aber er lehnte die Annahme des Programms gegenüber der Pfalz und Sachsen ab, und das Ministerium Gagern fiel.

Von der ganzen bewegten Sitzung giebt ein während derselben teils in der Wohnung, teils in der Paulskirche in mehreren Absätzen geschriebener Brief ein anschauliches Bild. Während der Stimmenauszählung für die Präsidentenwahl, aus der wieder Simson hervorging, schreibt R.: „Die heutige Sitzung wurde mit der Bekanntmachung eröffnet, daß das Reichsministerium abgetreten sei. Der Reichsverweser will die Bildung eines neuen Ministeriums versuchen; er selbst also weicht noch nicht. Indes sagte man gestern Abend, daß er sein Silberzeug weggesandt habe und das Glasgeschirr seiner Haushaltung eingepackt werde. Wahrscheinlich hat er von Wien und Berlin die Weisung, so lange als möglich auszuhalten, um den Übergang anzubahnen. Freilich ist heute bereits der Antrag gestellt, eine Deputation von zwölf Mitgliedern an ihn abzusenden, ob er für Durchführung der Reichsverfassung wirken wolle oder nicht. Der Antrag wird jedoch, wie ich glaube, nicht durchdringen, und man wird beschließen zu warten, bis ein neues Ministerium vorhanden ist. . . . Ich fahre in der Paulskirche fort. Die Bewegung im westlichen Deutschland greift immer weiter um sich, geht immer mehr in Thaten über. Die südwestdeutschen Regierungen haben sich aufs entschiedenste für die Nationalversammlung erklärt und deren Beschlüsse anzuerkennen und durchzuführen versprochen. Die würtembergische Regierung hat bereits zwei Bataillone nach Frankfurt gesendet, um uns zu schützen. Auf beiden Seiten des Rheins bewaffnet sich das Volk; in Rheinpreußen haben sich die Städte im Grunde bereits gegen die Regierung in Berlin erklärt; auf manchen Punkten bilden sich Freischaren. Dreimal Wehe über diejenigen, welche das deutsche Volk in die Schrecken eines Bürgerkrieges sich stürzen lassen! . . . Der vorhin erwähnte Antrag ist wirklich durchgegangen. Eben wird eine Deputation gewählt, die sich zum Erzherzog-Reichsverweser verfügen soll, um ihn zu befragen, ob er sich entschließen könne, den vorher gefaßten Beschluß auszuführen, welcher das Einrücken der Preußen in Sachsen für einen Bruch des Reichsfriedens erklärt und diesem mit allen Mitteln entgegengetreten wissen will.*)

Die Deputation ist ernannt; die Nationalversammlung hat die Sitzung bis zur Entscheidung der Krisis, die mit dem Sturze des Reichsverwesers endigen kann oder vielmehr endigen muß, für permanent erklärt. Alles ist in höchster Spannung. . . .

---

*) Auf den Antrag von Redens, der mit 188 gegen 147 Stimmen angenommen wurde. Stenographischer Bericht IX, 6503 ff.

$^{3}/_{4}$5 Uhr nachmittags. Soeben hat die Deputation Bericht erstattet. Die Sitzung hat fast acht Stunden gedauert und ist noch nicht zu Ende. Es drängt! Es drängt!"

Sie endete mit Verweisung der Antwort des Reichsverwesers und sämtlicher dazu gestellten Anträge an die Dreißigerkommission, also ohne wirkliche Entscheidung; am wenigsten mit dem Rücktritt des Erzherzogs, der die Deputation mit einer kühl ausweichenden, thatsächlich ablehnenden Antwort entlassen hatte.*)

Auch die nächsten Tage brachten diese Entscheidung noch nicht. Am 11. Mai wurden sämtliche Anträge des Dreißigerausschusses u. a. auf die folgende Sitzung (12. Mai) vertagt; in dieser fand dann nur der Backhaussche Antrag auf Vereidung aller Landwehren und Bürgerwehren in den Staaten, welche die Reichsverfassung angenommen hatten, Zustimmung; die weitergehenden der Majorität des Ausschusses auf Vereidung der Versammlung selbst, auf Bildung eines Reichsheeres zur Durchführung der Verfassung u. s. f. wurden zurückgezogen. Da tauchte bei R. noch einmal ein schwacher Schimmer von Hoffnung auf. „Die heutige Sitzung, schreibt er am 12. Mai, ist im ganzen ruhig verlaufen. Aber freilich haben wir noch keine Entscheidung. Noch hat der Reichsverweser ein Ministerium nicht gebildet, es läßt sich also auch noch nicht sagen, ob und wann zwischen der Nationalversammlung und dem Reichsverweser ein Konflikt eintreten wird. Mein Entschluß steht fest, gegen den Reichsverweser nicht mit aufzutreten und das von diesem gebildete Ministerium zu unterstützen, oder, wenn ich das aus Grundsatz nicht thun kann, Frankfurt zu verlassen. Mein sehnlichster Wunsch ist, daß die Regierungen der größern Staaten auf den Weg einlenken, welchen gestern der wahrscheinlich nächstens hervortretende Ministerpräsident von Hermann (München) in einem Antrage bezeichnet hatte.**) Ich hoffe, daß unterdes die zum Äußersten drängende Partei, schon durch die Dresdner Ereignisse gewarnt, auch von andern Seiten her Anlaß erhalten wird, sich auf das Mögliche zu beschränken. Ich gestehe, daß ich heute etwas freier atme."

In dieser Stimmung besuchte er am 13. Mai Heidelberg, herzlich froh, einmal um Politik sich garnicht kümmern zu müssen, obwohl er dem Schauplatze des Aufstandes in Rheinbaiern sehr nahe war. „Ein republikanisches Zeitungsblatt, das mir in die Hände fiel, war so widerlich gemein, daß ich es sofort wieder auf die Seite warf. Nun treibt mich meine Pflicht freilich wieder in den Schmutz der Politik hinein."

---

*) „Das sind Prinzipien. Sie handeln nach Ihren, ich nach meinen; darüber können wir keine Polemik führen," entgegnete er auf jene Frage. Stenographischer Bericht IX, 6509.

**) Nach seinem Antrage sollte die Gewalt des Reichsoberhauptes provisorisch auf den Reichsverweser übertragen werden, der nächste Reichstag befugt sein, Änderungen an der Reichsverfassung vorzunehmen und die Einzelstaaten das Recht haben, dazu Vorschläge zu machen.

„Die heutige Vormittagssitzung, muß er am 14. Mai berichten, war sehr bewegt. Es haben gestern Abend in einigen Restaurationen häßliche Exzesse stattgefunden, wobei mehrere Zivilisten durch österreichische Soldaten schwer verwundet worden sind. Die Linke des Hauses verlangte nun die Entfernung der österreichischen Truppen aus Frankfurt, drang aber nicht sofort durch, weshalb nachmittags wieder Sitzung stattfindet. Die Parteien in der Paulskirche stehen sich jetzt fast ganz gleich. Bei einer Abstimmung von heute früh waren 147 für und 147 gegen die Sache. Ich bin voll Unlust über das ganze Treiben und wünsche den Schluß sehnlich herbei. . . . Jedenfalls kommt es schon in den nächsten Tagen zur Entscheidung, wenn auch nicht zum Schlusse der Nationalversammlung. Durch den Telegraphen ist dem Reichsverweser bereits von Berlin die Kunde geworden, daß ein preußischer Bevollmächtigter nach Frankfurt unterwegs sei. Gewiß überbringt er die endlichen Entschließungen des preußischen Kabinets. Eher werden wir auch nicht erfahren, welche Männer der Reichsverweser zu Ministern gemacht hat. Fertig ist das Ministerium. Alles ist voll Ungeduld.

Schon greift die Republik aus Rheinbaiern gewaltig nach Baden hinüber. In Rastatt haben sich die Truppen erhoben (9. Mai); die gegen sie ausgesandte Streitmacht ist großenteils zu ihnen übergegangen. Ich glaube aber doch an keinen Sieg der Republik; nur blutige Kämpfe halte ich zumal im westlichen Deutschland für unvermeidlich. Auch in Sachsen scheint die Verwirrung noch nicht beendet zu sein. Nach allem, was man jetzt erfährt, muß man Gott danken, daß der Aufstand in Dresden nicht gelungen ist."

Trotz des bedenklichen Charakters der pfälzischen Erhebung beschloß doch am 15. Mai das Haus, nachdem es den ausführlichen Bericht des Reichskommissars Eisenstuck über die dortigen Verhältnisse entgegengenommen hatte, der überall hervorhob, die Pfälzer wollten nichts als die Verwirklichung der Reichsverfassung, die Pfalz unter den Schutz des Reiches zu stellen. Der Bruch mit den Regierungen war damit nicht minder scharf markirt, wie in dem früheren, das Verfahren Preußens in Sachsen betreffenden Beschlusse. Am nächsten Tage (16. Mai) erfuhr man die Antwort der preußischen Regierung; durch Verordnung vom 14. Mai rief sie die preußischen Abgeordneten aus Frankfurt ab. Daß das Parlament diese Weisung mit 287 gegen 2 Stimmen für unverbindlich erklärte, konnte daran kaum etwas ändern; in Wahrheit empfing damit die Nationalversammlung den entscheidenden Stoß.

Gleichzeitig brach ihr lange verhüllter Gegensatz zum Reichsverweser offen hervor: er stellte ihr das Ministerium Grävell (von der äußersten Rechten) gegenüber. „Die gestrige Sitzung, berichtet N. darüber am 17. Mai, wird mir unvergeßlich bleiben. Der Reichsverweser hatte endlich ein Ministerium zu stande gebracht; dasselbe fand aber, als es in der Person des alten Dr. Grävell (von Frankfurt a. O.) sich präsentirte, eine Aufnahme, wie wohl noch nie ein Mini-

sterium gefunden hat: es erhob sich ein beispielloses Gelächter! Ich meinerseits bekenne, daß ich vor Zorn hätte weinen mögen. In dieser furchtbaren Krisis ein so haltloses Ministerium zur Leitung der unendlich gefährdeten deutschen Angelegenheiten! Die einzelnen Mitglieder desselben erfuhren in allen Kreisen eine unbarmherzige Kritik, überall wurde es ausgesprochen, daß die Nationalversammlung mit diesem Ministerium nicht zwei Tage gehen könne, welches seinerseits offenbar die Bestimmung habe, die Nationalversammlung vollends zu ruiniren. Trotzdem daß wir heute Feiertag haben, findet doch heute Nachmittag Sitzung statt, um das Programm des Ministeriums zu hören. Ich wage noch nicht zu bestimmen, was sonst die Sitzung alles bringen wird. Sehr möglich, daß ich heute zum letzenmale die Paulskirche betrete. Die Entscheidungen, lange aufgehalten, müssen nun Schlag auf Schlag folgen. Manche äußerten gestern, daß die heutige Sitzung wohl überhaupt die letzte sein und der Belagerungszustand über Frankfurt verhängt werden würde. Gewiß ist, daß schon jetzt Stadt und Umgegend von Truppen wimmeln. Auch heute rücken wieder 1500 Preußen ein."

In demselben Briefe faßt N. die ganze Lage und seine Stellung zu ihr folgendermaßen zusammen: „Die Hoffnungen auf eine friedliche und versöhnliche Lösung der Verwicklungen sind nun fast gänzlich geschwunden. Die preußischen Abgeordneten sind abberufen; wahrscheinlich erhalten die Abgeordneten aus Sachsen eine gleichartige Weisung, nicht minder die aus Baiern und Hannover. Die Nationalversammlung hat also jetzt über die Frage zu entscheiden, ob sie sich selbst den Todesstoß geben oder alle Mittel des Widerstandes aufbieten soll; der einzelne hat sich zu entscheiden, ob er in eine bittere Notwendigkeit sich fügen oder mit auf den Weg der Revolution gehen und seine Existenz zum Opfer bringen will. Es ist leicht zu ermessen, was ich thun werde. Die Aufgabe, welche die Nationalversammlung nach dem Abschlusse des Verfassungswerkes zu lösen hatte, Durchführung der Verfassung, ist seit dem Anfange des April von uns mit allen noch möglichen Mitteln versucht worden, muß aber jetzt, nachdem es zwischen Frankfurt und Berlin zum offenen Bruche gekommen ist, als unlösbar angesehen werden. Ich habe mich nun für die Erbkaiserverfassung niemals begeistern können und zu ihrer Durchführung nur deshalb nach Kräften mitgewirkt, weil sie mir unter den einmal gegebenen Verhältnissen der einzige Rettungsanker zu sein schien; nachdem ich aber die Unmöglichkeit der Durchführung erkannt habe, werde ich durch nichts bewogen werden können, noch ferner für das tote Götzenbild Opfer zu bringen, oder dazu beizutragen, das deutsche Volk dafür in Bewegung zu setzen. Ich kann dazu umsoweniger geneigt sein, weil ich weiß, daß in Sachsen, daß namentlich auch in dem von mir vertretenen Wahlbezirke die Zahl der aufrichtigen und eifrigen Verehrer dieser Verfassung nur sehr gering ist, und also, selbst wenn ich mit voller Überzeugung für dieselbe wirken könnte, meine Ansicht nicht als Ausdruck der von

mir vertretenen vorherrschenden Stimmung anzusehen wäre. Wenn also nicht schnell noch ein Ausweg gefunden werden kann, wenn die Mehrheit der Nationalversammlung nicht noch dafür sich entscheidet, dem ersten ordentlichen Reichstage eine Revision der Verfassung zu überlassen, so bin ich mit meiner Thätigkeit zu Ende.

Freilich kann ein solcher Antrag aus mehr als einem Grunde kaum noch durchgehen, viel eher ist zu erwarten, daß die Entschlossenen zum Äußersten greifen, die auf beiden Seiten des Rheins bereits begonnene Revolution fortführen, also den Kampf gegen die widerstrebenden Regierungen, einen Kampf auf Leben und Tod wagen werden. — — Wenn nicht Wunder geschehen, so wird die deutsche Erde Schauplatz eines gräßlichen Bürgerkrieges. Und doch hätte nicht viel Verstand und guter Wille dazu gehört, das Entsetzliche zu verhüten. Herrliche Kräfte, welche für die Erhebung des Vaterlandes hätten verwendet werden können, werden sich zum Ruin desselben bekämpfen; die besten Männer werden nutzlos fallen, Ohnmacht unsers Volkes wird in jedem Falle das Ergebnis der ungeheuersten Anstrengungen sein. Es ist möglich, daß ich zu trübe sehe; wer aber mitten in der Bewegung steht und das Getriebe der Leidenschaften so ansehen kann wie ich, ist außer stande, rosenfarbene Bilder sich vor das Auge zu zaubern. Die Erfahrungen, welche ich in den letzten Wochen meines Hierseins eingesammelt habe, sind teuer bezahlt; aber ich möchte sie doch um keinen Preis hingeben. Ich betrachte meine hiesige Thätigkeit als eine Vorbereitung für die großen Kämpfe, welche in der Zukunft werden zu bestehen sein."

Die schmerzliche Resignation, die aus solchen Worten spricht, war nur zu sehr gerechtfertigt. In jener Nachmittagssitzung des 17. Mai teilte das Ministerium Grävell sein Programm mit; es erklärte, daß es die Durchführung der Reichsverfassung nicht für die Aufgabe der Zentralgewalt halte und den ungesetzlichen Bestrebungen nach diesem Ziele hin entgegentreten werde. Die Folge war ein scharfes Mißtrauensvotum, welches nach dem Antrage Biedermanns mit 191 gegen 12 Stimmen Annahme fand. Umsonst hatte Wilhelm Jordan von Berlin das Haus zur Maßhaltung gemahnt, umsonst ihm sein berühmtes Wort entgegengeworfen, die Versammlung zeige schon die facies hippocratica, das Totenantlitz. Noch in spätern Jahren stand N. die emphatische Szene mit lebendiger Deutlichkeit vor der Seele. Da nun das Ministerium Grävell dem Mißtrauensvotum keineswegs wich, so wurden am 18. und 19. Mai, wie N. schreibt, „noch einmal die besten Kräfte aufgeboten, um eine Änderung der Zentralgewalt herbeizuführen, d. h. den Reichsverweser zu beseitigen." Nachdem der Antrag Zachariä auf motivirte Tagesordnung gefallen war, entschied sich das Haus mit 126 gegen 116 Stimmen für den Antrag Welckers, eine Reichsstatthalterschaft einzusetzen und jeden gewaltsamen Angriff auf die Reichsverfassung mit Gewalt zu begegnen. Es war die offne Revolution, aber ihr erstes Opfer war das Parlament selber.

„Ich habe, schreibt N. am 19. Mai, bei der namentlichen Abstimmung gegen diese Änderung [der Zentralgewalt] mich erklärt, dadurch aber freilich mit der Partei, welcher ich bis jetzt angehörte und in der ich treffliche Männer kennen gelernt habe, so gut wie gebrochen. Ein ferneres Verbleiben in der Paulskirche erscheint mir von jetzt an als unzweckmäßig oder unnütz."

Noch ehe ihn die erwartete Aufforderung der sächsischen Regierung erreichte, die ihm erst am 20. Mai zuging, hatte sich N. für den Austritt entschieden, fast gleichzeitig mit den Männern der Erbkaiserpartei. Das Parlament war nur noch ein Rumpf, nur ein Jahr nach seinem hoffnungsreichen Einzuge in die Paulskirche (18. Mai 1848).

Am 21. Mai Abends verließ N. Frankfurt, tief niedergebeugt und doch nicht ohne Hoffnung für die Zukunft. Noch kurz vor der Abreise schrieb er nach der Heimat: „Vielleicht erfahre ich noch, wie die Reichsverfassung beschaffen ist, welche die ministeriellen Beratungen in Berlin [seit dem 17. Mai] zu tage gefördert haben. Dem Vernehmen nach wird sie von der aus der Paulskirche hervorgegangenen nur in wenigen Punkten sich unterscheiden. Meinen es die Fürsten damit ebenso ehrlich wie die eigentlichen Schöpfer des Werkes, so wird sich das deutsche Volk wohl zufriedengeben können, das ja immer wieder so gern vertraut. Ich wünsche, daß mit dieser Publikation die Einheit und Freiheit Deutschlands gesichert sein möge; der Kampf der Parteien wird noch lange fortgehen, aber er wird ungefährlich sein, wenn deutsche Treue an den Thronen eine feste Stelle hat. Und ich denke, die Fürsten werden den Völkern solche Treue beweisen; die Gefahren, die aus der Tiefe drohen, die Stürme, die bald, sehr bald im Osten und im Westen sich erheben können, fordern dazu auf. Ist aber die Fürstenverfassung so beschaffen, wie man vermutet, so werde ich meinerseits nicht gar zu sehr mich grämen, daß die Paulskirche ihr Werk nicht unbedingt anerkannt sieht. Ich halte mich an die Sache. Manchen würden diese Äußerungen als gefährliche Ketzereien erscheinen, aber ich kann mir nicht helfen."

Der diese Zeilen schrieb, hat so schnelle Erfüllung seiner Hoffnungen freilich sich nicht beschieden gesehen, und er hat die Eindrücke dieser Frankfurter Wochen wie dessen, was ihnen folgte, nur schwer verwunden. Er konnte Friedrich Wilhelm dem Vierten es nicht verzeihen, daß er die Kaiserkrone abgelehnt hatte; er hat ein gewisses Mißtrauen in die preußische Politik überhaupt lange nicht zu besiegen vermocht und ist für immer ein abgesagter Feind der einseitigen Fraktionspolitik und Fraktionstyrannei geblieben. Aber er hat sich auch nicht wie so mancher durch bittere Erfahrungen verbittern lassen. Es war ihm vergönnt, die Verwirklichung seiner Träume zu erleben, anders und später, als er geglaubt, aber glorreicher, glänzender, dauerhafter, als er jemals hoffen konnte, und er hat sich ihrer gefreut, von ganzem Herzen und ohne Vorbehalt.

Neue Erzählungen von K. E. Franzos.



arl Emil Franzos gehört zu den wenigen Schriftstellern, welche die rechte Witterung für ihre Zeit haben. Nach den großen Erfolgen, die er gleich bei seinem Auftreten mit den Kulturbildern aus Halbasien hatte, war er klug genug, dies begrenzte Gebiet selbst zu verlassen, bevor das Publikum ihn im Stiche ließ, und seitdem vergeht fast kein Jahr, ohne daß mindestens ein Band aus seiner fruchtbaren Feder auf dem Büchermarkt erschiene. Die eigentliche Kulturschilderung, dieses Zwittergeschöpf echt moderner Art, hat er zwar aufgegeben, aber mit wohlberechneter Absicht verlegt er alle seine Geschichten in jene halbasiatischen Gegenden, welche sich von Krakau längs dem Gebirgszuge der Karpathen bis nach Rumänien erstrecken und in deren halbbarbarischer Atmosphäre die stärksten Gegensätze und heftigsten Leidenschaften die wahrscheinlichste Motivirung finden. Es scheint, daß es heutzutage überhaupt bei den Belletristen üblich wird, sich dauernd in einem beschränkten geographischen oder historischen Kreise zu bewegen und daß so — trotz aller Tradition des Gegenteils — die Welt doch unter den Poeten geteilt wird: mit Felix Dahn verbindet man die Vorstellung des alten Germaniens, mit Ebers die von Ägypten und Franzos führt den Leser stets nach Halbasien. Aber in seinen letzten zwei Erzählungen: Der Präsident und Die Reise nach dem Schicksal, in denen beiden sich der Ort der Handlung von Wien bis nach dem östlichsten österreichischen Grenzstädtchen Suczawa erstreckt, sind es rein menschliche Probleme, die zur Darstellung kommen.

Es ist natürlich, daß sich in solchen Arbeiten der eigentliche Charakter seiner dichterischen Begabung offenbaren muß. Denn für den Kulturschilderer ist der Stoff etwas Gegebenes, in seinen Schriften überwiegt auch das stoffliche Interesse an den für die Literatur ganz neu entdeckten Völkern und Sitten weitaus jedes andre. Je weniger sich der Kulturschilderer in seinem sittlichen Wesen, in seinen allgemeinen Überzeugungen von dem Volke unterscheidet, für welches er schreibt, umso größer ist sein Publikum, umso objektiver erscheinen seine Bilder. Anders ist es mit dem frei schaffenden Dichter. Von ihm erwartet man eine ganz individuelle Menschlichkeit, eine eigne Art Menschen und Dinge anzuschauen, eine sich stark von der Alltäglichkeit unterscheidende Physiognomie. Er darf nicht auf das Interesse am fremden Kostüm rechnen, obgleich gerade unsre jetzige Literatur an dieser Kostümirung der Poesie leidet und

archäologischer Mummenschanz das mangelnde poetische Leben ersetzen soll, obgleich nichts seltener wird als die Kunst, von allem äußerlichen historischen Gewand freie Menschen zu schaffen. Der Kulturschilderer darf sogar die alltäglichsten Motive behandeln, da eben die Alltäglichkeit in der Fremde den mit ihr unbekannten Leser reizt; der frei schöpferische Dichter muß in irgendeiner Weise von der Alltäglichkeit abweichen. Freilich liegt eben in dieser Art des Abweichens seine Originalität und sein eigentlicher Wert, und es wird ein Unterschied sein, ob er das scheinbar Alltägliche mit einer Fülle originalen Gemütsinhaltes ausstattet und so in Wahrheit die Welt neu und eigenartig anschauen lehrt, oder ob seine Originalität in dem Raffinement einer erfinderischen Phantasie besteht, die Handlungen und Konflikte unerhörter Art zu erzählen weiß.

Franzos scheint sich aller dieser Bedingungen bei seinem Fortschritt vom Kulturschilderer zum Romandichter wohl bewußt gewesen zu sein — Klugheit ist in der That seine zunächst hervorstechende Eigenschaft. Aber seine Originalität ist eine von der zweiten Art, und damit kennzeichnet sich zugleich der ganze Charakter seiner nicht gewöhnlichen Begabung. Er hat sich jedenfalls organisch entwickelt. Man wird in seinen Schriften immer denselben Menschen — den ursprünglich juristisch geschulten Kopf — erkennen, aber auch ein stetiges Fortschreiten in der Technik des Erzählens bis zur Virtuosität in der Form wahrnehmen können. Er weiß vor allem zu spannen und den Leser trotz aller Ahnung des Ausganges bis zur letzten Seite gespannt zu erhalten, besonders kennt er die Künste der Retardation. Starke Effekte, derbe Konflikte liebt er noch immer, aber er bringt keine trivialen oder rührseligen. Man hat überhaupt bei seinen letzten zwei Schriften das Gefühl, es mit einem Manne von Welt — der Takt spielt eine große Rolle in seinem Empfindungsleben — und von Bildung zu thun zu haben, dessen politischer und sittlicher Freimut wohlthuend berührt. Nur ist es immer die starke Verstandesarbeit, die nüchterne Berechnung, welche aus der Gestaltung der Fabel, aus der Form und Führung der Handlung durchblickt — schließlich auch ein ästhetisch wirksames Element. Franzos' Naturell ist im Grunde ein rhetorisches, ein dialektisches: man beobachte seine Dialoge, die nicht zur Entfaltung der Charaktere, sondern zur Darlegung der Ideen dienen. Aus der klügsten Reflexion unter dem Beistande einer sehr erfinderischen Phantasie sind seine Erzählungen entstanden. Darum sind ihre Konflikte so haarscharf zugespitzt, darum erscheinen die Situationen aufs äußerste gespannt, werden die Probleme mit dem Interesse des Juristen entwickelt und rein didaktisch nach ihrem sittlichen Gehalte beleuchtet. Nicht die Menschen als an sich merkwürdig lebensvolle Charaktere, oder deren Empfindungswelt, oder deren feinsinnige Psychologie interessiren den Leser — in den Erzählungen geht die Charakteristik nur so weit, als es zum Verständnis der Handlung nötig ist —, sondern einzig die Frage: Wie werden sie sich aus der Zwickmühle herausbringen? Darum liest man diese Bücher atemlos zu Ende und kommt nicht in

die Versuchung, stehen zu bleiben, um im holden Genuß der Anschauung — die echt poetische Freude — eines lebensvollen Menschenwesens zu verharren. Es sind deswegen auch die Frauen meist im Hintergrunde.

Die zwei oben angeführten neuesten Erzählungen von Franzos machen, gegen einander gehalten, durchaus den Eindruck von zusammengehörigen Pendants. Beide behandeln novellistische Motive, die als solche das Recht haben, seltene Ausnahmefälle zu sein. Und beide Geschichten haben auch die — uralte Antigone- — Tendenz, das positiv geltende sittliche Gesetz im Konflikt mit noch höhern Gesetzen darzustellen und so die höchste tragische Spannung zu schaffen, wenn es auch nur der erstern (Der Präsident) gelingt, eine wahrhaft tragische Lösung herbeizuführen. Man könnte leicht beide Handlungen auf ein und dasselbe Grundmotiv zurückleiten, auf die Formel: ein Vater kommt in die Lage, über Tod und Leben seines — in beiden Fällen unehelichen — Kindes zu entscheiden, und beide male, nachdem er erst im letzten, äußersten Momente Kenntnis von dessen Existenz und dem ihm drohenden Schicksale erhalten hatte. Durch beide Novellen zieht sich der Gedanke: keine That bleibt ungerächt, kein Mensch kann die Folgen seines Thuns überschauen, die Kinder dürfen nicht büßen für die Schuld der Eltern, jeder Mensch sorgt für seine eigne Erlösung. Und in beiden Handlungen wird der schuldige Vater durch einen neuen Frevel zum Retter seiner mehr oder minder unschuldigen Kinder, um dann auf sich selbst die tragische Sühne zu nehmen. Aber bei allen diesen so tief einschneidenden Ähnlichkeiten im Grundgedanken sind doch beide Erzählungen, in der Verwicklung und im Kolorit, ganz verschieden ausgestaltet und legen so Zeugnis von der Erfindungsgabe und dem schriftstellerischen Talent ihres Autors ab.

Die weitaus gelungenere Arbeit ist die im vorigen Jahre (bei Trewendt in Breslau) erschienene Erzählung: Der Präsident. Hier ist es dem Dichter gelungen, seinen Konflikt auf einen sehr interessanten und sehr glücklich geschilderten kulturhistorischen Hintergrund zu stellen und in wahrhaft organischer Weise das einzelne Menschenschicksal mit wichtigen Zeitereignissen zu verflechten. Es ist die Zeit der Reaktion in Österreich nach der Revolution vom Jahre 1848, jene düstere Epoche, da die Polizei hinter jedem Vollbart und Calabreser einen Hochverräter witterte, da bürgerliche und persönliche Freiheit aufs jämmerlichste bedrängt waren, der schöne blaue Himmel Österreichs mit einer schwarzen Kutte und dem Jesuitenhute darüber verhängt war; die Zeit, da man wegen Besitzes irgendeines von einem rohen Zensor weiß Gott warum verbotenen Buches wochenlang eingesperrt wurde, und da wegen des unbegründetsten Verdachtes politischer Umtriebe viele Ehrenmänner in die Kasematten einer böhmischen oder ungarischen Festung wanderten. Alles wurde ins Politische gedreht: die ungebildetsten Arbeiter wurden, wenn sie keine Beichtzettel ausweisen konnten, als hochverräterische Verbrecher behandelt und verurteilt, und auch soziale Schäden, wie

die merkwürdige Häufung des Kindesmordes, welche auf die durch die revolutionären und kriegerischen Unruhen herbeigeführte Armut zurückzuführen gewesen wären, mit politischen Umtrieben in Verbindung gesetzt. Die Gesetzgebung war eine drakonische, auf Kindesmord war der Tod durch den Strang gesetzt, ohne etwaige Erwägung der psychologischen Umstände im Augenblicke der That. Dabei war die Handhabung des Rechts willkürlich, die Freiheit des Richters durch Verfügungen des Ministers aufgehoben. Und als am 18. Februar 1853 ein wahnwitziger Geselle ein Attentat auf den Kaiser wagte, bei dem der Monarch nur durch die glückliche Dazwischenkunft eines Fleischhauers vom Tode gerettet wurde, da wurden die Zügel der Regierung natürlich noch straffer angezogen.

In dieser Zeit, und zwar von der Mitte des Jahres 1852 bis zum verhängnisvollen 18. Februar spielt die Handlung der Erzählung. Beim Gerichte einer galizischen Stadt wird ein junges siebzehnjähriges Mädchen, Viktorine Lippert, wegen Kindesmordes eingeliefert; sie wurde auf der Straße halb wahnsinnig aufgefunden, neben ihr der kleine Leichnam. Sie war Gesellschafterin bei einer polnischen Gräfin; auf dem einsamen Schlosse hatte deren Sohn, ein angehender, eben aus Paris heimkehrender junger Attaché, das schöne Mädchen verführt, und als ihr Unglück offenbar wurde, hatte man sie mit Schimpf und Schande aus dem Schlosse gejagt — in ruchloser Hartherzigkeit. So wurde sie Verbrecherin. Als der von einem kurzen Aufenthalte in Wien, wo ihm sein Avancement zum Präsidenten des Obergerichts der Gegend mitgeteilt wurde, heimkehrende Präsident des obigen Gerichtshofes die Akten der Lippert zu Gesichte bekommt, macht er die erschütternde Entdeckung, daß die Schuldige sein eignes, einem fast ganz vergessenen Verhältnis in seiner Jugendzeit entsprossenes Kind ist. Vor zwanzig Jahren lernte der Freiherr Viktor von Sendlingen in Suczawa im Hause eines Bojaren die deutsche Gouvernante Emilie Lippert kennen und glühend lieben. Er war damals einer der hoffnungsvollsten jungen Beamten des Staates, aber sein Schicksal und seine ganze Karriere hing von der Protektion ab, die ihm ein starr aristokratischer Verwandter angedeihen ließ, und als sein Verhältnis zu jener, übrigens edeln und hochherzigen deutschen Gouvernante so offenkundig wurde, daß er sie als Ehrenmann hätte heiraten müssen, da erhob jener gräfliche Protektor Einspruch dagegen und drohte, ihn ganz fallen zu lassen, was durch eine bei jenem Liebesverhältnis verschuldete Nachlässigkeit im Dienste noch gefährlicher wurde, falls er die bürgerliche Deutsche heiraten würde. Überdies hatte der junge Sendlingen das furchtbare Schicksal seines eignen Vaters vor Augen; auch dieser hatte eine Liebschaft, gar mit der Portierstochter im eignen väterlichen Hause, gehabt, die Frucht derselben war eben unser Baron Viktor. Damals hatte dessen Großvater, gleichfalls Gerichtspräsident, gerufen: Ein Sendlingen darf kein Schurke sein, und hatte den eignen Sohn zur Ehe mit einem im Grunde gleichgiltigen, nur in einem leichtsinnigen

Augenblicke verführten Weibe gezwungen. Diese Ehe wurde eine Hölle für den Mann, und auf dem Sterbebette hatte der Vater unserm Viktor den Schwur abgenommen, nie eine Bürgerliche zu heiraten. Unter dem Drucke dieser Einwirkungen hatte der Baron Viktor die Gouvernante Lippert verlassen. Sie hatte dann mit ihrem Kinde, der nunmehr als Verbrecherin dastehenden Viktorine, ein elendes Leben geführt, indes der Ungetreue eine glänzende Karriere machte, eine Gräfin heiratete und durch seine wissenschaftlichen und praktischen Leistungen sich einen wohlgerechtfertigten glänzenden Namen in der österreichischen Juristenwelt erwarb. Viktor von Sendlingen galt als die Verkörperung des idealen Richters; er verband Güte gegen die Untergebenen mit Freimut und, wenn es notthat, strengster Observanz seiner richterlichen Unabhängigkeit gegen die Obern; er war der Hort aller Ehrenmänner seiner Provinz, der beliebteste Mann der Stadt, die ihn jetzt, bei seinem Abgange an das Obergericht, mit allen Ehren, die sie zu vergeben hatte, mit Ehrenbürgerrecht, Fackelzug und Banket, zu feiern rüstete.

Mitten in diese glänzende Laufbahn, in dieses edle, dem Vaterlande und der Menschenliebe gewidmete Leben bricht nun durch die Verhaftung der Unglücklichen das Verhängnis herein. Zwar weiß weder die Welt noch die Verbrecherin selbst um ihre Abstammung von dem berühmten Gerichtspräsidenten; nur ihr Verteidiger, der sich übrigens aus freiem Antriebe ihres Prozesses angenommen hat, der Dr. Georg Berger, erfährt den Sachverhalt aus dem Munde des Vaters selbst, dessen vertrautester Freund er ist, und zu seinem ohnehin lebhaften Interesse für seine Klientin tritt noch das Bewußtsein des furchtbaren Konfliktes hinzu, in welchen der Jurist, der skrupulös gewissenhafte Richter und der Vater im Präsidenten nun geraten ist. Wohl wäre es dem mächtigen, in seiner unbestechlichen Autorität bisher makellos dastehenden Freiherrn ein Leichtes, den Prozeß gegen sein Kind, ohne sich diesem und der Welt als Vater zu verraten, zu einem glimpflichen Urteil zu führen. Aber in diesem Sendlingen, dem Sprossen einer langen glänzenden Kette hoher richterlicher Würdenträger, ist das Bewußtsein seiner amtlichen Pflicht nicht minder mächtig als das seiner natürlichen Schuld. So muß dieser Mann die Folgen seiner That bis in die äußersten tragischen Konsequenzen durchleben. Den Prozeß selbst in die Hand zu nehmen, verbietet ihm sein richterliches Gewissen; er kann auf eine mildere Behandlung der Gefangenen Einfluß üben, das Urteil beeinflussen will er nicht. Und zum Unglück ist der Vizepräsident, der den Prozeß leitet, ein Mann so recht nach dem Herzen der damaligen Reaktion: hart gegen die Untergebenen und gefügig gegen die Obern. Zum Unglück sind gerade schärfere, ja die schwersten Strafen — nach der beliebten Abschreckungstheorie — gegen den Kindesmord, wegen seines häufigeren Auftretens, verordnet worden, noch gab es damals keine Gesetze, welche die begleitenden Umstände mildernd berücksichtigt hätten. Zum Unglück ferner gesteht Viktorine Lippert in ihrer wahnsinnigen

Verbitterung die That unumwunden ein, sie will um jeden Preis sterben; zum Unglück wenden sich auch die Zeugenaussagen durch den Einfluß jener Gräfin, in deren Dienst sie gestanden hat, aufs niederträchtigste gegen die Angeklagte. So wird sie denn zum Tode durch den Strang verurteilt. Es ist ein Justizmord! schreit der Verteidiger, jammert der ungekannte väterliche Präsident, und in der That würde ein heutiges Gericht oder gar ein Schwurgericht der Angeklagten die denkbar mildeste Strafe zuerkennen. Aber selbst die Appellation beim obersten Gerichtshof ist erfolglos und ändert nicht das Urteil, sodaß kein andrer Weg übrigbleibt, als beim Kaiser um Gnade zu bitten, sich ihm ganz zu entdecken. Kein Zweifel, daß der jugendliche Monarch dem so verdienten Manne Gnade für sein Kind schenken würde. Kann aber der Richter Gnade und ungerechte Bevorzugung seiner selbst fordern, der sein Leben lang für das Recht, und zwar für das humane Recht, gestritten hat? Und selbst im Falle der Begnadigung wird das schwache Geschöpf, das inzwischen seinen Vater kennen gelernt hat, von ihm mit Lebenshoffnung erfüllt worden ist, den Jammer langjähriger Kerkerstrafe überleben? Und doch entschließt sich der Präsident auf das dringliche Zureden seines Freundes, des Verteidigers, dazu, nach Wien zu gehen und sich dem Monarchen zu entdecken. Aber da kommt er gerade an dem Tage jenes abscheulichen Attentates auf das Leben des Kaisers in Wien an. Die ganze Stadt ist in Bewegung, der Fürst ist hier mehrere Wochen verhindert, Audienzen zu erteilen, niemand sonst kann ihn für den Gnadensucher ersetzen, und in den nächsten drei Tagen soll das Urteil an seiner Tochter vollzogen werden. In dieser furchtbaren Not bleibt ihm nichts andres übrig als eine früher geplante That auszuführen: seine Tochter durch Flucht dem Henker zu entziehen und selbst alle Ämter und Würden niederzulegen, um ihr im Auslande ein Beschützer zu bleiben. Ein Verbrechen kann er nur durch ein andres verhindern: den Justizmord durch den unerhörten eignen Mißbrauch seines Amtes. In derselben Nacht, da der Freiherr von Sendlingen durch Fackelzug und Bankett von der Bürgerschaft gefeiert wird, entflieht seine Tochter ins Ausland, er eilt ihr nach. Spurlos verschwinden beide. Nach mehreren Jahren erscheint ein Buch über die juristische Behandlung des Kindesmordes, über die Zurechnungsfähigkeit bei der That; wenige besonders in der juristischen Literatur Eingeweihte erkennen den Stil des Präsidenten von Sendlingen. Das Buch führt in der That eine Änderung in der Gesetzgebung herbei. Nach Verlauf noch einiger Jahre erscheint der Präsident beim Justizminister in Wien, erzählt seine That — die Tochter hat inzwischen einen holländischen Militär geheiratet und ist mit ihm nach Java übergesiedelt — und verlangt seine Verhaftung, dringt auf seine Bestrafung. Doch der erschütterte Minister lehnt all dies Ansinnen ab, will den großen Juristen vielmehr neu in den Dienst des Landes ziehen. Indes hält es der bisher so feinsinnige Kopf, der stets gegen die Parole: Fiat justitia, pereat mundus die

Humanität aufrief, für notwendig, auch äußerlich die Strafe seines Verbrechens auf sich zu nehmen, und macht durch einen Sturz ins Meer seinem Leben ein gewaltsames Ende.

Man sollte meinen, daß es dem Schriftsteller hätte schwer fallen müssen, den Konflikt in dieser Erzählung durch einen noch heftigeren zu überbieten, und doch hat es seine in starken Effekten erfinderische Phantasie in der vor kurzem (bei Bonz in Stuttgart) erschienenen Erzählung: Die Reise nach dem Schicksal zuwege gebracht. War es dort der Konflikt der Menschlichkeit mit dem positiven Recht, so ist es hier einer mit dem sogenannten Naturrecht. Und um wieviel unbeugsamer, ursprünglicher und durch keine menschliche Satzung umgehbarer das Naturrecht als das positive ist, welches ja, wie wir eben gesehen haben, stets im Fluß ist, umso gespannter, auf die äußerste Höhe getrieben ist der Konflikt in der jüngern Erzählung. Auch hier ein Ausnahmefall, der umsomehr an tragischer Kraft verliert, je isolirter er dasteht. Und hier noch mehr als im „Präsidenten“ nimmt die dialektische Beleuchtung des Konfliktes den Autor in Anspruch und konzentrirt sich das Interesse nicht auf das Schicksal der Menschen, dessen einfache Lösung der Leser von Anfang an kennt, sondern auf den juristischen Witz des Autors, wie er wohl den gordischen Knoten lösen werde. Er löst ihn aber nicht, er zeigt alle seine Verschlingungen und läßt ihn in der äußersten Bedrängnis von der immer gütigen Natur durchhauen.

Um die eheliche Verbindung zwischen Bruder und Schwester handelt es sich hier — ein Frevel gegen die Natur! „Eine solche Beziehung — entwickelt der Erzähler — ist thatsächlich nicht bloß für das Gefühl des gesitteten Menschen empörend, hier wurzelt der moralische Abscheu, den wir empfinden, nicht etwa bloß in einem Vorurteil oder in einer sittlichen Idee, welche sich die Menschheit auf ihrem Entwicklungsgange notgedrungen im Interesse der staatlichen und moralischen Ordnung hat anerziehen müssen — die Natur selbst hat ihn uns gelehrt. Je näher die Eltern mit einander verwandt sind, umso größer ist die Gefahr, daß die Kinder aus dieser Ehe geistige oder körperliche Krüppel sind — das ist das stumme und doch so beredte Veto der Natur. Sie geht also noch weiter als der Mensch; sie straft Beziehungen, welche der Staat duldet und als rechtmäßige Ehen unter seinen Schutz stellt. Aber nicht bloß durch die Folgen erhebt die Natur zürnend dies Verbot, sondern sie warnt auch von vornherein. Aus welchen Motiven werden die Ehen unter Blutsverwandten in der Regel geschlossen? Damit das Geld in der Familie bleibe, oder aus schlecht verstandenem Familiensinn, oder aus Bequemlichkeit, »weil die jungen Leute einander ohnehin genau kennen und daher vor Enttäuschungen bewahrt sind.« Aber aus Liebe? Selten, fast nie. Die Gleichgiltigkeit oder gar die Abneigung, die erst besiegt werden muß — das ist die Warnung der Natur. Kein Zweifel also: die Natur selbst will solche Bündnisse nicht! . . .“

Wie aber, „wenn die Natur nicht gewarnt hat“? wenn sich zwei junge, edle Menschen in aller Unschuld kennen und lieben gelernt haben, ohne die mindeste Ahnung ihrer geschwisterlichen Abkunft von einem gemeinsamen Vater zu haben, wenn sie sich als Mann und Weib verbunden haben — die Natur hat nicht gewarnt! sie lieben sich leidenschaftlich! wie dann? Soll man sie über ihre verwandtschaftlichen Beziehungen aufklären? ihren Bund trennen? vollends dann, wenn beide aus Verzweiflung zu sterben drohen? So steht der Fall in der neuesten Erfindung des galizischen Kulturschilderers. Er giebt eine doppelte Antwort darauf. Theoretisch verneint er sie, aber sie thatsächlich durchzuführen hat er doch nicht den Mut, und der Tod erlöst eins der Geschwister, sodaß die ganze Frage dann von selbst wegfällt. Wozu der Lärm? fragt am Schlusse der enttäuschte Leser, und ist sich nur darüber klar, daß es dem Autor darum zu thun gewesen ist, das Bekenntnis der Humanität quand même auszusprechen.

Die Geschichte ist kurz die. Vor zwanzig und einigen Jahren war der österreichische Husarenoffizier Egon Graf Hallsee mit seinem Regiment an der rumänisch-bukowinaischen Grenze stationirt. Da er ein flotter junger Leutnant war, nicht besser und nicht schlimmer als tausend andre seines Berufes, so fehlte es ihm nicht an Glück bei Frauen, das er in der Langeweile des friedlichen Lagerlebens auch gern versuchte. Zu der schönen und edeln Bojarin Sophie von Barletta trat er, trotz ihrer Tugend, bald in ein intimeres Verhältnis, welches in ihrer unglücklichen Ehe sie noch besonders leidenschaftlich ergriff. Als die Folgen ihres ehebrecherischen Verkehrs sichtbar wurden, wollte der junge Graf sie zur Trennung von ihrem rohen Gatten veranlassen oder ein Duell mit diesem provoziren, bei dem einer von beiden hätte auf dem Platze bleiben müssen. Der schurkische Gatte aber mied das eine wie das andre; das Duell mied er aus Feigheit, in die Ehescheidung wollte er nicht wegen des Skandals in der Gesellschaft willigen; seinem Rachedurst leistete er durch marterndes Benehmen gegen seine schöne, unglückliche Frau Genüge. Als der Knabe Stefan, der jenem Liebesverkehre entsproß, in das schulfähige Alter kam, wurde er in eine rumänische Erziehungsanstalt gegeben, die aufs vorteilhafteste für ihn sorgte. Als enthusiastischer Landwirt wuchs er heran.

Indes hatte sich der freundschaftliche Verkehr zwischen dem Grafen Hallsee und der Sophie Barletta in sein Gegenteil verkehrt, sodaß selbst nach dem Tode des Bojaren von einer nachträglichen Ehe der beiden nicht mehr die Rede sein konnte. Und dies war so gekommen. Einer Nebenbuhlerin Sophiens, einer leichtfertigen und ränkevollen, aber gleichfalls sehr schönen Witwe gelang es, den Grafen Hallsee, kurz nach seinem Verkehre mit der ersteren, für kurze Zeit in ihre Netze zu bringen. Das Verhältnis war durchaus kein gemütlich ernstes. Aber mit der Freundschaft Egons und Sophiens war es für immer aus, denn jene Witwe hatte vorher dem Bojaren Barletta den Liebeshandel seiner Frau verraten und diese dadurch so unglücklich gemacht. Aber auch aus dem Ver-

kehre des Grafen mit jener Witwe entsprang ein Kind, ein zur herrlichsten Jungfrau erwachsendes Mädchen Milla, welches in der Verborgenheit, selbst seiner Abkunft unbewußt, aber mit Unterstützung der alten Witwe erzogen wurde.

Jahre vergingen, fünfzehn oder mehr Jahre. Die beiden schönen Sünderinnen wurden alt, wurden fromm, und auch der flotte Husarenoffizier wurde ein alter, von der Gicht geplagter Invalide, der sich in den schönen Winkel der Hinterbrühl bei Wien auf ein kleines Gütchen zurückzog, um gähnend den Tod zu erwarten; von seinen Kindern hat er seit vielen Jahren nichts mehr erfahren, mit der bösen Mutter seiner Tochter jeden Verkehr abgebrochen. Die Barletta war schließlich in ein Kloster getreten, um dort in Muße ihre Sünden zu bereuen, und auf dem Sterbebette hatte sie dem Pater Arkadius das Geheimnis ihres Sohnes anvertraut und diesem testamentarisch die Bitte vermacht — Mönch zu werden. Desgleichen hatte die andre frommgewordne Dame, die noch lebt, ihr Mädchen zur Nonne bestimmt, gleichfalls unter dem Einflusse des merkwürdigen Paters Arkadius, eines Gemisches von Schlauheit und mönchischem Fanatismus. Aber vergebens wendet er alle Künste seiner Beredsamkeit und Diplomatie auf, den jungen Stefan zum Klosterleben zu bekehren; Stefan bleibt Landwirt und führt durch diese Weigerung die Grundidee des Buches aus: Keine Schuld ist erblich, und keiner kann den andern erlösen. Und andrerseits wird das Mädchen Milla im engen Kloster so krank, daß sie notwendig aufs Land geschickt werden muß, sich zu erholen. Nun grenzen aber die beiden Güter der Barletta und jener Witwe unmittelbar an einander, sodaß diese die Besorgnis hegt, die zwei jungen Leute, welche beide ihre wahre Herkunft nicht kennen, könnten sich am Ende ineinander verlieben, jung, schön, feurig wie sie sind. Aber der Pater Arkadius beruhigt sie trügerischerweise darüber, indem er vorgiebt, Stefan Barletta sei jetzt nicht auf seinem Gute und sei überhaupt ein zu elender, verkommener Geselle, um gefährlich zu werden. Arkadius verfolgt nämlich den Plan, die voraussichtliche Liebschaft der jungen Leute entstehen zu lassen, und gedenkt noch zu rechter Zeit mit der Entdeckung vor Stefan treten zu können, er liebe seine eigne Schwester; diese Mitteilung, hofft er, werde den jungen Mann, wie er ihn kennt, so niederschmettern und ihn derart weltschmerzlich stimmen, daß er ihn dann leicht in die Kutte werde stecken können. Doch bei diesem teuflischen Plane hat der Pater die Rechnung ohne die Macht der erwachten Leidenschaften gemacht. Stefan und Milla lieben sich so glühend, daß sie alle Mittel, sie zu trennen, besiegen, und als sie durch den Pater über ihre Verwandtschaft aufgeklärt werden — ist es zu spät, sie haben sich schon ehelich verbunden. Milla verfällt in eine schwere Krankheit, und der Arzt weiß kein andres Mittel, sie zu retten, als das, den seelischen Schmerz zu heben, der sie niedergeworfen hat. Dazu aber weiß Stefan Barletta keinen andern Weg, als so schnell als möglich nach Wien zu fahren, den alten Grafen Hallsee

aufzusuchen und ihn auf Ehre und Gewissen zu fragen, ob er wirklich sein Sohn sei, denn nach all dem Vorgefallenen hat Stefan dem Pater Arkadius garnichts glauben wollen, so leidenschaftlich auch seine Beteuerung der Wahrheit war. Und nun treffen wir den aufs furchtbarste erregten jungen Mann, der sich an den letzten Strohhalm einer Hoffnung klammert, seine geliebte Milla und sich selber dem Leben zu erhalten, im Eisenbahnkupee auf der Fahrt von Lemberg nach Wien. Hier im Wagen trifft er auf einen Landsmann, den Direktor einer Maschinenfabrik in Meidling, Gregor von Tarbescu, und hier im Eisenbahnkupee ist es auch, wo während einer sechzehnstündigen Kourierfahrt demselben diese ganze Geschichte erzählt wird. Das tolle Fieber, in dem sich der unglückliche junge Barletta befindet, der einer Entscheidung auf Leben und Tod entgegenfährt, der fast bei jeder Station Telegramme an das Sterbelager seiner Geliebten aufgiebt und empfängt, der immer in der Angst schwebt, sie könnte ihm noch vor der entscheidenden Antwort des alten Grafen wegsterben, der entschlossen ist, im Falle dieser ihn als seinen Sohn erkennt, sich unter die Räder einer Lokomotive zu werfen — diese ganze Aufregung, die anfänglich noch unterbrochen ist durch die idyllischen Bilder der Jugendzeit, des Landwirts- und Liebeslebens, welche der erzählende junge Mann seinem Gegenüber aufrollt, die sich aber nervös steigert, je näher die Reisenden Wien und der Entscheidung kommen, diesen furchtbaren Zustand erlebt der Leser bis zur Peinlichkeit. Auch Tarbescu wird von ihm angesteckt, er läßt sich, so fremd er ist, in die Handlung mit hineinreißen, das Problem tritt ihm selbst nahe und — ein realistischer Mann wie er ist, seine Maxime lautet: Im übrigen mag mich jeder beurteilen, wie es sein eignes Wesen gebietet, welches ja schließlich doch der einzige Maßstab menschlichen Richtens ist — Tarbescu übernimmt es, den etwas schwächlichen Vater nach seiner eignen Überzeugung zu lenken, die dahin geht, es dürfe Stefan nicht erfahren, daß Milla in der That seine Schwester sei. Diese Lüge gebiete die Menschlichkeit, die zwei schlechthin schuldlose Wesen nicht in den Tod schicken könne. Den Schuldigen, den Grafen, treffe die Vergeltung ohnehin, in dem Augenblicke, da er den gesuchten Sohn finde, ihn verleugnen zu müssen. Den noch schuldigern Arkadius wird sein eignes Gewissen richten, wie er in der That schon ein gebrochener Mann ist. Und so geschieht es auch: der durch die Ankunft seines Sohnes vernichtete Graf Hallsee stammelt ein Nein auf die verhängnisvolle Frage; aber kurz nachdem Stefan die Freudenbotschaft der sterbenden Geliebten telegraphirt hat, kaum daß sie noch klar genug bei Bewußtsein war, diese erlösende Mitteilung zu verstehen, stirbt auch sie.

So endet alles in lauter Zufriedenheit. Daß hier eine schreiende Dissonanz zwischen dem Ideengange und dem der Ereignisse existirt, haben wir oben schon angedeutet. Die Mache aber ist, bis auf einige Längen und durch das Theoretisiren tote Stellen, brillant. Wie im „Präsidenten" spielt auch in der

„Reise nach dem Schicksal“ der Vertraute (des älteren französischen Dramas) eine überaus wichtige Rolle. Franzos hat obendrein in schlauer Weise diese letztere Geschichte dem „Realisten“ Tarbescu in den Mund gelegt und so von dem Standpunkte eines ganz bestimmten Charakters aus die Sache dargestellt, die Dissonanz aber hat er dadurch doch nicht verdeckt. Ein künstlerischer Realist ist Franzos keineswegs. Seine Gestalten sowohl wie seine Fabeln sind viel zu sehr konstruirt, sein Geist viel zu spekulativ angelegt, als daß man ihn zu den realistischen, aus der unmittelbar gegenwärtigen Fülle des Lebens schöpfenden Dichtern zählen dürfte.

Innsbruck. M. Necker.



Fromme Wünsche in akademischen Angelegenheiten.



Einverstanden: die Pietät ist eine Tugend, die ihren Besitzer ziert und ehrt. Wiederum einverstanden: sie haben ihre großen Verdienste, unsre Universitäten und Fakultäten; wer wollte das bestreiten, ja wer hielte das noch des Hervorhebens und Betonens für bedürftig? Und zum drittenmale einverstanden: auch die akademische Freiheit und Selbständigkeit hat ihren Wert und gewisse Seiten, nach denen sie berechtigt erscheint. Aber ebenso sicher ist, daß die Gerechtigkeit und Billigkeit gleichermaßen Tugenden sind, welche den Menschen gut zu Gesichte stehen, daß die Pietät nicht an schwachen Augen leiden darf, die nur die hellsten Stellen an ihrem Gegenstande sehen und nicht auch die dunkeln gewahr werden, daß ferner einige Züge in der Physiognomie unsrer Hochschulen, wenn sie beseitigt würden, ihrer Schönheit keineswegs Eintrag thun, vielmehr dieselbe wesentlich erhöhen würden, und daß namentlich die akademische Freiheit und Unabhängigkeit selbst in der beschränkten Gestalt, in der sie aus dem Mittelalter in unsre Zeit hereinragt, ohne Schaden weiter gekürzt werden könnte, da sie Zustände herbeigeführt hat, welche sie in mehr als einer Beziehung als ihr Gegenteil, als Knechtschaft und Abhängigkeit der jüngeren Dozenten von den älteren, vorzüglich von den großen Lichtern, die wie Gebieter in den Fakultäten schalten und verfügen, erscheinen läßt. Wir haben Fakultäten, in denen ein egoistischer Zünftlergeist regiert, Professorenpäpste, welche auf Berufungen und Beförderungen nicht bloß an einer Universität, sondern an mehreren zugleich unerfreulichen, unbilligen und für die Wissenschaft schädlichen Einfluß üben. Wir

haben Akademien, die mehr oder minder vom häßlichsten Cliquentum beherrscht sind. Es hat sich endlich in den letzten Jahrzehnten in den unteren Kreisen unsrer Gelehrtenrepubliken ein Streberwesen ausgebildet, welches in andern Berufskreisen schon anekelnd genug berühren würde, hier aber umsomehr Verdruß und Widerwillen erweckt, als man glauben möchte, Umgang mit so hohen Dingen, wie Wahrheit und Wissen, müsse veredeln, wahrhaftig, ehrlich und vornehm machen.

Diesen Eindruck hinterläßt eine kleine Schrift, welche den Titel Die akademische Karriere der Gegenwart (Leipzig, W. Friedrich) trägt und von einem Anonymus herrührt, der durchweg als Sachkenner erscheint, und der die Erfahrungen, die in seiner Darstellung verarbeitet sind, vorzüglich in Tübingen und andern süddeutschen Universitäten gesammelt hat. Indes könnten die Beobachtungen, die er mitteilt, und die Bilder von Personen und Zuständen, mit denen er seine Beweisführung illustrirt, auch in Norddeutschland und nicht bloß in kleinen Universitätsstädten ihre Seitenstücke haben. Denn überall herrscht auch hier dieselbe Einrichtung und derselbe Geist, und andrerseits ist es dem Verfasser offenbar nicht darum zu thun, bestimmte Personen an den Pranger zu stellen, sondern darum, auf die allgemeinen Verhältnisse, die Typen der Zunft hinzuweisen und den Wunsch zu erwecken, daß hier Wandel geschafft werde, ne respublica quid detrimenti capiat. Seine Schrift ist mit andern Worten kein Libell, kein Pamphlet, sondern ein wohlbegründeter Mahnruf, daß hier eine Reform notthue, und wir dürfen uns freuen, daß sie rasch eine zweite Auflage erlebt hat, ihr weitere Verbreitung wünschen und, indem wir uns ihren Ausführungen, denen sich noch mancher Beleg einschalten ließe, und an denen man nur zwei oder drei mehr für die gewöhnliche Unterhaltung als für Bücher geeignete Ausdrücke tadeln kann, inhaltlich durchweg anschließen, uns der Hoffnung hingeben, daß ihre Vorschläge zur Abhilfe bei den Regierungen ein geneigtes Ohr finden und zu Thaten anregen werden. Es ist die Wahrheit, die hier einmal gesagt wird, und die Wahrheit thut zuweilen weh; aber vielleicht mehr als in vielen andern Fällen gilt hier der Spruch: „Die Wahrheit wird euch frei machen.“ Er gilt nicht nur von den durch veraltete Einrichtungen gedrückten, gehemmten und auf entsittlichende Wege hingewiesenen jüngeren Dozenten, sondern auch von den bis jetzt unantastbaren Bedrückern und Schädigern, die in dieser Eigenschaft zum Teil weniger schuld an dem gedachten Unwesen sind als jene Einrichtungen.

Der Offizier, der Jurist, der Lehrer an mittleren und unteren Unterrichtsanstalten rückt von selbst nach und nach an die seiner Befähigung entsprechende Stelle empor. Der akademische Dozent bedarf dazu der Gunst einflußreicher Ordinarien. Daher die Menge von Strebern der verschiedensten Gattungen, mit deren Manipulationen uns der Verfasser im ersten Abschnitte bekannt macht. Schon die Habilitirung ist mit Weitläufigkeiten und Schwierigkeiten verknüpft,

besonders an kleinen Universitäten, wo die Fakultäten, wo die glücklichen Besitzer von Stellen und zahlenden Zuhörern den sich dazu Meldenden in der Regel ganz wie die Meister der alten Zunft von vornherein mit scheelen Augen, als jemand, der ihre Einnahmen schmälern, ihr Licht einmal verdunkeln, ihren Einfluß schwächen kann, betrachten und ihn demgemäß behandeln, wozu unsre Schrift Beispiele anführt, die sehr ergötzlich sein würden, wenn die Beweggründe der Betreffenden nicht gar zu sehr nach dem Brotkorbe und Geldbeutel schmeckten. Hat der Dozent die Habilitation überwunden, bei der von den Ordinarien nur selten die Absicht verfolgt wird, eine streitige wissenschaftliche Frage zu klären, so werden gegen den Wehrlosen andre Liebenswürdigkeiten ins Werk gesetzt, die seine Thätigkeit hemmen. Fast bei jeder Vorlesung, die er halten möchte, tritt ihm ein Ordinarius in den Weg. Der hat über diesen Gegenstand erst vor kurzer Zeit selbst gelesen, der will im nächsten Semester darüber ein Kolleg ankündigen, der kann den gewünschten Hörsaal oder die gewünschte Stunde nicht missen. Man warnt sogar privatim vor der Vorlesung, zuckt die Achseln, erklärt sie für überflüssig und dergleichen. Man giebt über den unwillkommenen Nebenbuhler in Fakultät oder Senat geringschätzige Urteile ab, die sich, wie der Verfasser mit mehreren Beispielen belegt, später, wenn derselbe seine Thätigkeit einer andern Hochschule widmet, meist nicht bestätigen. Gut ist es, wenn der junge Dozent Vermögen aufzuweisen hat; er wird dann nicht leicht durch viel Lesen gefährlich werden und keine pekuniären Anforderungen stellen, die unbequem sind. Ist er unbemittelt, so muß er sich als fleißiger Tänzer und maître de plaisir empfehlen, einer einflußreichen Frau Professorin oder Dekanin den Hof machen oder — das untrüglichste Mittel zum Weiterkommen — die Tochter eines hochmögenden Professors heiraten. „Gewiß giebt es an den deutschen Hochschulen mehrere Dutzend Schwiegersöhne, welche allein durch die Macht des Schwiegervaters Professoren geworden sind oder doch schnellere Karriere gemacht haben, als dies sonst der Fall gewesen wäre." Versäumt der Dozent diese Manöver, so wird er bald inne, was es bedeutet, wenn man vom „akademischen Parkettboden" und von der „dornenvollen akademischen Karriere" spricht. Nicht sowohl Wissen und Fleiß als soziale Fähigkeit und sozialen Eifer verlangt man von ihm. Schreibt er viel, so ist's der Fakultät zuviel, schreibt er wenig, so vermißt man wissenschaftliche Strebsamkeit. Liest er viel, so darf nach ihrer Meinung der akademische Lehrer nicht bloß pädagogisch thätig sein, liest er wenig, so scheint es ihm an pädagogischer Befähigung zu gebrechen. Hat er viele Zuhörer, so klagt man, er lese nur für die Masse, hat er wenig, so kann man „mit Bedauern bei ihm keine akademischen Erfolge konstatiren."

Sehr lesenswert und durchaus wohlbegründet ist, was der Verfasser über Berufungen und Scheinberufungen sagt. Der Ruf, der an den Dozenten von auswärts ergeht, ist heute so wichtig, daß an manchen Hochschulen für jüngere

Lehrer überhaupt nichts geschieht, wenn sie keinen solchen Ruf vorzuweisen haben, und so setzt man sich in diesem Falle einen in Szene. Von den wirklichen Berufungen aber weist unsre Schrift nach, daß sie ohne aktuelle Mitwirkung eines einflußreichen Lehrers, Verwandten oder Freundes heutzutage garnicht mehr möglich sind. Mächtige Männer — wir brauchen sie Kennern des Universitätslebens nicht zu nennen — haben jahrelang fast alle Professuren Deutschlands besetzt, einflußreiche Väter haben ihre unbedeutenden Söhne in die Fakultäten hineingeschmuggelt oder ihren Schwiegersöhnen zu vorteilhaften Stellen verholfen, auch existiren Fakultäten, in denen immer ein guter Freund den andern nach sich gezogen hat. „Unter dreißig Berufungen giebt es heute kaum eine, die aus rein sachlichen Motiven und ohne persönliche Beziehungen erfolgt," behauptet unsre Schrift, und wer wollte das Übertreibung nennen?

Wir pflichten dem Verfasser bei, wenn er zu dem Schlusse gelangt, das heutige Berufungssystem habe sich überlebt und sei ehedem vielleicht vortrefflich gewesen, jetzt aber zu einer Gefahr geworden, und wir finden die Vorschläge, die er zu einer Reform macht, mindestens diskutabel. Nur die Macht einer vernünftigen Regierung wird den akademischen Unfug ausrotten können, der die deutsche Solidität an unsern Hochschulen zu untergraben begonnen hat. Und wie soll diese Macht verfahren? Unsre Schrift antwortet: „Der Ministerialrat, der die Avancements und die Berufungen im Kultusministerium besorgt, soll mit einem Referenten, den die Fakultät aus ihrem Schoße wählt, und mit zwei andern Experten, deren einen der Minister aus einer praktischen Stellung und deren andern die Fakultät aus einer verwandten Fakultät oder auch aus praktischer Stellung auswählt, zu einer Kommission zusammentreten, die sich auf drei Vorzuschlagende einigt, welche dann der Fakultät zur Begutachtung übergeben werden. Die letztere darf ohne zwingende Gründe von dieser Auswahl nicht abgehen, auch nur unter sorgfältigster sachlicher Motivirung von der Reihenfolge, welche die Kommission vorschlägt, abweichen. Die Regierung bewerkstelligt alsdann die Ernennung dessen, der ihr der beste zu sein scheint. In der Kommission hat sie bei Stimmengleichheit die Entscheidung. Die Senate sollen naturgemäß von den Berufungsangelegenheiten vollständig befreit werden. Bei Avancements an der gleichen Hochschule kann der Minister sein Recht aufgeben und der Fakultät die Entscheidung über den Vorschlag überlassen. Liegt aber der Verdacht nahe, daß ein Dozent von der eignen Fakultät unterdrückt werde, so soll der Minister eine andre Fakultät um ein Gutachten ersuchen oder auch vom Dozenten selbst ein Memorandum einfordern, was ihm oft einen klareren Einblick in die wirklichen Verhältnisse gewähren wird als das Gutachten der Fakultät. Besonders soll der Minister in allen Fällen, wo ein bekannter tüchtiger Gelehrter an der eignen Fakultät nicht vorwärts kommt, weil diese es aus kleinlichen Gründen nicht zuläßt, sofort von einem andern Kollegium ein Gutachten einziehen und darnach ohne Berücksichtigung der Fakultät verfahren."

Diese Vorschläge scheinen uns ebenso zweckmäßig als billig und maßvoll zu sein. Jedenfalls sollten die Regierungen bei den Avancements und den Berufungen mehr Vertrauen genießen, weil sie viel weniger interessirt, also unparteiischer sein werden und mehr Einfluß besitzen, weil die Universitäten thatsächlich schon längst nicht mehr republikanische Gemeinwesen, sondern Staatsinstitute sind wie andre Schulen, nur gehoben und geläutert durch die Freiheit der Wissenschaft. Eine kräftige Regierung wird die Vettern- und Interessenwirtschaft, die an vielen Hochschulen herrscht, und die mit jener Freiheit in schroffem Widerspruche steht, bald beseitigen, mindestens sehr einschränken können. Eine solche Regierung wird ferner verhüten können, daß Fakultäten und Senate das Wohl der Hochschule für gut gesichert ansehen, wenn die Ordinarien reichliche Gehalte und infolge von Zwangsvorlesungen und dauernder Stellung in den Prüfungskommissionen viele Zuhörer und mit diesen Honorar in Fülle haben. Ferner würde es, wenn man die Vorschläge unsrer Schrift beachtete und verwirklichte, nicht mehr vorkommen, daß ein einflußreicher Ordinarius einen möglichst unbedeutenden Fachgenossen beruft, um nicht in den Schatten gestellt, nicht durch die Konkurrenz am Beutel gekürzt zu werden, um neben dem neuen kleinen Lichte das große zu bleiben, als welches er bisher galt. Es würde sodann verhindert werden, daß der Vorschlag Sachverständiger durchfällt, weil ein energischer und damit mächtiger Kollege derselben Fakultät, der aber kein Sachverständiger ist, aus persönlichen Gründen einen andern wünscht, und die schwächern und schüchternen Mitglieder sich fügen. Die Scheinberufungen würden unmöglich gemacht werden. Die Regierung würde eher als die Fakultät mit ihrem bekannten Kastengeist Männer in nicht akademischer Stellung, die einer Professur würdig sind, Gerichtsräte z. B., Gymnasiallehrer, Geistliche, herausfinden und anstellen. Was das Aufrücken der Dozenten betrifft, die sich habilitirt und eine Zeit lang auf dem Katheder gewirkt haben, so sollen dieselben nach dem Verfasser zwar nicht von selbst avanciren wie der Fähndrich und der Referendar; wohl aber verlangt er, daß der Dozent, der als Lehrer und Schriftsteller Erfolg aufzuweisen hat, von Rechtswegen befördert werde, sodaß sein Aufrücken nicht auf persönliche Gründe hin, nicht durch die Ränke neidischer oder sonst bösartiger Ordinarien hintertrieben werden kann, und schließlich empfiehlt er, den Extraordinarien einen Gehalt aus Staatsmitteln zu geben, der sie vor Sorgen sicherstellt und sie vor dem Loose bewahrt, ihre intellektuelle Elastizität und Schöpferkraft zu verlieren, mit oberflächlichen Arbeiten für den Büchermarkt ihren Unterhalt verdienen zu müssen und so am Ende um des lieben Brotes willen geistig zu verkommen.

Wir empfehlen die Schrift unsers Anonymus nochmals angelegentlich. Nur auf den von ihr gezeigten oder ähnlichen Wegen ist ein Fortschritt der deutschen Universitäten möglich, die von allen heute existirenden Instituten am meisten und deutlichsten die Spuren des sonst überall beseitigten und überholten Mittelalters an sich tragen. Mögen die Vorschläge, die der Verfasser so überzeugend begründet und gerechtfertigt hat, nicht fromme Wünsche bleiben, und möge man bald Abhilfe schaffen. Das Unwesen, dem zu steuern ist, hat schon zu lange an unsern Hochschulen gewuchert und gefressen, und es ist hohe Zeit, den Gefahren, mit denen es weiter droht, einen tüchtigen Damm vorzubauen.





Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)



Du hältst mich vielleicht für fühllos, Fiorita, sagte Giuseppe, und meinst, ich könne mich nicht in deine Lage hineindenken, meinst, ich vermöge mir nicht vorzustellen, was es heißt, einen Vater zu verlassen, dessen ganzes Leben eine Kette kummervoller Tage gewesen ist und der hinieden nichts ihm wirklich teures mehr besitzt, als sein Kind, seine Fiorita, seinen Abgott, seinen Augapfel, das Labsal seiner Seele!

O wär' ich das doch!

Du bist es, rief Giuseppe, des bin ich gewiß. Kann jemand dir nahe sein, ohne von deiner himmlischen Herzensgüte durchwärmt zu werden, ohne von deinem Wesen, Geliebte, so Segensreiches, so Heiligendes, so unaussprechlich Beglückendes in sich aufzunehmen, daß endlich die Sonne selbst mit allen ihren lebenspendenden Strahlen ihm entbehrlicher scheint als deine Nähe? Wenn mich schon in so kurzer Zeit dein Zauber so völlig verwandelt, so unauflöslich an dich gefesselt hat, wie muß er erst ihm, der dich einst auf seinen Knieen schaukelte, der dich aus dem Kinde zur Jungfrau erblühen sah, dem du endlich alles ersetztest — Gattin, Herrscherfreude, Hoffnung auf das Wiederanbrechen einer ruhmvollen Zeit —, wie muß jener Zauber erst ihm zur Daseinsbedingung, zur seelischen Lebensluft geworden sein!

Und dennoch willst du mich von ihm losreißen! jammerte Fiorita; o vertraue doch, wie ich es thue, auf die Hilfe von oben!

Sie wird nur denen, rief Giuseppe, die selbst durch vollen Aufwand der ihnen von oben verliehenen Kräfte sich solcher Hilfe wert erweisen. Gut, hier stelle ich dich auf deine Füße. Es war vielleicht ein Schein von Gewaltsamkeit, dessen ich mich schuldig machte, als ich dich auf die Arme nahm. Verzeihe mir's. Ich übe keinen Zwang. Schreite mir frei zur Seite — er raffte seinen

Degen und seinen Mantel vom Boden auf — hier stehe ich und warte deines freien Entschlusses.

Sie lehnte sich an seine Schulter. Wie kann ich! wehklagte sie; heilige Mutter Gottes, erleuchte mich!

Ich habe nicht die Summe dessen, was ich sagte, gezogen, hob Giuseppe von neuem an, indem er, Fiorita an sich drückend, auf den Degen gestützt wie einer dastand, der nun gefaßt dem Verhängnisse entgegenblickt, und für den die Zeit nicht mehr mit Flügeln angethan ist. So vergöttert dich dein Vater, sagte ich, so muß er dich vergöttern, so unentbehrlich bist du ihm, mußt du ihm geworden sein. Jetzt laß mich das Fazit ziehen. Wird er, frage ich, wird er, der mit solcher Liebe auf dich blickt, der aus deinen Augen Lebensfreudigkeit saugt, dem du Mond und Sonne und Frühlingsfächeln und Vogellied bist, wird ers ertragen, dich hinwelken zu sehen, wie eine Knospe, in der ein Wurm sein heimliches Zerstörungswerk betreibt? Wird er bei dem Bläßerwerden deiner Wangen sich nicht sagen: Das ist mein Werk, ich, ihr grausamer Vater, vergiftete ihre Tage! Wird jeder deiner matter werdenden Blicke ihn nicht des Raubes an dem Glücksanteile verklagen, den dir der Himmel zugedacht hatte! Wirst du nicht Tag und Nacht seinen Geist mit Bildern des Entsetzens erfüllen! Wird er in der einsamen Kammer sich nicht die Haare zerraufen und sich die Brust zerschlagen: O Gott, warum ließest du es zu! O ihr Heiligen alle, warum fielet ihr mir nicht in den Arm! Wird er dort vor dem Bilde der schmerzensreichen Himmelskönigin nicht deiner mit dem Reueschrei gedenken: Hier flehte sie zur Gebenedeiten, schütze mich, schütze mich — vor meinem Vater! Und wird der unselige Greis nicht zusammenbrechen unter der Wucht so furchtbarer Selbstanklagen?

Fiorita hatte ihr Gesicht verhüllt, ihre Kniee wollten versagen. Halte mich, hauchte sie tonlos, die Madonna beschütze uns — ich bin die Deine. Sie sank ohnmächtig in seine Arme. Er hob sie empor, daß ihr Haupt auf seiner linken Schulter ruhte, und daß sein linker Arm sie trug, während die mit dem Degen bewehrte Rechte den Weg, der nun angetreten werden sollte, zu säubern bereit war.

Verbergt Euch, Signore! rief in diesem Augenblicke Eufemia, man kommt.

Gleichviel, ob man kommt; vorwärts! befahl Giuseppe, jetzt giebt es kein Kapituliren mehr.

Er drängte sie mit dem Degenknauf wieder auf den eben von ihr geräumten Korridor hinaus, zwang ihr die Blendlaterne in die Hand und schritt der angstvoll seitwärts Spähenden nach.

Aber noch war das Treppchen nicht erreicht, da rief es hinter ihm: Nicht weiter! Und nochmals: Keinen Schritt weiter! Dieb, feiger Einschleicher, nichtswürdiger Knecht! Und eine eiserne Faust hielt von rückwärts den Mantel fest, welcher um die Entführte und um des Entführers linken Arm geschlungen war.

Die Stimme war die Greisenstimme Buonacolsis, nicht minder aber gehörte ihm die eiserne Faust. Jugendkraft durchströmte seine Adern, so oft er den Degen in der Hand fühlte. Und den Degen hielt er in der Hand, denn die Dienerschaft hatte ihn mit dem Rufe: Diebe! Mörder! von dem Nachtmahle aufgeschreckt, ihn und seinen Neffen Abbondio, und beide waren durch die lange Reihe der Gemächer zur Abwehr der Einbrecher herbeigeeilt. Mit Wachsfackeln hielt sich die Dienerschaft in vorsichtiger Ferne.

Eufemia hatte sich vor ihrem greisen Herrn auf die Kniee geworfen und rief: Signore, seht Euch vor! Er wird sich das Fräulein nicht entreißen lassen! Dafür ist er ein Gonzaga! Mich hat er mit seinem schrecklichen Schwerte schon von San Stefano bis hierher wie eine Marionette am Draht geführt!

Doch über dem Kopfe Eufemias hinweg waren die Degen bereits aufeinandergetroffen. Tod allen Gonzagas! hallte es von der Deckenwölbung des Korridors wieder, und während Giuseppe die auf seinem Arm ruhende Ohnmächtige in die Hut Eufemias hinabgleiten ließ, blitzten die Klingen, und diejenige des Greises traf mit Ungestüm die Brust seines schonend nur auf Abwehr bedachten Gegners. Lautlos sank der Getroffene zu Boden, sein Blut überströmte die eine der ohnmachtstarren Hände Fioritas; Marcello Buonacolsis zornige Glut verflackerte, er bebte zusammen, der rotgefärbte Degen entfiel seiner Hand.

Hebt sie auf und bringt sie ins Bett, befahl er mit matter Stimme und wandte sich entsetzt ab; er mußte sich gegen die Wand stützen; als stehe er auf dem Deck eines sturmgepeitschten Schiffes, war es ihm, alles um ihn her schwankte. Ein Gonzaga war durch seine Hand gefallen! Das mußte ihm den Kopf kosten, und was wurde dann aus Fiorita! Aber sie war vielleicht im Einverständnisse mit dem Erschlagenen gewesen! Auch diese Möglichkeit — welch ein Grausen! Welch ein Flecken auf dem Wappenschilde der Buonacolsis! Welche unauslöschliche Schmach!

Während wie in einem Fiebertraume solche Vorstellungen sich in dem Haupte des alten Marcello jagten, hatte der Neffe seinen beiden Dienern ein Zeichen gegeben, den Erschlagenen aus dem Wege zu schaffen. Er wies, als sie dem Befehl folgten, auf eine in der Ferne den Korridor abschließende Balkonthür, und schritt, um dieselbe zu öffnen, voraus. Sein Degen hatte sich bei der blutigen Arbeit nicht beteiligen können, auch wäre die Hand, die ihn führte, nicht dazu geschickt gewesen. Und so wollte er, als man die unbeholfene Bürde mühsam auf die steinerne Einfassung des Balkons hinaufhob, das Versäumte unbemerkt nachholen, aber einer der Diener hielt ihn davon ab. Dio vi ne guardi! warnte er; davor behüt' Euch Gott! Das bringt ja Unglück, Signore!

Abbondio schob seinen Degen mürrisch in die Scheide. Du hast Recht,

brummte er, wozu auch! Der Sturz giebt ihm den Rest. So möge es allen Gonzagas ergehen!

Zwanzigstes Kapitel.

In demselben Augenblicke dröhnte es aus der Tiefe dumpf herauf. Der unheimliche Ton war weder in Mantua noch in Verona ganz unbekannt, denn sein Hausrecht pflegte, wer eine Waffe führen konnte, hier wie dort in rascher Weise und vor aller Welt zu wahren, und sowohl die Balkonthüren wie die bis auf den Fußboden hinabreichenden Fenster der Zimmer luden nach geschehenem Sühneakt zu rascher Beseitigung des Opfers ein. Aber der Totschlag im Zodiaco-Gäßchen hatte doch eine allzu politische Seite, als daß er die aus ihrem ersten Schlafe aufgestörte Nachbarschaft und bald auch ganz Mantua nicht in ungewöhnliche Erregung versetzt hätte, und dies umsomehr, als keine Augenzeugen da waren, welche Genaues über das Verbleiben des Erschlagenen zu berichten wußten. Erst weit später stellte sich heraus, daß auf Antonio Marias Betreiben Häscher sowohl Giuseppes frühere nächtlichen Gänge nach dem Zodiaco-Gäßchen wie auch dieses sein verhängnisvolles Eindringen in den Palazzo Passerino belauschten, und daß sie über den Ablauf seines Unternehmens nicht nur in dem engen Gäßchen selbst wachten, nein, auch auf der Rückseite des Palazzo, in dem Garten desselben, wohin jener Balkon ging. Dieser Garten lag weit höher als die Straße, sodaß selbst von jenem Balkon leicht mittelst einer Strickleiter herabzukommen gewesen wäre, weshalb Antonio Maria auch vorausgesetzt hatte, das Liebespaar werde seine Flucht auf dieser Seite bewerkstelligen.

Solcherart kamen schon tags darauf die wunderlichsten Erzählungen über den in Dunkel gehüllten Vorgang in Umlauf. Das bereits hinter den Zypressen und Pinien des alten Gartens des Palazzo Passerino verschwunden gewesene erste Mondviertel war, so hieß es, nochmals über die Wipfel derselben heraufgestiegen, als habe es dem Toten einen mitleidigen Scheideblick nachsenden wollen. Andre wollten wissen, bis zur Morgenstunde habe, ohne daß sich der Himmel umwölkte, ein sanfter Regen die Blutspuren von dem Basaltpflaster des Zodiaco-Gäßchens abgewaschen; denn es herrschte Uneinigkeit über die Frage, von welchem Balkon der Erschlagene hinabgeschleudert worden war, und diejenigen, welche den Sturz auf der Seite des Gäßchens wahrgenommen haben wollten, hatten auch jenen wolkenlosen Regen rieseln hören. Noch andre behaupteten, in dem Augenblicke, als das Schwerterklirren verstummte, habe der Sterbende mit schwacher Stimme die Worte: Un fine amaro! Ein bitteres Ende! ausgestoßen, den Anfang eines bekannten Sprichworts.

Aber neben diesen phantastischen Erfindungen wagte sich hie und da eine genauere Angabe hervor, deren Urheber jedoch aus Furcht vor der grünen Kammer im Torre della Gabbia auf näheres Befragen sich so stellten, als sei

ihnen die Sache eben auch nur durch Dritte so erzählt worden. Nach diesen Berichten verhielt sichs wie folgt. Das sonst immer verschlossene Gitterthor des alten buschigen Gartens stand halb offen. Zwischen den Gebüschen ließ sich trotz der Dunkelheit hie und da eine vermummte Gestalt wahrnehmen. Nun klang die Balkonthür. Gleich darauf hörte man einen dumpfen Ton, als werde etwas Schweres auf den darunter befindlichen Rasenhügel hinabgeworfen. In demselben Augenblicke eilten jene Vermummten herbei. Bei Fackellicht sah man sie eine entseelte Masse aufheben, das jugendliche, rotbärtige Haupt des Erschlagenen hurtig mit Tüchern bedecken und mit dem Sterbenden oder Toten in der Richtung des herzoglichen Schlosses verschwinden.

Eine Stunde später wurde der alte Buonacolsi verhaftet und, mit schweren Ketten belastet, im Geheimen, also auf der Seite des Gartens, fortgeführt.

Wer der von dem Balkon Hinabgestürzte gewesen war, wußte niemand zu sagen, auch selbst nicht die soweit in die Einzelheiten des Vorgangs Eingedrungenen. Man kam nicht über Vermutungen hinaus. Ein Gonzaga mußte es gewesen sein, warum wäre er sonst in das herzogliche Schloß gebracht worden? Aber er hatte keinem der in Mantua bekannten Blutsverwandten des Herzogs geglichen. Man riet vergebens hin und her. Dann auf einmal wollten politische Kannegießer wissen, Florenz habe die Leiche zurückgefordert, es sei also ein Medici gewesen. Und auch diese Auskunft fand eine längere Zeit Glauben.

Als endlich der wirkliche Thatbestand ans Licht kam, geriet von neuem ganz Mantua in Aufregung. Ein Buonacolsi hatte nun doch einen Gonzaga erschlagen! Der alte Hader der feindlichen Geschlechter stand plötzlich wieder in hellen Flammen!

Der Greis war gleich anfangs in eins der unterirdischen Gemächer des festen Castello di Corte gebracht worden; jetzt mußte sein Prozeß in der Schwebe sein.

Daß er das Leben verwirkt hatte, war, wenigstens für die herzoglich Gesinnten, unzweifelhaft. Längst hätte es keinen Buonacolsi mehr geben sollen.

Marcello machte einstweilen durch Andrea Primaticcio, den einzigen Rechtskundigen, der ihn zu verteidigen wagte, einen Paragraphen des alten Mantuaner Kriminalkodex geltend, nach welchem der Vater, der Bruder oder auch der Vetter einer Jungfrau an dem Entführer derselben auf der Stelle ungestraft den begangenen oder versuchten Gewaltakt rächen durfte.

Aber war die Entführung eine gewaltsame gewesen? Sobald Fioritas erschütterte Gesundheit sich soweit gekräftigt hatte, daß ein Verhör mit ihr vorgenommen werden konnte, wurde sie bei ihrem Eide darüber inquirirt. Sie hatte, wie sich zeigte, den Kelch ihrer Leiden erst zur Hälfte geleert, ihr Geliebter war tot, ihr Vater schmachtete im Kerker, aber jetzt sollte sie auch noch meineidig werden, sollte den für sie in den Tod Gegangenen noch verleumden!

Sie vermochte es nicht. Ich habe ihn keines Gewaltaktes anzuklagen, gab sie zur Antwort.

Jener Paragraph war für den alten Buonacolsi also wertlos, und sein Leben konnte nicht allein für verwirkt gelten, er wurde nach kurzen Gerichtsprozeduren thatsächlich zur Enthauptung verurteilt.

Andrea Primaticcio gab aber eine Sache, für die er eingetreten war, nicht leicht verloren. Es knüpfte sich an ein im Kastell in der sogenannten Camera degli Sposi befindliches Bild eine Sage, auf die schon öfter eine Rechtsgewohnheit zu begründen versucht worden war. Das Bild ist von Mantegna gemalt und stellt den Marchese Lodovico Gonzaga dar; im Garten auf einem Armstuhl sitzend, empfängt er, so heißt es, bei Gelegenheit einer Audienz die Kunde, daß ein zum Tode Verurteilter, namens Boccacino, für welchen die auf dem Bilde mit ihrer Tochter sich an der Seite des Marchese befindende Barbara von Hohenzollern um Aufschub seiner Hinrichtung gebeten hatte, unschuldig sei. Die künstlerische Verewigung dieses Moments konnte füglich für alle Nachfolger Lodovicos eine Mahnung zur Mäßigung sein, und zumeist wurden Berufungen auf dieses denkwürdige Ereignis durch das Zugeständnis eines Aufschubs von siebzehn Tagen belohnt, eine Zahl, deren Sinn nicht mehr bekannt ist.

Auch Primaticcio erhielt für die Hinrichtung seines unglücklichen Klienten eine Frist von siebzehn Tagen zugestanden. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Sparkassen als Einnahmequelle. Ueber dieses Thema findet man auf S. 213 ff. der Grenzboten eine Notiz, welche vortreffliche, nur nicht genügend ausgeführte Gedanken darüber enthält, in welcher Weise die bestehenden öffentlichen Kommunalsparkassen ihrem eigentlichen Zwecke wieder dienstbar gemacht werden können, nachdem es nicht gelungen ist, diesen Zweck durch ein allgemeines deutsches Postsparkassengesetz auf einem andern Wege zu erreichen.

Mit vollem Rechte wendet sich der ungenannte Verfasser gegen den Mißbrauch, daß die Sparkassenbeträge, welche, dem Wesen der Sparinstitute entsprechend, in erster Linie von der ärmeren Bevölkerungsklasse an die Gemeinden eingezahlt werden, jetzt fast allgemein und zu einem verhältnismäßig großen Teile zu Zwecken verwendet werden, welche den eigentlichen Eigentümern dieser Spareinlagen nur indirekt und dann auch nicht einmal in dem wirtschaftlich erreichbaren Umfange zugute kommen. Bei dieser Art der Verwendung nehme das Sparen den Charakter einer Steuer an, welche von den ärmeren Leuten allein getragen werde, während die Gemeinden in ihrer Gesamtheit und die dauernd oder vorübergehend diesen Gemeinden angehörigen, ohne Unterschied, ob sie Spareinlagen gemacht haben oder nicht, den Vorteil davon hätten.

Der ungenannte Verfasser resümirt sich schließlich dahin: 1. Es sei nicht in der Ordnung, wenn die Gemeinden aus den Sparkassenüberschüssen eine ständige erhebliche Einnahmequelle machen; 2. es sei schlechterdings unzulässig, von diesen Geldern einen solchen Gebrauch zu machen, daß man, wie es vorgekommen sei (z. B. wie in Posen), ein Theater baut.

Diese Anregung sollte in unsrer Zeit der sozialen Reformen, wo alles, und an der Spitze die Reichsregierung, mit Recht dahin drängt, die Lage der ärmeren

Bevölkerungsklasse zu verbessern, jedenfalls dieselbe nicht zum Besten des wohlhabenderen Teiles der Bevölkerung auszunutzen, nicht unbeachtet bleiben, vielmehr sollten energische Schritte gethan werden, um die Sparkassen ihrem ursprünglichen Zwecke zurückzugeben und den ärmeren Sparern die Früchte ihrer Ersparnisse in möglichst vollem Umfange zu erhalten.

Einwenden ließe sich gegen die vorstehend gedachten Ausführungen, daß die Sparkasseneinlagen schon längst nicht mehr aus den Beiträgen der Armen, sondern auch aus solchen von Kapitalisten bestehen. Das ist, wenn auch ursprünglich von dem Gesetzgeber, welcher die Einrichtung und den Betrieb der Sparkassen gestattete, nicht beabsichtigt, so doch thatsächlich fast überall zutreffend, denn namentlich an kleinen Orten, wo es an Gelegenheit zur sichern Unterbringung von Kapitalien fehlt, werden die Sparkassen mit Vorliebe und mit Recht als Depositenbanken benutzt.

Hiergegen läßt sich auch nach dem heutigen Zustande des Geldmarktes garnichts einwenden, allein es folgt daraus doch noch nicht, daß die eigentlichen Spareinlagen durchweg und unterschiedslos ebenso behandelt werden müßten wie die wirklichen Kapitaleinlagen, zumal da bei der ersten gesetzlichen Einrichtung dieser Kassen an die Benutzung derselben als Depositenbanken garnicht gedacht wurde. Im Gegenteil, es hatte z. B. das preußische Reglement vom 12. Dezember 1838 ausdrücklich Fürsorge getroffen, „daß die Einrichtung der Kommunalsparkassen hauptsächlich auf das Bedürfnis der ärmeren Klasse, welcher Gelegenheit zur Anlegung kleiner Ersparnisse gegeben werden solle, zu berechnen sei, und daß der Veranlassung zur Ausartung der Anstalten vorgebeugt werden solle.“ Daß unter dieser „Ausartung“ der Sparkassen deren Benutzung als ergiebige Finanzquelle für die Kommune verstanden werden sollte, ergiebt sich aus dem sonstigen Inhalte jenes Reglements und aus zahlreichen Deklarationen der Aufsichtsbehörden, doch läßt sich nach dem heutigen Stande der Dinge und bei der vielfach nachgewiesenen Notlage der Gemeinden nicht annehmen, daß die wirtschaftliche Ausbeutung der Kapitaleinlagen zu gunsten der Gemeinden den letztern verboten sei. Wir sagen ausdrücklich der Kapitaleinlagen, nicht auch der Spareinlagen, und daraus folgt, daß jene anders behandelt, namentlich anders verzinst werden müssen als diese.

Man wird hiergegen den Einwand erheben, daß eine Scheidung zwischen Kapitaleinlagen und Spareinlagen in der Praxis garnicht möglich sei, denn man könne nicht wissen und brauche nicht zu wissen, welche Beweggründe den Einleger geleitet hätten, als er sein Geld der Sparkasse anvertraute. Indessen ist das doch nicht zutreffend, denn nicht auf die Beweggründe kommt es an, sondern auf die Höhe der Einlagen. In den zur Bestätigung durch die Aufsichtsbehörden vorzulegenden Statuten sollten hinsichtlich des dem Einleger zu berechnenden Zinssatzes Bestimmungen enthalten sein, nach welchen die Verzinsung so lange eine möglichst hohe ist, bis die nach und nach entstandene Einlage einen Betrag erreicht, welcher sodann in Staatspapieren; in Hypotheken oder sonstwie sicher angelegt werden kann. Sobald dieser Satz erreicht wäre, oder wenn die Einzahlung der ganzen Summe mit einemmale erfolgte, müßte der Zinsfuß ein geringerer sein. Aus den sich hiernach ergebenden Zinsüberschüssen wäre zunächst ein Garantiefonds zu bilden, welcher nach menschlichen Begriffen für lange oder alle Zeit die Einlagen sicherte, und nachdem dieser Garantiefonds vorhanden wäre, sollte ein Reservefonds gebildet werden, welcher dann auch zum Teil zu öffentlichen, kommunalen Zwecken verwendet werden möchte. Daß dieser Reservefonds unbedingtes Eigentum der Sparer sei, läßt sich juristisch schon deshalb nicht nachweisen, weil sich die Gesell-

schaft der Sparer fortwährend ändert und weil es unmöglich ist, die subjektiven Rechtsansprüche der Einzelnen an diesen Fonds festzustellen; dagegen läßt sich nicht in Abrede stellen, daß es zur Förderung des Sparsinnes und damit der Moralität der Bevölkerung überaus nützlich wäre, wenn man einen Teil der Zinsüberschüsse den eigentlichen Sparern, sei es in der Form von Sparprämien, sei es in der Zubilligung eines höheren Zinssatzes, zugute kommen ließe. Würde diese Behandlungsweise gesetzlich festgestellt, so würden sich die Verwaltungskosten zwar etwas erhöhen, aber darauf könnte ja schon bei der Bildung des Garantiefonds und des Reservefonds Rücksicht genommen werden, außerdem hätten aber die Kommunen von dieser Einrichtung keinen erheblichen Nachteil, weil die auf diese Weise höher zu verzinsenden Einlagen doch bald genug den Betrag erreichen würden, bei welchem diese höhere Verzinsung wieder aufhörte.

Viel ist auch — namentlich bei der Beratung des Postsparkassengesetzes — geklagt worden über die mangelhafte Zugänglichkeit der Sparkassen für den sogenannten kleinen Sparer. Es ist angeblich beobachtet worden, daß der Einleger von Kapitalien von den Beamten der Sparkassenverwaltungen lieber gesehen werde als der arme Mann, welcher seine Sparpfennige herbeibringt, und daß der letztere für die Abwicklung seines Spargeschäftes soviel Zeit verbrauche, daß ihm das Sparen dadurch verleidet werde, während der Kapitalist schnell und gern abgefertigt werde.

Wenn sich dies wirklich so verhielte, so wäre das freilich ein arger Fehler, und es müßte unbedingt auf Abhilfe gedrungen werden. Diese Abhilfe wäre auch leicht möglich, indem man abermals zwischen den eigentlichen kleinen Spareinlagen und den Kapitaleinlagen unterschiede und, wenn sich dies nur irgend ohne erhebliche Kosten durchsetzen ließe, für jede der beiden Arten von Einlagen besondre Annahmestellen und besondre Annahmezeiten bestimmte.

Was die Annahmestellen betrifft, so hat man die Einrichtung sogenannter Filialen auf dem Lande oder an verschiednen Punkten der Städte vorgeschlagen. Das wäre gewiß sehr zweckmäßig, indessen müßten diese Filialen ausschließlich dem kleinen Sparer geöffnet sein, während die Einleger von Kapitalien, deren Betrag sich ja wohl in irgend einer Summe statutarisch bestimmen ließe, an die Hauptsparkasse zu verweisen wären.

Hinsichtlich der Annahmezeiten müßten für den kleinen Sparer möglichst weitgehende Befugnisse bestehen, namentlich sollten die Abende der Löhnungstage noch als Geschäftsstunden obligatorisch vorgeschrieben werden, während für den Kapitalisten die üblichen Geschäftsstunden bei der Hauptsparkasse vollständig ausreichend wären.

Dies alles ließe sich — wenigstens in Preußen — sehr einfach im Wege der Ausführungsbestimmungen des Ressortministers bewirken, weil diese Ausführungsbestimmungen nach dem obengedachten Reglement mit Gesetzeskraft erlassen werden und weil es die Oberpräsidenten bei der Bestätigung der Statuten in der Hand haben, die Erfüllung der gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen zu erzwingen.

Bis jetzt wird bei dieser Bestätigung der Statuten leider nicht überall mit der erforderlichen Sorgfalt zuwerke gegangen, wie sich dies an einem eklatanten Beispiele aus neuester Zeit beweisen ließe.

Wie sich diese Verhältnisse in andern deutschen Bundesstaaten gestalten, wäre noch besonders festzustellen, jedenfalls aber ist es bei unsern heutigen sozialen Zuständen durchaus erforderlich, den ärmeren Klassen jede Gelegenheit zur Klage

darüber zu nehmen, daß ihre Ersparnisse zu Zwecken verwendet werden, an deren Vorteilen in der Regel nur die Wohlhabenden teilnehmen.

Aus Sparkassenüberschüssen sogenannte polizeiliche Anstalten herzustellen, deren Mitgenuß jedermann unentgeltlich freisteht, wie z. B. Straßenbeleuchtung, Anlegung von Trottoirs u. s. w., ist erlaubt und löblich, aber unstatthaft ist die Herstellung und Erhaltung von sogenannten Kommunalanstalten aus Sparkassenmitteln, also Anstalten, deren Mitbenutzung nur gegen besondre Bezahlung gestattet ist, wie z. B. Wasserwerke, Markthallen, Waarenhäuser, Lagerhäuser, Docks- und Hafenanlagen, Schlachthäuser, Bade- und Waschanstalten, Pferdebahnen, Gasanstalten, Omnibus- und Pferdebahnen, höhere Unterrichtsanstalten, namentlich aber Stadttheater. Diese Anlagen sind Unternehmungen der Gemeinde, welche sich entweder durch sich selbst oder durch Zuschüsse aus der Kommunalkasse, niemals aber aus der Sparkasse erhalten müssen, sofern nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen wird, daß diese Ueberschüsse ausschließlich aus den Einlagen der Kapitalisten entstanden sind.

Es ist die unerläßliche Pflicht jedes wohldenkenden Patrioten, gegen derartige Mißbräuche im Interesse des sparenden Volkes öffentlich Protest zu erheben.

Unverfroren. Gegen die sprachliche Zulässigkeit dieses erst in neuerer Zeit öfter gebrauchten Wortes werden auf S. 368 und 371 des vorigen Quartals der Grenzboten mit vollem Rechte Bedenken erhoben. Zunächst denkt man bei dem Worte doch an „frieren" oder „erfrieren," denn „verfrieren" ist schlechtes oder vielmehr gar kein Deutsch. Außerdem hat ein keckes oder ungenirtes Wesen (das soll doch durch „unverfroren" bezeichnet werden) mit „frieren" unter keinen Umständen irgendetwas zu thun. Woher das Wort stammt, wo es zuerst gebraucht worden ist, wird sich schwer ermitteln lassen, es kann aber wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Wiege des seltsamen Wortungeheuers in Berlin gestanden hat. Büchmann führt es zwar in seinen „Geflügelten Worten" (12. Auflage) nicht auf, obwohl in dieser Sammlung ähnliche Redensarten aus der Berliner Volkssprache einen Platz gefunden haben, vielleicht findet man es aber in dem „Richtigen Berliner" oder ähnlichen Sammlungen. Jedenfalls ist und bleibt es in der jetzt üblichen Sprech- und Schreibweise ein etymologisch unerklärbares, ja sogar ein sinnwidriges und sinnloses Wort.

Vielleicht dürfte man durch eine ganz kleine Aenderung zu einer Erklärung gelangen: wenn man nämlich das Wort statt „unverfroren," mit Weglassung des r im Stamme, „unverforen" aussprechen oder schreiben wollte. Dann könnte hingewiesen werden auf das mittelhochdeutsche Wort vorvêren oder vervêren (ê wie ae zu sprechen), welches bedeutet: jemanden außer Fassung bringen oder erschrecken. Dies Wort ist auch heute noch nicht ausgestorben, ist vielmehr in etwas veränderter Form im Niedersächsischen noch immer gebräuchlich. Fritz Reuter sagt z. B. in der „Franzosentid" (fast am Schlusse des sechsten Kapitels): „De oll Herr Amtshauptmann verfirt sick dägen," d. h. „der alte Herr Amtshauptmann erschrickt gewaltig." Im Magdeburgischen sagt man „verfehren," im Braunschweigischen „verföhren," und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Volkssprache daraus das Partizipium „verfohren" oder „verforen" gebildet hat, wonach dann ein „unverforener" Mensch so viel bedeuten würde als ein unerschrockener, nicht leicht aus der Fassung zu bringender.

Bürgerrecht dürfte das Wort aber auch nach diesem anspruchslosen Erklärungsversuche in der Sprache der Gebildeten schwerlich jemals erlangen.

Literatur.

Wer wird sie heimführen? Aus dem Leben auf kalifornischen Grenzstationen von Charles King. Braunschweig, H. Wollermann, 1885.

Ein gutgeschriebener, in der Schilderung und Charakteristik frischer amerikanischer Roman, welcher dadurch besondres Interesse gewinnt, daß er statt des Lebens in den großen Handelsstädten oder den neuen Ansiedlungen dasjenige in einer Militärstation in Arizona und unter den Offizieren des stehenden Heeres schildert. Bekanntlich unterhalten die Vereinigten Staaten eine kaum dreißigtausend Mann starke Armee, die von tüchtigen, auf der Militärakademie zu Westpoint gut vorgebildeten Berufsoffizieren befehligt wird und deren größter Teil beständig gegen die Indianer der westlichen Territorien zu Felde liegt, ohne daß ihm die ruhmlosen Kämpfe mit den Rothäuten als Feldzüge angerechnet würden. Die Armee spielt eine so geringe Rolle im politischen und gesellschaftlichen Dasein der großen Republik, daß noch beinahe kein Schriftsteller auf den Einfall gekommen ist, die Offizierskreise, ihr Leben, ihre Eigentümlichkeit und die Mannichfaltigkeit ihrer Gestalten darzustellen. Bei Charles King ist dies geschehen, und die Gleichheit der Verhältnisse mit den entsprechenden europäischen, die Uebereinstimmung gewisser Sitten und gesellschaftlichen Traditionen hat für deutsche Leser ohne Zweifel noch einen besondern Reiz. Die Geschichte selbst ist einfach erfunden, aber lebendig in Szene gesetzt, der Leutnant und Adjutant John Truscott, ihr Held, etwas zu sehr Bayard ohne Furcht und Tadel. Im ganzen muß man sich freuen, daß ein amerikanischer Schriftsteller es nicht verschmäht, das Ideal eines echten Gentleman gelegentlich auch in die Uniform zu kleiden.

Die tolle Braut. Roman von Hugo Klinger. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1885.

Daß sich den alten und leider Gottes vielverbrauchten Romanmotiven immer wieder eine Erzählung abgewinnen läßt, welche „Spannung" im Sinne der gewöhnlichen Lesewelt in sich schließt, und wenn sie, wie hier, leidlich flüssig und gebildet geschrieben ist, auch anspruchsvollere Leser bis zum Schluß fesseln kann, beweist der vorliegende Roman. Die „Tolle Braut" ist eine unglückliche deutsche Professorstochter, welcher am Abend ihrer Verlobung mit einem stattlichen und reichen jungen Spanier der Bräutigam durch eine spanische Tänzerin entrissen wurde. Fernando Jimenez hat in der Tänzerin seine Jugendgeliebte Dolores erkannt, die durch romantische Verkettung der Verhältnisse erst das Weib, dann die Mörderin seines älteren Bruders, schließlich, nachdem er sich vergeblich ihrem dämonischen Einfluß zu entwinden gesucht hat, seine Frau wird. Der Treubruch gegen die Deutsche ist durch die Schwäche des Helden und den Charakter seines ganzen Verhältnisses zu Dolores genügend motivirt, die schließliche Strafe bleibt nicht aus, das alte Verbrechen der leidenschaftlichen Spanierin wird entdeckt, sie entrinnt der irdischen Gerechtigkeit durch Gift. Don Fernando aber, den seit lange die Reue über sein Verhalten in Deutschland foltert, eilt dahin, um womöglich die verlassene Braut noch einmal zu sehen. Er kommt gerade zurecht, um ihr einen glücklichen erlösenden Todesaugenblick zu gewähren. Wie man sieht, läßt es sich der Verfasser gerade nicht viel kosten, dem Leben neue Elemente und Offenbarungen abzugewinnen. Und doch findet diese Art der Erzählung immer wieder ihr Publikum.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Herren Mörder.



Es ist noch in jedermanns Erinnerung, wie vor kurzer Zeit Frau Clovis Hugues vom Schwurgerichte in Paris freigesprochen wurde, obgleich sie selbst eingeräumt hatte, daß sie den Agenten Morin, gegen den sie einen Prozeß wegen Verleumdung vor den Pariser Gerichten führte, nach einem vereitelten Termine im Justizpalaste durch Revolverschüsse niedergestreckt habe, die den Tod des Verletzten herbeiführten. Die deshalb der vorsätzlichen, mit Überlegung ausgeführten Tötung angeklagte Dame war ihrer Freisprechung durch die Geschwornen so sicher, daß sie vor der Sitzung ihre Kleider und Toilettengegenstände im Gefängnis in ein Paket verpackte, um dieses alsbald nach der Aburteilung mit sich nach Hause nehmen zu können. Die Sitzung selbst glich einer Boulevard-Theatervorstellung, es wurde gelärmt, geschrieen, Frauen saßen auf den Knieen der Advokaten, der Vorsitzende war von Zuschauern so umdrängt, daß er sich vorbeugen mußte, um das Urteil zu verlesen, die Verkündigung des Urteils rief einen wahren Beifallssturm hervor, und die Freigesprochene wurde von dem Publikum im Triumph aus dem Sitzungssaale geführt. Die Revolverhändler von Paris machten in den folgenden Tagen glänzende Geschäfte, indem eine große Zahl von Damen sich für den Gebrauchsfall in ähnlicher Lage mit der üblichen Waffe versah.

Im März dieses Jahres wurde eine andre Dame, Frau Francey in Tonnerre, vor das Schwurgericht in Auxerre (Departement Yonne) gestellt, weil sie den städtischen Baumeister Brisebard am 21. Dezember vorigen Jahres in ihrer Wohnung mit einem Revolver erschossen hatte. Die Angeklagte räumte die That ebenfalls ein, machte aber geltend, der Getötete sei in Abwesenheit ihres Gatten bei ihr eingedrungen, habe ihr unziemliche Anträge gestellt und

sie vergewaltigt. Von der Anklage wurde dargethan, daß Frau Francey selbst den Brisebard am 21. Dezember in ihre Wohnung bestellt hatte, angeblich um ihm das schriftliche Geständnis seiner Unwürdigkeit abzuringen, und daß ein junger Abbé mehrfach nächtlicher Weile sich bei der Angeklagten aufgehalten und deren Wohnung gegen Morgen verlassen hatte. Von diesen Besuchen hatte der Getötete Kenntnis gehabt, und es lag deshalb der Verdacht nahe, daß die Angeklagte einen lästigen Mitwisser habe aus dem Wege schaffen wollen, da sie nicht zu erklären vermochte, weshalb sie den Getöteten von Mitternacht bis gegen zwei Uhr morgens bei sich behalten und nicht ihr anwesendes Dienstmädchen zu Hilfe gerufen habe, als das angebliche Attentat auf ihre Ehre von dem Getöteten unternommen wurde. Auch diese Angeklagte wurde von dem Schwurgerichte freigesprochen und das Urteil von dem anwesenden Publikum mit lautem Beifall aufgenommen.

Die in den sich häufenden derartigen Urteilssprüchen zu tage tretende Verwirrung der Rechtsbegriffe und die große dem Staate und der Gesellschaft aus einem solchen rechtlosen Zustande drohende Gefahr hat den französischen Schriftsteller Alphonse Karr bewogen, eine im Jahre 1864 aus Nizza unter dem Titel Messieurs les assassins von ihm veröffentlichte Broschüre in letzter Zeit wieder abdrucken zu lassen, deren Inhalt in dem Satze gipfelt: „Schaffen wir die Todesstrafe ab, aber die Herren Mörder mögen damit beginnen.“ Die Broschüre ist zwar in erster Linie für die Landsleute Karrs geschrieben und entstanden aus dem Unmut über die umsichgreifende Rührseligkeit für die Mörder, Brandstifter u. s. w., sie berührt aber eine Frage, deren Ernst auch die deutsche Rechtspflege nicht ignoriren darf.

Glücklicherweise ist ja die Strafrechtspflege im deutschen Reiche noch lange nicht auf den Zustand der französischen Geschwornengerichte herabgesunken, es häufen sich aber doch auch bei uns die Stimmen innerhalb und außerhalb des Kreises der Praktiker, welche über einen krankhaften Zug der Milde gegen den einzelnen Übelthäter in unsrer Rechtspflege klagen, und zwar nicht nur bei den Laiengerichten (Schöffen und Geschwornen), sondern auch bei den rechtsgelehrten Richtern; ein Zug, der hauptsächlich in der ungemein häufigen Zulassung „mildernder Umstände“ sich kundgiebt. Die Wahrnehmung, in den Strafen sich möglichst nahe bei dem niedrigsten Maße zu halten, hatte schon im Jahre 1876 die Gesetzgebung zu einer Änderung des Strafgesetzbuches in der Richtung veranlaßt, daß die Strafminima bei einer Reihe von Vergehen (von welchen hier nur der Widerstand gegen die Vertreter der Staatsgewalt und die gefährliche Körperverletzung hervorgehoben werden sollen) erhöht wurden. Der Zweck dieser Maßregel ist aber nicht erreicht worden, insofern für ganz besonders leichte Fälle die Zulassung mildernder Umstände dem Richter gesetzlich freigegeben wurde und nunmehr diese Ausnahmemöglichkeit in ganzen Gebieten beinahe zur Regel geworden ist. Dieselbe Erscheinung zeigt sich bei der Be-

strafung des schweren und des im Rückfall verübten Diebstahls. Die ordentliche Strafe dieser Verbrechen besteht in Zuchthaus; den statistischen Zusammenstellungen für das Königreich Preußen zufolge wird jedoch bei schwerem Diebstahle in den überwiegenden Fällen nicht auf Zuchthaus, sondern (unter Zulassung mildernder Umstände) auf Gefängnis, bei Diebstahl im wiederholten Rückfalle in etwas mehr als der Hälfte sämtlicher Fälle ebenso auf Gefängnis erkannt.

Es läßt sich gegen das Bestreben, keinen Angeklagten zu hart zu treffen, an sich gewiß keine Einwendung machen, und die Richter werden ohne Zweifel in jedem einzelnen Falle davon überzeugt sein, daß die gesamten Umstände desselben der Art sind, daß sie ohne Härte von der Zulassung mildernder Umstände nicht absehen zu können glauben. Trotzdem darf dieser Erwägungsgrund nicht maßgebend sein, wenn der Richter nicht gegen das Gesetz seinem eignen Ermessen einen unzulässigen Einfluß auf die gesetzlich angedrohte Strafe einräumen will. Die Motive zum Strafgesetzbuch sagen bezüglich des Systems der mildernden Umstände: „Hierdurch sollte dem Richter die Pflicht besondrer Prüfung auferlegt werden, ob nicht, falls dem Gesetzgeber selbst die Umstände des konkreten Falles vorgelegen hätten, eine mildere Strafbestimmung angeordnet sein würde. An die bestimmte Hinweisung auf das Recht und die Pflicht dieser Prüfung darf das Gesetz die Erwartung knüpfen, daß der gewissenhafte Richter diese Prüfung nicht unterlassen und, falls er von der ordentlichen Strafe abweicht, über die Gründe sich volle Rechenschaft geben werde. Der Entwurf thut dasselbe dadurch, was andre Gesetzgebungen durch Aufnahme des Ausdrucks »leichtere Fälle« zu erreichen suchen.“ An andrer Stelle der Motive wird die Zulassung der mildernden Umstände als das „außerordentliche Milderungsrecht des Richters“ bezeichnet. Dasselbe muß also in allen den Fällen ausgeschlossen bleiben, wo nicht ganz besondre Ausnahmeumstände zutreffen. Es kann im einzelnen Falle bei Befolgung dieses Grundsatzes den Anschein gewinnen, als ob die zu erkennende ordentliche Strafe den einzelnen Verbrecher zu hart treffe, allein es darf eben nicht nur der einzelne Fall als solcher, sondern er muß als Glied der ganzen Kette betrachtet werden, mit welcher das Unrecht das Recht zu durchbrechen versucht, der einzelne Verbrecher muß als Mitglied der ganzen gegen die Staatswohlfahrt arbeitenden Gesellschaft bekämpft und seine That mit dem dieser Erwägung zufolge erforderlichen Nachdruck getroffen werden. Der Richter ist also auch in dieser Beziehung an den Willen des Gesetzgebers gebunden, und es kann zu gunsten der zu milden Praxis nicht geltend gemacht werden, daß sich die Verhältnisse seit Erlassung des Strafgesetzbuches in einer Weise geändert hätten, daß die Gesamtanschauung des Volkes bei einer jetzt zu erlassenden Strafgesetzgebung die Festsetzung der Strafmaße in den aus der gegenwärtigen Praxis der Rechtspflege zu ziehenden Grenzen für angemessen erachten würde. Daß diese Anschauung nicht vorhanden ist, ergiebt sich wohl am deutlichsten aus der schon obenerwähnten, nach sechsjähriger Wirksamkeit

des Strafgesetzbuches eingeführten Novelle zu diesem, welche eine Erhöhung der Strafminima eingeführt hat.

Die zu milde Praxis der Strafrechtspflege verstößt übrigens nicht nur gegen das positive Recht, sondern sie wirkt geradezu begünstigend auf das Anwachsen der zu mild bestraften Übelthaten; denn wenn solche Vergehen in einem engeren oder weiteren Kreise eine derartige laxe Beurteilung finden, so wird dadurch die allgemeine Anschauung notwendig in der Richtung beeinflußt, daß die Verwerflichkeit dieser Handlungen als geringer betrachtet wird; diese Anschauung gewinnt dann ihrerseits wieder Einfluß auf die Richter solcher strafbaren Handlungen, insbesondre auf die Laien, und veranlaßt diese wiederum zu einer milderen Beurteilung, ein Kreislauf, welcher, wie wir an den obenangeführten französischen Geschwornenurteilen sehen, schließlich zu einer vollständigen Aufhebung der Strafrechtspflege führt.

Nachdem im Laufe dieses Jahrhunderts gegenüber den absoluten Strafrechtstheorien Kants und Hegels (Negation des das Recht negirenden Unrechts durch die Strafe) und den Theorien der Abschreckung, der Androhung und der Prävention der Besserungszweck bei der Straffestsetzung ungebührlich in den Vordergrund gestellt und demzufolge milde Bestrafung als allein zweckentsprechend gepredigt worden war, hat man sich neuerdings der bessern Einsicht nicht länger zu verschließen vermocht, daß doch die Abschreckungstheorie einen guten Kern birgt, daß die Abschreckung im Bewußtsein des Volkes der unzweifelhafteste Strafzweck ist, und daß demnach neben den verschiednen andern Strafzwecken auch dieser Strafzweck in der Festsetzung der angedrohten Strafen seinen Ausdruck finden muß. Diese Erwägung hat auch bei der Beratung und Erlassung unsers Strafgesetzbuches Geltung erlangt, und es steht deshalb nicht im Einklange mit dem Geiste und der Tendenz des Gesetzes, wenn dem Besserungszwecke ein einseitiger Vorzug vor den übrigen Zwecken desselben eingeräumt wird. Die Strafe soll einerseits eine Sühne des verletzten Rechtes, eine Vergeltung des begangenen Unrechtes, andrerseits eine Abschreckung sowohl andrer als des Verbrechers selbst gegen die Neigung zu Verübung ähnlicher und weiterer derartiger Handlungen sein, und es ist ganz widersinnig, wenn von den Gegnern der Abschreckungstheorie zur Widerlegung derselben angeführt wird, die Unwirksamkeit derselben ergebe sich schon daraus, daß auch bei Androhung noch so harter Strafen die Verbrechen nicht aufhören. Wie viele zu Begehung einer Übelthat geneigte Personen in Wirklichkeit sich durch die in Aussicht stehende Strafe von der Begehung haben abhalten lassen, das wissen die Gegner der Abschreckungstheorie garnicht, denn die zum Verbrechen geneigten Personen pflegen sich nicht zu melden, um etwa behufs der Förderung der richtigen Strafrechtstheorie kundzuthun, daß sie dieses oder jenes Verbrechen begangen hätten, wenn sie nicht doch wegen der soundsovielen Jahre Zuchthaus, die sie im Falle der Begehung zu riskiren haben, es vorgezogen hätten,

auf den Genuß der Verübung dieses Verbrechens zu verzichten. Es ist einleuchtend, daß das für eine gewisse Handlung angedrohte Übel von dem zu dieser Handlung Geneigten vor Begehung derselben erwogen wird und deshalb für seinen Entschluß mitbestimmend ist; denn wenn auch die Übelthäter in der Regel hoffen, unentdeckt zu bleiben, so müssen sie sich doch mit Notwendigkeit den gegenteiligen Fall als möglich vorstellen und hiernach bei ihrer Entschließung mit in Erwägung ziehen, ob sie das im Falle der Entdeckung sie treffende Übel höher anschlagen, als die ihnen durch Begehung des Verbrechens erwachsende Lust. Ist dieses Übel ein kleines, so wird sich naturgemäß der Betreffende leichter zur Übernahme der Gefahr entschließen, als wenn das drohende Übel ein größeres ist. Bei den mit Überlegung ausgeführten Handlungen liegt die Richtigkeit dieser Schlußfolgerung auf der Hand, sie trifft aber auch bei den im Affekte verübten Handlungen zu. Bei den letztern wird sie allerdings im Augenblicke der That dem Thäter nicht zum Bewußtsein kommen, wohl aber in der ganzen übrigen, der That vorangehenden Zeit. Wenn der Thäter sich stets sagen muß: „Diese schwere Strafe habe ich zu erwarten, wenn ich mich zu dieser That hinreißen lasse," so wird er mit Notwendigkeit dazu bewogen werden, seine Leidenschaft fortdauernd zu zügeln und keinen solchen Grad erreichen zu lassen, daß er sich durch sie zu der betreffenden That hinreißen läßt.

Es ist nicht zu bestreiten, daß die Einrichtungen unsers Strafprozesses die Erkennung zu niederer Strafen begünstigen: es sind dies in erster Linie die Zulassung der Laien, insbesondre der Geschworenen, zur Rechtsprechung, der durch den selteneren Zusammentritt der Schwurgerichte notwendig herbeigeführte längere Zeitablauf zwischen der That und deren Aburteilung mit seinen unvermeidlichen Folgen der Abschwächung der Erinnerung der Beteiligten, die Möglichkeit der Verteidigung, durch Anträge zu gunsten des Angeschuldigten, namentlich durch Vorführung von oft ganz unerheblichen Entlastungszeugen, den Thatbestand, besonders für die Geschworenen, zu verdunkeln, und die Zuweisung der Frage nach mildernden Umständen, eines bloßen Strafzumessungsgrundes, zur Beantwortung an die nur zur Entscheidung der Schuldfrage berufenen Geschworenen. Daß die Schöffen und die Geschworenen im allgemeinen zu milder Beurteilung, insbesondre zur Bejahung der Frage nach mildernden Umständen geneigt sind, kann nicht zur Bekräftigung der Ansicht verwendet werden, daß eben aus dieser Thatsache die allgemeine, einer milderen Beurteilung sich zuneigende Rechtsanschauung sich ergebe; denn die Laien werden in der Regel im Gefühle ihrer Unsicherheit und der für ihre Kenntnisse und Erfahrung zu schweren Verantwortlichkeit lieber zu milde urteilen, um nicht eine zu strenge Entscheidung auszusprechen, sie werden eben aus diesem Grunde, weil sie die Verantwortung scheuen, in der Regel eher einen geständigen als einen leugnenden Verbrecher gebührend verurteilen, und dadurch bewirken, daß oft der schwerer Verschuldete besser wegkommt als der weniger Schuldige.

Obgleich also der gerügte Übelstand zum Teile mit dem von unsrer Gesetzgebung angenommenen System der Beteiligung von Laien an der Rechtsprechung zusammenhängt und ihm gründlich nur durch eine Änderung der Gesetzgebung in dieser Richtung abgeholfen werden könnte, so ist doch eine Besserung auch unter den bestehenden Verhältnissen schon dadurch zu erreichen, daß die Berufsrichter in ihren Urteilen sich strenger an den gesetzgeberischen Willen halten und dadurch zu ihrem Teile dazu mitwirken, auch die Laien, soweit diese zum Rechtsprechen berufen sind, zu einer den bestehenden Gesetzen entsprechenden Urteilsthätigkeit anzuhalten. Aus diesen Gründen verdient die in der obenangeführten Karrschen Broschüre enthaltene Warnung auch unsre volle Beachtung. Karr macht darauf aufmerksam, daß es dieselbe Schule, dieselbe Partei, dieselbe Koterie ist, die für Mörder und Brandstifter in die Schranken tritt, welche sich bemühte, Robespierre, Danton, Fouquier-Tinville, Carrier, Marat u. s. w. wieder zu Ehren zu bringen, für Schutzheilige und Vorbilder zu erklären, die Schreckensherrschaft zuerst zu entschuldigen, dann zu rechtfertigen und endlich zu verherrlichen, die permanente Guillotine, die Massenmorde in Lyon und Nantes zu preisen. Er weist darauf hin, daß das Gift der durch diese Partei verbreiteten absurden Thesen die Geister, insbesondre diejenigen der Geschworenen, in einer Weise angesteckt hat, daß die ungeheuerlichste, beklagenswerteste Anarchie heutzutage in der Rechtspflege herrscht, die größte Geißel, welche eine Nation treffen kann. Die Advokaten sprechen, was ihnen verboten ist, gegen das Gesetz, anstatt dessen Anwendung zu diskutiren; Staatsanwalt und Vorsitzender lassen sie ungestört gewähren; den Geschworenen wird verwirrender Weise die Frage gestellt: „Ist der Angeklagte schuldig, den oder jenen getötet, vergiftet zu haben?“ statt der einfachen Frage: „Hat der Angeklagte den oder jenen getötet oder vergiftet?“ Der Verteidiger rührt sie durch sein vor ihnen aufgeführtes Jahrmarktsmelodrama, die Geschworenen finden infolge dessen den Angeklagten nicht so schuldig, als man ihn macht, und so lesen wir alle Tage in den Zeitungen: „Der Mörder, überwältigt von unwiderleglichen Zeugenaussagen, bekannte sein Verbrechen, aber dank der Beredsamkeit des berühmten Meisters Soundso haben ihn die Geschworenen für nichtschuldig erklärt oder mildernde Umstände zu seinen gunsten zugelassen.“ Dies führt notwendig und logisch zu dem Schluß: Wenn die Advokaten so mächtig und die Geschworenen so schwach sind, so muß man die Advokaten oder die Geschworenen beseitigen, und vielleicht beide.

Frau Hugues hatte nicht nur gestanden, sondern ausdrücklich bestätigt, daß sie den Agenten Morin getötet habe, und zwar mit Vorbedacht und Überlegung, und daß sie keine Reue fühle. Sie hatte ihn getötet, weil sie sich durch ihn für verleumdet hielt und weil die Justiz in der Bestrafung dieses ihres Gegners nach ihrer Ansicht nicht rasch genug vorging. Ob Morin in der That derjenige war, von welchem die Verleumdungen der Frau Hugues herrührten, ist garnicht erwiesen — er selbst hat dies noch auf seinem Totenbette bestritten —, gleich-

viel, der Frau Hugues genügt ihre Ansicht von seiner Schuld, die Justiz arbeitet ihr nicht prompt genug, sie schießt deshalb ihren vermeintlichen Beleidiger über den Haufen, bekennt diesen Mord ungenirt und wird von den Geschwornen unter Beifallssalven freigesprochen! Wenn Sie nun, meine Herren Geschworenen, das nächstemal nach Verkündigung eines ähnlichen famosen Urteils beim Austritt aus dem Sitzungszimmer von den Angehörigen des Getöteten mit Revolverschüssen empfangen werden, weil diese finden, daß die soeben von Ihnen beschlossene Freisprechung des Mörders keine Sühne für den von ihm begangenen Mord sei, weil sie der Ansicht sind, daß man nicht zu seinem Rechte kommen könne, und daß Sie die Schuld an diesem Zustande tragen, wenn also neben dem Mörder auch noch ein paar von Ihnen über den Haufen geschossen werden, mit welchem Rechte wollen Sie die Schützen verurteilen? Welche begründete Einwendung könnten Sie nach ihrem eignen Urteile dagegen machen, daß diese Leute Ihnen einige Kugeln in den Leib jagen, weil ihnen Ihre Justiz nicht paßt? Diese Leute thun nichts andres als die von Ihnen soeben freigesprochene Frau Hugues, ihre That ist die notwendige Folge Ihres eignen Urteils, und es bleibt den Überlebenden unter Ihnen nichts übrig, als Ihren Schützen Beifall zu klatschen für die rasche Aneignung Ihrer Grundsätze und deren pünktliche Befolgung. Wenn die Gesellschaft darauf verzichtet, ihre Mitglieder gegen den Mord zu schützen, so giebt sie jedem derselben den empfangenen Auftrag hierzu in seine Hände zurück; jeder wird sich dann schützen, wie es ihm gutdünkt, ein munteres Kreuzfeuer wird uns bald von der Zweckmäßigkeit dieses Zustandes überzeugen.

Die Gesellschaft, sagt man, hat nicht das Recht zu töten, und wirft einen triumphirenden Blick um sich, als ob man wunder was gesagt hätte. Warum denn nicht? Woher leitet sie denn das Recht ab, den Verbrecher einzusperren, ein Recht, das ihr niemand bestreitet? Der Mörder, welcher durch das Gesetz getötet wird, hat freiwillig seinen Kopf auf das Spiel gesetzt, er hat alle Möglichkeiten abgewogen, und es hat ihm gefallen, ihnen die Stirn zu bieten. Gleichzeitig aber wie er freiwillig sein Leben auf das Spiel gesetzt hat, hat er auch durch seinen selben Willen das Leben eines ungewarnten, nicht einverstandnen Andern auf das Spiel gesetzt, welcher sich freiwillig aus Achtung vor dem Gesellschaftsvertrag der Waffen begeben hat, welcher nichts zu gewinnen und nur zu verlieren hat. Wie die Gesellschaft das Recht hat, einzusperren, so hat sie auch das Recht, zu töten, so gut wie der vom Mörder angegriffene, um sich gegen denselben zu verteidigen, und das Individuum überträgt ihr dieses Recht der Verteidigung gemindert um alles, was Leidenschaft, Zorn, persönliches Interesse demselben an Willkür beifügen könnten. Eben darum aber kann auch das Individuum verlangen, daß die Gesellschaft der übernommenen Verpflichtung zur Verteidigung nachkomme und daß demgemäß den Verbrecher die auf seinen Rechtsbruch angedrohte Strafe auch in Wirklichkeit treffe.

Eine Äußerung Louis Philipps über das Begnadigungsrecht hat eine weitergreifende rechtliche Bedeutung, als die, in der sie von ihm selbst verstanden wurde. Der König sagte: „Das Recht, die durch die Gesetze verhängten Strafen zu erlassen oder umzuwandeln, ist in meinen Händen nur ein heiliges anvertrautes Gut, von dem ich bloß zum Wohle des Staats Gebrauch machen darf; das Gebot der Milde kann nur durch ein Gebot höherer Ordnung begrenzt sein, aber es muß es sein.“ Jeder von uns hat die Pflicht, an seiner Stelle dazu mitzuwirken, daß dem Gesetze seine volle Geltung verschafft wird, daß nicht durch seine Schuld ein Glied nach dem andern sich aus der Kette des Gesetzes löst, daß nicht an Stelle des gesetzgeberischen Willens sein oder eines andern Gutdünken platzgreift, daß nicht zum Schaden der Allgemeinheit der Rechtsbruch im einzelnen Falle keine gebührende Ahndung findet. Auf welchen Zustand schamloser Rechtsbeugung die Geschwornen die französische Rechtspflege heruntergebracht haben, sehen wir an den oben angeführten Urteilen. Hüten wir uns, denselben Weg zu betreten.



Ostpreußische Skizzen.

4. Das Land, Dörfer und Güter, der Adel.



Die Landwirtschaft ist, sofern von Produktivität die Rede ist, so ziemlich das Ein und Alles der Provinz. Im großen und ganzen kann man Ostpreußen eher fruchtbar nennen als das Gegenteil, doch steht der Bodenertrag aus zwei Gründen hinter dem der westlichen Provinzen zurück: der frühe Winter erschwert es ungemein, den Boden nach der Ernte rechtzeitig zu bestellen oder ihn gar noch durch eine Nachfrucht auszunutzen, und die Viehhaltung ist trotz großer Fortschritte immer noch eine ungenügende. Ein rheinischer Kleinbauer hält auf fünfundzwanzig bis dreißig Morgen seine vier bis fünf Stück Kühe und ein Pferd, dazu noch Jungvieh; in Ostpreußen aber rechnet die Landschaft für Güter erster Bonität auf zehn Morgen ein Stück Großvieh, und kleinere Besitzungen sind eher schlechter als besser ausgerüstet. Auf diesen Punkt ist auch ein ansehnlicher Teil der Gründe zurückzuführen, weshalb die großen Güter in der Provinz noch eine so hervorragende Rolle spielen. Nicht nur tritt an und für sich die unbestreitbare Thatsache, daß die eigentliche, nicht zur bloßen Gärtnerei gewordne Landwirtschaft noch mehr auf den Großbetrieb

hindrängt als die Industrie, in Ostpreußen schärfer als anderswo zu tage, sondern es giebt thatsächlich ausgedehnte Striche, denen nur auf dem Wege des Großbetriebes ein nennenswerter Ertrag abgewonnen werden kann. Wenn also der Großgrundbesitz sich in Ostpreußen in größerer Ausdehnung als in den meisten andern Provinzen vorfindet, so ist dies keineswegs ohne weiteres ein Beweis von Zurückgebliebenheit, sondern im Gegenteil recht vielfach ein Beweis, daß der Einfluß der klimatischen und Bodenverhältnisse auf den Betrieb Spielraum genug gehabt hat, um zur vollen Geltung kommen zu können.

Nichtsdestoweniger ist es mit diesem vielberufenen ostpreußischen Großgrundbesitz nicht halb so arg, als es gemacht wird. Solche Kolossalgüter, wie sie in Posen, Schlesien und auch in Westpreußen noch hie und da vorkommen, hat es zwar in Ostpreußen auch gegeben, giebt es aber nicht mehr. Den größten Güterkomplex der Provinz bilden die gräflich Dohnaschen Besitzungen im östlichen Teile des Kreises Preußisch-Holland mit insgesamt vielleicht 100000 Morgen; dieselben repräsentiren aber weder ein in sich geschlossenes Gut, noch gehören sie einer Linie, sondern sie bestehen aus einer Masse verschiedner, größtenteils selbständig bewirtschafteter Güter, und verteilen sich außer auf die drei Dohnaschen Hauptlinien (denen allerdings noch zahlreiche andre Güter in der Provinz gehören) noch auf zwei Nebenlinien. Das größte geschlossene Gut dürfte das seit 1420 den Grafen Lehndorff gehörige Steinort mit ziemlich einer Quadratmeile Areal bilden. Ähnliche Besitzungen sind dann noch die gräflich Eulenburgischen im Rastenburger, die Domhardtschen im Mohrunger, die freiherrlich Mirbachschen im Sensburger, die gräflich Bülowschen im Fischhauser, die Gutzeitschen im Gerdauer Kreise und so vielleicht noch einige wenige. Was sonst an großen Besitzungen da ist (und viel ist es auch nicht), das zerlegt sich in verschiedne, meist auch im Betriebe getrennte Güter. Wohl giebt es außer den Dohna und Eulenburg noch einige weitverbreitete und auf zahlreichen Gütern angesessene Familien, so die von der Goltz, von der Gröben, von Glasow, von Stutterheim, von St. Paul, von Kunheim, Käswurm, Rose u. a., aber diese Besitzungen können doch nicht als eine Gesamtheit aufgefaßt werden. Von den obenangeführten ganz großen Gütern steigen wir sofort herunter zu den Gütern bis zu etwa hundert Hufen, d. h. 6500 bis 7000 Morgen. Komplexe von dieser Größe giebt es allerdings eine ziemliche Menge, ja man kann sie als die eigentlichen Normalgüter der Provinz betrachten. Natürlich kommt es auch hier sehr auf die Bonität an; es giebt Besitzungen von 3000 bis 4000 Morgen, deren Besitzer mit denen mancher dieser 100-Hufengüter nicht tauschen, und selbst manche noch weit kleinere Güter sind vollkommen ausreichend, um bei mäßiger Belastung und guter Bewirtschaftung, wie bei einer nicht zu starken und zu anspruchsvollen Familie dem Besitzer eine kavaliermäßige Existenz und eine standesgemäße Erziehung und Unterbringung seiner Kinder zu ermöglichen. Sinkt die Größe des Gutes bis auf

10 bis 12 Hufen, also 700 bis 800 Morgen, dann kann der Besitzer (ausnahmsweise guten Boden oder sonst sehr günstige Verhältnisse abgerechnet) allerdings nur noch als Bauer leben. Es giebt nun eine ziemliche Menge von Gütern, die ein ähnliches Verhältnis darstellen, und deren Eigentümer, die spottweise sogenannten „Sperlingsritter,“ gleichwohl auf Qualität und Lebensweise von „Gutsbesitzern“ nicht verzichten wollen; diese Klasse von Leuten ist, wie wir in einem spätern Artikel sehen werden, für die politischen Verhältnisse der Provinz dadurch von Erheblichkeit, daß sie den Kern der ostpreußischen Fortschrittspartei bildet.

Das Wort „Bauer“ ist bei den kleinern Grundbesitzern Ostpreußens nicht beliebt; man erblickt in demselben eine Herabsetzung, eine geringschätzige Auffassung des kleinen Besitzes. Bekanntlich ist es schwer, gegen solche einmal herkömmliche Meinungen etwas auszurichten, und alles Gewicht der dagegen anzuführenden Gründe — hier also von der stolzen Geltung, welche das Wort „Bauer“ anderswo hat — ändert hieran nichts. Gleichwohl hat Ostpreußen eine Klasse von Leuten, welche nach Tradition, Lebensweise und Standesbewußtsein ganz entschiedne „Bauern“ im besten Wortsinne sind: die sogenannten „kölmischen Besitzer“ oder „Kölmer,“ d. h. Inhaber eines mit kölmischem Recht ausgestatteten, ursprünglich meist vier bis acht Hufen großen Gutes. Wenn der deutsche Orden hundert Jahre lang relativ der prästationsfähigste und am besten polizirte Staat Europas war, so hatte dies seinen guten Grund, indem der Bauer sowohl wie der Stadtbürger im Ordenslande damals ein geregeltes Rechtsverhältnis fand wie nirgendswo sonst. Das volle bäuerliche Eigentumsrecht aber, welches der Orden verlieh, hieß von der ältesten Ordenslandschaft „kulmisches“ oder „kölmisches“ Recht; die mit ihm Beliehenen mußten gewisse militärische Leistungen sowie natürlich auch verschiedne Abgaben übernehmen, waren aber sonst auf freiem, vererblichem Eigentum ansässig so gut wie die Rittergutsbesitzer. Jetzt hat natürlich jede Rechtsbesonderheit der kölmischen Güter längst aufgehört, aber das Wort ist noch durchaus lebendig, die Kölmer bilden noch heute, in vielen Kreisen wenigstens, eine gesellschaftlich sich deutlich abscheidende Klasse von Leuten, und es ist überaus charakteristisch, daß, wie die „Sperlingsritter“ meist fortschrittlich, die Kölmer in ihrer großen Mehrzahl konservativ sind. Aber „Bauern“ wollen auch sie nicht heißen, ja sie erst recht nicht. Außer den Kölmern giebt es nun wohl noch einen Stand von Besitzern, den man anderswo als mittlere Bauern charakterisiren würde, aber zahlreich und allgemein verbreitet ist er nicht, spielt auch nur in wenigen Kreisen eine erhebliche Rolle. Kleinbauern hingegen hat die Provinz sehr zahlreich, und nichts ist irriger als an ein allmähliches Auffaugen derselben durch den Großgrundbesitz zu denken. Hie und da mag es vorkommen, daß der käufliche Boden in einem über das Wünschenswerte hinausgehenden Maße durch große Besitzungen (insbesondre Fideikommisse) beschränkt ist, aber im allgemeinen fehlt

es an freiem Boden keineswegs. Man kann auch nicht einmal sagen, daß der ostpreußische Kleinbauer durchgehends auf größerm Terrain wirtschafte als der mitteldeutsche; Besitzungen von 15 bis 20 Morgen sind durchaus keine Seltenheit, und es kommen auch noch kleinere vor. Allerdings sind diese Leute gern auf gelegentlichen Nebenerwerb bedacht, finden einen solchen aber durchaus nicht immer. Es dürfte nicht überschätzt sein, wenn die Menge des eigentlich bäuerlichen Besitzes in Ostpreußen, mit Einschluß der Kölmer, ziemlich auf die Hälfte des gesamten Flächenraumes der Provinz angeschlagen wird. Ein Viertel mag durch Domänen, Wälder, Seen und Sümpfe u. s. w., dann mittlere Besitzungen, endlich durch die städtischen Ortschaften beansprucht werden; es bliebe also ein Viertel für die eigentlichen Rittergüter und auf gleichem Fuße stehenden Besitzungen übrig.

Hierin liegt schon von selbst, daß es der Provinz auch an Dorfschaften, und zwar an solchen streng bäuerlichen Charakters, durchaus nicht fehlt. Allerdings giebt es zahlreiche Dörfer, die in Wahrheit nichts sind als die Wohnstätten der Gutsleute, andre, die der großen Mehrzahl nach nur von Tagelöhnern für benachbarte Güter bewohnt werden, noch andre, in denen einige größere Besitzer fast die alleinigen Eigentümer sind. Aber es existiren auch wirkliche Bauerndörfer, und sogar sehr gute und wohlhabende, wenn auch ihre Zahl allerdings nur in wenigen Landesteilen groß und ihre Größe meist nur eine bescheidene ist. Sogar die halb städtisch aussehenden Ortschaften, die im Rheinland so zahlreich sind, fehlen nicht ganz; an verkehrsreichen Straßen in der Nähe wohlhabender Landstädtchen finden auch sie sich hie und da. Freilich, einen Reiz west- und mitteldeutscher Dörfer besitzen nur vergleichsweise wenige ostpreußische: Kirche und Pfarrhaus. Nichts fällt dem das Land durchstreifenden Fremden mehr auf als die geringe Zahl der Kirchdörfer. Mit Ausnahme der westlichsten Kreise, in denen es etwas, aber auch nicht viel besser ist, zählen die Kreise im allgemeinen nicht mehr als sechs oder sieben Pfarreien nebst einer kleinen Anzahl von Filialkirchen, und zwar mit Einschluß der Städte. Da nun die Kreise eine durchschnittliche Größe von etwa zwanzig Quadratmeilen haben (freilich in der Regel nicht viel mehr als 40000 Einwohner), so kann man sich denken, von welchem Gewicht hier der Begriff eines Kirchspieles ist. Kreis und Kirchspiel — das sind die Einheiten, die in Ostpreußen jedem Kinde bekannt sind, weil sich an beide eine Menge von jedem geläufigen und jeden nahe berührenden Interessen knüpfen. Der Einfluß des Geistlichen kann unter diesen Umständen natürlich ein sehr bedeutender, wenn auch freilich nicht so konzentrirter sein als in kleinern Kirchspielen. Im ganzen sind jedoch die in dieser Hinsicht in Ostpreußen vorliegenden Erfahrungen nicht sonderlich erfreulich. Die größern Güter lieben es, ihre eignen Kirchen (freilich meist bloß Filialkirchen) zu haben. Da kommen denn auch wohl recht bescheidne, in Fachwerk errichtete gottesdienstliche Gebäude vor. Sonst sind aber auch recht stattliche

Dorfkirchen mit gewaltigen, als förmliche Landmarken dienenden Türmen nicht ganz selten. Eigentliche Holzkirchen giebt es in der Provinz nicht. Auch das Ermland ist jetzt ganz durchsetzt mit protestantischen Gemeinden; keine Stadt ist gegenwärtig mehr ohne eine solche, und jetzt giebt es sogar schon eine protestantische Dorfgemeinde im Ermlande. Am stärksten ist das protestantische Element im Kreise Braunsberg, wo die Stadt Braunsberg sogar im Besitze eines eignen protestantischen Krankenhauses ist.

Sind die Kirchen selten, so sind, wie schon früher angeführt, die „Schlösser“ noch viel, viel seltner. Die meisten Gutshäuser, selbst diejenigen der stattlichsten Besitzungen und der bestsituirten Familien, sind sehr einfach. Man kann einen Typus des ostpreußischen Gutshauses aufstellen: langes, weißgetünchtes Gebäude, mit zur Veranda ausgestaltetem Eingange in der Mitte (an den sich ein oft als Speisezimmer dienender Flur anschließt, und dem bei reicherer Ausstattung an der Hinterseite eine Gartenveranda entspricht), darüber ein sogenannter Zwergstock. Man sieht leicht, daß diese Anlage die verschiedensten Größenverhältnisse sowie auch mannichfaltige Erweiterungen und Ausgestaltungen von selbst an die Hand giebt, und in der That ist hiervon auch reichlicher Gebrauch gemacht; aber es wird nicht übertrieben sein, zu sagen, daß mehr als drei Viertel aller ostpreußischen Gutsgebäude dieser Grundform entsprechen oder sich ihr doch annähern. In den weitaus meisten Fällen steht das Gutshaus in unmittelbarster Nähe der Wirtschaftsgebäude, fast immer wenigstens in Blick- und Rufweite; nur sehr wenige haben sich vornehm separirt. Daß der gesellschaftliche Abstand zwischen den Bewohnern des Gutshauses und dem Gutspersonal ein sehr großer ist, ein größerer als in West- und Mitteldeutschland, soll allerdings nicht in Abrede gestellt werden. Es ist dies nicht nur in wirtschaftlichen, sondern auch in sozialen und selbst ethnographischen Verhältnissen begründet. Die Gutsarbeter sind keine besitzenden rheinischen Tagelöhner, die ein volles Bewußtsein sozialer Gleichberechtigung haben, und der ostpreußische Krug (den übrigens auch der Gutsarbeiter nur sehr selten besucht) ist im allgemeinen keine Stelle, wo man dem Gutsherrn zumuten könnte, mit seinen Leuten zusammenzutreffen; es würde dies auch der Landessitte aufs gröblichste widersprechen. So ist denn allerdings eine Kluft vorhanden zwischen Gutsherr und Gutsarbeiter, und es kann leider nicht geleugnet werden, daß neuerdings manches zur Erweiterung und Vertiefung derselben geschehen ist. Die alten „Instleute“ waren in bescheidener, vielleicht knapper, aber doch gesicherter und immerhin nicht schlechter Lage. Der baare Geldlohn, wie er diesen Leuten und nach Bedarf auch ihren Familiengliedern sowie den noch zu stellenden „Scharwerkern“ gezahlt wurde, war allerdings klein: je nach Jahreszeit, Geschlecht und Alter von fünfzehn bis zu vierzig Pfennigen täglich; aber dabei hatte jede solche Familie Wohnung, Garten und Stallung, durfte auf Gutsland eine Kuh und ein Schwein halten, bekam einen Drescherlohn, der je nach Umständen bis auf

fünfzig bis sechzig Scheffel und selbst noch darüber ging, bekam ihre Woll- und Schlachtschafe, und endlich wurde ihr jährlich etwa ein Morgen Kartoffelland und ein Achtel Morgen Flachsland gestellt. Dabei konnte eine Familie bestehen, und es konnte sich auch ein Anhänglichkeitsgefühl derselben an Gut und Gutsherrschaft ausbilden. Freilich wollen selbst wohlwollende Besitzer von letzterm niemals viel bemerkt haben; aber wenn man überhaupt auf eine soziale Besserung hofft, so bleibt die Gewinnung eines solchen Solidaritätsbewußtseins doch der einzige Anhaltepunkt, den man für ländliche Verhältnisse hat. Nun haben sich jedoch in vielen Gegenden der Provinz diese Zustände vielfach in der Richtung bloßen Geldlohnes und bloßen Tagelöhnertums verschlechtert, und diese Entwicklung ist allem Anscheine nach diejenige, welche die nächste Zukunft für sich hat. Wo die Gutsherrschaft es machen kann, da wirtschaftet sie lieber mit „freien Arbeitern," d. h. Tagelöhnern, die ja allerdings billiger zu stehen kommen, und wo dies nicht angeht, da setzt sie die Leute wenigstens statt auf ihre Dreschanteile auf „Deputate," d. h. auf bestimmte jährliche oder jahreszeitliche Getreidequanta, meist von dreißig bis vierzig Scheffel für das Jahr und die Familie. Statt der Schafe und des Flachslandes hat man eine Zeit lang „Wollgeld" und „Flachsgeld" gegeben, dann hat man diese besondern Leistungen in vielen Gegenden allmählich eingehen lassen. Sehr vielfach besteht übrigens das alte Verhältnis noch so ziemlich fort, und dann macht ein solches Gut mit seinen zahlreichen Insthäusern (große Güter haben deren bis zu vierzig und fünfzig und mehr — auf eine Hufe rechnet man etwas weniger als eine Instfamilie) einen sehr stattlichen Eindruck. Aber die Zerstörung ist schon sehr weit fortgeschritten, und ein Symptom derselben ist der ungemeine Mangel an Seßhaftigkeit des Arbeiterpersonals. Insbesondre die Scharwerker sind sozusagen in einer fortwährenden Wanderung begriffen. Mit diesen unbefriedigenden sozialen Verhältnissen hängt wohl auch das in der Provinz zum wahren Erbübel gewordene Verbrechen der Brandstiftung zusammen; nirgends kommt dasselbe so massenhaft, man möchte sagen so gewohnheitsmäßig vor wie in Ostpreußen.

Die große Anzahl von Gütern, welche im Besitze von Königsberger, Danziger, Hamburger Kaufleuten sind, beweist hinlänglich, daß in Ostpreußen mit dem Ankauf größerer Güter immer noch ein befriedigendes Geschäft zu machen ist. Allerdings ist es richtig, daß bei den Ankäufen dieser Art meist die vornehmthuerische Absicht, einen adelichen Landsitz zu haben, die Hauptrolle spielt; indessen sind doch auch Spekulationskäufe vorgekommen und sind unter Umständen nicht schlecht eingeschlagen. Aber welcherart sind überhaupt die Güterpreise in Ostpreußen? In liberalen Blättern wird, wie man weiß, viel gefaselt von zu hohen, notwendig unrentabeln Preisen, und es wird wohl gar versichert, die ganze „Notlage der Landwirtschaft" habe nur hierin ihren Grund. Es ist indessen Thatsache, daß man in Ostpreußen annimmt, wenn Gebäude, Vieh und

Inventar zu ihrem Werte bezahlt würden, so müsse der Grund und Boden eigentlich so ungefähr in den Kauf gehen. Es mag dies wohl nicht so buchstäblich zu verstehen sein, aber etwas daran ist jedenfalls. Güter von mehreren tausend Morgen, und zwar durchaus nicht geringer Bonität, die mit allem Inventar für 100000 Thaler zu haben sein würden, sind in Ostpreußen nichts seltenes.

Eigentlich alten Grundbesitz haben die Stürme der Franzosenzeit nur wenig übriggelassen. Damals gingen, sowohl während wie vor und nach den Befreiungskriegen, die großen Massen-Subhastationen vor sich, die Fürst Bismarck gelegentlich der Getreidezolldebatte im Reichstage so drastisch geschildert hat. Es braucht garnicht bestritten zu werden, daß v. Schön von einem nicht ganz unberechtigten Prinzip ausging, wenn er systematisch daran arbeitete, den alten eingebornen Landadel aus dem Besitze zu bringen, und wenn er daher die ihm zur Verfügung gestellten Gelder nicht dazu verwendete, diese alten Familien zu retten, sondern vielmehr dazu, die Güter in den Besitz ihrer Inspektoren und ähnlicher Leute zu bringen; er meinte nämlich, es müsse in den landwirtschaftlichen Betrieb der Provinz frisches Blut hinein, und ganz gegenstandslos mag diese seine Ansicht wohl nicht gewesen sein. Aber man wird sagen dürfen, daß dieser, in erster Linie doch durch seine Treue und Opferwilligkeit und durch den unerhörten Kriegsdruck zu grunde gerichtete Adel etwas mehr Rücksicht verdient hätte. Auch ist Schön durchaus nicht unparteiisch zu Werke gegangen; einzelnen mit ihm befreundeten adelichen Familien hat er geholfen, und andrerseits hat er in Fällen, wo die Anklage schlechter Wirtschaft und „großspuriger Lebensweise“ entschieden nicht erhoben werden konnte, seine Hilfe gleichwohl versagt. Maßgebend für ihn war eine tiefe Abneigung gegen die adelichen Großgrundbesitzer als Stand, und hierbei wieder spielten die liberalisirenden Tendenzen des weit über Gebühr gepriesenen Mannes eine große Rolle. Nun, trotz allem ist einiges übriggeblieben, und gerade dieses ist zum Teil derart, daß man sagen kann: so gut diese Träger alter Namen sich in die neue Zeit gefunden haben und tüchtige Wirtschafter geworden sind, so gut würde das Gleiche auch noch bei vielen andern der Fall gewesen sein, wenn man ihnen Gelegenheit gegeben hätte. Daß es vielen schwer wurde, den Sprung aus der alten extensiven Natural- in die moderne Geldwirtschaft zu machen, ist noch kein Beweis, daß diesen Leuten die Fähigkeit zu rationellem Wirtschaften gänzlich abging. Billige Nachsicht wäre da wohl am Platze gewesen. Und es muß wiederholt werden, daß diesem alt-ostpreußischen Grundadel ohne Zweifel große Vorwürfe gemacht werden können, nicht aber der, nicht jederzeit mit Gut und Blut für das Vaterland bereit gewesen zu sein. Außer den schon genannten altadelichen Namen weist die Provinz an gräflichen Familien noch auf: die Stolberg, Schwerin, Schlieben, Keyserling, Canitz, Kalnein, Bülow von Dennewitz, von der Trenk, Klinkowström, sowie zwei von der Gröbensche Linien und eine von

der Goltz'sche; von freiherrlichen die Tettau, Meerscheidt von Hüllessem, Schenck von Tautenburg, Schrötter, Schmiedeseck, Gustedt, Restorff, Hollen, Buhl, Saß, Seebach, Sanden, Hoverbeck, Wrangel, Buddenbrock, Brederlow, Albedyll, Hausen, Printz; von einfach adelichen die Wulfen, Pressentin, Stutterheim, Bolschwing, Woisky, Gramatzki, Steegen, Stein, Reichel, Gräve, Spies, Damm, Pape, Simpson, Janson, Wedell, Brandt, Kownacki, Batocki, Tyszka, Massenbach, Biberstein, Kannewurff, Fabeck, Podewils, Jungschulz, Saucken, Perbandt, Oldenburg, Gottberg, Kalckstein, Kobylinski, Bujack, Livonius und viele andre. Alle hier aufgezählten Familien sind noch wohl-, zum Teil glänzendbegütert, und der eigentlich besitzlose Adel ist in der Provinz selbst weder in großer Zahl vorhanden, noch ist er irgend von Bedeutung, wenn es auch allerdings solche Familien, darunter selbst altberühmte und freiherrliche, giebt. Ein ansehnlicher Teil des ostpreußischen Adels ist neu oder doch erst kürzlich eingewandert, ein andrer ist schwedischen oder polnischen Ursprungs; zahlreich sind die ursprünglich deutschen Familien, welche aus Livland und Kurland nach Ostpreußen übergesiedelt sind. Einige, so die Schlieben und Tettau, sind Abkömmlinge der Söldnerhauptleute, mit denen der Orden den unglückseligen Krieg von 1453 bis 1466 führte, und man muß sagen, daß gerade diese Erinnerung für die betreffenden Familien eine durchaus ehrenwerte ist, da die genannten Söldnerhauptleute in der respektabelsten Weise ihre Pflicht thaten und vom Orden für wirkliche Leistungen, zum Teil auch schwere Geldvorschüsse, mit Land ausgestattet wurden. Fideikommisse sind zahlreich, jedoch nicht in dem Maße vorherrschend, wie vielfach angenommen wird; es giebt immer noch nicht wenig Familien, welche heute noch auf uraltem und gleichwohl nicht fideikommissarisch festgelegtem Erbe sitzen oder vonseiten deren erst ganz neuerlich ein Fideikommiß begründet worden ist (ersteres gilt z. B. von den Hüllessem, letzteres von den Lehndorff). Eine ganz eigentümliche Stellung nehmen inmitten des alten ostpreußischen Adels die wenigen altprussischen Familien ein. Noch vor einem halben Menschenalter waren es vier, nachdem aber die Braxtein und die Lesgewang ausgestorben sind, ist nur die gräfliche Familie Kalnein und die adeliche Perbandt (bei der die Sache überdies nicht ganz zweifellos zu sein scheint) übrig. Die Kalnein sollen schon vor der Eroberung im Besitze ihres herrlichen Gutes Kilgis bei Kreuzburg unweit Königsberg (eines wirklichen, vornehmen Herrensitzes, in idyllischer Lage, von prachtvollen uralten Alleen umgeben) gewesen sein, und sind jedenfalls schon zur Zeit der Eroberung ein namhaftes Geschlecht gewesen. Das beweist u. a. die Familiensage von dem Treffen bei Uderwangen, an dem der damalige Kalnein als Gegner des Ordens teilgenommen und worin er einen Grafen Eulenburg zum Gefangenen gemacht habe; diesen habe er dann nach Kilgis geschleppt und — aufgefressen. Nun hat der jetzige Majoratserbe, der junge Graf Kalnein zu Kilgis, eine geborene Gräfin Eulenburg zur Frau; wenn nun unser alter Kaiser, der bekanntlich alle derartigen Familientraditionen

genau kennt, bei Hofe des jungen Grafen und seiner Gemahlin ansichtig wird, so fragt er letztere mit scherzhaft-ängstlichem Tone: „Hat er schon gefrühstückt?" Von den altprussischen Familien, welche während der Eroberung mit „Withingsrecht" ausgerüstet wurden (einer Art standesherrlichen Rechtes, welches seinen Namen von den Withingen, dem aus dem Norden eingewanderten weißhäutigen und blondlockigen Adel des Samlandes, hernahm), ist keine mehr übrig. Man hatte diese Familien durch außerordentliche Rechtsvorteile an die Eroberer ketten wollen, erreichte den Zweck aber nicht; gerade die Withingsfamilien blieben an der Spitze aller Verschwörungen und Aufstände.

Die oben aufgezählte stattliche Reihe aristokratischer Namen veranlaßt nun wohl manchen zu der Meinung, daß da von einer Zurückdrängung des Adels doch entschieden noch keine Rede sein könne, sondern derselbe im ritterschaftlichen Grundbesitz offenbar noch immer prädominire. Aber Ostpreußen ist gar gewaltig groß, und es haben viele Rittergüter in ihm Platz. Giebt es doch Kreise, welche deren über hundert zählen; die sieben mittleren Kreise: Königsberg Land, Fischhausen, Preußisch-Eylau, Friedland, Gerdauen, Heiligenbeil und Rastenburg, zählen zusammen weit über fünfhundert. Da bleibt also noch reichlich Platz für den bürgerlichen Großgrundbesitz, und derselbe ist in der That im größten Umfange vorhanden. Selbst die ganz großen Güter sind nicht ausschließlich in adelichen Händen; die Besitzungen der Käswurm, Gutzeit, Becker, Rose, Weisermel, Regenborn, Fernow, Reich, Andersch, Brandis, Bon u. a. stehen höchstens hinter den allergrößten gräflichen Besitzungen zurück, gehören aber sonst entschieden in die allererste Reihe. Die große Masse der kleinen Rittergüter ist längst in bürgerliche Hände übergegangen, pflegt aber allerdings den Besitzer sehr rasch zu wechseln. Die Zahl der bürgerlichen Familien, welche sich auf ihrem Gut einleben und dasselbe auf Sohn und Enkel vererben, ist nur klein.

Außer seinen Rittergutsbesitzern und Majoratsherren hat Ostpreußen noch seine in gesellschaftlicher Stellung diesen Herren ziemlich gleichgeachteten Domänenpächter, zum Teil preußischer Staats-, zum Teil herzoglich anhaltischer u. s. w. Domänen. Den größeren dieser Pächter pflegt der Staat nach einiger Zeit den Titel „Oberamtmann" zu verleihen, der sich bei noch gestiegener Würdigkeit in den „Amtsrat" verwandelt. Manche derselben sind ganz vortrefflich situirt, und fast durchgehends gelten sie als treffliche, ebenso energische wie erfahrene Landwirte. Zur Übernahme einer solchen Pacht gehört allerdings ein stattliches Vermögen, selbst bei den kleinern nicht unter 30- bis 40000 Thaler.

Ungeheuer sind die Fortschritte, welche die Provinz seit einem Menschenalter in landwirtschaftlicher Hinsicht gemacht hat. Ausgedehnte Striche sind drainirt und damit der Kultur erst gewonnen worden; neuerdings bilden sich für diesen Zweck eigne Genossenschaften. Zwar mit dem Anbau der Zuckerrübe ist Ostpreußen ein wenig nachgehinkt und wird in der für diese Branche eingetre-

tenen schlechten Zeit schwerlich mehr als die eine Fabrik zu Rastenburg aufrechterhalten können; immerhin hat es sich gezeigt, daß Klima und Boden diesen Anbau sehr gut zulassen, ja sogar begünstigen, und die allgemeine Bodenkultur hat gleichfalls ihre Förderung hierdurch erfahren. Von größter Bedeutung ist aber die Entwicklung des (jetzt freilich gleichfalls sehr darniederliegenden) Brennereigewerbes bez. des Kartoffelbaues gewesen. „Wer Spiritusbrennerei sagt, der sagt Erzeugung von Viehfutter,“ und so hat sich denn die Viehhaltung seitdem gewaltig ausgedehnt und verbessert. An guten Wiesen ist die Provinz nicht eben reich; das Rindvieh war also ehedem großenteils auf Waldweide und auf die schlechten, moosdurchwachsenen „Hutweiden“ angewiesen, und dabei konnte Züchtung und Milchwirtschaft freilich nicht gedeihen. Heute hingegen ist der Viehstand ein wenn auch der Menge nach noch zurückstehender, doch qualitativ vorzüglicher geworden; der Anbau guter Futterkräuter nimmt stetig zu, die schlechten Weiden werden (zum Teil unter Anwendung transportabler Feldbahnen) durch Unterdrückung des Mooswuchses meliorirt, Kraftfutter und künstlicher Dünger kommen in großem Umfange zur Anwendung. Das Resultat ist, daß Butter und Käse Artikel ostpreußischer Massenproduktion geworden sind. Hochfeine Butter aus dem Ermlande und den angrenzenden Kreisen, geringere aus der Niederung, vorzügliche milde Käse aus der Tilsiter und Elbinger Gegend gehen heute in alle Welt und bringen viel Geld ins Land. Ebenso sind ostpreußisches Mast- und Zugvieh wichtige Handelsartikel geworden. Leider ist dagegen die Schafzucht, die doch nach Beschaffenheit des darzubietenden Weidebodens und der sonstigen wirtschaftlichen Verhältnisse der Provinz in hohem Grade passend für dieselbe erscheint, infolge der Konkurrenz südrussischer und australischer Wollen und der im Drange der Abwehr ergriffenen irrationellen, freilich durch die Schutzlosigkeit der einheimischen Wollen aufgenötigten Züchtungsmaßregeln, sehr ins Hintertreffen geraten. Die Pferdezucht der Provinz, besonders Lithauens, ist wiederum weltberühmt, und fortwährend wird an ihrer weiteren Verbesserung gearbeitet. Die Hauptfaktoren derselben sind die vorzüglichen, ebenen Pferdeweiden Littauens, die unvergleichliche Befähigung des Littauers zur Pferdewartung („jeder Littauer wird mit einem Zaum in der Hand geboren“) und das trefflich eingerichtete, auf den vorzüglichsten Traditionen unausgesetzt fortbauende Gestüt Trakehnen. Unzählige kleine und große Besitzer, auch der westlichen Landesteile, ziehen aus dem Verkauf junger Pferde zur Remonte und zu andern Zwecken den besten Teil ihrer Einnahmen.

Bei alledem sind und bleiben die reinen Einnahmen der meisten großen wie kleinen Besitzer gering, weil die Verschuldung groß ist. Die Landschaft genügt mit ihrem billigen, dafür aber auch vorsichtig (wiewohl immer koulant genug) gegebenen Gelde nicht; Hypothekenbanken hat die Provinz keine; so ist sie denn für das ungedeckte Kreditbedürfnis auf Stiftungsgelder, Privatkapita-

listen und — Volksbanken angewiesen. Letztere sollen ja Realkredit nicht geben, thun es aber in großem Umfange. Hier ist für die kapitalarme und an Meliorationsbedürfnissen reiche Provinz noch viel Spielraum.



Iwan Turgenjew in seinen Briefen.

Von August Scholz.



Iwan Turgenjew ist unbestritten eine der hervorragendsten Gestalten in der schöngeistigen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Wie Flaubert den realistischen Roman, so hat Turgenjew die realistische Novelle als Kunstwerk zu einer Stufe der Vollendung gebracht, die sie weder vor ihm noch bisher nach ihm innegehabt hat. In der Art ihres Schaffens unterscheiden sich freilich beide Schriftsteller sehr wesentlich. Flauberts Thätigkeit bestand darin, in einen Plan, in ein fertiges Netzwerk die Details mühsam und fleißig einzutragen; Turgenjew dagegen arbeitete, ein echter Künstler, seine Stoffe plastisch aus der Fülle seiner Phantasie heraus, indem er alles Überflüssige, alle Häufungen ausmerzte und sein Bild ganz aus unentbehrlichen, charakteristischen Zügen entstehen ließ. Turgenjew hat sich über die Art seiner Thätigkeit, die für die Technik der Novellistik so lehrreich ist, selber folgendermaßen geäußert: „Wer im Kunstwerk alle Details wiedergeben will, der hat sein Spiel von vornherein verloren. Es kommt darauf an, lediglich die charakteristischen Züge festzuhalten. Darin vor allem offenbart sich Talent und Schaffenskraft.“ Beide Männer stehen als Prosadichter hoch über dem Troß. Ein Meister ist der Franzose wie der Russe, und jeder von ihnen hat „Schule“ gemacht. Aber Flaubert ging es mit seinen Schülern, wie es manchen genialen Architekten gegangen ist: sie ahmten den Meister blindlings nach, und indem sie sich in der Jagd nach Details, nach documents humains müde hetzten, sanken sie zu „Maurermeistern“ ihrer Kunst herab. Die Talentvollen zogen es dann vor, den Meister zu verleugnen; sie gaben sich entweder als Schüler des populären Balzac aus, um die Spur des vornehmen, um zehn Hauptеslängen über sie in künstlerischer Beziehung hinwegragenden Flaubert zu verwischen, oder behaupteten einfach, in neuen Bahnen zu wandeln, Männer der „Herzenserforschung,“ einer neuen Wissenschaft, zu sein, nicht weichliche Künstler. Nicht so erging es Turgenjew. Die Prinzipien seines Schaffens liegen nicht für jeden Nachahmungslustigen sichtbar an der Oberfläche. Um

sie zu erfassen, ist ein tiefes Eindringen in seine Erzeugnisse erforderlich. Das rechte Verständnis derselben wird nur dem artverwandten Künstler aufgehen — die bloße Nachahmung wird sich sofort als Karikatur kennzeichnen. Der kühn skizzirte, ungezwungene Wurf, die bestimmte, scharfe Zeichnung der Charaktere, die klare Anordnung der Situationen — das sind künstlerische Vorzüge der Turgenjewschen Novelle, die sich beim besten Willen nicht imitiren lassen. Umsomehr fordern sie zum Studium heraus, und in der That haben sich, zumal in Deutschland, die besten Novellisten, selbst ein Heyse, dem Einfluß Turgenjews nicht entziehen können. Dieser Einfluß hat noch nicht aufgehört zu wirken und wird sich in Zukunft — nicht zum Nachteil der deutschen Novelle — noch wesentlich verstärken. Turgenjew tritt dadurch auch für den deutschen Literarhistoriker stark in den Vordergrund. Dem Studium dieser glänzenden literarischen Erscheinung stellen sich freilich mancherlei Schwierigkeiten in den Weg. Wir konnten Dickens und Thackeray, Flaubert und Daudet, Zola und Bret Harte leichter begreifen, weil der englische, französische und amerikanische Kulturboden, aus welchem sie hervorgewachsen sind, unserm Verständnis näherliegt. Dasselbe ist mit den nordischen und italienischen Realisten der Fall. Rußland und die Russen dagegen, die Turgenjew uns schildert, sind unsrer Vorstellung immer noch fremd; weder ihre Sprache noch ihre gesellschaftlichen Verhältnisse sind der überwiegenden Mehrzahl des deutschen Publikums geläufig. Was insbesondre Turgenjew anlangt, so war es nicht seine Art, seine eigne Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen. Es entsprach dem ruhigen, schlichten Wesen dieses vornehmen Schriftstellers, sein Privatleben ebenso wie seine Atelierarbeit dem Lichte der Öffentlichkeit zu entziehen, sodaß selbst in der Heimat des Dichters nicht viel hierüber bekannt war. Umso größer war das Interesse, mit welchem der bald nach Turgenjews Tode angekündigte Briefwechsel des Verstorbenen erwartet wurde. Dieser „Briefwechsel,“ dessen pekuniärer Ertrag den Grundstock zu einer Turgenjewstiftung bilden soll, ist soeben*) von der Petersburger „Gesellschaft zur Unterstützung bedürftiger Literaten und Gelehrten“ in russischer Sprache veröffentlicht worden. Er bietet soviel des Interessanten, soviel biographisch, literarisch und kulturhistorisch wertvolles Material, daß auch die deutschen Turgenjewforscher nicht werden umhin können, dieser Quelle in Zukunft näherzutreten.

1.

Turgenjews Leben war in äußerlicher Beziehung ganz und gar das eines russischen Grandseigneurs. Einem Zugvogel gleich flattert der Dichter des sarmatischen Tieflandes bald dahin, bald dorthin durch sein geliebtes Europa, um immer wieder in die winterliche Kulturatmosphäre seiner rauhen Heimat

*) Perwoje sobranije pisem J. S. Turgenjewa 1840—1883. S.-Peterburg, 1885.

zurückzukehren. Paris, London, Baden, Berlin, Petersburg, Moskau — das sind die Stationen, die beständig auf seiner Lebensroute wiederkehren. Im Auslande lebend, blieb er doch beständig mit der Heimat in regem Verkehr, verfolgte mit größter Aufmerksamkeit alle politischen, sozialen und literarischen Vorgänge in seinem Vaterlande und stand fast ununterbrochen mit seinen russischen Freunden in schriftlichem Meinungsaustausch. Dieses beständige Hin- undher mußte einen reichen Niederschlag von Korrespondenzen zur Folge haben, zumal da Turgenjew nicht, wie mancher andre Große des Geistes, mit seinen Briefen geizte. Die Herausgeber des vorliegenden, 564 Seiten starken Bandes bemerken selbst im Vorwort, daß die von ihnen veröffentlichten — an 55 verschiedne Adressen gerichteten — 488 Briefe aus Turgenjews Feder nur einen Bruchteil seiner gesamten Korrespondenz bilden. Daß alles ohne Ausnahme in diesem stattlichen Bande von hervorragendem Interesse sei, läßt sich nicht behaupten. Geschäftskorrespondenzen, gemütlich breite Konversationsbriefe, Gelegenheitsschreiben und Krankenberichte finden sich in ziemlicher Menge neben wertvollem Material. Pikanterien, die sonst mit Vorliebe in dem Briefwechsel von Dichtern und Künstlern aufgesucht werden, fehlen fast ganz. Dagegen finden wir manchen biographischen Zug von hohem Interesse, zahlreiche interessante Daten zur persönlichen Charakteristik Turgenjews, zur Beleuchtung seiner schriftstellerischen Thätigkeit, seiner künstlerischen Ansichten und vor allem einen wertvollen Schatz von Äußerungen über die merkwürdige Entwicklung, die Rußland in den letzten drei Jahrzehnten durchgemacht und an der Turgenjew persönlich in so entschiedener Weise mitgearbeitet hat. Inhaltsreich sind namentlich die Briefe an die russischen Romanciers Dostojewski und Graf Leon Tolstoj, an den liberalen Exminister Miljutin und seine Frau, an den genialen Satiriker Saltykow-Schtschedrin und endlich an eine Frau F., die Beziehungen zu den russischen Revolutionären hatte und mit Turgenjew über die Bestrebungen derselben in Meinungsaustausch stand. Turgenjews Korrespondenz mit dem russischen Lyriker Polonski tritt nicht so sehr dem Inhalt als dem Umfang nach hervor; nicht weniger als 138 der veröffentlichten Briefe sind an Polonski und weitere 50 an dessen Frau gerichtet. An sich ist dieser dreißig Jahre lang fortgesetzte, rein freundschaftliche Briefwechsel, bei dem Turgenjew weit mehr gab als er empfangen konnte, ein sprechender Beweis für das edle, sympathische Gemüt des sarmatischen Poeten.

Turgenjew war, als er mit seinen „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers“ den ersten durchschlagenden Erfolg davontrug, eine fertige Erscheinung, ein Mann „im kräftigsten Alter.“ Schon diese Skizzen tragen den Charakter künstlerischer Reife und objektiver Ruhe, der alle seine spätern Prosadichtungen auszeichnet. Auch in seinem Innern hat es einmal gegährt; im Genre Puschkins und Lermontows hat er eine Anzahl von Gedichten, Balladen und Epen verfaßt, die zwar nicht ohne poetischen Wert, aber doch immer nur Produkte

zweiten Grades waren. Turgenjew selbst war für diese „Jugendsünden," wie er sie nannte, durchaus nicht eingenommen und protestirte entschieden gegen ihre Aufnahme in die Gesamtausgabe seiner Werke. Er erkannte das Eigenartige seiner Muse sehr genau. „Es ist mir nicht angenehm, schreibt er 1875 an seinen russischen Biographen Wengerow, daß Sie in Ihrem Essay über mich meinen Versen soviel Beachtung schenken. Meine Abneigung gegen dieselben erklärt sich schon durch das alte Dichterwort:

. . . mediocribus esse poëtas
Non dî, non homines . . .

Wie die russische Literatur den Prosaiker Turgenjew gegenwärtig kennt, ist er eine harmonisch abgeschlossene, in seinem ganzen Wesen gleichartige Erscheinung. Das subjektive Element, das zumeist in poetischen Jugendwerken hervortritt und der Neugier des Lesers wie der Forschung des Biographen willkommene Anhaltepunkte giebt, fehlt bei Turgenjew. Er hatte, als er seine Feder der novellistischen Dichtung widmete, mit seinem eignen Ich und dessen Wallungen abgeschlossen. Sein ruhiger, vornehmer Charakter bewahrte ihn vor Übereilungen und Verwicklungen, die bei dem hochgehenden Wellenschlage der russischen Sturm- und Drangperiode hätten verhängnisvoll werden können. So konnte er mit Muße seinem künstlerischen Schaffen leben, zumal da er der gemeinen Sorgen des Daseins überhoben war und im häuslichen Kreise feinfühliger, künstlerisch gebildeter Menschen das Glück seines Herzens gefunden hatte.

Turgenjews Zusammenleben mit der Familie Viardot ist für sich ein Stück Poesie, das, des Hergebrachten spottend, in seiner Art fast einzig dasteht. Der junge Poet lernte Frau Viardot-Garcia im Jahre 1846 kennen, als sie, damals vierundzwanzig Jahre alt, auf einer Tournee durch die europäischen Hauptstädte das kunstliebende Publikum durch ihre herrliche Stimme entzückte. Diese Bekanntschaft war für Turgenjews Zukunft entscheidend. Durch den doppelten Zauber von Kunst und Frauenschönheit ward der junge Sarmate mit unlöslichen Banden an die westeuropäische Kultur gefesselt. Er hatte einen Hafen gefunden, in dem er ruhig vor Anker liegen konnte, während wilde Stürme über seine Heimat hinbrausten und so manchen Gleichstrebenden auf Klippen trieben.

Verschiedne Mitteilungen in den „Briefen" beleuchten Turgenjews Beziehungen zur Familie Viardot. Im Jahre 1856, nachdem er nach mehrjährigem Aufenthalt in Rußland sich wieder gen Westen gewandt hat, spricht er gegen den Grafen Leon Tolstoj von der Wiederanknüpfung „alter, unzerreißbarer Beziehungen" zu einer Pariser Familie. Madame Viardot war damals Mitglied des Théâtre lyrique in Paris und ihr Haus der Mittelpunkt einer Gruppe von Verehrern klassischer Musik. Auch erteilte sie Gesangunterricht an aufstrebende Talente und komponirte Romanzen, Opern und Operetten. Tur-

genjew wurde ihr getreuer Mitarbeiter, er schrieb den Text zu mehreren größeren Kompositionen der talentvollen Tonkünstlerin. Dieselben wurden fast ausschließlich im Hause der Madame Viardot an den berühmten musikalischen Matineen und Soireen aufgeführt, die oft, wie L. Pietsch sagt, „ein Parquett von Königen und Fürsten“ vereinigten. Gegen Ende der sechziger Jahre wurde eine der Kompositionen der Frau Viardot — die Operette „Der letzte Zauberer“ — am Weimarer Hoftheater zur Aufführung gebracht. Friedrich Liszt hatte die Instrumentirung und Inszenirung besorgt, und man hegte große Erwartungen. „Ich sehe der Aufführung mit Ungeduld entgegen,“ schreibt Turgenjew, der zum erstenmale als Librettist vor die Öffentlichkeit treten sollte, an den Minister Miljutin. „Wenn die Komposition Erfolg hat, kann sich für Madame Viardot eine neue glänzende Karriere eröffnen.“ Die Weimarer Aufführung endete indessen mit einem Fiasko, und Frau Viardot kehrte wieder zur Romanze, Turgenjew zur Novelle zurück.

In den letzten fünfziger und den ersten sechziger Jahren hatte sich die bis dahin kinderlose Familie Viardot um drei reizende Sprößlinge — Claudie, Paul und Marianne — vermehrt. Turgenjew spricht in seinen Briefen von diesen Kindern der Frau Pauline Viardot stets in Ausdrücken der Liebe und des Entzückens. Im Jahre 1870 läßt er durch seinen Moskauer Freund Merslow russische Eisenbahnaktien „für seine liebe Claudie Viardot“ ankaufen, und als Claudie sich Anfang 1874 verheiraten soll, verkauft Turgenjew eines seiner Güter, Liubowscha, für 50000 Rubel, die gleichfalls in Aktien auf den Namen der Frau Viardot angelegt werden. „Ich schicke dir die Photographie meines Lieblings Claudie,“ schreibt er am 5. Februar 1874 an seinen Freund Polonski. „In zwei Wochen feiert sie ihre Hochzeit, ihr Zukünftiger heißt George Chamerot. Obwohl er seines Glückes wert ist, muß man ihn doch um dasselbe beneiden.“ Nach der Hochzeit schreibt er an Merslow: „Seit drei Tagen ist meine unvergleichliche Didi verheiratet. Du kannst dir vorstellen, in was für Sorgen, in welcher freudigen Aufregung ich mich die ganze Zeit hindurch befand. Die beiden jungen Leute sind so glücklich, daß es wirklich belustigend ist, ihnen zuzuschauen.“ Im Jahre 1875 giebt er in einem Briefe an Madame Miljutin seiner Stimmung in folgenden Worten Ausdruck: „Welche Lust, einen Tag wie den andern gleichförmig hinschwinden zu sehen! Ich genieße diese Lust jetzt in vollen Zügen: ich bin vom Podagra frei, und beim besten Wohlsein sind auch all die Meinigen, nicht ausgeschlossen die neugeborne Tochter meiner lieben Claudie. Was verlange ich noch mehr?“

Im Jahre 1875 läßt sich Turgenjew eine Villa in Bougival bei Paris bauen, wo auch die Familie Viardot sich während des Sommers aufzuhalten pflegt. Am 3. April 1881 verheiratet sich auch die jüngere Tochter der Frau Viardot, Marianne, mit dem Komponisten und Pianisten Duvernois. Das Haus des greisen Dichters ward nun nicht leer von liebenswürdigen jungen Gästen.

„Sie wollen erfahren, schreibt er im Juli 1882 an die Frau seines Freundes Polonski, wer mir hier Gesellschaft leistet. Wohlan: Madame Viardot und ihr Gemahl, ihre Tochter Claudie mit ihrem Gatten Chamerot und zwei Töchterchen von sieben und drei Jahren, ihre zweite Tochter Marianne mit ihrem Gatten Duvernois und einem drei Monate alten Töchterchen; endlich der Vionilist Paul Viardot, Sohn der Frau Viardot.“ Von schweren Leiden heimgesucht, fand der Dichter in den letzten Lebensjahren einen Trost in der Hingebung und Liebe, welche er in der Mitte dieser liebenswürdigen, ihm nahestehenden Menschen erfuhr.

Dieses behagliche Familienglück sollte indessen nicht ohne ernsthafte Trübung bleiben. Noch im letzten Lebensjahr — 1882 — brach eine Katastrophe über Turgenjew herein, die ihm arge Verlegenheiten und schwere Beunruhigungen schuf. Im Anfang der vierziger Jahre war Turgenjew, damals ein junger Student, zu einer jungen Moskauer Bürgerstochter, Awdotja Jermolajewna Iwanowa, in intime Beziehungen getreten. Awdotja gebar im Mai 1842 eine Tochter, die Turgenjew als die seinige anerkannte und später auf seine Kosten in Paris erziehen ließ. Er gab der kleinen Pelagia eine treffliche Ausbildung und wohnte auch eine Zeit lang in Paris mit ihr zusammen. Im Jahre 1865 verheiratete sich Pelagia mit einem Mr. Gaston Bruyère. Die Ehe war unglücklich, wie es scheint, durch die Schuld des Gatten. Turgenjew mußte beständig mit helfender Hand eingreifen, um die Not von dem jungen Paare abzuhalten. Im Jahre 1871 bittet ihn Pelagia um 40000 Franken, „wenn sie nicht samt ihrem Gatten untergehen soll.“ Turgenjew befriedigt ihr Verlangen; er verkauft sogar im Laufe der nächsten Jahre seine Gemälde, darunter einen vortrefflichen Théodore Rousseau im Werte von 25000 Franken, um die beständigen Differenzen im Hause Bruyère zu beseitigen. Aber vergeblich — nach siebzehnjähriger Ehe ist die Scheidung notwendig geworden. Pelagia flüchtet mit ihren beiden Kindern aus dem Hause des Gatten, und Turgenjew muß sie verbergen, um sie vor Bruyères Brutalität zu schützen. „Und die Not fängt erst an, schreibt der gequälte kranke Dichter an Frau Polonskaja, die Konsultation der Advokaten u. s. w. Der Prozeß kann sich ein Jahr und länger hinziehen, meine Tochter muß sich mit ihren Kindern versteckt halten, vielleicht gar für immer aus Frankreich fliehen. Alles, was sie besessen hat, ist für immer verloren. Mir ist, als ob mich ein Schwungrad ergriffen hätte und mit Gewalt in die Maschine hineinziehen wollte. Die häßliche Affäre ist mir umso peinlicher, als ich, wie Sie wissen, niemals eine besonders tiefe Zuneigung zu meiner Tochter empfunden habe und alles, was ich für sie that und noch thun werde, lediglich aus Pflichtgefühl geschieht.“ Nähere Aufklärung über die Angelegenheit geben die Briefe nicht; wie eine unheimliche, düstre Wolke schwebt sie über dem letzten Lebensjahre des Dichters, den neben allen Qualen körperlichen Leidens nun auch die schwere Last häuslicher Sorgen drückte.

Zweifellos war es mehr der moralische Druck als der materielle, den Turgenjew bei diesen ihm durch seinen Schwiegersohn Bruyère bereiteten Ungelegenheiten empfand. Von Haus aus reich und unabhängig, hat er die banale Sorge ums tägliche Brot niemals ernsthaft kennen gelernt — abgesehen von ein paar prekären Tagen in der Jugendzeit, wenn die launenhafte Mutter mit den Rubeln nicht herausrücken wollte. Turgenjew war, wenn auch kein Millionär, so doch ohne Zweifel reich. Sein im Kreise Mzensk, Gouvernement Orel, gelegenes Stammgut Spaßkoje umfaßte etwa 1500 Desjätinen (6000 preußische Morgen). Er schätzte es selbst im Jahre 1876 auf mehr als 150 000 Rubel. In derselben Gegend besaß er auch noch einige kleinere Güter. Von Zeitschriften und Verlegern bezog Turgenjew Honorare, wie sie selten ein Schriftsteller erhalten hat. A. F. Marx, Herausgeber der Zeitung Niwa, bietet ihm 1882 für den ersten Abdruck einer neuen Novelle den enormen Preis von 2000 Rubel für den Druckbogen. In ähnlichem Verhältnis honorirte ihn der Wjestnik Jewropy, der in den letzten Jahren die meisten Dichtungen Turgenjews zuerst brachte. Die Stereotypausgabe seiner „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" trug ihm jährlich 1000 Rubel ein. Die in den ersten Auflagen bei Salajew in Moskau erscheinende Gesamtausgabe seiner Schriften warf ein Einkommen von etwa 6000 Rubeln jährlich ab. Im Jahre 1882, wenige Wochen vor seinem Tode, verkaufte Turgenjew das ausschließliche Publikationsrecht seiner Werke in Bausch und Bogen an die Petersburger Firma J. J. Glasunow für die Summe von 80 000 Rubeln. Große Schätze hat aber Turgenjew trotz dieser bedeutenden Einkünfte niemals gesammelt. Er lebte, ohne Verschwendung, mit allem Komfort, that ein Übriges für die Kunst und hatte stets eine offene Börse für Hilfsbedürftige. Man erzählte sich viel von seiner Gemäldegalerie. Eine solche hat er jedoch nie besessen, nur etliche wertvolle Stücke erwarb er nach und nach, um sie in einem kritischen Moment mit einem Verlust von mehreren tausend Franken wieder zu veräußern. Die Pariser Auktionssalons, in denen man ihn allgemein als den grand Gogo russe kannte, hat er mehr als Liebhaber und Kenner besucht.

War Turgenjews Vermögenslage nach allem Gesagten eine günstige, so hatte er, namentlich in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens, umsomehr mit körperlichen Leiden zu kämpfen. Die russischen Journale haben bei Besprechung der Briefe tadelnd darauf hingewiesen, daß dieselben sich wie eine Serie von Krankheitsbulletins lesen. In der That tritt das medizinisch-pathologische Element, namentlich im zweiten Teile der Briefe, sehr stark hervor; man könnte aus den Mitteilungen, die der Dichter hier beständig über seinen Körperzustand macht, eine ausführliche Krankengeschichte Turgenjews schreiben. Die aus dem letzten Lebensjahre des Dichters stammenden zwölf Berichte an den Petersburger Arzt Bertenson geben eine genaue Schilderung der Krankheitskomplikation, welche schließlich das Ende des Dichters herbeiführte. Auch die fast zweihundert

Briefe an die Familie Polonski bringen regelmäßig Berichte über Gesundheit oder Krankheit. Mit überflüssiger Ängstlichkeit erkundigt sich namentlich Madame Polonskaja beständig nach des Dichters Befinden; Turgenjew selber schreibt ihr einmal mit gewissem Vorwurf: „Ich denke immer nur dann an meine Krankheit, an Kuriren u. s. w., wenn ich von Ihnen Briefe bekomme." Der obenerwähnte Tadel, daß die Briefe sich wie ein Krankenbericht lesen, trifft sonach weniger den Dichter, als seine Korrespondenten und die Herausgeber, die geschickter gehandelt hätten, wenn sie das eine oder andre aufdringlichere Detail ausgemerzt hätten.

Im übrigen spielt ja das körperliche Befinden im Leben des schaffenden Künstlers eine wichtigere Rolle, als man gewöhnlich annimmt. Der subjektiv angelegte Heine schuf auf dem Krankenlager seine unerquickliche Matratzenpoesie; der objektiv gestaltende Turgenjew lag brach, so lange der Schmerz in seinen Gliedern bohrte. Turgenjew liebte Ruhe, Behaglichkeit und ein gutes Leben. Obwohl seine Auffassung der Dinge im Grunde stark pessimistisch war, ging er doch nicht so sehr in seinem Weltschmerz auf, daß er über demselben die tückischen Kobolde in seinen Gliedern vergessen hätte. Körperlicher Schmerz paßte nicht in Turgenjews Programm, er hängte sich wie ein Hemmschuh in seinen poetischen Schwung. „Ich kenne nur einen triftigen Grund, der vom Arbeiten abhalten darf: Krankheit" — sagt er in einem Briefe an Polonski, der seine poetische Unthätigkeit mit Zweifeln an sich selbst und innerer Zerrissenheit entschuldigt. Turgenjews Art zu schaffen mußte in der That durch körperliche Leiden schwer beeinträchtigt werden; sie bedurfte der Stimmung und konnte nur in Stunden tiefster Sammlung zutage treten, wenn die Sinnenthätigkeit gleichsam gebunden war und die Phantasie, vom Außenzwang befreit, ungetrübt arbeitete. Turgenjew schrieb niemals auch nur eine Zeile, die nicht organisch aus dem Marke seines dichterischen Wesens herausgewachsen wäre. Unter solchen Umständen ist es wohl erklärlich, daß er seinen leidenden Zustand schwer empfand und jedesmal mit Ungeduld die Genesung herbeiwünschte, die ihm von neuem zu schaffen erlaubte.

Turgenjews Krankheit war eine Neuralgie mit chronischem Charakter. Ihre ersten Anzeichen traten schon bei dem Dreißigjährigen in einem Blasenleiden zu tage, das immer wieder von neuem auftrat und dem Dichter arg zusetzte. Mehrere Jahre später entdeckte der Heidelberger Professor Friedreich in ihm eine Herzkrankheit. „Ich werde so sterben wie Panajew,*) schrieb Turgenjew damals an Polonski; eine schwarze Wolke zieht über meinen Horizont herauf und wirft bereits ihre Schatten voraus." Glücklicherweise stellt sich die Diagnose Friedreichs als unzutreffend heraus. Dagegen beginnen den Dichter um jene Zeit heftige podagrische Schmerzen zu plagen, die er bis zu seinem Tode nicht loswurde.

*) Russischer Journalist der sechziger Jahre.

Im Frühjahre 1882 bricht endlich jenes schmerzliche Leiden aus, das nach anderthalbjährigem Siechtum den Tod Turgenjews herbeiführte. Die Pariser Ärzte benannten es mit den verschiedensten Namen: nevralgie cardialgique goutteuse, nevralgie stomacale goutteuse, angina pectoralis nervosa u. s. w. Turgenjew schreibt über das Wesen der Krankheit bei ihrem ersten Auftreten: „Dieses alberne Ding besteht darin, daß, wenn man ruhig liegt, man durchaus nichts fühlt; will man aber gerade stehen oder gar umhergehen — vom Treppensteigen rede ich garnicht — so spürt man auf einmal in den Schultern, dann im Rücken und in der Brust unerträgliche Schmerzen, Atemnot tritt ein u. s. w." Von Tag zu Tag wurden diese Beschwerden schlimmer; nur mit Hilfe des Morphiums vermochte der Kranke Ruhe zu finden. Im Juni 1882 verordnet ihm ein Pariser Homöopath eine Milchkur, für welche sich auch der Petersburger Arzt Bertenson, der Turgenjew in Paris besucht, entscheidet. Dieselbe scheint gut anzuschlagen; der Kranke genießt nichts weiter als täglich etwa zwölf Glas Milch, und diese Kost sagt ihm bald so zu, daß er gegen Fleisch und Wein Widerwillen empfindet. Von Stehen und Gehen ist freilich keine Rede; Turgenjew lebt „wie eine Auster": „Ich rühre mich nicht vom Platze, heißt es in den Briefen, ich schreibe, lese, genieße nichts als Milch, schlafe acht Stunden in einem Zuge, nehme keine Medizin und befinde mich bei alledem ganz wohl. Ein wahres Molluskenleben!"

Eine endgiltige Besserung indessen will nicht eintreten, Turgenjew beginnt sich selber als „ausgestrichen" zu betrachten. Im folgenden Winter übersteht der Kranke eine schwierige Operation: ein pflaumengroßes Neurom wird ihm aus dem Unterleibe entfernt. Doch die erwartete Genesung tritt nicht ein, die Krankheit verschlimmert sich zusehends. Die rechte Seite ist zeitweise gelähmt, ein zahnschmerzartiges Bohren und Reißen durchzieht den Körper. Die Briefe an die Freunde in der Heimat, immer kürzer und kürzer, müssen diktirt werden, nur die schwach mit Bleistift geschriebene Unterschrift liefert den Beweis, daß Iwan Turgenjew noch unter den Lebenden weilt. Am 2. September 1883 hat er ihre Reihen verlassen.

2.

Turgenjew war einer der edelsten Menschen und trotz seiner europäischen Überzeugungen ein echter Russe. Die „breite Natur" des Großrussen hatte in ihm ihre ideale Verkörperung gefunden. Behäbige Gutmütigkeit und Gemütsweichheit neben einer feinen Ironie, Bescheidenheit neben Selbstbewußtsein, ein wenig Trägheit neben sehr viel Geduld, Freude am Leben neben einer gewissen Wehmut, die sich unter Umständen bis zu düsterm Pessimismus steigert, aber immer wieder durch den sdrawy smysl, den gesunden Menschenverstand auf das richtige Maß zurückgeführt wird — das sind die Eigentümlichkeiten der russischen Art, die wir in Turgenjew wiederfinden. Dieses Charakterbild tritt

aus der vorliegenden Korrespondenz umso entschiedener hervor, als dieselbe aus der Feder des gereiften Mannes fließt, der für unklare Jugendempfindungen keinen Ausdruck mehr hat.

In seinen persönlichen Beziehungen war Turgenjew schonend und teilnahmsvoll. Seine Freunde hatten über ihn nicht zu klagen, er war mit Rat und That immer zur Hand. Polonski sandte ihm viele Jahre lang seine Gedichte vor dem Abdruck zur Beurteilung ein, und Turgenjew wird nicht müde, jedes einzelne der eingesandten Stücke bis in die Details hinein zu kritisiren. Demselben Lyriker erweist er sich auch noch auf andre Weise nützlich: er stellt ihm seine Börse zu einer Erholungsreise und seinen Landsitz als Sommerfrische für die ganze Familie zur Verfügung. Die Liebenswürdigkeit, mit welcher Turgenjew auf alle Angelegenheiten der Familie Polonski eingeht, ist in der That bewundernswert; sie könnte fast sentimental erscheinen, wenn wir in ihr nicht vielmehr einen Reflex Polonskischer Süßlichkeit entdeckten. Turgenjew weiß sich überhaupt in seinen Briefen seinen Korrespondenten trefflich anzupassen. Er schreibt tief und gedankenvoll an den tief angelegten Leon Tolstoj, behaglich breit an den schulmeisternden Grigorowitsch, scharf und pointirt an den satirischen Schtschedrin. Seine Nachgiebigkeit gegen die Polonskis wird stellenweise sogar lästig; Turgenjew hätte sich sicherlich dagegen gesträubt, daß diese ganze Wagenladung von Briefen über wenig interessante Dinge an wenig interessante Menschen so ohne Kritik veröffentlicht würde. Ob Herr Polonski sich als Maler oder Frau Polonskaja sich als Bildhauerin versucht, ob ihre Kinder an einer Drüsengeschwulst oder an den Würmern leiden, muß selbst dem russischen Publikum ziemlich gleichgiltig sein. Unangenehm berührt auch die offenbare Mißgunst, mit welcher Polonskis die Beziehungen des Dichters zur Familie Viardot und sein Verweilen in Paris betrachten; umsomehr müssen wir bisweilen Turgenjews Geduld bewundern, die wirklich auf harte Proben gestellt wird. So will Frau Polonskaja während ihres Aufenthaltes in Spaßkoje dem Dichter durchaus eine Sendung eingemachter Früchte nach Paris schicken, und in vier Briefen hintereinander muß Turgenjew dieses sonderbare Anerbieten dankend ablehnen.

Für Notleidende hatte Turgenjew immer eine offene Hand. Die in Paris lebenden jungen Russen waren nicht in Verlegenheit, wohin sie sich zu wenden hatten, wenn der Rubel sie verließ. Dabei wußte Iwan Sergejewitsch seine Wohlthaten mit vielem Zartgefühl anzubringen, das bei denjenigen, welche seine Hilfe in Anspruch nahmen, nicht selten fehlte. Bezeichnend ist der folgende, in einem Briefe Turgenjews an den Herausgeber der Russkaja Mysl mitgeteilte Fall. „Ich habe, heißt es in demselben, eine Bitte an Sie, lieber Jurgew. Sie werden in den nächsten Tagen eine, im übrigen gar nicht üble Übersetzung von Paul Heyses Novelle „Geteilte Herzen“ erhalten. Wenn Ihnen die Arbeit nicht gefällt, brauchen Sie dieselbe nicht abzudrucken. Schreiben Sie mir jedoch

einen Brief, worin es schwarz auf weiß steht, daß Sie die Übersetzung gelesen haben und im Laufe der Zeit publiziren wollen, auch bereit sind, einen Vorschuß auf das Honorar zu zahlen. Ich habe diesen Plan ersonnen, um einem jungen Russen, der hier in Paris als Todkranker im Hospital liegt, die letzten Stunden zu erleichtern. Er wird höchstens noch sechs Wochen leben, besitzt keinen roten Heller und ist zu stolz, auch nur die geringste Unterstützung anzunehmen. Schreiben Sie, daß Sie zweihundert Franken geben wollen. Das Geld zahle ich dann aus meiner Tasche, als ob ich's von Ihnen erhalten hätte. Aber bitte, verraten Sie mich nicht, und nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich Ihnen eine Rolle in dieser kleinen Tragikomödie zugedacht habe."

Im allgemeinen ist Turgenjew den „Russen in der Fremde" nicht sehr zugethan, sie mögen oft genug seine Galle rege gemacht haben. „Es scheint, daß es hier wenig Russen giebt — Gott sei Dank, Gott sei Dank," schreibt er im Jahre 1860 aus Bad Soden. Kurze Zeit darauf berichtet er aus Ventnor: „Denken Sie nur, es giebt hier außer Kruse und dem liebenswürdigen Rostowzow keine Russen — das reine Paradies!" Europa wimmelte damals von sarmatischen Touristen, zum Teil recht problematischen Erscheinungen, die im Westen den Stein der Weisen zu finden hofften und sich lästig machten, wo sie nur konnten. Turgenjew hat diese Gattung in seinem „Rauch" mit scharfen Worten gegeißelt.

Im übrigen hat es kaum einen zweiten Russen gegeben, der es mit seinem Volke so ehrlich meinte, wie Turgenjew. Sein Verhalten in der Frage der Bauernemanzipation widerlegt am besten den Vorwurf des Renegatentums, der dem Dichter bald vonseiten der radikalen Jugend, bald von den Slawophilen gemacht wurde. Das „Tagebuch eines Jägers" war ein Hauptschlag, der die Leibeigenschaft ins Mark traf. Wie sich Turgenjew persönlich zu seinen Bauern verhielt, ist aus einem Briefe zu ersehen, den er auf eine Anfrage über diesen Punkt an den Petersburger Publizisten Wengerow schrieb. „Als meine Mutter, heißt es dort, im Jahre 1850 starb, schenkte ich sogleich dem ganzen Hofgesinde die Freiheit, entließ alle Bauern, welche es verlangten, auf Zins, arbeitete mit allen Kräften auf die Förderung der Emanzipationssache hin, erließ den Emanzipirten später beim Loskauf den fünften Teil des Lösegeldes und nahm keine Entschädigung für den Grund und Boden, auf welchem sich ihre Ansiedlungen befanden, was eine nicht unbedeutende Summe ausmachte. Ein andrer hätte vielleicht an meiner Stelle mehr gethan und schneller gehandelt, als ich. Ich versprach Ihnen jedoch, die Wahrheit zu sagen, und sage sie ganz so, wie sie ist. Zum Prahlen bietet dieser Thatbestand freilich wenig Anlaß; aber ich hoffe, daß er mir auch nicht gerade Schande bereiten wird."

Auch durch Errichtung von Krankenhäusern, Schulen und andern nützlichen Instituten suchte Turgenjew das Wohl seiner Bauern zu heben. Interessant ist ein Schreiben, das er genau ein Jahr vor seinem Tode aus Bougival an

die Bauern von Spaßkoje-Lutowinowo richtete. Die letzteren hatten ihm brieflich ihr Bedauern darüber ausgedrückt, daß seine Krankheit ihn hindere, nach Spaßkoje zu kommen. Turgenjew dankt ihnen für ihre Teilnahme und fährt dann fort: „Ich habe gehört, daß bei euch seit einiger Zeit weit weniger Branntwein getrunken wird. Das hat mich sehr erfreut, und ich hoffe, daß ihr auch in Zukunft euch desselben enthalten werdet, denn für einen Bauern ist die Trunksucht der Anfang des Elends. Was ich jedoch bedaure, ist, daß eure Kinder, wie man mir sagte, die Schule sehr wenig besuchen. Bedenket doch, daß in der jetzigen Zeit ein Mensch ohne Schulbildung dasselbe ist, wie ein Blinder oder ein Mensch ohne Arme! Wie alljährlich, so schenke ich euch auch in diesem Jahre eine Desjätine Wald, die Euch mein Verwalter Schtschepkin anweisen wird.... Somit grüße ich euch alle, ihr Bauern von Spasskoje, und wünsche euch alles Gute. Euer früherer Gutsherr."

In den Briefen werden einige interessante Gestalten von Leibeignen erwähnt, die zu Turgenjew in naher Beziehung gestanden haben. Das Verhalten des Dichters zu diesen originellen Erscheinungen ist für seine Denkweise bezeichnend. In Spaßkoje lebte ein Halbbruder Turgenjews, Porfiri Timofejewitsch Kudrjaschew, ein Sohn Sergej Turgenjews, des Vaters, und einer Leibeignen. Nach russischem Rechte war Porfiri Leibeigner. Madame Turgenjew gab den jungen Kudrjaschew dem Sohne als Groom ins Ausland mit. Iwan Sergejewitsch, der in seinem Halbbruder und Diener gute Anlagen zu bemerken glaubte, nahm sich seiner Ausbildung an, bereitete ihn selber zum Studium vor und schickte ihn auf eine deutsche Universität, damit er Medizin studirte. Turgenjew bestritt Kudrjaschews Studium ganz aus eigner Tasche, was ihm damals nicht leicht fiel, da seine Mutter ihm selbst nur kärgliche Mittel zufließen ließ und jedenfalls die Verwendung derselben zu Kudrjaschews Nutzen arg mißbilligt hätte. Turgenjew wußte, daß seine Mutter dem Zeugen der verbotenen Liebe ihres Gatten nicht sehr zugethan war. Er beschwor seinen Halbbruder, im freien Deutschland zu bleiben und seine medizinische Ausbildung auf alle Fälle zu vollenden. Kudrjaschew versprach dies umsolieber, als er sich mit einer jungen Deutschen verlobt hatte und bald zu heiraten gedachte. Wie erstaunte daher Turgenjew, als er auf der Poststation, von der er selber abfahren wollte, plötzlich auf Kudrjaschew stieß, der, den Quersack auf dem Rücken und ein Reisebündel in der Hand, eben am Billetschalter stand.

Wohin denn, Porfiri? fragte Turgenjew verwundert.

Nach Rußland.

Wie, am Vorabend deiner Hochzeit? Willst du deine Braut verlassen?

Der Herr mag sie trösten, meine Braut. Die Heimat ist mir lieber.

Aber das ist ja schmähliche Flucht, Porfiri! Weißt du denn nicht, daß meine Mutter dich ohne weiteres zum Knechte degradiren wird, wenn sie dich nicht gar unter die Soldaten steckt?

Alles weiß ich, aber wenn du mich totschlägst — ich fahre mit dir nach Rußland.

So gingen beide nach Spaßkoje, dessen Gebieterin den Studenten der Medizin in einer guten Stunde zu ihrem Leibarzt ernannte. Kudrjaschew setzte später seine Studien in Moskau fort, erwarb ein Patent als Zahnarzt und ward in seiner Heimat ein gesuchter Arzt. Iwan Turgenjew, mit dem er im Auslande auf dem Fuße vollkommener Gleichheit gelebt hatte, wurde von ihm in Rußland nie anders denn als „Barin," „gnädiger Herr," behandelt, wobei sich in die freiwillige Unterordnung eine gewisse gutmütige Ironie mischte. Turgenjew seinerseits hat seinen Porfiri niemals verleugnet und behandelte ihn in Gesellschaft stets als vollbürtig. Kudrjaschew war äußerlich seinem ältern Halbbruder sehr ähnlich, nur war er noch höher und breiter als Iwan Sergejewitsch und außerordentlich dick. Er sang vortrefflich und spielte meisterhaft auf der Guitarre. Im übrigen war seine Hauptleidenschaft das Essen. Als er mit Turgenjew in Deutschland weilte, schlug er dessen Einladungen zu Tische regelmäßig aus. „Eure Herrenkost, pflegte er zu sagen, sagt meinem Magen nicht zu. Ich werde bei euch doch nicht satt." Dagegen vertilgte er so ungeheure Massen von Brot, daß die Passanten oft vor seinem Fenster stehen blieben, um den dicken russischen Studenten essen zu sehen. „Sonderbare Menschen, diese Deutschen, bemerkte dann Kudrjaschew mit Seelenruhe, alles, was über ihren engen Rahmen hinausgeht, setzt sie in Erstaunen."

Ein andres Original der Leibeignenzeit, den als Hofjäger in Spaßkoje angestellten Afanassi, hat Turgenjew in seinen „Skizzen" unter dem Namen Jermolai verewigt. Afanassi war ein ausgezeichneter Kenner auf dem Gebiete der Jagd und Fischerei. Er beherrschte alle Zweige des Waidwerks von der Bärenhatz bis zum Schmerlenfang mit vollkommener Sicherheit und hatte die Eigentümlichkeiten der Tiere, ihre Gewohnheiten, ihre Sprache, kurz, alle Geheimnisse des Waldes und der Steppe sorgfältig studirt. Dabei verstand er über das, was er wußte, vortrefflich zu reden. Turgenjew wurde nicht müde, aus diesem lebendigen Quell des Volks- und Naturlebens zu schöpfen. Er erzählt selber, daß Afanassi an seinem Hauptwerke, den „Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers," einen beträchtlichen Anteil habe. So ist beispielsweise das herrliche Naturbildchen „Von den Nachtigallen" buchstäblich nach Afanassis Mitteilungen geschrieben. Wie Kudrjaschew, so besaß auch Afanassi einen vorzüglichen Magen. „Mein Jäger ist imstande, Flintenkugeln zu verdauen," pflegte Turgenjew von ihm zu sagen.

Erwähnt sei noch Turgenjews Koch Stepan, der in Petersburg eine stadtbekannte Persönlichkeit war. Stepan kam auf eigentümliche Art in seinen Dienst. Eines Tages erschien bei Turgenjew ein unbekannter junger Bursche, empfahl sich als Koch und bat, Iwan Sergejewitsch möchte ihn von seinem Herrn kaufen. „Es nimmt sonst ein böses Ende mit mir," fügte er hinzu. Turgenjew kaufte

in der That den armen Teufel, der mit seinem Herrn in arge Zwistigkeiten geraten war, für 800 Rubel. Er gab ihm ohne weiteres den Freibrief, Stepan aber, der sich als ausgezeichneter Koch erwies, bat ihn, den Freibrief in seinen Schreibtisch zu legen und ihn in Dienste zu nehmen. Seither blieb Stepan Turgenjews Koch, so oft dieser in Petersburg verweilte. Verließ er die Hauptstadt, so nahm Stepan eine Stellung „auf tägliche Kündigung“ in einem der vornehmen Klubhäuser Petersburgs an, wo man seine Kunst sehr hoch schätzte. Sobald jedoch Turgenjew in Petersburg ankam, war Stepan sogleich wieder zur Stelle, um seine Dienste anzubieten. Einmal schrieb Turgenjew an seine Freunde, Stepan sollte eine dauernde Stellung im englischen Klub, die ihm offerirt wurde, annehmen, da er voraussichtlich nicht so bald nach Rußland kommen würde. „Und wenn er trotzdem unverhofft ankommt, versetzte Stepan, was dann? Nein nein, er allein soll mein Herr bleiben, ich will seinen Dienst mit keinem andern vertauschen. Ragt er doch, wenn er den Newski-Prospekt entlang geht, um einen ganzen Kopf über alle andern hinweg.“

Überall tritt uns aus den berichteten Zügen Turgenjews Charakter von der liebenswürdigsten Seite entgegen. Diese Liebenswürdigkeit erhielt durch die imponirende Ruhe, die im ganzen Wesen des Dichters lag, eine gewisse Weihe. Es ist viel von Goethes Art in Turgenjews Natur — dieser wie jener der Künstler durch und durch, der Unparteiische, der Olympier. Ihre dichterischen Individualitäten freilich erscheinen auf den ersten Blick sehr verschiedenartig, und ohne Zweifel ist der Deutsche an produktiver Kraft höher zu schätzen. Aber der reife Goethe und der reife Turgenjew haben in ihrem Wesen soviel Verwandtes, als die Verschiedenheit der Nationalität nur irgend zuläßt. Jedenfalls hat der sarmatische Stamm kaum eine zweite so harmonische Erscheinung hervorgebracht wie Turgenjew.

In seiner Jugend war Turgenjew, wie Goethe, Enthusiast. „Als ich noch jung war, schreibt er an den Grafen Leon Tolstoj, wirkten auf mich nur enthusiastische Naturen.“ Aber die Klärung seines geistigen Wesens ging schnell von statten, überraschend schnell für einen Russen der nikolaitischen Zeit. Manche interessante Äußerung thut Turgenjew selber in den „Briefen“ über seine geistige Individualität. „Das Streben nach Parteilosigkeit und ganzer Wahrheit, schreibt er an den Schriftsteller Družinin, ist eine von den wenigen guten Eigenschaften, die mir die Natur verliehen hat und für die ich ihr aufrichtig Dank weiß.“ Von seiner Bescheidenheit zeugt eine Stelle aus einem Brief an den genialen, um etwa zehn Jahre jüngern Leon Tolstoj, den Turgenjew als Dichter weit über sich selber stellte. „Meine Dichtungen, schreibt er an den jüngern Freund, haben vielleicht einen gewissen Einfluß auf Sie geübt, so lange Ihr eignes Talent noch nicht selbständig zum Durchbruch gekommen war. Jetzt können Sie von mir nichts mehr lernen — Sie müssen jetzt meine Manier, meine Fehler und Unvollkommenheiten kritisch sondiren. Studiren Sie den Menschen

und das menschliche Herz, und außerdem wirklich große Schriftsteller. Ich bin nur der Dichter einer Übergangsepoche und schreibe nur für Leute, die sich selbst im Übergangsstadium befinden." An Družinin schreibt er neidlos über den aufstrebenden Leon Tolstoj: „Tolstoj wird immer gediegener, liebenswürdiger und klarer. Ich freue mich von Herzen darüber. Sobald dieser junge Most ausgegährt hat, wird ein der Götter würdiger Trank daraus werden."

Eine anziehende Selbstcharakteristik des Dichters finden wir in einem Briefe an Madame Miljutin, deren Sohn von seinem Lehrer das merkwürdige Aufsatzthema erhalten hatte: „Turgenjews Weltanschauung, nach seinen Dichtungen." Madame Miljutin fragte, halb im Scherz, bei Turgenjew an, ob er nicht selbst über diesen Punkt etwas zu sagen hätte, und Iwan Sergejewitsch schreibt daraufhin: „Abschlägig oder humoristisch auf ihre Frage zu antworten, wäre nicht gerade schwer. Offen gesagt, muß ich mich darüber wundern, daß solche Aufgaben den Schülern eines russischen Gymnasiums gestellt werden. Doch ich will Ihren Sohn nicht beleidigen und fasse daher in Kürze folgendes zusammen: Ich bin vorwiegend Realist und interessire mich vor allem für die lebendige Wahrheit der menschlichen Physiognomie. Gegen alle übernatürlichen Dinge verhalte ich mich gleichgiltig, glaube weder an irgendein System noch an etwas Absolutes, liebe die Freiheit über alles und bin, soweit ich das beurteilen kann, für Poesie empfänglich. Alle wahren Interessen der Menschheit liegen mir am Herzen, Slawophilentum und Orthodoxie sind mir fremd."

Man hat Turgenjew, namentlich vonseiten der deutschen Kritik, einen scharf ausgeprägten Pessimismus nachgesagt. In der That herrscht in den meisten seiner Dichtungen eine düstere Stimmung vor, die jene Ansicht zu bestätigen scheint. Aber dieser scheinbare Pessimismus kommt teils auf Rechnung der realistischen Kunstrichtung, welcher der Dichter huldigt, teils hat er in der nationalrussischen Lebensauffassung, in welcher Turgenjews Geistesleben doch immer wurzelt, seinen Grund. Aus den Briefen blickt uns fast überall, trotz literarischer Ärgerlichkeiten, persönlicher Kränkungen und körperlicher Leiden, das wohlwollende, mild lächelnde Antlitz des Mannes entgegen, der von der Welt nicht mehr verlangt, als sie ihm bietet. „Ich zähle jetzt vierundsechzig Jahre," sagt er kurz vor seinem Tode. Mit meinem Leben war ich zufrieden; jetzt muß ich auch wissen, was mir ansteht." Bisweilen quälte ihn der Gedanke, daß er seine Jugend schlecht benutzt habe. „Wenn ich an meine Jugend denke, schreibt er als Greis an Grigorowitsch, dann habe ich jedesmal einen bittern Nachgeschmack auf der Zunge. Es scheint mir immer, daß ich sie schlecht benutzt habe. Aber vielleicht war ich eben so angelegt, daß ich sie nicht besser benutzen konnte." Eine düstre Nirwana-Stimmung herrscht auch in einem Auszuge aus seinem Tagebuch, den er seinem Freunde Polonski mitteilt: „17. 3. 77. Mitternacht. Ich sitze wieder hinter meinem Schreibpult ... in meiner Seele ists finsterer als draußen in der finstern Nacht. Das Grab hat's eilig, mich zu

verschlingen. Wie ein Augenblick fliegt der Tag vorüber — leer, ziellos, farblos. Kaum hast du aufgeschaut — schon legst du von neuem dich nieder. Du hast weder Lust zum Leben noch ein Recht darauf. Nichts bleibt zu thun, nichts zu wünschen, nichts zu erwarten." Es sind in der That nur vorübergehende Stimmungen, die in solchen Worten zum Durchbruch kommen. Turgenjew war zu harmonisch angelegt, seine äußern Geschicke verliefen zu heiter und sonnig, als daß auf die Dauer das graue Gespenst des Überdrusses am Dasein sich in seinem Gemüte hätte einnisten können. (Fortsetzung folgt.)



Die Ausdrucksmittel der Baukunst.



u einigen Sätzen des im 14. Hefte der Grenzboten veröffentlichten Artikels über die Entwürfe für das Reichsgerichtsgebäude in Leipzig möchte ich mir im nachfolgenden ein paar Anmerkungen erlauben.

„Wenn man von uns verlangte, sagt der Verfasser jenes Artikels, diejenigen Charakterzüge, welche notwendig sind, um den Gedanken des Reichsgerichts zu einer sinnlichen Erscheinung zu bringen [in architektonischer Form], durch das Wort oder eine graphische Darstellung zu formuliren, so würden wir in Verlegenheit geraten." Das Schwierige dabei, bemerkt er dann weiter, liege hauptsächlich in der Neuheit der Aufgabe. Wie aber steht es mit der Aufgabe selbst, mit dem, was als solche bezeichnet wird, mit der Forderung, den „Gedanken des Reichsgerichts" architektonisch zur Erscheinung zu bringen? In einer Besprechung jener Entwürfe, die das „Leipziger Tageblatt" brachte, hieß es in ähnlichem Sinne, daß das „herzustellende Bauwerk" — allerdings „sozusagen" — „die Versinnlichung und architektonische Verkörperung der Idee des Rechts und der Rechtsprechung sein solle." Ich denke, die Idee des Rechtes oder den speziellen Gedanken des Reichsgerichts architektonisch auszudrücken, ist ebenso unmöglich, wie es unmöglich ist, diese Idee oder diesen Gedanken musikalisch zu versinnlichen.

Vielleicht macht man sogleich den Einwand, die Forderung, um die es sich hier handelt, werde cum grano salis zu verstehen sein. Den Gedanken des Reichsgerichts architektonisch zur Erscheinung bringen, solle wohl nichts andres heißen, als das Reichsgerichtsgebäude derart gestalten, daß seine ganze Erscheinung einen der Bestimmung desselben entsprechenden Eindruck mache. In

verbis simus faciles, namentlich in Sachen der bildenden Kunst, wo sich das Wort überhaupt so oft unzulänglich erweise. Indessen, aus spätern Bemerkungen des betreffenden Grenzbotenartikels ergiebt sich, daß es mit jener Forderung doch eine besondre Bewandnis hat, namentlich aus den Bemerkungen, die sich auf den Justizpalast in Brüssel beziehen, welchen der Verfasser unter den modernen Bauwerken, zu deren Gattung das Reichsgerichtsgebäude gehören würde, als vorzüglich beachtenswert bezeichnet; ähnliche Vorzüge wie die, welche er an diesem Bauwerke wahrnimmt und als besonders charakteristisch hervorhebt, würde er auch an dem Reichsgerichtsgebäude zu sehen wünschen. Er bemerkt über den Brüsseler Palast: „Schon an und für sich begünstigt durch eine über den umgebenden Straßen erhöhte Lage des Bauplatzes, hat dieses Gebäude einen aus dem Quadrat konstruirten, stufenförmig emporsteigenden, sich nach oben verjüngenden und mit Kuppel und Laterne abschließenden Aufbau erhalten, in welchem sich monumentale Wirkung mit einer gefälligen Gliederung zu edler Harmonie vereinigen. In diesem Aufbau ist die unbeschränkte Gewalt der Rechtsidee ebenso glücklich verkörpert, wie sich der Gedanke der Allgemeinheit und der jedem ohne Unterschied zuteil werdenden Wohlthat der Jurisdiktion in der wie ein paar gastlicher Arme hervortretenden Flügelbauten und in dem hohen, weitgeöffneten, leicht durch Stufen erreichbaren Hauptportal ausspricht."

Man sieht, es sind ganz bestimmte Begriffe, die der Verfasser in dem Brüsseler Palast mustergiltig ausgesprochen findet. Den wichtigsten derselben erblickt er in dem mit der Kuppel bekrönten Aufbau verkörpert. In einem frühern Passus, wo er darauf hinweist, daß die Kuppel in den meisten Entwürfen für das Reichsgerichtsgebäude als leitendes Motiv auftrete, sagt er von dieser Bauform, daß sie „im allgemeinen nur die Herrschaft, die Majestät, die gebietende Macht und die alles überragende Würde ausdrücke"; sie erscheint ihm in jenen Entwürfen nicht besonders bezeichnend für die Bestimmung des Baues, und er bemerkt ausdrücklich: „Man hat also für das Reichsgerichtsgebäude kein andres charakteristisches Merkzeichen finden können, als vor zwei Jahren für das (gleichfalls mit einer Kuppel versehene) Reichstagsgebäude, obwohl beide Bauwerke in ihrer Bestimmung keineswegs verwandt sind." Was ist es nun nach der Ansicht des Verfassers, das am Justizpalast in Brüssel dem mit einer Kuppel abschließenden Aufbau eine so charakteristische Bedeutung giebt? Was bringt hier die eigentümliche Bestimmung des Gebäudes, also die spezielle Beziehung auf die Rechtsidee, so deutlich zum Ausdruck? Ist es der Umstand, daß der Aufbau aus dem Quadrate konstruirt ist, daß er stufenförmig emporsteigend sich nach oben verjüngt und dann erst mit Kuppel und Laterne bekrönt ist? Vielleicht hat dieser Aufbau — ich kenne den Brüsseler Justizpalast nicht — etwas besonders Imposantes, vielleicht auch läßt sich sagen, daß er „unbeschränkte Gewalt" verkörpert, aber die „unbeschränkte Gewalt der Rechtsidee"? Wie in aller Welt ist es möglich, in architektonischen Formen nicht bloß „Gewalt" im

allgemeinen, sondern speziell diejenige der Rechtsidee erkennbar auszudrücken? Im Brüsseler Justizpalast soll ferner der „Gedanke der Allgemeinheit und der jedem ohne Unterschied zuteil werdenden Wohlthat der Jurisdiktion“ glücklich zum Ausdruck gebracht sein, und zwar — die Form des Ausdrucks wird hier etwas näher charakterisirt — in „den wie ein paar gastlicher Arme hervortretenden Flügelbauten und in dem hohen, weitgeöffneten, leicht durch Stufen erreichbaren Hauptportal.“ Die Vergleichung von stark vortretenden Flügelbauten mit gastlich ausgestreckten Armen mag unter Umständen recht zutreffend sein. Aber sollten Flügelbauten, die einen derartigen Eindruck machen, um dieses Eindrucks willen für die Bestimmung des Justizpalastes wirklich etwas besonders Charakteristisches haben? An einem Gasthof, einem Hospital, einer Rettungsanstalt könnten sie aus demselben Grunde doch auch für charakteristisch gelten. Die großen Kolonnaden, die sich an die Fassade der Peterskirche anschließen, sind auch mit Armen verglichen worden, welche die Kirche der Welt entgegenstreckt. Ein Hauptportal aber, wie es oben bezeichnet ist, hoch, weitgeöffnet, leicht durch Stufen erreichbar, wird an allen Gebäuden, die für Zwecke des öffentlichen Lebens bestimmt sind, am Platze sein. Möglich, daß der Brüsseler Justizpalast in der That dem Charakter seiner speziellen Bestimmung in der ganzen äußern Erscheinung in hohem Grade entspricht; der Verfasser jenes Artikels, ein so erfahrener und geschmackvoller Kenner der Kunst, wird dies ohne Zweifel richtig empfunden haben. Was unser Bedenken erregt, ist nur die Art, wie er sein Urteil begründet, wie er die Eigentümlichkeiten dieses Bauwerkes interpretirt.

Begriffe wie die von ihm bezeichneten, deren wirkliche Verkörperung der Architektur schlechterdings unmöglich ist, könnte man nur in allegorischem Sinne zu ihr in direkte Beziehung bringen. Der architektonische Ausdruck müßte als ein allegorischer aufgefaßt werden, ähnlich etwa, wie dies bei manchen mittelalterlichen Schriftstellern der Fall ist, wenn sie der Kreuzgestalt der Kirche oder den einzelnen Bestandteilen derselben, den Pfeilern, dem Gewölbe, dem Chor, dem Portal die Bedeutung bestimmter dogmatischer oder ethischer Begriffe unterlegen. Eine solche allegorische Auffassung baulicher Formen hat freilich mit dem künstlerischen Charakter derselben nichts zu schaffen; zu Vergleichungspunkten für das, was die architektonischen Formen nach einer solchen Auffassung bedeuten sollen, müssen Merkmale derselben benutzt werden, die entweder künstlerisch völlig gleichgiltig sind oder in der künstlerischen Erscheinung nur ganz beiläufig mitsprechen.

Das alles ist sehr klar und liegt auf der Hand. Was aber wird durch die Architektur wirklich ausgedrückt? So tief und mächtig die Wirkung eines bedeutenden Bauwerkes ist, so schwer scheint es fast, diese Wirkung, wenn man ihr ganz auf den Grund gehen will, zu analysiren. Das Element, in welchem die Baukunst schafft, sind bloße Linien, räumliche Verhältnisse, Massen. Ihre

Werke entbehren eines Inhalts, wie ihn die Schöpfungen der Schwesterkünste, der Plastik und der Malerei, besitzen; in der Natur haben die architektonischen Formen, wie die musikalischen, kein bestimmtes, individuelles Vorbild. Insofern ist der architektonische Ausdruck, wie der musikalische, unbestimmt zu nennen, und eben deshalb ist er, wie dieser, so vielfach willkürlichen Interpretationen ausgesetzt.

Inhaltlos in dem bezeichneten Sinne, ist die Sprache der Baukunst gleichwohl an Gehalt und Bedeutung nicht minder reich als die aller übrigen Künste. Wenn das künstlerische Schaffen einer Zeit in seinem innern Zusammenhange mit den allgemeinen Kulturzuständen geschildert werden soll, pflegt die Architektur mit Recht als diejenige Kunst in den Vordergrund gestellt zu werden, in welcher sich die allgemeine Geistesrichtung der Epoche recht eigentlich in typischer Weise ausprägt; die kunstphilosophischen und kunstgeschichtlichen Erörterungen über diese typische Bedeutung der Architektur gehören zum Teil zu dem Geistvollsten und Tiefsinnigsten, was über Kunst geschrieben worden ist, während es andrerseits freilich nicht an Beispielen fehlt, daß sich die kunstwissenschaftliche Darstellung gerade in dieser Beziehung auf bedenkliche Wege verirrt; die Vergleichung der Architekturformen mit den Formen der allgemeinen Gesittung und Bildung läuft nicht selten auf ein Spiel mit ziemlich oberflächlichen Ähnlichkeiten hinaus, und oft genug ist bemerkt worden, daß der Dilettantismus auf kunstgeschichtlichem Gebiete sich gerade in solchen „kulturhistorischen Parallelen" besonders gefällt. Die Thatsache aber, daß die Architektur, wie keine andre Kunstform, befähigt ist, den Gesamtcharakter einer Kulturepoche zu versinnlichen, wird niemand bezweifeln. In der Vorstellung eines antiken Tempels, einer gothischen Kathedrale wird sofort das Bild eines eigentümlichen geschichtlichen Zustandes in seinen großen und allgemeinen Zügen mit prägnanter Deutlichkeit lebendig; der in diesem Sinne typischen Formenwelt der Architektur ordnen sich die Gestaltungen der übrigen Künste als organische Glieder ein.

Nicht bestimmte Gedanken, nicht bestimmte Vorstellungen, von denen ein Zeitalter beherrscht ist, kommen in der Architektur zum Ausdruck. Von dem konkreten Inhalt des Zeitbewußtseins kann sie nur, wie Vischer in seiner Ästhetik sagt, „das Allgemeine, einen gewissen Ton, das Stimmungselement ablösen und für sich herausnehmen, um es zum Ausdruck zu bringen." Die Frage, wie dies geschieht, wie das, was in solchem Sinne der Inhalt der architektonischen Formen genannt werden kann, in ihnen wirklich ausgesprochen, nicht bloß allegorisch angedeutet wird, die Frage nach der Eigentümlichkeit des künstlerischen Prozesses, in welchem die Phantasie jenes Allgemeine in architektonischen Linien und Massen zur Erscheinung bringt, führt in letzter Instanz auf die Frage nach der symbolischen Kraft sinnenfälliger Formen überhaupt, die in ähnliche Tiefen hinabweist wie die Probleme der sprachphilosophischen Forschung.

Innerhalb des allgemeinen Stilcharakters, der für die Architektur aus dem Gesamtleben einer Zeit erwächst, modifizirt sich ihr Ausdruck zunächst und vornehmlich nach der Verschiedenheit der Zwecke, denen sie dient; innerhalb derselben Stilformen gewinnt der Tempel, die Kirche ein andres Aussehen als der Palast, der für Zwecke des Staates oder der engern bürgerlichen Gemeinde bestimmte Bau ein andres als das Wohnhaus. Diese Zwecke, die sehr bestimmte „praktische“ Aufgaben enthalten, werden zugleich maßgebend für die künstlerische Gestaltung; in der äußern Erscheinung des Gebäudes soll der Charakter seiner Bestimmung sich ankündigen, die innern Räume sollen für das, was sie umschließen, was in ihnen vorgeht, als Wohnstätte oder Schauplatz, einen künstlerisch angemessenen und bedeutsamen Ausdruck erhalten. Im ganzen künstlerischen Charakter soll die Architektur dem gegebenen Zwecke entsprechen — ihn auszusprechen, den Zweck mit seinem bestimmten individuellen Inhalt künstlerisch auszudrücken, ist sie unvermögend. Der Zweck bleibt immer etwas, auf das sie nur hinweisen, das sie nicht darstellen kann. Wieder ist es nur ein Allgemeines, ein Stimmungselement, das sie vom Inhalt des konkreten Zweckes ablöst und zum Ausdrucke bringt. Sie kann in ihren Formen feierlich und erhaben, festlich und prächtig, ernst und anmutig erscheinen; die Idee des Gottes, der in den Räumen eines Tempels, einer Kirche verehrt werden soll, oder die Idee der religiösen Gemeinde, die sich hier vereinigt, vermag sie ebensowenig auszudrücken wie den Zweck, zu welchem sich die Abgeordneten eines Volkes im Parlamentshause versammeln. Gewissermaßen nur einen Wiederschein von dem Charakter des religiösen oder politischen Zustandes, aus welchem die Idee, der Zweck hervorgeht, vermag die architektonische Phantasie aufzufangen und in ihren Kunstformen abzuspiegeln. Dabei wird es wesentlich darauf ankommen, in welchem Sinne ein Zeitalter, ein Volk, eine Gemeinde den Zweck des Bauwerkes auffaßt. Die Eigentümlichkeit dieser Auffassungsweise wird natürlich ein wesentliches Moment im Charakter der architektonischen Formen ausmachen. So gab am Ausgange des Mittelalters, als das Selbstgefühl der städtischen Gemeinden mächtig erwachte, die Würde und der Reichtum städtischer Bauten von diesem Selbstgefühl beredtes Zeugnis, so gewann der italienische Kirchenbau, als der weltliche Renaissancegeist die ganze Kultur Italiens beherrschte, einen Charakter, der mit dem prächtigen Palaststil dieser Epoche nicht unwesentliche Züge gemein hat.

Die obenerwähnten Entwürfe für das Reichsgerichtsgebäude, die im ganzen das baukünstlerische Vermögen unsrer Zeit in so erfreulichem, ja in glänzendem Lichte zeigten, waren in mehr als einer Beziehung lehrreich, auch in negativem Sinne, auch in dem, worin sie nicht gelungen erschienen. Bei manchen derselben und zwar zum Teil bei solchen, die sich besonders durch phantasievolle Erfindung auszeichneten, war es auffällig, wie sehr sich der Architekt in bezug auf den Gesamtcharakter vergriffen hatte. Einige dieser Projekte erschienen in ihren

reichgestalteten Fassaden beinahe wie Entwürfe zu einem Luxusbau, bei dem es sich vornehmlich um den Ausdruck einer festlichen Stimmung handelt. Von dem Gebäude, in welchem das Reichsgericht seinen Sitz nimmt, wird man vor allem den Eindruck eines imposanten und strengen Ernstes erwarten. Soll es mit dem Reichstagsgebäude in Vergleich gebracht werden — eine Anzahl jener Entwürfe gab dazu besondern Anlaß —, so wird es nur berechtigt erscheinen, wenn dieses den größeren Reichtum an glänzenden und majestätischen Formen vor jenem voraushat; denn das Parlamentshaus soll in seiner monumentalen Erscheinung zunächst und vor allem auf die Größe und Machtstellung des Reiches hindeuten, dessen Vertreter sich in ihm versammeln. Eine so reiche Formenentfaltung, wie sie hier der Natur der Aufgabe entspricht, würde mit der Bestimmung des Reichsgerichtsgebäudes nicht im Einklang stehen; jeder Anschein des Pomphaften würde als scharfer Widerspruch gegen den Zweck desselben empfunden werden. Als Sitz des obersten Rechtstribunals erheischt das Gebäude den Ausdruck des Imposanten und Hoheitvollen; zugleich aber wird es als angemessen und dem Charakter des deutschen Richterstandes, den Formen, in denen er seinen Beruf ausübt, als besonders entsprechend erscheinen, wenn in dem Stil des Gebäudes eine ernste und strenge Einfachheit vorherrscht. Das Imposante und Mächtige ist im künstlerischen Ausdruck mit einer solchen Einfachheit wohl vereinbar.

Der mit dem ersten Preise gekrönte Entwurf hat vonseiten der Kritik sehr starke Anfechtungen erfahren. Die praktischen Vorzüge des Grundrisses läßt man gelten, aber die künstlerische Gestaltung des Äußern ist vielfach, namentlich in jenem Grenzbotenartikel als zu nüchtern, zu kahl bezeichnet worden, und allerdings, die imposante Wirkung, die man nach dem Charakter der Aufgabe verlangen muß, der große monumentale Zug fehlt dem Entwurfe. Gleichwohl wird man sagen können, daß dem Projekt in der allgemeinen künstlerischen Tendenz, die sich auch in dem von den Urhebern gewählten Motto Severus ankündigte, in der Richtung auf das Strenge, Ernste und Einfache eine richtigere Auffassung der Aufgabe zugrunde liegt als manchem andern jener Entwürfe, der den prämiirten an Glanz der künstlerischen Erfindung entschieden übertrifft. Daß die Architektur in ihrer Formensprache für den Ausdruck einer ernsten und strengen Größe, wie er hier gefordert war, sehr wirkungsvolle Mittel besitzt, braucht nicht besonders betont zu werden. Bis in die Einzelheiten des Baues vermag sie diesen Ausdruck charakteristisch festzuhalten. Wie sie z. B. das Portal eines weltlich heitern Palastes, das gewissermaßen zum Eintritt festlich einladen soll, im Unterschied von dem einer Kirche charakteristisch zu gestalten imstande ist, so würde sie auch dem Portal des Reichsgerichtsgebäudes eine künstlerische Form geben können, die durch die Art der Verhältnisse, durch einfache, aber mächtige Profilirung der umschließenden Teile, durch Verbindung mit kraftvollen, straff geformten Säulen, dem ernsten Charakter des ganzen Baues entsprechen würde.

Die allgemeinen Bemerkungen über die eigentümliche Natur des architektonischen Schaffens, von denen ich ausging, wiederholten nur Bekanntes und längst Anerkanntes. Gleichwohl schienen sie mir bei dieser Gelegenheit nicht überflüssig, weil sie nicht bloß ein allgemeines theoretisches Interesse haben, sondern auch für die Beurteilung bestimmter architektonischer Aufgaben von Bedeutung sind. Zugleich konnten sie zeigen, wie viel bei der Besprechung solcher Aufgaben auf die Präzisirung des Ausdrucks ankommt. Von dem Verfasser jenes Artikels, der mir zunächst zu diesen Bemerkungen Anlaß gab, darf ich überzeugt sein, daß er dieselben, soweit sie einen Artikel speziell betreffen, nicht anders als in rein sachlichem Sinne auffassen wird. Als bloße Spitzfindigkeiten wird er sie nicht ansehen können. Ich durfte seine Worte streng nach ihrem Sinne nehmen, da er selbst in seiner umfangreichen und so verdienstvollen schriftstellerischen Thätigkeit bei großer Schärfe des Urteils auf Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks Wert legt.

Leipzig. Hermann Lücke.



Friede bis auf weiteres.



Wenn bei unsrer letzten Betrachtung der afghanischen Streitfrage noch irgendwo Zweifel bestehen konnten, ob der Friede zwischen Rußland und England für jetzt erhalten bleiben werde — für uns existirten solche Zweifel niemals —, so wird heute von der öffentlichen Meinung wohl allgemein angenommen, daß für die nächste Zeit nicht zu befürchten sei, jene Frage werde zu einem kriegerischen Zusammenstoße zwischen den beiden Mächten führen. Aus der Times und andern, besonders konservativen Blättern blies anfänglich ein gewaltiger Kriegssturm voll Kraftgefühl, der indes bei jener schon deshalb nicht sehr gefährlich erschien, weil die, welche den Blasebalg handhabten, sich zu gleicher Zeit nach Bundesgenossen umsahen, und der bei den Konservativen zum guten Teil zu den Manövern gehörte, mit der man die am Ruder befindliche Partei zu diskreditiren und zu verdrängen bemüht ist. Der Regierung paßte er zu ihren Plänen, indem er die Gemüter geneigt stimmen mußte, die Geldforderungen in der Ordnung zu finden, mit denen man vor das Parlament zu treten beabsichtigte, um die Mittel in die Hand zu bekommen, die in der That dringend notwendig waren, wenn man in militärischen Dingen, in Flotte und Heer, Versäumtes nachholen und für die Zukunft einigermaßen besser gerüstet sein wollte als gegenwärtig. Für jetzt war man offenbar zu schwach, um auch nur annähernd so selbstbewußt,

zuversichtlich und anspruchsvoll gegen Rußland vorgehen zu können wie jene Organe der öffentlichen Meinung, und wenn das Ministerium Gladstone in Petersburg weitgehende Forderungen erhob, so gab es damit wohl mehr dem Andringen der Gegenpartei im Innern nach, als daß es Erfüllung derselben gehofft hätte. Wenigstens ist es dabei nach jedem Anlaufe zurückgewichen. Nicht Komaroff wurde, wie Gladstone anfangs verlangt hatte, zurückberufen, sondern — wohl auf Wunsch der Russen — Lumsden, sein Ankläger, und die afghanische Nordwestgrenze wird nicht nach englischem, sondern im wesentlichen nach russischem Interesse abgesteckt werden. Rußland hat sich während der Verhandlungen über die streitigen Objekte maßvoll und zugleich fest verhalten. Was aber soll man dazu sagen, wenn Lord Granville beim Jahresbankett der britischen Akademie die „Energie" Englands rühmte, welche sicherlich den Frieden sicherstellen werde? Wenn er die Selbsterkenntnis oder die kluge Nachgiebigkeit Englands gepriesen hätte, so würde das der Wahrheit viel eher entsprochen haben.

Die afghanische Streitfrage drehte sich in den letzten Wochen um zwei Punkte, um den Angriff, welchen General Komaroff am 30. März dieses Jahres auf die nach dem rechten Ufer des Kuschk (bei Puli Chisti) vorgeschobenen Truppen des Emir Abdurrachman unternommen, und bei welchem er dieselben geschlagen und vertrieben hatte, und um die Regulirung der Grenze Afghanistans zwischen dem Herirud, dem Margab und den Ausläufern des Paropamisus.

Über den Komaroffschen Angriff war von Lumsden in einer Weise nach London berichtet worden, nach welcher der russische General ohne Veranlassung vonseiten der afghanischen Truppen vorgerückt wäre und von den Waffen Gebrauch gemacht hätte. Nach einem Bericht über das Treffen, den er selbst nach Petersburg sandte und der dort selbstverständlich vollen Glauben fand, war dies keineswegs der Fall, und ebensowenig hatte Komaroff gegen die ihm erteilten höhern Weisungen gehandelt. Die Afghanen hatten sich am 30. März zum Teil auf das rechte Ufer des Kuschk begeben, wo sie die Stellung der russischen Truppen bedrohten, man hatte sie hier zum Rückzuge aufgefordert, sie waren aber geblieben, und darauf war der Angriff und ihre gewaltsame Entfernung erfolgt. Die Instruktionen, welche dem General, der dies angeordnet, vom Kriegsministerium zu Petersburg zugegangen waren, untersagten ihm diese Offensive nicht, er durfte nach ihnen nur die früher von den Truppen des Emirs Abdurrachman eingenommene und behauptete Position bei Penschdeh, auf dem linken Ufer des genannten Flusses, nicht angreifen. War hier der russische General gerechtfertigt, so erhob die englische Regierung jetzt die Frage, ob die ihm erteilten Weisungen dem Abkommen entsprochen hätten, das zwischen ihr und der russischen Regierung getroffen worden war, und behauptete, diese Übereinkunft, nach welcher bis zur Erledigung der Grenzfrage keinem der beiden Teile eine offensive Bewegung gestattet sein sollte, sei russischerseits nicht

richtig ausgelegt worden; das Kriegsministerium habe Komaroff verpflichten müssen, sich von dem Augenblicke an, wo ihm befohlen worden sei, vor der Hand in der Defensive zu verharren, von jedem Angriffe auf die Afghanen abzusehen. Nach dem Gesagten war dies am 30. März unmöglich. Der Übergang der Afghanen auf das rechte Ufer des Kuschk schloß eine Gefahr für die Russen ein, die erstern, nicht die letztern begannen die durch jenes Abkommen untersagte Offensive, und der Angriff auf die Afghanen war nur Abwehr, nur Wahrung des Abkommens. Diese Auffassung der Sache vonseiten der russischen Regierung wurde von der englischen nicht geteilt, von jener aber begreiflicherweise festgehalten, und da man auch in London bei seiner Ansicht bleiben zu müssen meinte, die Lösung der Grenzfrage aber dringend erschien, so einigten sich schließlich beide Kabinette, die zwischen ihnen bestehende Meinungsverschiedenheit „nötigenfalls — so sagt der russische »Regierungsanzeiger« etwas unklar, wenn er damit nicht meint, England werde ohne Hilfe eines Dritten doch noch auf andre Meinung kommen — dem Urteil eines Schiedsrichters zu unterbreiten, welcher eine der Würde und Ehre beider Staaten entsprechende Lösung der Frage vorschlagen solle." Wohlzubemerken, nur der Frage wegen der Komaroffschen Instruktionen gegenüber dem erwähnten Abkommen. Gleichzeitig kamen die beiden Regierungen überein, die Unterhandlungen über die Regulirung der afghanischen Nordwestgrenze auf den früheren Grundlagen wieder aufzunehmen, jedoch mit dem Unterschiede, daß jetzt die Hauptpunkte der Grenzlinie durch vorläufigen Meinungsaustausch von Kabinet zu Kabinet festgestellt werden sollten, wobei daran zu erinnern ist, daß England bisher als solche Hauptpunkte Sarachs am Herirud, östlich davon Irolan, weiter im Osten Imam Bachsch am Margab und zuletzt Kodscha Salih ansah, Rußland dagegen anfangs das Land bis zu einer südlicher zu ziehenden Linie beanspruchte, welche durch die Punkte Puli Chatun, Gumesli, Ak Tape, Pendschdeh und Kodscha Salih bezeichnet wird, und daß später von einer Grenze die Rede war, welche von Zalfikar östlich durch Ak Robat nach Bala Margab und von da in nordöstlicher Richtung über Meruschak nach Kodscha Salih laufen würde. Die genauere Absteckung einer dieser Linien — wir haben Grund zu der Vermutung, daß es mit Ausnahme Zalfikars die letzte sein wird — sollte Kommissären überlassen werden, die von beiden Regierungen zu bevollmächtigen sein würden. Um deren Arbeiten zu erleichtern, sollten die russischen und afghanischen Vorposten — so sagt, wieder nicht recht verständlich, der offizielle „Reichsanzeiger" — „sich erst nach Ankunft der Grenzregulirungskommission und je nach der Richtung der Grenzlinie zurückziehen. Die betreffenden Punkte werden alsdann durch die Truppen beider Parteien besetzt, und es wird nun Aufgabe jeden Teils derselben sein, in dem ihm zugewiesenen Gebiete die Ruhe und Sicherheit aufrecht zu erhalten."

Die von England vorgeschlagene schiedsrichterliche Vermittlung wurde von Rußland am 3. Mai angenommen, und tags darauf erfolgte Lumsdens Ab-

berufung. An seine Stelle wird Oberst Ridgway treten. Die englische Eskorte, welche die britischen Grenzkommissäre von Quetta bis an den Herirud und Margab begleitete und ein kleines Heer von 1200 Reitern bildete, wird, wie Lord Fitzmaurice im Parlamente ankündigte, nur „teilweise“ bei Ridgway verbleiben, was mit der ferneren Erklärung desselben, der Zeitpunkt für die Rückkehr dieser Truppen nach Indien sei noch nicht bestimmt, zu denken giebt, wenn man sich erinnert, daß die russische Regierung in der Absendung dieser Eskorte ein bedenkliches Vorgehen Englands in einer friedlich zu erledigenden Angelegenheit erblickt hatte.

Gleichen Anlaß zu allerlei Betrachtungen gab die Äußerung, welche Gladstone im Unterhause that, als derselbe durch seine Eröffnung des „ehrenvollen Ausgleichs mit Rußland“ eine stürmische Debatte hervorgerufen hatte. Lord Churchill nannte den Kompromiß — etwas überkräftig und allzueifrig — ein feigherziges Kapituliren, durch welches England der Achtung des indischen Volkes verlustig gehen werde. Von den Bänken der Regierung aus erwiederte ihm Trevelyan, schon Beaconsfield habe gemeint, daß Asien groß genug für die Engländer und die Russen sei, und die Herstellung einer endgiltigen Grenzzone durch Verständigung werde für Indien besser sein, als das Wagnis eines Marsches britischer Truppen nach Turkestan, wo Rußland ihnen jedenfalls mit stärkern Streitkräften entgegentreten könne. Labouchère stellte den Antrag, den von Gladstone verlangten Kredit von 11 Millionen Pfund Sterling auf 4 Millionen herabzusetzen, andre Abgeordnete empfahlen Vertagung der zweiten Lesung der Kreditvorlage. Da rückte der Premier mit dem Geständnis heraus, daß der Emir von Afghanistan garnicht den Wunsch hege, eine weiter nach Norden gerückte Grenze für sein Land zu haben, woran Herr Gladstone die Frage knüpfte, wer wohl behaupten könne, daß es Pflicht der englischen Regierung gewesen sei, für Afghanistan etwas zu fordern und nötigenfalls mit Gewalt durchzusetzen, was dessen Herrscher gar nicht wolle? Das lautete sehr überzeugend, aber Lord Dufferin wird davon mit Befremden vernommen haben. Hatte man sich englischerseits denn wirklich bloß für die Wünsche und Interessen des Emirs in Kabul echauffirt, und nicht vielmehr, in erster Linie, für die Sicherung Indiens gegen einen russischen Vormarsch über Herat und Kandahar nach dem Indus? Und wenn das anders war — warum mischte man sich überhaupt mit solchem Eifer diplomatisch und militärisch (durch Absendung einer Eskorte, die fast eine Armee war) in eine Angelegenheit, die eigentlich nur die beiden Nachbarreiche Rußland und Afghanistan anging und somit zwischen diesen zu verhandeln und zu schlichten war? Fürwahr, Herr Gladstone hätte mit dieser Erklärung, wenn sie nicht bloß eine Ausflucht, ein Bemänteln und Verstecken seines Wollens und Nichtkönnens wäre, seine ganze bisherige Politik in der mittelasiatischen Frage als unnötig verurteilt.

Sie war aber in Wahrheit nicht unnötig, nur erfolglos. Man hatte Rußlands Absichten hier mit gutem Grunde zu fürchten, wenn auch nicht für

heute, da Rußland heute nicht an den sofortigen Erwerb Herats dachte, wohl aber für die Zukunft, welche Rußland besser vorbereitet sehen und dann nicht lange auf Gelegenheit warten lassen wird, das jetzt von England erlangte zu benutzen.

England hat klein beigegeben, es schickt nun keine Verstärkungen nach Indien, es steckt den Säbel in die Scheide, mit dem es gerasselt hat. Selbsterkenntnis lehrte, daß er nicht lang und scharf genug zu erfolgreichem Gebrauch war, und die Völker Turkestans, Afghanistans und Indiens werden davon Akt nehmen, sie werden sich auf den Bazaren dort erzählen, hier aus den Zeitungen erfahren, daß die „Urussi," mächtiger als ihre Nebenbuhler, die „Firindschi," wieder einen Fortschritt nach Süden hin in der langen Reihe ihrer Fortschritte nach dieser Richtung hin zu verzeichnen haben, und das Bewußtsein, daß Rußland hier wie eine unwiderstehliche Naturkraft wirkt, langsam zwar, aber sicher, wird sich über immer weitere Kreise verbreiten. Zunächst in Afghanistan, wo es das Jahr 1878 und die russische Politik, die Schir Ali erst gegen die Engländer aufstachelte und dann im Stiche ließ, vergessen lassen wird, und wo man Gelegenheit hat, zu erfahren, daß diese Naturmacht auch wohlthätige Eigenschaften hat. Die Afghanen sind fanatische Muslime, denen die Herrschaft der russischen „Fakirs" an sich nicht weniger verhaßt ist als die der englischen. Aber ein Vergleich ihrer Zustände mit denen im benachbarten Turkestan und Fergana, diesen neuen russischen Provinzen, kann den Verständigen und Weiterblickenden die Herrschaft oder den Einfluß der Russen durchaus nicht hassenswert erscheinen lassen. Was wir im Westen auch von Rußlands Wesen und Wirken halten mögen, in Asien hat es allenthalben nach seinen Eroberungen reformatorisch, ordnend, bessernd gewirkt, Barbarei beseitigt, Willkür gezähmt, Recht an die Stelle von Unrecht gebracht, Frieden geschaffen und durch verständige Einrichtungen die Wohlfahrt des Landes gehoben. Afghanistan ist, wie einst die Usbekenchanate am Oxus, despotisch, tyrannisch, nach Laune regiert, die Ruhe wird stets durch Parteiungen, durch die Möglichkeit von Aufständen ehrgeiziger Chane und Serdare bedroht, räuberische Stämme verödeten und entvölkerten bisher namentlich den Nordwesten, der einst, fruchtbar wie er ist, blühende Städte und Landschaften aufwies. Mit den Russen wird, wie im Norden des Amu Darja, so auch im Süden, zunächst in den Ländern zwischen Margab und Herirud, die Ordnung, der Friede, die Sicherheit vor gewaltthätigen Häuptlingen und Stämmen, kurz, die Zivilisation einziehen, totes Land wird wieder aufleben, blühen und Frucht tragen, und es kann nicht fehlen, daß die Kunde hiervon nach Süden hin sich verbreiten und die Gemüter für Rußland günstig stimmen und weiterer Annexion die Wege ebnen wird. Daß die russische Regierung bei dem bevorstehenden Abkommen sich für alle Fälle verpflichten werde, davon abzusehen, ja daß sie dies könne, ist Aberglaube, der die nächste Vergangenheit vergessen hat und mit dem nicht zu reden ist.



Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)



Wie diese Frist zu nützen war, dies herauszubringen, kostete dem gewitzten Manne nicht viel Kopfzerbrechen: Fiorita Buonacolsi mußte zum Widerruf ihrer auf das Kruzifix abgegebenen Beteuerung vermocht werden, indem sie wenigstens einräumte, das Opfer einer Verzauberung gewesen zu sein.

Schwieriger zu beantworten war die Frage, durch welche Mittel sie zu solcher Einräumung zu bringen sei?

Freilich war die päpstliche Partei durch Buonacolsis Verurteilung in hohem Grade beunruhigt, und der heilige Vater hatte seinen Legaten Vittorio del Pilone eigens nach Mantua geschickt, damit er dem Gange des Prozesses womöglich eine glimpflichere Wendung gebe. Aber als der Lektor des Teatinerklosters, Pater Vigilio, im Auftrage des Legaten sein Beichtkind Fiorita zu jenem Widerrufe zu bestimmen übernommen hatte, war seine eigne Gewissenhaftigkeit dabei so arg ins Gedränge geraten, daß seinen Zureden und Vorstellungen alle überredende Kraft fehlte, und daß Fiorita erklärte, sie wolle lieber den Tod erleiden, als jenes lügnerische Bekenntnis ablegen.

Der Legat verschaffte sich nun selbst Zutritt zu der von tausend widerstreitenden Empfindungen gemarterten Jungfrau, und da Fioritas Einfalt seinem Scharfsinn und seiner imponirenden Würde nicht gewachsen war, so brachte er sie endlich dahin, sich dem Gebote der heiligen Kirche willenlos fügen zu wollen, vorausgesetzt, der heilige Vater spreche sie durch ein eigenhändiges Breve aller Sünden ledig.

An diesen Vorbehalt klammerte sie sich krampfhaft fest, und keine Drohung war imstande, sie andern Sinnes zu machen, noch auch sie nur einwilligen zu lassen, daß der Advokat dem Gerichte andiene, sie werde doch noch wahrscheinlich widerrufen.

Fünf Tage von den siebzehn Fristtagen waren über diese Verhandlungen schon verstrichen. In zwölf Tagen von Mantua nach Rom und von Rom wieder zurück nach Mantua zu gelangen; konnte in jener Zeit für keine ganz geringe Leistung gelten, denn nur ein Teil des Weges hatte gut geebnete Straßen; an Räubervolk und bewaffneten Wegelagerern war auch kein Mangel, und kamen gar noch elementare Ereignisse störend dazu — Austreten von Flüssen, Wegtreiben von Brücken und ähnliches —, so hatte die päpstliche Botschaft keine Aussicht, zur rechten Zeit nach Mantua zu gelangen.

Auch ist wahrscheinlich nie ein Sendling, um jenes Breve herbeizuschaffen, von dem Legaten an den Papst abgefertigt worden; konnte der menschenkundige Mann sich doch sagen, daß der erste, nun von Fiorita gethane Schritt unter dem Druck der wachsenden Beängstigung die weiteren Schritte schon von selbst nach sich ziehen werde, und daß es nur darauf ankomme, ihre spröde Natur sich nach und nach in die neue Lage finden zu lassen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

So standen die Sachen, als Fiorita durch einen Traum in große Verwirrung gestürzt wurde, in noch größere, als ihre gemarterte Seele, angesichts des Zwiespalts zwischen der Liebe zu ihrem Vater und dem Schmerze um den von ihm Erschlagenen, schon empfand.

Ihr träumte — und offenbar rekapitulirte ihr Geist in diesem Traume die ihr unverständlich gebliebenen Teile so mancher Rede des päpstlichen Legaten — ihr träumte, wenige Schritte von ihrem Bette entfernt halte der heilige Aloysius von Gonzaga Zwiesprache mit der heiligen Agata. Er hatte einen langen, weißen Bart, ritt einen feurigen, immer mit dem rechten Vorderfuße scharrenden Rappen und sagte, er habe als voraussichtlich dereinstige Schutzpatron von Mantua seit geraumer Zeit lebhafte Betrübnis über die Unkirchlichkeit und die weltliche Prunksucht der regierenden Gonzagas empfunden, nicht minder über das wüste Leben der entarteten Seitenzweige dieses einst so ruhmwürdigen Geschlechts; er halte in seinem Herzen darum zu den ganz anders gearteten Buonacolsis und zürne der Tochter Marcellos, daß sie, die doch offenbar durch teuflische Verzauberung in die Schlinge des Veronesers geraten sei, diese Quelle ihrer frevelhaften Bethörung nicht eingestehen wolle. Als Schutzpatronin der Jungfrauen sowie der Malteser wollte dagegen Sant' Agata, welche ein weißes Lämmlein an einem silberdurchwirkten Bande führte und wie die Herzensgüte selbst aussah, sowohl Fiorita wie ihren Entführer, der ja dem Malteserorden angehöre, mit Nachsicht beurteilt wissen. Sie erwartete zwar auch, daß der alte Marcello durch einen Widerruf seiner Tochter gerettet werde, wünschte aber, die Tochter möge nicht für alle Folgezeit der Gewissensbedrängnis preisgegeben werden,

gegen ihren Geliebten gezeugt zu haben. Daß er ihr, was sie gegen ihn ausgesagt habe, im Jenseits nicht nachtrage, diese Beruhigung müsse ihr früher oder später durch einen himmlischen Boten werden. Sonst gehe jener Widerruf über das Maß menschlicher, vor allem weiblicher Kräfte hinaus.

Diesem Wunsche stimmte der Schutzpatron mit der Versicherung bei, was in seinen Kräften stehe, solle zur Beruhigung des armen Fräuleins geschehen, denn er wisse, daß sie eine fleißige Beterin sei, auch nicht wie so manche andre Person über weltlichen Dingen das Kerzenspenden vergesse, worauf er seinem ungeduldig scharrenden Rappen die Sporen gab und in einer Wolke von goldnem Staube prächtig davonsprengte. Nach einer ehrerbietigen Verneigung gegen den in der Wolke verschwindenden wandte sich nun die heilige Agata zu der Träumenden, indem sie mit sanften Worten das soeben von ihnen als Gegenstand ihrer Fürbitte für Fiorita beschlossene ihr klar machte, wobei am Halse des Lämmleins ein hellklingendes Glöckchen die Worte der Heiligen mit freundlichen Tönen begleitete. Die Träumende erwiederte dankbar, aber beklommen, sie habe Engel bisher nie anders als auf Bildern und in Träumen gesehen; an welchen Abzeichen sie einen solchen himmlischen Boten denn erkennen solle? Hierauf antwortete die Heilige mit einem überirdischen Glanze in den Augen: Du sahest und sprachest deren oft, ohne es zu ahnen. Sie dienen den Zwecken der höchsten Liebe. Und ohne der Erstaunten Zeit zu neuen Fragen zu lassen, fuhr sie fort: Suche nicht weiter in die Geheimnisse des Weltenlenkers einzudringen. Weil die Kinder dieser Erde körperliche Wesen sind, erscheint ihnen die ganze Welt körperlich. Aber der Geist geht frei hindurch, und frei hindurch, wie für den Gedanken keine räumliche Schranke besteht, gehen die Geister. Sie setzte hinzu: Bereite dich in fleißigem Gebet auf die stumme Botschaft vor, um die wir droben bitten werden, umso minder wird ihre Erscheinung dich verwirren.

Die Worte der Heiligen waren leiser und immer leiser geworden, sie schien verschwinden zu wollen. Der Träumenden bemächtigte sich eine unsägliche Angst; ach! rief sie, was kann ich denn aber dazu thun, daß die Erscheinung mir wirklich als solche zum Bewußtsein kommt?

Die Heilige machte eine unverständliche Handbewegung und dann war sie samt ihrem weißen Lämmchen verschwunden. Auf eine flüchtige Sekunde zeigte sich aber an der nämlichen Stelle eine lichtumflossene, weiß gekleidete Jünglingsgestalt mit geschlossenen, langbewimperten Augen, und ihr war, als durchdringe schon jetzt sie bei diesem Anblick ein Vorgefühl von dem tiefen Frieden, den ihr einst dieselbe Lichterscheinung bereiten werde.

Fiorita erwachte. Sie hatte seit langem nicht so leichten Herzens die Augen aufgeschlagen. Ich werde meinen Vater retten, jauchzte sie, und ein himmlischer Bote wird als Zeichen, daß mein armer Freund mir verzieh, mir erscheinen! Sie wiederholte sich alles Vernommene. Es ging, meinte sie, weit

über ihr Denkvermögen hinaus, und doch war sie dadurch tiefinnerlich beruhigt worden.

Sie fühlte nach ihrem Puls. Er ging so gleichmäßig wie neulich, als der Arzt sie für genesen erklärt hatte. Und ich bin ja jetzt in Wahrheit genesen! rief sie, o welch eine unverdiente Gnade des Himmels! Mir das! Mir!

Thränen entstürzten ihren Augen.

Aber wenn ihr Puls auch ebenmäßig ging, sie war doch durch die Krankheit und jetzt durch das Wahngebilde, welches in der Form eines Traumes über sie Gewalt gewonnen hatte, so geschwächt, daß ihr Geist gegen nichts Widerstand zu leisten vermochte. Wie er eben freudetrunken seinen Flug gen Himmel genommen hatte, so warf ihn der Zweifel gleich darauf mit geknickter Schwinge auf die Erde herab.

Unweit des Zodiaco-Gäßchens lag das Kloster der Minimi. In allen Zimmern des stillen Palastes hörte man Tag für Tag von der Matutina bis zum Kompletorium alle zu den sieben Gebetstunden in ihrem Kirchlein gesungenen Psalmen, Hymnen und Antiphonien. Auch Fiorita war in dem Mithersagen dieser Gebete aufgewachsen. Erst seit dem Ritt nach Verona — S. Aloisio mußte es ganz übersehen haben — hatte sie diese Gewohnheit öfter verabsäumt. Dennoch war ihr früher oft eingeprägt worden, daß solche Säumnis eine sehr strafbare Unterlassung sei; bezog sich die Zahl der sieben Gebetstunden doch auf Dinge, denen sich nichts beliebig abknappen ließ: auf die sieben Schöpfungstage, auf die sieben Stunden, welche das Erlösungswerk gedauert hatte, auf die sieben Bitten. Ein Mönch, Severianus mit Namen, das wußte sie, erduldete seit langem Qualen in der Hölle, weil er einmal das Ende des Gebets nicht abgewartet hatte.

Das alles fiel ihr aufs Herz, als plötzlich das Psalmiren der Mönche wie eine vorwurfsvolle Mahnung mitten in ihre Freudenstimmung hereinbrach; und da kamen ihr Zweifel, ja es schien ihr je länger je mehr geradezu eine Unmöglichkeit, daß sie, die Säumige, die Strafbare, jener Vision wirklich durch die Gnade des Himmels gewürdigt worden sein könne.

In entsetzlicher Beklemmung lag sie eine Weile zitternd da und starrte aufwärts gegen die Decke ihres Zimmers. Die darauf gemalten zwölf Zeichen des Tierkreises hatten sie nie gestört; jetzt erschienen sie ihr unheilig und fratzenhaft wie die Ungetüme, deren Nähe den säumigen Mönch Severianus in der Hölle beängstigen mochten.

Und wenn nun jene Vision, rief sie aus, ein Teufelsspuk gewesen ist, von dem Bösen ersonnen, um mich vollends in seine Gewalt zu bringen?

Sie erhob sich von ihrem Lager, warf sich auf die Kniee vor dem Bilde der Mater dolorosa und flehte um Erleuchtung.

Seit jenem Schreckensabend hatte sie nicht wieder zu dem Bilde aufzublicken vermocht. Auch jetzt ging es über ihre Kraft. Ein andres Schwert

als das, welches die Brust der Gottesmutter durchbohrte, blinkte ihr vor den Augen. Endlich raffte sie sich wieder auf und ließ nach Pater Vigilio, ihrem alten Beichtvater, senden.

Er kam, ließ sich die Vision erzählen, erwog lange und besorgten Gemüts, was von der Sache zu halten sei, und blieb zweifelhaft. Er hatte ein zartes Gewissen und fürchtete vor allem die schon genugsam mit Bedrängnissen beschwerte noch tiefer in das Labyrinth innerer Widersprüche hineinzutreiben. Da jedoch der Gedanke, schon unter dem Einfluß des Bösen den Traum geträumt zu haben, ihren Verstand schier zu verwirren drohte, so führte er endlich die Vision wohl zwar auf eine himmlische Quelle zurück, deutete aber an, möglich sei immerhin, daß jene Gebetsäumnis ihr Fassungsvermögen für die Redeweise so heiliger Personen etwas getrübt habe, daß also recht sehr zu bedenken sei, ob Fiorita blindlings befolgen dürfe, was sie an Weisungen vernommen zu haben wähne.

Aber mein Vater muß doch gerettet werden! rief Fiorita und rang die Hände, es giebt ja für ihn keine andre Hilfe! Freilich, er hat meinen Giuseppe erschlagen und ich würde nicht imstande sein, ihm ohne Schaudern die Hand zu drücken. Aber ist er nicht dennoch mein Vater? bin ich nicht seine Tochter? und darf ichs geschehen lassen, daß man ihn dem Scharfrichter überliefert?

Er darf allerdings nicht sterben, mein armes Kind, stimmte Pater Vigilio bei und schüttelte in ratloser Verlegenheit den Kopf, aber er vermochte dennoch nicht das entscheidende Wort zu sprechen; die Frist ist ja noch nicht abgelaufen, sagte er zuletzt, wer weiß, wie die heilige Schmerzensmutter noch den Sinn unsrer Feinde wenden wird!

So empfahl er ihr denn, fleißige Bittgänge zu machen, und versprach ihr, auch er wolle im Gebete sich die Kniee wundknieen und die Hände wundringen. Die Zeit der Mirakel ist ja noch keineswegs vorbei, sagte er, wie sündhaft fest die Schwachgläubigen auch die Augen schließen. Hoffe auf die Güte des Himmels. Es wird noch alles gut werden.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Tag für Tag pilgerte Fiorita nun dichtverschleiert von einer Kirche zur andern; anfangs war die seit jenem Schreckensabend nicht aus dem Seufzen und Weinen herausgekommene Friaulerin hinter ihr dreingezogen, aber ihr lautes Jammern störte nicht nur die Andacht Fioritas, die Gegner der Buonacolsis nahmen auch Anstoß daran, und so entsagte Fiorita dem Geleit Eufemias.

Darüber war der letzte von den siebzehn Aufschubtagen herangekommen, welche das Gericht bewilligt hatte. Je längere Zeit seit dem vielverheißenden Traume verstrichen war, destomehr war Fioritas Glaube, daß es mehr als

ein Traum gewesen sei, verblaßt, und auch Pater Vigilio, zu welchem sie in ihrer Herzensangst noch einigemale ihre Zuflucht nahm, hatte ihr endlich geraten, sich einzig durch die innere Stimme in ihren weiteren Schritten leiten zu lassen und den Verheißungen des Traumes fürder nicht mehr nachzugrübeln.

Die innere Stimme rief ihr aber täglich lauter und immer lauter zu: Opfere dich, indem du widerrufst, und nimm alle Folgen auf dein Haupt. Kindespflicht ist die oberste aller Pflichten.

Und so beschloß sie es denn.

Wenn man um die Ecke der Contrada di Sant' Agnese biegt, erblickt man die heute rauchgeschwärzte, damals noch leidlich stattliche Torre della Gabbia, an welcher in halber Höhe ein eiserner Käfig hängt, heute rostig und bemoost, damals noch blank und glitzernd und voll weißgebleichter Knochen, deren manche von den Geiern und Falken durch die verbogenen Gitter des Käfigs halb herausgezerrt worden waren.

Das heutige Mantua weiß nur noch Sagenhaftes von diesem Käfig zu erzählen, aber zur Zeit des letzten Buonacolsi hatte die Geschichte von der schönen Luigia Berlotti noch die nämliche Farbenfrische wie Turm und Käfig selbst, und zumal der alte öffentliche Schreiber, der unter seinem großen safrangelben Sonnenschirme vor der Kirche der heiligen Agnese saß und auf seinem dreibeinigen Tische für ein Billiges in Prosa wie in Versen Liebesbriefe, Gratulationen uud Bittgesuche fertigte, wartete seinen Kunden, während er je nachdem brennende Herzen, Kronen und Kränze oder auch gefaltete Hände unter seine Schriftstücke zirkelte, fast regelmäßig mit der traurigen Legende auf.

Es war heißer Mittag, als den Schlummer des über seiner Streusandbüchse und seinen Gänsekielen eingenickten Alten ein Rütteln an seiner Schulter verscheuchte. Blaß und mit stieren Augen stand ein junges, schwarzgekleidetes Frauenzimmer vor ihm.

Verzeiht die Störung, bat sie mit zitternder Lippe, ich habe Eile. Schreibet.

Und ohne dem an leidenschaftliche Überfälle dieser Art gewöhnten Alten Zeit zu lassen, sein Käppchen zurecht zu rücken und seine krumme Nase mit der messingenen Kneifbrille zu satteln, begann sie bebenden Tones zu diktiren:

„Signor Andrea Primoticcio, ich ermächtige Euch hierdurch, meine Aussage feierlichst zu widerufen. Fiorita."

Piano, piano, Signora, bat der alte Schreiber, indem er die Feder eintauchte und zu schreiben anhob; Ihr sagtet: Signor Andrea ...

Fiorita wiederholte mit auf das Herz gepreßter Hand langsamer den Wortlaut des Diktats, und nach einigen ihr endlos dünkenden Minuten war das Schriftstück bis auf die Unterschrift fertig.

Ihr könnt wohl Euern Namen nicht selbst schreiben, Signora? fragte der

Scrivano, als er eben die Feder neu eintauchte, um den Namen in Frakturschrift darunterzusetzen.

Gebt her, stotterte Fiorita, der die Schrift vor den Augen schwamm.

Er reichte dem Fräulein mit einer um Entschuldigung bittenden Handbewegung die tropfende Gänsefeder, und sie versuchte zu schreiben.

Aber vor Aufregung verspritzte sie nur den Tinteninhalt der Feder über das ganze Papier.

Schreibet statt meiner, rief sie.

Auf dieses beschmutzte und schier unleserliche Blatt? lehnte der Scrivano mit amtswürdigem Kopfschütteln ab; unmöglich, Signora!

Und er zerriß das Geschriebene, um gleich ein neues Papier aus seiner ledernen Schreibunterlage hervorzuziehen.

Setzt Euch, bat er; ich überteure Euch nicht. Mir war der erste große Anfangsbuchstabe ohnehin schlecht geraten. Setzt Euch. Dem Schaden ist bald abgeholfen.

Es waren zum Niedersitzen nur die in der Mittagssonne glühenden Treppenstufen des alten Palazzo Berlotti zur Hand. Aber Fiorita setzte sich. Laßt Euch Zeit, Vater, sagte sie und stützte die Ellbogen auf die Kniee und das Gesicht in die Hände.

Mitleidig schüttelte der Alte den Kopf und schielte über seine Brille seitwärts nach der wunderlich in ihrem Tempo wechselnden Kundin hinüber. Umsobesser, Signora, stimmte er bei; in meinen Jahren läßt man sich nicht gern übereilen; es passirt einem sonst zu leicht, daß man sich verschreibt.

Ja, mit dem Übereilen und dem Verschreiben! fuhr er langsam fort, indem er nach dem zerrissenen Konzepte den Widerruf in schönen Haar- und Schattenstrichen von neuem zu Papier zu bringen begann; es ist wahr, in der Jugend geht einem nichts rasch genug, aber mit dem Hasten läuft denn auch gar manches junge Blut dem Teufel in den Rachen. Habe ich Recht oder Unrecht, beste Signora? Ihr verzeiht, unterbrach er sich und sah sich nach einem frischen Bogen Papier um, aber die Gänse haben jetzt Federn, die weit leichter klecksen, als dies noch vor zehn, zwanzig Jahren der Fall war; ich muß wahrhaftig noch einmal von neuem anfangen.

Fiorita war mit ihren Gedanken weit weg. Laßt Euch Zeit, wiederholte sie nur.

Ihr seid die Herzensgüte in Person, dankte der alte Schreiber und hielt eine neue Feder, um ihren Spalt zu prüfen, gegen den Tag, zog sie dann befriedigt durch den Mund, tauchte sie ein und begann, indem er sich den Text des Diktats leise vorsprach, noch einmal: Signor Andrea ...

Während er darauf ohne weitern Unfall seine Kunst walten ließ, griff er mit allerlei Zwischenreden wieder auf die Jugend und ihre Übereilungen zurück und wußte ohne Mühe den Übergang zu dem gewöhnlichen Thema seiner Unter-

haltungen zu finden, zu dem Käfige der Torre della Gabbia und zu der unglücklichen Luigia Berlotti.

Ihr seid keine Bäuerin, Signora, sagte er, und ich sage Euch also wohl nichts neues, aber manche vornehme Dame hat schon, mit Respekt zu sagen, die bloße Neugier hierhergetrieben, ich meine: wegen der Luigia Berlotti, die einen Kaiser haben konnte, und statt seiner einen Edelknappen nahm, und hat es doch aus feinem Anstande nicht über sich vermocht, geradeswegs zu fragen: Ist es denn wirklich wahr, Signor Giolfino — denn so heiße ich, Signora, Euch seh ich heut zum erstenmale, nicht daß ich Euch ausfragen will — ist es denn wirklich wahr, Signor Giolfino, daß sie, die schöne Luigia, und ihr Liebster, der Edelknappe, dort oben im Käfig haben verhungern müssen, und daß der alte Conte Berlotti geschworen hat, solange noch ein Stein seines Palastes existire, solange solle das Paar dort oben im Käfig vor dem Regen und dem Sturme und dem Sonnenbrande keinen Schutz finden? — Nun, Signora, wenn Ihr mich so fragtet, was sollte ich antworten? Man möchte doch niemandes Ansichten zu nahe treten. Wahr ist ja freilich die grausige Begebenheit. Aber sollte ich sagen, der alte Berlotti war ein Rabenvater? Wer hängt sein eigen Fleisch und Blut so hoch in die Luft und macht in so ruchloser Weise mit seiner Schande Staat?

Was sagtet Ihr? fuhr Fiorita empor, durch das Wort Schande aus ihrem Starren aufgestört, denn oft in diesen Tagen hatten hartherzige Weiber ihr mit dem Rufe: Vergogna! das Blut aus den Wangen gejagt.

Da seht Ihr, wie mir's geht, beschwichtigte sie der Scrivano; das wollt Ihr nun nicht gelten lassen, und im Grunde habt Ihr ja Recht. Wenn ein Kaiser — ich weiß nicht, hieß er Ottone oder Enrico —, wenn ein Kaiser sein Auge auf ein Mädchen geworfen hat, und der Vater des Mädchens soll also den Kaiser künftig „mein Herr Schwiegersohn" nennen dürfen, da darf das Mädchen ihrem Vater ein so hohes Glück nicht verschütten, wie man etwa einen Tänzer stehen läßt und sich einen andern nimmt, weil der andre etwas geschmeidigere Beine hat als der eine. Habe ich Recht oder Unrecht, beste Signora?

Fiorita hatte sich von ihrem Sitze erhoben. Sie ließ ihr Auge mit wirrem Ausdrucke an dem Käfig hangen und sagte tonlos: Einem Vater zuliebe muß man alles können. Seid Ihr mit Eurer Arbeit fertig?

Hier ist sie, beste Signora.

Sehr gut, sagte sie, indem sie mit zitternder Hand ihren Namen unter das Schriftstück mehr malte als schrieb.

Laßt mich das Weitere selbst machen, bat der Scrivano; hier ist der Streusand.

Sie zog mit thränendem Auge einen Ducato aus ihrem Geldtäschchen, und der über das Geschenk erstaunte Alte riß sein Käppchen vom Kopfe, indem er

mit der andern Hand die Spende demütig annahm, ohne doch zu wissen, ob er für den Dukaten nun die Geschichte in dieser oder jener Auffassung zu Ende erzählen solle.

Ein buntbebänderter Läufer, wie die vornehmeren Advokaten Norditaliens damals deren zu halten pflegten, machte der Verlegenheit des Scrivano ein Ende. Er hatte oft in dem Zodiaco-Gäßchen Bestellungen des Signor Andrea auszurichten gehabt und war im Augenblicke, als Fiorita sich von dem Scrivano verabschieden wollte, vorübergeeilt, in der Hand einen für die Tochter des Verurteilten bestimmten Brief, den er schon seit dem frühen Morgen vergebens in ganz Mantua herumgetragen hatte.

Infino! rief er, indem er, die Adressatin des Briefes erkennend, mit einer leichten Kniebeugung und einem graziösen Lüpfen seines Federbaretts vor sie hintrat und ihr das Schreiben nach damaliger Sitte auf dem Handrücken wie auf einem Teller überreichte; endlich! — Fiorita war erschrocken zurückgefahren. Alles erschreckte sie. Aber sie faßte sich, erbrach den Brief und durchflog seinen Inhalt, scheinbar ohne alle Erregung, während ihr blasses Gesicht doch sich purpurn färbte.

Indem sie ihren Schleier dann wieder vorzog' und das von dem Scrivano inzwischen petschirte Schreiben dem Läufer für seinen Herrn übergab, sagte sie: Es ist gut, Pedro; hier ist die Antwort. Tummle dich.

Und auch hier einen Ducato spendend, den Pedro ehrerbietig küßte und dann einsäckelte, entfernte sie sich mit festen Schritten, als habe nie eine Dame Mantuas ihren Weg klarer vor sich gesehen, als diese Märtyrerin ihres kindlichen Pflichtgefühls.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Ein Postverein für Zentraleuropa. Zu den schöpferischen Ideen großen Stils, deren Verwirklichung dem Fürsten Bismarck nach wiederholt von ihm gethanen Aeußerungen schon seit langer Zeit als ein erstrebenswertes Ziel vorgeschwebt hat, gehört auch ein handelspolitisches Projekt ersten Ranges, nämlich das einer engern wirtschaftlichen Vereinigung der sämtlichen Staaten Zentraleuropas, und zwar war es speziell das Gebiet des Zollwesens, auf welches sich dieser Plan richtete, in dem Sinne, daß analog dem zwischen den verschiednen deutschen Staaten allmählich zustande gekommenen Zollverein ein zentraleuropäischer Zollbund gegründet würde, welcher durch den Wegfall der Zollschranken zwischen dem deutschen Reiche und den andern Staaten Mitteleuropas eine große Kostenersparnis, beziehentlich eine bedeutende Steigerung des Reinerträgnisses der nur noch für die Außengrenze des neuen Zollbundes aufrecht zu erhaltenden Zollverwaltung für alle nach der Kopfzahl an der Verteilung beteiligten Staaten zur Folge haben würde.

Es giebt aber noch ein andres wirtschaftliches Gebiet, auf welchem ein engerer Zusammenschluß der Staaten Zentraleuropas große Vorteile bieten würde, nämlich das des Postwesens. Es würde sich hierbei darum handeln, innerhalb des Weltpostvereins eine Anzahl von Vereinsgliedern, welche durch ihre geographische Lage schon von der Natur zu einer engern Gemeinschaft bestimmt zu sein scheinen, noch fester miteinander zu verknüpfen, als dies durch die Einrichtungen des Welt-

postvereins bisher schon der Fall gewesen ist, und zwar in der Weise, daß jeder Staat dieser Gruppe den andern ebenso wie das „Inland" behandelt. Die für den Inlandsverkehr dienende einfache deutsche Zehnpfennigmarke würde also künftig auch für Briefe nach Holland, Belgien, nach der Schweiz und Dänemark genügen, und wer aus Deutschland eine Postkarte nach Amsterdam, Brüssel, Zürich oder Kopenhagen zu schicken hat, würde in Zukunft zu diesem Zwecke nicht mehr einer Weltpostkarte bedürfen, sondern hierfür die deutsche Inlandspostkarte zu fünf Pfennig verwenden können, während gleichzeitig die gesamten sonstigen Tarifpositionen eine entsprechende Herabsetzung erfahren würden.

Mancher unsrer Leser wird die Durchführung dieses Planes für schwierig halten, obgleich nach der Verwirklichung des Riesenprojektes eines Weltpostvereins unsers Erachtens der Begriff „Schwierigkeiten" auf diesem Gebiete der gegenwärtigen Generation eigentlich schon völlig abhanden gekommen sein müßte. Der größte Schritt auf dem Wege zu unserm Ziele ist ja auch bereits geschehen, indem Oesterreich bei seinem durch den Prager Frieden erfolgten Austritt aus der politischen Gemeinschaft der deutschen Staaten doch seinen — in der Hauptsache bereits 1850 ins Leben getretenen — Postverein mit den Staaten des jetzigen deutschen Reiches aufrecht erhalten hat. Solange die Bestimmungen des am 7. Mai 1872 im Sinne einer weitern auf Gegenseitigkeit beruhenden Tarifherabsetzung erneuerten Vertrages in Kraft sind, hat bereits ein Brief von der Mündung der Ems bis nach den entlegensten Punkten von Dalmatien und Siebenbürgen nur zehn Pfennig Porto gekostet; warum soll künftig für die Rheinmündungen nicht derselbe Vorteil geboten werden? Ein Gleiches gilt von den andern kleinern Nachbarstaaten Deutschlands. Es würde sich hiernach im vorliegenden Falle eigentlich nicht um die Gründung eines völlig neuen Bundes handeln, sondern nur um den Beitritt der kleineren Nachbarländer des deutschen Reiches zu dem zwischen den beiden Kaiserreichen bereits bestehenden Postbunde. Besonders nahe dürfte diese Idee für Holland liegen, da das durch Personalunion mit demselben vereinigte Großherzogtum Luxemburg sich bereits in einem solchen Postverein mit dem deutschen Reichspostgebiete befindet, denn bei der im Jahre 1866 erfolgten politischen Lostrennung Luxemburgs von der Gemeinschaft der deutschen Staaten hat das Großherzogtum nicht nur sein Zollbündnis mit denselben aufrecht erhalten, sondern es ist auch in der frühern Postgemeinschaft mit ihnen verblieben, sodaß noch heute ein Brief aus dem deutschen Reichspostgebiete nach dem jenseits der politischen Reichsgrenze liegenden Großherzogtum nur dasselbe Porto wie ein Inlandsbrief kostet.

Man wird vielleicht einwenden, daß für die kleineren Nachbarstaaten Deutschlands durch die Ausführung unsers Vorschlages ein im Verhältnis allzugroßer Ausfall in den Einnahmen der Postverwaltung entstehen würde. Hierauf wäre zu entgegnen, daß bei weitem der größte Teil der Posteinnahmen eines Staates ja doch stets aus der Korrespondenz des internen Verkehrs fließt, und daß im vorliegenden Falle nicht einmal die gesamte Auslandskorrespondenz jener Staaten von der Portoherabsetzung betroffen werden würde, sondern im Durchschnitt nur etwa der dritte Teil derselben. Im übrigen ist aber auf die hundertfach gemachte Erfahrung hinzuweisen, daß jede rationelle Herabsetzung des Portos eine ganz bedeutende Zunahme der Korrespondenz herbeiführt, so bedeutend, daß die während der ersten Zeit sich ergebende Verminderung der Einnahmen innerhalb eines verhältnismäßig kurzen Zeitraumes reichlich gedeckt wird, und daß derartige Maßregeln in ihrem Gesamteffekt stets dem fiskalischen Interesse förderlich gewesen sind.

Der geniale Leiter des deutschen Postwesens hat sich durch die Schöpfung des Weltpostvereins — eines friedlichen Bundes aller zivilisirten Völker der Erde zu einem hohen Kulturzweck — ein unsterbliches Verdienst um die gesamte Menschheit erworben. Im vorliegenden Falle handelt es sich um einen Fortschritt, welcher nur eine weitere Ausgestaltung jenes wunderbaren Riesenbaues darstellen würde. Im Verhältnis zu dem gewaltigen Maßstabe des Stephanschen Völkerbundes mag eine engere Vereinigung der hier angeregten Art allerdings nur als ein kleiner Baustein zur weitern Entwicklung des ohne Beispiel dastehenden großartigen Werkes erscheinen; immerhin würde aber die Gründung eines solchen Postvereines der Staaten Zentraleuropas für die beteiligten kommerziellen Kreise als Mittel zur Erleichterung und Förderung des Handelsverkehrs von ganz eminenter Wichtigkeit sein.

Noch eine Literaturzeitung. So mancher deutsche Schriftsteller bewahrt eine wehmütige Erinnerung an österreichische journalistische Unternehmungen, welche mit großem Aufwande von Versprechungen ins Leben traten, aber schnell und unrühmlich wieder verschwanden, da sich durch die Versprechungen wohl Mitarbeiter, aber keine Abonnenten hatten ködern lassen. Wer sich bei einem „Oesterreichischen Morgenblatt,“ einer „Internationalen Revue,“ und wie alle die „eine fühlbare Lücke ausfüllenden“ Zeitschriften von Semesterdauer hießen, die Finger verbrannt hat, ist natürlich vorsichtiger geworden; allein es wachsen immer neue Generationen heran, die wieder durch eigne Erfahrung klug werden müssen. So führt sich abermals ein Wiener Blatt mit einem Stabe von 250 Mitarbeitern und der Anmerkung ein, daß „Raummangels halber“ nicht gleich die vollständige Liste veröffentlicht werden könne. Dabei fällt auf, daß unter den aufgezählten Namen aus Oesterreich größtenteils gänzlich unbekannte figuriren, während das Verzeichnis der Mitarbeiter in Deutschland neben den unvermeidlichen Herren Eduard Engel, F. von Hellwald, Karl Vogt u. s. w. eine Reihe sehr tüchtiger Männer aufweist. Diesmal handelt es sich um eine „Allgemeine Oesterreichische Literaturzeitung. Literarisches Zentralorgan für die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie,“ welche dem „in der ganzen europäischen Gelehrten- und Literatenwelt tief empfundenen Mangel einer allgemeinen Literaturzeitung höheren Stiles“ abhelfen will. Denn: „Durch die täglich mehr zum Durchbruch gelangende einheitliche Auffassung vom menschlichen Wissen werden allgemach die Schranken aufgehoben, welche der scholastische Geist der frühern Jahrhunderte zwischen den einzelnen Zweigen der Wissenschaft aufgerichtet hat. Diesem großen monistischen Gedanken Rechnung tragend, wird die wissenschaftliche Tendenz der »Allgemeinen Oesterreichischen Literaturzeitung« dahin gehen, von einem einheitlichen Standpunkte auf Grund der einzelnen Werke den allgemeinen Fortschritt der Wissenschaft und der Kultur zur anschaulichen Darstellung zu bringen.“ Diese ebenso lichtvollen als schön stilisirten Sätze lassen wohl keinen Zweifel übrig, daß wir in dem „Herausgeber und Chefredakteur J. Singer“ denselben Herrn J. Singer begrüßen dürfen, welcher das Judentum als die Religion der Zukunft proklamirt und durch die eigentümliche Ausnützung der Briefe verschiedner Gelehrten und Schriftsteller an ihn sich einen — eigentümlichen Namen gemacht hat; und wenn diese Vermutung richtig ist, so dürfen wir uns auch nicht darüber wundern, daß z. B. Gottfried Keller und August Niemann sich auf einem einheitlichen Standpunkt mit Herren wie die obengenannten zusammenfinden sollen. Im weiteren Verlaufe des Programms werden zwei Momente hervorgehoben, durch welche das neue Organ von älteren unterschieden wird. Die

Wissenschaften sollen nicht nach den vier Fakultäten eingeteilt werden — das geschieht vonseiten einer kritischen Zeitschrift wohl kaum noch, aber entschieden neu sind die Rubriken: „Technik und Kriegswissenschaft,“ „Weltliteratur,“ d. i. Belletristik; ferner soll die Literatur der verschiednen Nationalitäten Oesterreichs berücksichtigt werden. In der That wird in der Probenummer ein magyarisches Geschichtswerk besprochen, und zwar in deutscher Sprache. Hoffentlich lassen die magyarischen, polnischen, tschechischen, slowakischen Mitarbeiter sich nicht durch das Beispiel eines belgischen verführen, ihre Beiträge in ihrer Muttersprache zu liefern, denn damit würde auch der letzte Vorwand für die Existenz des neuen Literaturblattes wegfallen!

Literatur.

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Von Gottlob Egelhaaf. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur, 1885.

Der Verein für deutsche Literatur hatte im Dezember 1882 drei Preise ausgeschrieben für drei als vorzüglich erkannte Arbeiten aus der deutschen Geschichte oder Kulturgeschichte. Preisrichter waren die Berliner Professoren Gneist, Scherer und Weizsäcker. Der zweite Preis ist dem vorliegenden Buche zuerkannt worden. Egelhaafs Wahl ist auf einen Teil der deutschen Geschichte gefallen, der das allgemeinste Interesse in Anspruch nimmt. Es konnte natürlich nicht die Aufgabe des Verfassers sein, die Begebenheiten in vollem Umfange vorzuführen, sondern nur mit Rücksicht auf die Sammlung und auf den beschränkten Raum die Hauptmomente anzudeuten, welche auf den Gang der deutschen Reformation bestimmend eingewirkt haben. Die Darstellung, welche, unter Zugrundelegung von Rankes Werk, alle neueren Forschungen sorgfältig geprüft und zu einem trefflich geeinigten Ganzen zusammengefaßt hat, behandelt im ersten Buche das Entstehen der Reformation in Deutschland und Luthers Erscheinen vor Kaiser und Reich. Das zweite erzählt, wie die kaiserliche Gewalt unter dem Druck der europäischen Verwicklungen genötigt wird, den Wormser Spruch aufzuheben und den Protestanten wenigstens zeitweilige Duldung zuzugestehen, während im dritten gezeigt wird, wie sich diese vorläufige Duldung der neuen Kirchenreform in eine dauernde umwandelt.

Die Polemik gegen Janssen beschränkt sich auf das Notwendigste. Wenn man in manchen Punkten von der Ansicht des Verfassers abweichen kann — wie in der Wertschätzungs Huttens, auch des Herzogs Georg von Sachsen —, so thut das doch dem Werke keinen Abbruch. Mit wahrem Vergnügen liest man so anschaulich und lebendig geschriebene Abschnitte wie die über den Bauernkrieg. — Irrtümlich wird Hans Holbein die Darmstädter und auch die Dresdner Madonna zugeschrieben. Luther traf mit den Schweizer Studenten in Jena, nicht in Borna zusammen. Des Kurfürsten Moritz letzte Worte waren nicht, wie die gewöhnliche Erzählung lautet, in mystischer Wendung: „Gott wird kommen,“ sondern nach dem Bericht des Christoph von Carlowitz ein Seufzer nach Erlösung von den Schmerzen: „Ach lieber got, wilstu nicht schier kommen?“

Fürst Bismarck als Redner. Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarcks seit dem Jahre 1847. Sachlich und chronologisch geordnet, mit Einleitungen und Erläuterungen versehen von Wilhelm Böhm. Erster Band. Der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen 1847—1852. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Die Aufnahme der Reden Bismarcks in eine „Deutsche Hand- und Hausbibliothek“ (welcher Gesamttitel uns mehr zusagt als der doppelt undeutsche „Kollektion

Spemann") bedarf keiner Rechtfertigung, und ebensowenig die Veranstaltung einer neuen Ausgabe dieser Reden an und für sich. Mit Recht macht der Herausgeber die Bedeutung gerade dieser frühesten Periode in Bismarcks staatsmännischem Wirken geltend, über welche in den vorausgegangenen Sammlungen ziemlich rasch hinweggegangen wird. In der That tritt uns bereits in den beiden Sitzungsperioden des Vereinigten Landtages, im Erfurter Unionsparlament und in den Kammern von 1849—1852 der Politiker entgegen, welcher nachher die Welt mit seinem Ruhm erfüllen sollte. Die Grundanschauungen sind dieselben, im einzelnen hat er von und mit der Zeit gelernt, und auch darüber war er sich damals schon klar, daß das eigensinnige Beharren auf einmal ausgesprochener Meinung nicht den Staatsmann mache. Wenn er seine Klinge kreuzt mit den Beckerath, Vincke u. s. w., so zeigt er bereits dieselbe Ueberlegenheit, als wenn er heute den Freisinn abführt; und wer seine damaligen Reden liest, kann unmöglich behaupten, seine Wirtschaftspolitik beruhe nicht auf alten, festen Ueberzeugungen. Mit Vergnügen wird man auch so manche Aeußerung, die — meistens verfälscht — zum geflügelten Worte geworden ist, hier in authentischer Fassung und im richtigen Zusammenhange finden. Da überdies die Ausgabe wohlfeil ist und gut lesbaren Druck hat, darf man ihr die weiteste Verbreitung wünschen. Vor einer zweiten Auflage müßte jedoch der Text genau revidirt werden, da in denselben, wahrscheinlich aus den stenographischen Berichten, zahlreiche Druckfehler übergegangen sind. Wir wollen nur einige der auffallendsten hervorheben. S. 22, Z. 14. v. u. Schlußlinie anstatt Schußlinie. S. 33, Z. 6, v. u. Ihre anstatt ihre. S. 48, Z. 8 v. u. noch anstatt nach. S. 47, Z. 14 v. u. Anfertigung anstatt Ausfertigung. S. 74, Z. 9 v. o. Die anstatt Dies. S. 80, Z. 16 v. o. Bewilligungen anstatt Bedingungen. S. 87, Z. 6 v. o. muß es heißen: „in irgend einer Weise ihre Lage zu verbessern," da die jetzige Fassung keinen Sinn giebt. S. 107, Z. 20 v. o. einzelne anstatt einzelner 2c. 2c.

Nachgelassene Novellen von Wolfgang Menzel. Erster Band. Thalweil, Alf. Brennwald, 1885.

Ein nicht uninteressantes Büchlein. Von wirklicher poetischer Kunst kann zwar dabei nicht die Rede sein; dennoch hat der Herausgeber, Konrad Menzel, der Sohn Wolfgangs, Recht, wenn er in der kurzen Vorrede bemerkt, daß sich „der einst vielgelesene, vielverehrte und vielgefürchtete Historiker und Kritiker" hier in einem ganz neuen Lichte zeige. „Ein tiefes Gemüt spricht aus den Novellen. Sensation werden sie nicht hervorrufen, wie soviele auf Effekt und Sinnenreiz berechnete Erscheinungen auf dem Gebiete der Belletristik in unsrer aufgeregten Zeit. Aber gesunde Nahrung bieten sie einem Leserkreise, der die alte gute und fromme Gesinnung und Sitte ehrt gegenüber der sittlichen Verwilderung, die in sovielen Produkten der neueren Literatur verherrlicht wird." Ob freilich die Verherrlichung höchst unwahrer somnambüler Zustände, wie wir sie in der zweiten und dritten Novelle: „Der Schiffsbrand" und „Der Wald von Chaumont" finden, viel gesünder ist, mag dahingestellt bleiben. Aber wir geben zu, daß diese mehr märchenhaft idyllischen Geschichten eine angenehme Lektüre für die Jugend sein können: den Preis treuer Liebe, selbstloser Thätigkeit hört sie immer noch am liebsten.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Das neue Königreich in Afrika.



er Kongostaat, von dem wir vor einiger Zeit als einem der Vollendung nahen politischen Gebilde berichteten, ist nunmehr der Form nach fertig: er hat seinen König und eine Regierung. Vor etwa vier Wochen erhielt Leopold der Zweite, der den Grund zum Bau desselben gelegt hat, in den belgischen Kammern zu seiner Würde als Souverän des Kongolandes den verfassungsmäßigen Segen, einige Tage später wünschte ihm eine Londoner Gesandtschaft, bestehend aus dem Lordmayor und den Sheriffs der größten Handelsstadt der Welt, ehrfurchtsvoll Glück dazu, und in letztvergangner Woche ernannte er für sein afrikanisches Reich ein Ministerium, dem nur noch das Portefeuille der Justiz fehlt, was beiläufig begreiflich erscheint, weil Gesetze und Richter noch zu schaffen und mit Autorität zu versehen sind. Den Vorsitz, das Innere und das Kriegswesen hat Oberst Strauch, bis dahin Präsident der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft, den Handel van Eetvelde, bisher belgischer Generalkonsul in Bombay, die Finanzen van Neuß, ein höherer Verwaltungsbeamter Belgiens, übernommen. Von Zuziehung einer beratenden Körperschaft ist selbstverständlich abgesehen worden, das Ministerium wird nur nach Anweisung des Monarchen regieren. Wahrscheinlich ist, daß Stanley zum Statthalter des Kongogebietes ernannt werden und daß man ihm den gegenwärtigen belgischen Generalkonsul in Quebek, Camille Janssens, als ersten Assistenten beigeben wird. Der Sitz der Regierung wird Brüssel sein, und die Belgier, welche in die Dienste derselben treten, behalten ihre bisherige Staatsangehörigkeit und werden, soweit sie belgische Beamte sind, nur zur Disposition gestellt.

Die Gründung des Kongostaates ist ohne Zweifel eins der bedeutenderen Ereignisse der Gegenwart, ja der Optimist kann in ihr einen Fortschritt der

Menschheit von epochemachender Wichtigkeit erblicken, da sie nicht durch das Schwert, sondern durch die friedliche Arbeit von Reisenden mit Missions- und Handelszwecken, durch Abgesandte von Zeitungsbesitzern, kluge Staatsmänner vorbereitet worden ist. Der Doppeltitel „König von Spanien und beider Indien“ kostete Ströme von Blut, und die Reihe von Umwälzungen im Osten, aus der zuletzt die Würde einer „Kaiserin von Hind“ sich entwickelte, kam durchaus nicht wohlfeiler zu stehen. Das Kongothal dagegen ist durch Mittel und Kräfte erobert worden, wie sie bis jetzt auf dem Gebiete überseeischer Politik nicht üblich waren. Die Mündung des großen afrikanischen Stromes wurde 1485, also gerade vor vierhundert Jahren, von Diego Cam, einen zum Hofstaate Dom Jaos des Zweiten von Portugal gehörigen Seeoffizier, entdeckt. Weiter flußaufwärts blieben die Ufer des „Moensi Nsaddi,“ wie der Kongo in der Sprache der Eingebornen heißt, bis tief in unser Jahrhundert hinein Geheimnis, da die 1816 von der englischen Regierung zu ihrer Erforschung ausgesandte Expedition fehlschlug. 1866 brach der Missionär Livingstone zu seiner letzten großen Reise auf, um nach der Wasserscheide zwischen dem Njassa- und Tanganjikasee zu suchen, und im folgenden Jahre stieß er auf einen mächtigen, nach Westen strömenden Fluß, der seine Quellen im Tschibalegebirge im Lande Mambwe hatte, und in welchem er den obern Nil entdeckt zu haben meinte. Dieser Fluß hieß bei den Bewohnern seiner Ufer Tschambesi, ergoß sich in den Bangweolosee und nahm, nachdem er denselben unter dem Namen Luapula wieder verlassen, seinen Lauf nach Norden, wo er in dem Moerosee verschwand, aber nur, um aus demselben als Lualuba abermals weiter zu strömen. Zuletzt sah Livingstone den jetzt schon sehr wasserreichen Fluß zu Ujangwe im Reiche Manjuema, welches ungefähr 2090 Kilometer von der Quelle entfernt ist. Zur Vervollständigung dieser Entdeckungen ging unter Stanleys Führung eine Expedition ab, die vom Daily Telegraph in London und vom New York Herald abgesandt wurde und im November 1876 von der arabischen Stadt Njangwe aufbrach, um den Fluß bis hinab zum Meere weiter zu untersuchen. Etwa zehn Monate später erreichte sie, nachdem sie 2500 Kilometer zu Wasser und 213 Kilometer am Ufer zurückgelegt, den Atlantischen Ozean und die Stelle, wo Diego Cam den Kongo entdeckt hatte. Tschambesi, Luapula, Lualuba und Kongo waren, wie sich jetzt ergab, ein und derselbe Strom. Es war eine Entdeckung von großer Tragweite. Das Verdienst, deren Ausbeutung für die zivilisirte Welt angebahnt zu haben, gebührt dem Könige der Belgier, welcher dem Werke seinen persönlichen Einfluß zuwandte und es mit seinen finanziellen Kräften unterstützte. Er setzte sich mit Stanley, zunächst durch Kommissare, dann direkt, in Verbindung, das Komitee für das Studium des obern Kongo trat unter seiner Ägide zusammen, Stanley ging auf Kosten des Königs zum drittenmale nach Afrika, und es entstand die Internationale Gesellschaft, welche durch Abschluß von Verträgen mit Häuptlingen des Kongobeckens und durch Anlegung von Stationen und Verkehrswegen zu Wasser und

zu Lande mit der Erfüllung der ersten Vorbedingungen eines Staatsbaues begann. Die Gesellschaft entwickelte eine rege Thätigkeit, schloß nach und nach gegen vierhundert Landkäufe mit Häuptlingen auf beiden Ufern des Kongo ab und mußte sich zu diesem Zwecke genau über deren Namen, deren Stellung und deren Besitzverhältnisse, über die Schiffbarkeit des Stromes und seiner Nebenflüsse, über die Natur an den Ufern und über die Mittel unterrichten, mit welchen die mannichfach sich zeigenden Schwierigkeiten zu mildern oder ganz zu überwinden waren. Sie hat in allen diesen Beziehungen in vergleichsweise kurzer Zeit viel vor sich gebracht und sich längs des ganzen mittlern Laufes des Stromes Ansehen erworben, sodaß ihre blaue Flagge mit dem gelben Sterne von Loango bis nach Banana Point und von da noch einige sechzig deutsche Meilen weiter ins Binnenland hinein geachtet ist. „Wir wurden, so schreibt Delmar Morgan, der vor zwei Jahren den untern Kongo bereiste, den Eingebornen als Kinder des Bulu Matadi (des Steinbrechers) vorgestellt, wie man Stanley wegen der außerordentlichen Anstrengungen nennt, mit denen er und seine Schaar von hundertfünfzig Arbeitern sich durch die Wildnisse am Ufer Wege zum Transport der Bestandteile der Dampfer bahnte, welche von Stanley-Pool aufwärts fahren. Riesige Hindernisse waren dabei hinwegzuräumen, Felsen zu sprengen und fortzuschaffen, mächtige Urwaldsbäume zu fällen, und noch jetzt sieht man die tiefen Spuren im Boden, welche die breiten eisernen Räder der Wagen zurückließen, auf denen die Kessel und die übrigen Bestandteile der Boote herbeigeschafft wurden.“ Die Gesellschaft ist heute erloschen und in das Königreich des Kongo aufgegangen, welches sein Entstehen zum guten Teile der klugen Voraussicht des Fürsten Bismarck verdankt, der hier nicht Zustände und Kämpfe sich entwickeln zu sehen wünschte, wie sie Europa im Mittelalter, Amerika im vorigen Jahrhundert und Asien noch in unsern Tagen erlebte. Er sah hier Portugiesen, Franzosen und die Internationale Gesellschaft als Nebenbuhler auftreten, und so drang er nach Verständigung mit Frankreich auf Abgrenzung namentlich der Westküste durch eine Konferenz, die alle Teile befriedigte. Er war auch hier der große Erhalter des Friedens, obwohl er nicht förmlich als Schiedsrichter das letzte Wort sprach.

Der Kongo ist ein Strom, der sich großer natürlicher Vorteile erfreut, welche dem Lande, dessen Hauptverkehrsader er ist, wenn Wissenschaft und Kapital ihm in genügendem Maße zu Hilfe kommen, rasches Aufblühen verheißen. Von seiner Mündung kann jetzt ein Dampfer fünfundzwanzig deutsche Meilen hinauffahren, und am Endpunkte dieser Strecke, wo die Navigation von der See aus aufhört, sind Stationen und Niederlassungen, die zu dem neuen Staate gehören. Von hier aus reist man elf Meilen zu Lande nach einer zweiten Station, wo die Reisenden sich wieder einschiffen, um mit Dampfern oder Ruderbooten achtzehn Meilen weiter flußaufwärts zu fahren und dann abermals zu Lande zwanzig Meilen bis Leopoldsville zu reisen, welches zum Zentralpunkte für den

zukünftigen Handel bestimmt ist. Von hier aus können Dampfschiffe den prachtvollen Fluß mehr als zweihundert Meilen weit ungehindert befahren. Dann kommen die Stanley-Fälle, die man auf einer kurzen Landstraße umgeht, und hinter denen der Fluß von neuem auf eine Strecke von hundertundzwanzig Meilen schiffbar wird. Noch einmal tritt dem Verkehr auf dem Strome in Gestalt von Wasserfällen ein Hindernis in den Weg, aber nachdem es durch eine wiederum nur kurze Landreise umgangen ist, öffnet sich der Strom schließlich nochmals auf zweihundert Meilen der Schifffahrt, dem Handel und der Gesittung. Kurz, der Kongo darf als eine gewaltige Wasserstraße ins Herz von Afrika bezeichnet werden, die an nicht mehr als einem halben Dutzend Stellen allerdings unterbrochen ist, und zwar nicht bloß wie die des Nil durch Untiefen und Stromschnellen, welche bei hohem Wasserstande zu passiren sind, sondern durch Katarakte, die zu allen Zeiten durch Straßen und Eisenbahnen umgangen werden müssen. Sind die letztern geschaffen, so wird der zivilisirten Welt ein fruchtbares Gebiet, reich an Rohmaterial und nicht arm an Menschen, die es in Fabrikate verwandelt kaufen können, erschlossen sein. Bis auf Livingstone und Stanley war der Hauptgegenstand des Handels in diesen Ländern geraubtes Menschenfleisch, mit dessen Vertrieb sich Araber und Portugiesen in edelm Wetteifer befaßten, und das hatte auf weite Strecken hin Entvölkerung zur Folge. Ein neuerer Reisender, der den untern Kongo befuhr, fand „das Land zu beiden Seiten spärlich bewohnt und nur wenige größere Ortschaften." Er fügt hinzu: „Der Sklavenhandel, der hier noch vor kurzem schwungreich betrieben wurde, trug wesentlich dazu bei, das Land zu veröden. Er hörte endlich auf, aber nicht eher, als bis er ganze Distrikte am untern Laufe des Flusses des größern Teiles ihrer Bewohner beraubt hatte. Weiter im Binnenlande ist die Bevölkerung dichter, aber es würde eine Anomalie sein, wenn Weiße, welche den Eingebornen soviel Elend verursacht haben, jetzt unbelästigt durch diese Gegenden ziehen und sogar gastfreie Aufnahme finden sollten. Ein Häuptling war sogar der Ansicht, daß alle weißen Leute, die nach dem Kongo kämen, Verbrecher wären, die man in ihrem eignen Lande nicht duldete, und die deshalb ihr Fortkommen in Afrika suchen müßten — eine Meinung, die sehr erklärlich erscheint, wenn man sich erinnert, daß die Portugiesen ihre Besitzungen in diesem Teile der Welt zu Verbrecherkolonien machten, und daß Angola noch heute diesen Charakter trägt." Von jetzt an wird sich hier erlaubter Handel entwickeln und das Geschäft in Sklaven nicht nur im Kongostaate, sondern auch in den Nachbarkolonien verdrängen.

Der Handel, zu dem mit der neuen Ordnung der Dinge am Kongo der Grund gelegt werden soll, wird zunächst den Belgiern, nächst diesen aber in erster Linie den Engländern zugute kommen. Afrika wird mit der Zeit einer der großen englischen Märkte werden. Die englischen Fabrikanten haben in den letzten Jahren erfolgreiche Nebenbuhler entstehen sehen und vielfach an

Kundschaft verloren, in Deutschland, in Nordamerika, auch in Mittelasien, wo russische Waaren sich die Bazare zu erobern beginnen. Wie Stanley den Leuten in Lankashire voriges Jahr sagte, „ringt jetzt die Fabrikthätigkeit von Lowell [im Staate Massachusetts] mit Manchester, Pittsburg mit Birmingham, Newyork mit London und Liverpool, der Delaware mit dem Clyde,“ woran er die Warnung knüpfte: „Ihr dürft euch nicht schmeicheln, daß, wenn ihr jetzt an Unternehmungsgeist und Geschick unübertroffen dasteht, dies immer so bleiben wird.“ Er hätte auch auf die Nebenbuhler in Berlin, in Chemnitz, in Elberfeld und Barmen und deren Erfolge hinweisen können. Aber England steht mit den Verhältnissen, die es begünstigen, namentlich mit seinem Reichtum an Kohlen, Eisen und Geld, immer noch so hoch, daß es bei dem unbeschränkten Wettbewerb, den ihm der Kongostaat mit seiner Handelsfreiheit gestattet, immer oder doch noch sehr lange dort in Sachen des Einfuhrhandels die erste Rolle spielen wird. Das Kongothal ist gegen sechshundert deutsche Meilen lang, und seine Bevölkerung wird auf vierzig Millionen Menschen veranschlagt, welche zunächst alle Käufer der wohlfeilen Baumwollenstoffe werden können, die Manchester massenhafter und billiger als irgendeine Stadt der Welt liefert. „Am Hauptstrome dieses Thales, fährt Stanley fort, haben wir an den geeignetsten Stellen, unter friedlichen Stämmen, die uns wie Brüder willkommen hießen und mit denen wir auf dem Fuße freundschaftlichsten Verkehrs stehen, dreizehn Niederlassungen errichtet. Mit dem Strome sind wir so vertraut wie die, welche den Mississippi regelmäßig befahren, mit diesem Flusse. Seine Ufergelände und seine Anwohner sind uns genau bekannt. Das große Becken hat seine Geheimnisse verloren, es liegt vor unsrer Seele wie eine deutlich gezeichnete Landkarte. Wir können seine Produktionskraft ermessen und berechnen, seinen Wert für Kapitalisten und Unternehmer in Zahlen angeben, und wir haben die Absicht, die Augen der Welt auf dasselbe zu lenken, indem wir den obern Lauf des Stromes durch eine Eisenbahn mit dem untern verbinden, auf welcher Kaufleute mit ihren Tauschwaaren bequem und sicher auf- und abreisen können.“ „Die ganze Gegend, so erklärte er, ist beispiellos fruchtbar, bewässert von mächtigen Flüssen. Weite Ebnen, auf denen sich Weiden für Viehheerden finden, trennen diese Gewässer voneinander. Am Rande derselben ziehen sich breite Waldgürtel hin, in deren Schatten liegen Gruppen von Dörfern, und dicht dabei strecken sich üppige Felder und Gärten hin, welche das glückliche harmlose Volk mit einer Fülle von Nahrung versehen.“

Stanley hat das Stück Erde, welches nach dieser Schilderung ein Eden wäre und ein Eldorado werden könnte, entdeckt, und er wird hier nächstens Statthalter werden. Es muß ihm daran liegen, daß seine Entdeckung als eine Leistung von hohem Werte nicht bloß für die geographische Wissenschaft — das ist sie ohne Frage —, sondern auch für praktische Leute, für die kaufmännische Welt erscheine. Er muß wünschen, daß kapitalistische Kreise, Finanzgrößen,

Fabrikanten und dergleichen denen, welche die Hilfsquellen des Staates zu erschließen bemüht sind, an dessen Leitung er in hervorragender Stellung beteiligt sein wird, mit reichlichen Geldanlagen zur Hand gehen. Er sprach pro domo, wobei man es im Eifer nicht allzu genau mit der Wahrheit zu nehmen, Dunkles für hell anzusehen oder nur das Helle zu betonen, das Dunkle zu verschweigen pflegt. Manches in seinen Darstellungen ist wohl mehr Rhetorik als Wiedergabe der Wirklichkeit, und im allgemeinen dürfen die Reden, mit denen er den Kongo in England empfahl, unbedenklich in das Gebiet der bessern Sorten der Reklame verwiesen werden. Stanley und die Internationale Afrikanische Gesellschaft haben unleugbar Außerordentliches geleistet, und niemand, der die Verhältnisse kennt, wird tadeln wollen, daß sie in der kurzen Zeit ihrer Thätigkeit nicht noch mehr zustande gebracht haben. Der Kongo und sein Gebiet haben ferner jetzt schon unstreitig einen nicht geringen Wert. Aber fraglich ist doch sehr, ob dieser Wert so hoch angeschlagen werden darf, daß man sich für ihn stark erwärmen kann. Mr. Tistle, ein diplomatischer Agent der Vereinigten Staaten, der im Februar und März d. J. am Kongo war und bis nach Stanley Pool hinaufging, soll über die Hilfsquellen des Landes kein recht günstiges Urteil gefällt haben, und der „Kölnischen Zeitung" wurde unterm 6. April aus Vivi, einer der obern Stationen am untern Laufe des Stromes, geschrieben: „Ich habe noch keinen mit den Kongoverhältnissen vertrauten, sei er nun Kaufmann oder was immer, gesprochen, der nicht über Stanleys in Europa gehaltene Reden gelächelt hätte.... Es besteht allerdings, wie ich durch das, was ich mit eignen Augen gesehen habe, bezeugen kann, ein arger Widerspruch zwischen den übertreibenden Schilderungen des gewandten Amerikaners und dem Aussehen des kahlen und nicht sehr dicht bevölkerten Landes. Welch ein Paradies an Fruchtbarkeit und Üppigkeit ist im Vergleiche hiermit Kamerun und namentlich das Kamerungebirge!" Es fragt sich, wie weit stromaufwärts dieser Berichterstatter gekommen ist, auch kann ihm deutscher Patriotismus manches dunkler und ärmer gezeigt haben, als es ist. Aber einige Vorsicht und Nüchternheit wird nach seinem und des amerikanischen Diplomaten Zeugnis den Angaben Stanleys gegenüber am Orte sein. Das Paradies am Kongo ist auf alle Fälle nicht ganz so schön und reich, wie man vielfach annimmt, und die Konsumtionsfähigkeit seiner schwarzen Bewohner wird noch geraume Zeit viel zu wünschen übrig lassen. Auch sind wohl die Fragen erlaubt: Während in der ganzen Geschichte ein Staatsorganismus der obere Schlußstein und die Krönung vieljähriger Kulturbestrebungen war, soll er hier Grundstein sein? soll alles übrige erst nach folgen? Sieht das nicht fast wie verkehrte Welt aus?

Für Deutschland hat das fast nur insofern Bedeutung, als wir uns freuen, daß die Gesittung auch von dieser Seite in das Innere von Afrika einzudringen und die Barbarei zu beseitigen anfängt. Viel Nutzen für uns werden wir davon nicht

erwarten dürfen. Für die Auswanderung ist der Kongostaat schon wegen des heißen und ungesunden Klimas so wenig wie andre Tropenländer geeignet. Die Stimmung der leitenden Beamten der Internationalen Gesellschaft erwies sich deutschen Beamten nicht günstig, und es befinden sich solche nur in untergeordneten Stellungen. Alle gut dotirten Posten sind mit Engländern oder Belgiern besetzt. Unsre Kaufleute und Fabrikanten endlich haben ohne Zweifel anderwärts bessere Aussichten auf gewinnbringende Geschäfte als hier, wo noch jahrelang zu roden und zu pflanzen sein wird, ehe Dinge reifen, die sie brauchen können.



Reumonts Erinnerungen.

er hochbetagte Diplomat und Schriftsteller Alfred von Reumont hat die Lesewelt vor kurzem mit einem neuen Buche beschenkt, dem er den Titel Aus König Friedrich Wilhelms des Vierten gesunden und kranken Tagen gegeben hat, das wir aber, da die Mitteilungen desselben über Friedrich Wilhelm den Vierten nur einen Teil seines Inhalts, und zwar nicht viel mehr als die Hälfte desselben bilden, mit unsrer Überschrift richtiger bezeichnet zu haben meinen. Es ist ein Rückblick des Verfassers auf sein Leben und die Persönlichkeiten, mit denen er während desselben in Berührung gekommen ist, und zu denen als Mittelpunkt König Friedrich Wilhelm der Vierte zählt. Reumonts Leben ist ein reiches gewesen, viele der erwähnten und mehr oder minder ausführlich charakterisirten Personen haben in politischer oder gesellschaftlicher Beziehung Bedeutung gehabt, und so beanspruchen diese Aufzeichnungen nach verschiednen Richtungen hin Interesse. Ein Charakterbild des Königs, das man nach dem Titel erwarten konnte, liefern sie nicht, am wenigsten ein vollständiges, wohl aber mancherlei neue Züge zu einem solchen. „Ich berichte nur, heißt es im Vorworte, von dem, was ich selbst erlebt und angesehen habe, oder was in nächster Nähe vorgegangen ist. . . Es ist, soviel an mir lag, eine Schilderung seines Seins und seines Wirkens, wie ich ihn in nächster Nähe, in guten wie in schlimmen Zeiten zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, zu Hause und auf Reisen, in der Gesellschaft, in mancherlei Geschäften und Beziehungen." Im übrigen soll diese Schilderung „ein Zeugnis der Wahrheit und zugleich der Dankbarkeit ablegen," wobei freilich zu bedenken ist, daß die Dankbarkeit un-

willkürlich zu verklären pflegt, womit der Wahrheit nicht immer gedient ist. Das ist auch Reumont begegnet, soweit er über Friedrich Wilhelm als König urteilt, obwohl schon seine Natur und seine politische Anschauung ihm denselben größer und lichter erscheinen lassen, als er vor Unbefangnen dasteht. Wertvoller für die Geschichte ist das Bild des Menschen, des Freundes der Wissenschaft, der Literatur und Kunst, und des Christen, welches sich von dem verewigten Fürsten aus diesen Beiträgen zu seiner Kenntnis gewinnen läßt, doch muß man auch hier mitunter von Superlativen absehen, in welche die Dankbarkeit oder sonst ein Gefühl des Charakterisirenden nicht selten ausbricht. So, wenn wir S. 52 lesen:

Schärfe des Verstandes und Tiefe des Gemütes, Lebendigkeit der Phantasie und Ausdauer der Ueberlegung waren bei ihm in wunderbarem Maße vereinigt... Die lebensvollste Frische, die rascheste Auffassung, die innigste Durchdringung, verbunden mit dem natürlichsten Wohlwollen, dem regsten Mitgefühl, der nachsichtigsten Freundlichkeit. Bei großer Beweglichkeit des Geistes und des Gefühls standhaftes Festhalten an dem als wahr Erkannten, bei ungewöhnlicher geistiger Spannkraft unverwandtes sittliches Bewußtsein, bei fürstlichem Hochgefühl wärmste Schätzung des Menschenwertes; mit der liebevollsten Anhänglichkeit an die Seinen und der treuesten Fürsorge für dieselben vereint, mit seltener Zuverlässigkeit in der Freundschaft, bei dem schlagendsten Witz eine sensitive Scheu vor Kränkung, bei lebendigem, zu leicht aufbrausendem Temperament versöhnende Güte.

Weniger superlativisch und darum wahrer heißt es S. 54:

Mit der Sehnsucht nach dem Siege des Edeln und Sittlichreinen war bei ihm der lebendigste Schönheitssinn vereinigt. Er äußerte sich in der höhern Auffassung alles dessen, was das Menschenleben adelt und schmückt, wie in der schöpferischen Kunstbegabung, welcher kein Zweig und keine Seite ästhetischer Thätigkeit fremd und fern blieben, den Gehalt ebenso wie die Form umfassend und nur in der innigsten Harmonie und Vermählung beider wie in der Verbindung von Ideal und Wirklichkeit rechte Befriedigung findend. Ein Streben von Jugend an klar und offenbar, gefördert und gehoben durch einen seltnen Einklang von Erfindungsgabe und Studium, von Geschmack und Kenntnissen, von poetischer Auffassung und technischem Urteil. Lebendige Empfänglichkeit für dichterische Schönheit ging Hand in Hand mit der selbstthätigen Freude an der bildenden Kunst. Denn die Poesie umfaßte für ihn zur selben Zeit und in demselben Maße Schrift und Bild als zwiefachen gleichberechtigten Ausdruck derselben geistigen Thätigkeit, als Doppelstrahl desselben Lichtes. Die wenigen in gleichem Maße verliehene Plastik der Gedanken, welche sich im großen und ganzen nicht nur, sondern im Detail selbst auf die konkrete Form erstreckte, wurde durch die Raschheit und Sicherheit des allseitig umfassenden Erkennens künstlerischer Eigenschaften und Erfordernisse umsomehr beurkundet, als das äußere Hilfsmittel des ferntragenden Blickes fehlte, als die Kraft des körperlichen Auges nicht der des geistigen, nicht der wunderbaren Schnelligkeit der Kombination, nicht der erstaunlichen Schärfe des Gedächtnisses entsprach.

Friedrich Wilhelm war ein aufrichtiger Geist, aber kein beschränkter Formalist. Tiefgefühlt war sein Gelübde: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen,“ stark sein Bewußtsein, daß er die Krone von Gott zu Lehen trage.

Unduldsamkeit kannte er nicht, aber auch nicht jene schlaffe Toleranz, die sich aus Gleichgiltigkeit und Trägheit zusammensetzt. Fest im Glauben, erkannte er die Überzeugung andrer als gleichberechtigt an, und fest im evangelischen Bekenntnisse stand er über den Unterschieden der Konfessionen, wo es sich um den gemeinsamen christlichen Glauben handelte, den Boden der Freiheit, nicht der Willkür. Die Erkenntnis, daß christlicher Sinn in Haus und Familie geweckt und gewahrt werden müsse, bedingte bei ihm solche Weckung und Wahrung auch im Staate. Wie er die Heiligung der Ehe anstrebte, so auch die Sonntagsheiligung. Ob das Ideal des christlichen Staates, so wie er sich gebildet hatte, zu verwirklichen war, ist zweifelhaft; aber wie man auch davon denken möge, stets wird man seine Überzeugung ehren, zu der er sich freudig bekannte, für die der Gang der Geschichte ihm den thatsächlichen Hinweis gab, und von der sein eignes Leben zeugte, ein Spiegel reiner Sitte, schöner Häuslichkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit auf dem Throne. Wie er in dieser Beziehung empfand, möge folgendes Gebet zeigen, das er am 20. März 1845 niederschrieb und in seine Hausbibel legte:

Die Glocken verkünden die morgende Feier des großen Erlösungstages. Ich sinke auf die Kniee vor Dir nieder, Herr Jesu Christe, der Du in Gethsemane — auch für mich mit dem Tode rangest unter blutigem Schweiß. O vereinige mich im Geist, wie kein armer sündiger Mensch es vermag — o hilf Du mir dazu — mit dem hochheiligsten Geheimniß der Menschenerlösung, welches Du, o Herr, morgen aufs neue wesentlich mir zuwenden und besiegeln willst im hochgebenedeiten Sakramente des Leibes und Blutes. Ich will mich prüfen nach dem Gesetze. Richte Du mich nach der Gnade, die Du, König der Ehren, Allerheiligstes Lamm Gottes, unterm Fluche der Menschensünde zusammenbrechend im unausdenkbaren und unausdankbarem Siegeskampfe für Adams sündiges Geschlecht errungen hast. Hilf mir nun, o Herr, wenn ich mich jetzt selbst prüfe — hilf mir mit Deiner Antwort — hilf mir, daß alles durch Deine Gnade mir Vorbereitung werde, Schweigen, Reden, Beten, Schlafen und Wachen. Ja, hilf mir, Herr, an Leib und Seele, und führe Du mich selbst zum heiligen Tische, daß ich unter dem Dreimal-Heilig-Rufen meiner Seele im Sakramente Deines Tod und Hölle besiegenden Lebens theilhaftig werde. Erhöre mich, Herr Jesu, um Deines lebengebenden Namens Herrlichkeit willen. Amen.

So hat er im Durchgange durch eine Zeit, die dem Staate wie der Kirche ihren demokratischen Materialismus aufzuzwingen suchte, wohlthätig eingewirkt auf die Wiedergeburt des geistigen Lebens in seiner Kirche wie auf andrer Bekenntnisse, auf das kirchliche Interesse wie auf die Herzenserweckung und die religiöse Haltung des Volkes, und wenn dabei auch schlimme Erscheinungen, unduldsamer Eifer und heuchlerisches Treiben hervorgerufen wurden, so war das nicht seine Schuld.

König Friedrich Wilhelm ist der politischen Aufgabe, die ihm seine Zeit stellte, und die allerdings gewaltig war, nicht gewachsen gewesen, aber er hat deswegen keineswegs das Szepter vergebens getragen. Seine Begabung ging

nach andrer Richtung, er gehörte noch der Entwicklungsepoche Deutschlands an, die der gegenwärtigen politischen vorausging und als die ästhetische bezeichnet werden muß, und wir können dem Verfasser wohl beipflichten, wenn er sagt: „Er hat der Fülle seiner Ideen im geistigen Bildungswesen nach den verschiedensten Richtungen Ausdruck gegeben mittels Universitäten, Schulen, Museen, Bibliotheken, Bauten, Monumenten, wissenschaftlichen Reisen, Förderungen und Unterstützungen jeder Art. Er hat die innerhalb der Grenzen des Möglichen und Ausführbaren sich haltenden Erwartungen, welche seine Jugend und der Antritt seiner Herrschaft weckte, nicht getäuscht, so sehr auch die Gegenströmungen der Zeit während der größern Hälfte seiner Regierung und die Folgen der Stürme in der Mitte derselben seine Wirksamkeit beeinträchtigen mochten. Der geistige Ruhm Preußens ist durch ihn gewahrt und gehoben, das geistige Erbe, das er angetreten, durch ihn gesichert worden, der organische Zusammenhang zwischen Leben, Wissen und Kunst, und der historische Zusammenhang der verschiednen Epochen ist in allen seinen Schöpfungen immer klarer hervorgetreten und hat dem Einzelnen als Teil des großen Ganzen seine Berechtigung verliehen."

Aus dem nächsten Kapitel, das sich ausführlich über Bunsen verbreitet, den Reumont genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, heben wir folgende Urteile und Mitteilungen als besonders interessant hervor.

S. 86: Ich erinnere mich kaum einen Mann gekannt zu haben, bei dem die hohe Meinung von sich selber, von seinen Fähigkeiten und Verdiensten und von der ihm gebührenden Stellung sich so entschieden und selbstbewußt ausgesprochen hätte. Daß es mit großer Naivetät geschah, milderte einigermaßen den sonst nicht angenehmen Eindruck. S. 99: Er ist mir immer zum praktischen Staatsmanne ungeeignet erschienen. Nicht, als hätte es ihm an Ideen, auch großen und schönen, an edlen Inspirationen und weitreichenden Anschauungen gefehlt, er hatte deren bisweilen nur zu viele. Er hatte Herz und freudigen Mut zur Ausführung und war bereit, seine Person einzusetzen [?], während er mit voller Seele bei der Sache war. Aber er wußte nicht mit gegebenen Verhältnissen zu rechnen, er unterschied die Grenzen zwischen Gedanken und Wirklichkeit nicht gehörig, was alles mit den Illusionen zusammenhing, die er sich über das eigne Vermögen machte... Wer seine Briefe und Lukubrationen liest, wird sich der Betrachtung nicht verschließen können, wie er von einer Selbsttäuschung zur andern schritt, wie er oft eine große That vollbracht, einen entscheidenden Moment herbeigeführt, einen glorreichen Sieg erkämpft zu haben glaubte und Gott dankte, daß er dessen gewürdigt worden, und wie damals das Ganze gleich einer Seifenblase zerplatzte und die Welt ruhig weiter ging, bis irgendein neues Projekt auftauchte, um auf gleiche Weise zu enden. S. 107: Seine Vorzüge und Fehler im amtlichen Leben wiederholen sich auf literarischem Felde. Er besaß gleich großen Reichtum an Wissen wie an Ideen, Leichtigkeit der Konzeption und der Gestaltung wie der Arbeit überhaupt, Lebendigkeit und Gewandtheit der Form, wenngleich ohne Präzision wie ohne Beredsamkeit. In vielen Fächern war er zu Hause; was ihm hier und da an Gründlichkeit abging, ersetzte er scheinbar durch glückliche oder wenigstens plausible Kombinationen, worin aber auch wieder eine Gefahr für ihn lag... In der römischen Geschichte hat er

selbstthätig nichts geleistet, in den Antiquitäten nichts von bleibender Bedeutung. Das letztere gilt auch von seinen übrigen Werken; obwohl sie manchen guten und fruchtbaren Gedanken enthalten, ist kaum eins darunter, das jetzt noch als wirklich brauchbar bezeichnet werden könnte.

Die eingehende Schilderung, die Ranke von dem Verhältnisse Friedrich Wilhelms zu Alexander von Humboldt gegeben hat, findet in einigen Stellen des fünften Kapitels eine willkommene Ergänzung. Wir lesen da unter anderm folgendes:

Der König hatte Humboldt in gewisser Beziehung von seinem Vater überkommen; denn auch dieser, obwohl eine so verschiedne Natur, bezeigte diesem Manne Vertrauen und Anhänglichkeit und hatte ihn gern um sich. Das Expansive und Gebende war auf seiten des Königs. Humboldt war eine viel kältere Natur und hat der herzlichen Zuneigung, welche Friedrich Wilhelm der Vierte zu ihm hegte, ihrem vollen Werte gemäß wohl nie entsprochen. Aber wenn der König ihn in seiner Nähe zu sehen wünschte, weil Humboldt, wie Adolf Trendelenburg ihn richtig bezeichnet hat, das lebendige Band der wissenschaftlichen Vereine auf beiden Erdhälften, ihn mit der großen Welt geistiger Bestrebungen gewissermaßen in Berührung erhielt, so konnte auch Humboldt nicht ohne den König sein. . . . Das Hofleben war für ihn eine Notwendigkeit. Er klagte wohl, daß es ihm seine Zeit raube . . ., daß es ihn zerstreue und zersplittere, aber er fühlte sich unglücklich, wenn er nicht dabei war. Es war ihm zur andern Natur geworden. Es diente ihm dazu, eine Menge von dem, was er erforscht und erfahren, andern als dem Gelehrtenstande mitzuteilen, es diente ihm nicht weniger dazu, für gelehrte Zwecke zu wirken, wobei er wesentlich auf des Königs persönliches Interesse rechnete. . . . Der König hatte für ihn ein offnes Ohr, auch wenn seine Anliegen ihm nicht gerade bequem kommen mochten, und Humboldt hat von dieser Geneigtheit für wissenschaftliche Zwecke den größten Nutzen gezogen. Dafür wird man ihm immer Dank schuldig bleiben müssen. Von eigentlicher tiefer Sympathie konnte zwischen beiden Männer nicht die Rede sein. . . . In den Abendgesellschaften bei Hofe, wo Humboldt am meisten zu Worte kam, war er nicht immer bequem, auch dem Könige nicht, der jedoch, ohne ihn zu verletzen, sich wohl frei zu machen wußte. Eine Zeit lang war er unermüdlich im Vorlesen aus dem Journal des Débats, womit er gelegentlich auch dann fortfuhr, wenn der König nicht im geringsten mehr darauf achtete, ruhig architektonische oder landschaftliche Skizzen entwarf oder auch wohl in ein Buch hineinsah. Oder er wurde nicht müde, geographisches Detail vorzutragen, was dann, da seine Redeweise, namentlich in den letzten Jahren, oft einem langsam fließenden und murmelnden Bache glich, geringen Eindruck machte, auch wohl halbverstanden blieb. Es war ihm höchst unangenehm, wenn er unterbrochen wurde, wenn er nicht zu seiner Vorlesung kam, wenn er nicht das Gespräch beherrschte. In dieser Beziehung war er unglaublich eifersüchtig. Es geschah nicht oft, daß der Hofrat Schneider abends herangezogen wurde, aber wenn es geschah, so spottete er über seinen „Kollegen Schneider." Der König liebte sehr die Konversation mit der Generalin von Luck, welche lebendigen Geist mit französischer Grazie und Gewandtheit verband. Dafür nannte Humboldt sie die „Hofrätin Luck" . . . Er nährte heftige Antipathien. Ueber manche der Minister des Königs äußerte er sich mit großer Schärfe . . . Ranke war er nicht gewogen, was sich weniger auf den Historiker, obwohl dessen Stil ihm nicht zusagte, als auf den Politiker bezog. Er konnte es nicht verwinden, daß Ranke in den Staatsrat berufen

worden war und gelegentlich über einzelne Fragen seine Meinung zu äußern hatte, und daß der König etwas von seinem politischen Urteile hielt, während sein eignes völlig unbeachtet blieb, mochte er es auch ungefragt oft äußern. In den Jahren nach 1848 wurde Markus Niebuhr seine bête noire und war ihm mit dem General Gerlach, Professor Stahl u. a. ein Dorn im Auge. . . . Soviel ich aber in dieser Zeit mit ihm umgegangen bin, habe ich doch nie ein eigentlich unfreundliches Wort über den König aus seinem Munde vernommen. . . . Es war, als ob eine gewisse Atmosphäre oder die Berührung mit einem Medium [Varnhagen und verwandte Geister], dessen gehässige Gesinnung eine Art Einfluß auf ihn äußerte, nötig gewesen wäre, um ihn zu dem bittern Spotte zu verleiten, wovon leider nur zu schlimme Proben vorliegen.

An Karl Ritter schätzte der König die Beherrschung des gesamten geographisch-historischen Gebietes, die Gabe der Kombination neben der plastischen Darstellung, die mit der Humboldtschen wetteiferte, das lebendige religiöse Bewußtsein und das demselben entsprechende Bestreben, die Ergebnisse der Wissenschaft zu Gottes Ehre dienen zu lassen. An Ranke hatte er schon beim Erscheinen seiner ersten Werke großen Anteil genommen. Aus anfänglichen Begegnungen, deren erste während Rankes erster italienischer Reise im Jahre 1829 stattfand, entwickelte sich ein näheres Verhältnis, und der geniale Historiker wurde ein häufig und immer gern gesehener Gast im Schlosse und auf den Landsitzen des Königs. Der letztere hat Rankes Beschäftigung mit heimatlicher Geschichte freudig begrüßt, aber nicht mehr die Arbeiten erlebt, in denen dieser die Anfänge des preußischen Staates und andrerseits dessen neuere Geschichte eingehend dargestellt hat. Dagegen konnte er die Erforschung und Darstellung der vaterländischen Vergangenheit fördern, die, durch Raumer, Voigt, Mentzel und Stenzel vor seiner Thronbesteigung eingeleitet und durch Rankes Beispiel und meisterhafte Führung beeinflußt, zunächst an der Berliner Universität, dann in ganz Deutschland zur schönsten Blüte gelangte. Raumer hatte dem König, als er noch Kronprinz war, geschichtliche Vorträge gehalten, und seine vielseitige historische und staatswissenschaftliche Bildung schien ihn dazu besonders zu befähigen. Aber er war keine Natur, welche Friedrich Wilhelm befriedigen konnte. Obgleich sein bestes Werk, die noch jetzt vielfach anziehende und wertvolle Geschichte der Hohenstaufen, einem mittelalterlichen Stoffe gewidmet ist, war er seinen Anschauungen, Gefühlen und Neigungen nach durchaus modern, ein Gemisch von einem Liberalen französischen Zuschnittes und einem Liebhaber des altpreußischen Büreaukratismus, das den mittelalterlichen Staatsorganismen gegenüber, die den Romantikern als Ideal vorschwebten, auch eine Art Liberalismus ist. Von einer persönlichen Stellung Raumers zum Könige war nicht die Rede, wenn auch erst mehrere Jahre nach dessen Regierungsantritt vollständige Entfremdung eintrat.

Mit den Berufungen von 1841 hatte der König, wie Reumont mit Beispielen begründet, nur zum Teil Glück. Abgesehen von Tieck beabsichtigte er

damit vorzüglich, der Berliner Universität und Akademie neue bedeutende Kräfte zuzuführen. Der Umstand jedoch, daß hierbei besonders berühmte Namen in Betracht kommen, hat vergessen lassen, daß mehrere der Gewählten durch Alter und bisherige Beziehungen schon zu sehr in andern Kreisen heimisch geworden waren. Am wenigsten hat Rückert, der zur Belebung der orientalischen Studien mitwirken sollte, den gehegten Erwartungen entsprochen. Auch bei Tieck, der durch geistvolle Unterhaltung und durch sein großes Talent als Vorleser die Mußestunden des Königs angenehm ausfüllen, und dem zugleich ein sorgenfreierer Lebensabend geschaffen werden sollte, wurde Friedrich Wilhelms Absicht nur unvollkommen erreicht. Er hatte sich in Dresden an bequemes Leben gewöhnt, er litt an der Gicht, und so war ihm seine neue Stellung nicht selten hinderlich. Nach gewissen Literaturgeschichten hätte er in den „zerstreuten und unaufmerksamen“ Hofkreisen vorlesen müssen, und das hätte ihn verdrossen. Reumont aber sagt nach Erfahrung: „Die Hofkreise waren nicht zerstreut noch unaufmerksam, aber Tieck, wenn er nicht Shakespeare oder den Prinzen von Homburg oder andre dramatische Werke vorlas, war in seiner Wahl oft nichts weniger als glücklich ... Daß seine pekuniären Verhältnisse auch bei des Königs Großmut nicht prosperirten, hing mit der geringen Ordnung zusammen, die bei ihm sein ganzes Leben lang gewaltet hat.“ Gut gelang es dem Könige mit Schelling, der mit der Befugnis zu Vorlesungen an der Universität berufen worden war, und der sich in das abendliche Gesellschaftsleben im Schlosse leicht hineinfand. Er war dem Könige persönlich angenehm; denn dieser teilte seinen Standpunkt in ästhetischen Anschauungen und erblickte in seiner Stellung zum positiven Christentum ein Gegengewicht gegen die in den letzten Zeiten der vorhergegangnen Regierung überwiegend begünstigte Hegelsche Philosophie. Zu den glücklichsten Berufungen gehörte die der Brüder Grimm, zu welcher Savigny und die Bettina mitgewirkt haben, die aber keine Schwierigkeiten fand, da der König die gelehrten Arbeiten der beiden zu würdigen wußte und an den populären Schriften, die sie der deutschen Nation liebgemacht hatten, große Freude fand. „In seine eignen engeren Kreise sind die Brüder kaum gelangt. Aber ihre Wirksamkeit in Berlin hat reiche Früchte getragen.“

Das Lieblingsfach des Königs unter den Künsten war die Architektur. Er ging dabei vom klassischen Gesichtspunkte aus, wozu die Lehren seiner Jugend in gleichem Maße mitgewirkt hatten wie sein lebendiger Sinn für die Harmonie und die Einfachheit und Strenge in den Formen der hellenischen Baukunst. Eingeführt war er in die Kunstwissenschaft von Aloys Hirt, der, einst weit überschätzt, jetzt oft nicht genügend anerkannt wird. Daneben wirkten die tiefern Anschauungen und die Praxis Schinkels mächtig auf den Kronprinzen, und später machte sich der Einfluß Rumohrs geltend. Schon früh offenbarte sich Friedrich Wilhelms ungewöhnliche künstlerische Begabung. Die nach seinem Tode auf Veranlassung seiner Gemahlin durch Olfers und Stüler veröffent-

lichte Auswahl aus seinen zahllosen Handzeichnungen hat (durch Lichtdruck vervielfältigt) auch weitern Kreisen eine Vorstellung von dem Reichtume seiner Erfindungskraft, von der Mannichfaltigkeit seiner architektonischen Konzeption, von seinem lebendigen Naturgefühl und der Ausbildung seines Sinnes für landschaftliche Schönheit und Eigentümlichkeit gegeben. Die architektonischen Skizzen bekunden starke Vorliebe für die Antike und für die Anwendung ihrer Formen auf die Kirchenbaukunst. In den landschaftlichen Kompositionen überwiegt der Charakter der süditalienischen Mittelmeerküsten mit ihren vielen Buchten und Vorgebirgen, die der Architektur so vielen Spielraum gewähren.

Zahlreiche Reminiszenzen wechseln und verbinden sich mit freien Erfindungen voll Phantasie und Anmut und runden sich zu vollendeten Entwürfen, die nur der künstlerischen Ausführung bedürfen, welche ihnen auch bisweilen zuteil geworden ist. In buntem Wechsel folgen andre Motive, Felsenschlösser, Gesellschaftsräume mit zum Teil grotesker und phantastisch kostümirter Staffage, Erinnerungen an die Renaissancezeit u. a., bald mit Bleistift oder Kreide ausgeführt, bald mit der Feder, mit schwarzer oder blauer Dinte, in einigen Fällen mit Erläuterungen, Daten oder Monogramm. Diese Zeichnungen sind teils in abendlicher Unterhaltung, teils beim Vorlesen, auch wohl beim Vortrage, und auf Blättern, wie der Zufall sie bot, entstanden. Der König blieb nicht gern längere Zeit unthätig, und wenn er Kunstblätter oder andres angesehen hatte, griff er oft inmitten der Konversation zum Griffel, ohne seine Aufmerksamkeit darauf zu beschränken. Auch hatte er die Eigentümlichkeit, bei stiller Betrachtung während des Vorlesens mit dem Finger Figuren in die Luft zu zeichnen, wie manche es beim Kopfrechnen thun, um sich die Zahlen einzuprägen.

Wenn er da, wo er in seinen Konzeptionen völlig frei verfahren konnte, am liebsten von der klassischen Kunst oder der Frührenaissance ausging, zollte er doch auch andern Stilen Anerkennung. Er gab der Basilikenform für den evangelischen Kirchenbau den Vorzug, drängte sie aber nicht auf. Das Aachener Münster wurde mit seiner Unterstützung restaurirt, an den Domen zu Magdeburg, Naumburg und Halberstadt, an der Wiesenkirche zu Soest, an der Marienburg und in Danzig wurden umfassende Arbeiten von ihm angeordnet, endlich hat er den Fortbau des Kölner Domes, des größten gothischen Gotteshauses der Welt, in einer Weise gefördert, welche schon bei seinen Lebzeiten die Vollendung in sichere Aussicht stellte. Eine Eigenschaft des Königs, welche den von ihm unternommenen Architekturwerken sehr zu gute gekommen ist, war das, was er seine Lithomanie nannte, „wo immer der König schöne Steingattungen erwerben konnte, verwendete er sie zum Schmucke seiner Bauwerke. . . . Höchst ungern ging er daran, sich mit dem Stuck zu behelfen wie sein Schwager König Ludwig; wo es möglich war, griff er zu Marmor, Granit oder Alabaster."

Friedrich Wilhelm teilte die Vorliebe seines Vaters für Raffael und dessen Schule, aber mit tieferm Eingehen in Wesen und Geschichte der Malerei, als vor den Arbeiten Franz Kuglers zu erwarten war. Wie er die Aufgabe dieser Kunst und der Plastik in bezug auf ihre Bedeutung in der Kulturgeschichte

wie auch ihr Verhältnis zum modernen Leben auffaßte, zeigen die unter seiner Mitwirkung ausgeführten Werke, Anstalten und Erwerbungen. Auch hier machte sich bei ihm die historische Auffassung geltend, wie wir am Raffaelsaal, an den von Begas u. a. gemalten Bildnissen gelehrter Zeitgenossen und an Hildebrandts palästinensischen Landschaften sehen. Nicht immer war er einverstanden mit dem, was angekauft worden war. Die Kaulbachschen Wandgemälde, zu deren Ausführung ihn die Geisterschlacht bewogen hatte, wirkten allerdings auf ihn ein, aber er scheint nach Reumont Ansichten nicht ferngestanden zu haben, nach welchen die Kompositionen „weder christlich noch klassisch, sondern im Geiste Victor Hugos gehalten waren.“ In Lessings Huß vor dem Konzil „schienen gewisse Figuren ihm unwürdig. Schlimmer aber stand es mit der Gefangennehmung des Papstes Paschalis. Er gerict in hellen Zorn über den gespreizten Theaterkönig, zu welchem Kaiser Heinrich degradirt war.... Herr v. Olfers, der das Gemälde präsentiren mußte, hatte einen schweren Stand, der durch den hohen Preis nicht erleichtert wurde.“

Olfers hat während der ganzen Regierungszeit des Königs eine große Thätigkeit entwickelt und bedeutenden Einfluß auf die Kunstangelegenheiten geübt, und wenige höhere Beamte haben mit Friedrich Wilhelm persönlich soviel zu verhandeln und seine eigensten Anschauungen und Absichten zu verwirklichen gehabt, wie er. Das neue Museum wurde unter seiner Oberleitung gebaut, das Schinkelsche erheblich umgestaltet. Um sich einen Begriff von der kolossalen Arbeit zu machen, welche das erstere veranlaßte, braucht man sich nur im allgemeinen zu vergegenwärtigen, was es in seiner Gesamtheit ist. Nur die unablässigste Sorgfalt in der Ausführung des Details hat hier die Wiedergabe des umfassenden Gedankens ermöglicht, und wenn Olfers an den Vorstehern der einzelnen Abteilungen und den ausübenden Künstlern mehr oder minder geschickte Berater und Gehilfen fand, so ist ihm doch das Verdienst der Leitung des Ganzen nach den Ideen des Königs ungeschmälert zuzuerkennen. Die kräftigste Unterstützung fand er dabei an Stüler, dem Architekten, von welchem Reumont sagt: „Sein eigner Reichtum an Ideen und Kenntnissen wetteiferte bei seiner wahrhaft außerordentlichen Thätigkeit auf dem Gebiete des Bauwesens mit dem seines königlichen Herrn, und wenige haben gleich ihm die Gabe besessen, nicht etwa bloß für ihre Bauentwürfe von der Lokalität Vorteil zu ziehen, sondern die Ungunst von Lokalitäten in einer Weise zu überwinden, daß sie sogar zu anmutigen Erfindungen Anlaß boten.“ Man hat ihm Eklektizismus, zu große Hinneigung zum malerischen Prinzip und Übermaß in der Dekoration vorgeworfen. Aber Reumont meint, der erste Tadel treffe ihn kaum, da die ihm gewordenen Aufgaben die Anwendung verschiedner Stilgattungen bedingt hätten.

Wenn man bedenkt, daß unter Friedrich Wilhelms Regierung etwa dreihundert Kirchen erbaut oder erneuert worden sind, und daß ein Drittel davon nach Stüler-

schen Zeichnungen entstanden ist, so wird man es begreiflich finden, daß er den Stil derselben variirt hat, und daß der Zentralbau mit dem gothischen, die italienische Renaissance mit dem Basilikenstil abwechselt. . . . Stülers Herzensneigung war für die Renaissance, welche er in ihren verschiednen Epochen und Formen, von ihrer Anlehnung an germanischen und romanischen Stil bis zu ihrem Uebergang in den modernen, mit ungewöhnlicher Beherrschung ihrer großen Mittel umfaßte und zur Anwendung brachte. . . . Wie es ihr Wesen ist, antike Elemente mit mittelalterlichen unter Vermeidung ihrer Kontraste zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden, so ist bei unserm Meister überall das Bestreben sichtbar, diese wahre Harmonie zu erreichen, die nicht aus einem willkürlichen Zusammenwürfeln des Ungleichartigen, sondern aus der vermittelnden Entwicklung des Verwandten hervorgeht.

Wie Stüler dies ausgeführt hat, zeigen seine Werke an verschiednen Orten, wo die Renaissance den Reichtum und die Mannichfaltigkeit ihrer Motive je nach dem Zwecke des Einzelnen verwertet hat, z. B. das neue Museum, die Potsdamer Orangerie, die Burg Hohenzollern, welche ihre Türme von beherrschender Höhe aus über die gewellte Ebene Schwabens kühn gen Himmel aufstreben läßt, und das Schweriner Schloß, das sich wie ein Märchenpalast in dem vor ihm glänzenden See spiegelt. Auch der Kapelle des Berliner Schlosses ist zu gedenken, deren großartige Kuppel die Monotonie der überwiegend horizontalen Linien ihrer Umgebung unterbricht, während die der Potsdamer Nikolaikirche, welche nach Persius' Tode von Stüler vollendet wurde, namentlich aus der Ferne und über die Wasserspiegel der Havel hingesehen, einen schönen Mittelpunkt bildet.

In der Musik konnte Friedrich Wilhelms Geschmack „nur mit seinem ästhetisch künstlerischen Gefühle harmoniren. In der Kirchenmusik hatten die italienischen Meister des sechzehnten Jahrhunderts und späterer Schulen, wie wie er sie in der Sixtinischen Kapelle vernahm, tiefen Eindruck auf ihn gemacht und schwebten ihm bei der Umbildung des Domchors vor, in welchem dann namentlich unter Emil Naumanns Leitung der evangelische Choralgesang zu so hoher Ausbildung gelangt ist." In der dramatischen Musik gehörte seine Bewunderung in erster Reihe Gluck, und da die „Vestalin" die Gluckſche Tradition im Übergange zu der modernen spezifisch italienischen Opernmusik festhält, so sollte man meinen, er habe auch Spontini geliebt.

Aber die Behandlung der Orchesterbegleitung in den spätern Werken dieses Komponisten widerstrebte ihm. Ich weiß nicht, ob das Wort aus der Kronprinzenzeit beim Heraustreten aus dem Opernhause nach der Olympia oder dem Alcindor während des Vorüberziehens des Zapfenstreiches: „Gott sei Dank, daß man wieder sanfte Musik hört!" wirklich von ihm ist. Aber ich weiß, wie er von einem Besuch in Dresden heimkehrend über den Lärm in Richard Wagners „Rienzi" klagte. Felix Mendelssohn und Meyerbeer weckten seinen lebendigen Anteil. . . . Die Faustkomposition des Fürsten Anton Radziwill, wie sie in der Singakademie musikalisch und dramatisch trefflich interpretirt wurde, zog ihn immer aufs neue an. . . . Groß war seine Freude an dem einfachen Volksgesange, und die Vorträge volks-

tümlicher Melodien, wie sie namentlich durch die rheinischen Männerchöre unübertroffen ausgeführt werden, konnten ihn tief ergreifen.

Wir müssen uns versagen, auf den Inhalt der weitern Kapitel einzugehen und bemerken nur, daß auch von den übrigen die meisten großes Interesse bieten, und daß auch über die Krankheit des Königs und deren Entwicklung bis zu ihrem letzten Stadium verschiedne neue Mitteilungen erfolgen, die als Resultate eigner Beobachtung des Verfassers aus nächster Nähe besondern Wert haben.



Iwan Turgenjew in seinen Briefen.

Von August Scholz.

3.



Sympathisch, wie Turgenjews menschliche Erscheinung, ist seine literarische Physiognomie. Nirgends tritt in der umfangreichen Korrespondenz, welche vor uns liegt, auch nur eine Spur jener Autoreneitelkeit zutage, die auf so manche literarische Gestalt ihren entstellenden Schatten wirft. Er kennt die Grenzen seines Talents und fordert keine Huldigung für dasselbe. Er kennt auch die Gemeinschaft erlesener Geister, in die er seinem ganzen Wesen nach gehört. Sehr entschieden weist er eine Zusammenstellung mit Sacher-Masoch zurück, den man sonderbarerweise mit ihm zusammengestellt hatte! „Ich habe niemals begreifen können, schreibt er an den Petersburger Publizisten Suworin, worin man mich mit ihm vergleichen könnte.“ Als ihm wenige Jahre vor seinem Tode eine Redaktion die Zumutung stellte, etwas von Balzac zu übersetzen, wies er ein solches Ansinnen kurz ab, da ihm dieser Schriftsteller zuwider sei. Dagegen erklärte er sich gern bereit, Rabelais, Montaigne, Cervantes oder Flaubert dem russischen Publikum durch eine Übersetzung zugänglicher zu machen. Man erzählte sich in Rußland von ihm, daß er einige seiner Novellen ursprünglich in französischer, andre in deutscher Sprache verfaßt habe. „Ich habe in meinem Leben, erwiedert er auf diesen Vorwurf, für den Druck nicht eine einzige Zeile in nichtrussischer Sprache geschrieben; andernfalls wäre ich kein Künstler, sondern ein geschwätziger Narr.“ Daß er in Gemeinschaft mit Madame Viardot einige seiner Novellen, wie den „Triumphgesang der Liebe,“ ins

Französische übersetzte, ändert an seinem Ausspruche nichts. Auf die Ausstellungen, welche die Freunde an seinen dichterischen Erzeugnissen machten, ging er bereitwillig und lebhaft ein. Dagegen war er gleichgiltig gegen die Ausfälle der Kritik und ebenso gegen den äußern Erfolg.

Turgenjew arbeitete nicht mit der großen farbenreichen Palette der Vielschreiber, die „für den Leser" dichten. Sein Schaffen ist ein organisches Produziren aus dem Innersten, das von unnatürlichen Wucherungen und gesuchten Effekten freibleibt. „Schreibe, was dir aus der Seele kommt, so formulirt er selber seinen poetischen Grundsatz, ohne dich vorzeitig um die Meinung des Publikums zu bekümmern. Das wenigstens kann ich mir nachrühmen, daß ich bisher immer so verfahren bin. Was heißt es denn überhaupt, fürs Publikum schreiben?" Selten hat ein Schriftsteller den Begriff Publikum in seiner ganzen Vieldeutigkeit und Veränderlichkeit so genau kennen gelernt, wie Turgenjew. Aber wenn auch die ungerechten Vorwürfe und Schmähungen, mit denen er überschüttet wurde, sein Herz tief verwundeten, seinen Überzeugungen ist er darum auch nicht einen Augenblick untreu geworden. Aus der wüsten Kulturbrandung, die in den letzten dreißig Jahren das Zarenreich überflutete, ragt eine einzige Gestalt fest und unverrückt in die Zukunft hinein: Iwan Turgenjew. Man hat die kulturgeschichtliche Bedeutung seines Auftretens bisher außerhalb Rußlands wenig gewürdigt. Daß einmal die Losung: „Für oder gegen Turgenjew!" die russische Gesellschaft in zwei scharf geschiedne Lager teilte, daß er, ehemals der Liebling aller, mit einem Schlage die Gunst der blinden großen Mehrheit verlor, ist bei uns nicht vielen bekannt. Seine Schuld bestand einzig darin, daß er den Mut hatte, seinem Volke die Wahrheit zu sagen. Schwer genug hat er für diesen Mut gebüßt. Während er, in scheinbarer Unthätigkeit, ein komfortables Leben im Auslande führte, warf das Verhängnis, das auf Rußland lastete, düstre Schatten in seine Seele. Er trug ein politisches Martyrium, das er, bei der Sensibilität seines dichterischen Gemütes, peinlicher empfand, als mancher Verbannte die rauhen Unbilden der sibirischen Steppe. Aber standhaft blieb er seinem Freimut treu und hatte schließlich die Genugthuung, die besten unter seinen einstigen Gegnern als bekehrte Anhänger wieder zu begrüßen.

Nur ab und zu thut Turgenjew in den Briefen seiner eignen schriftstellerischen Thätigkeit Erwähnung. Vor der Vollendung kommt er fast nie auf seine Dichtungen zu sprechen. In stimmungsvoller Einsamkeit meistert er die Bilder, die sich seiner Phantasie aufdrängen; erst nach dem letzten Pinselstrich übergiebt er sie der Öffentlichkeit. Über die Art seines Schaffens sagt er selber: „Ich bin, solange ich schriftstellerisch arbeite, niemals von einer Idee, sondern stets von Bildern ausgegangen." Dieser Grundsatz bewahrte ihn vor tendenziösen Verirrungen, rettete in ihm den Künstler. Er nennt sich selbst in einem der Briefe einen Belletristen; „als Publizist, fügt er hinzu, habe ich

nicht die geringste Bedeutung." Bemerkenswert ist, was Turgenjew über die „Tendenz" in der russischen Kunst sagt. Die „Gesellschaft russischer Künstler" in Paris, deren Sekretär Turgenjew war, beabsichtigte im Jahre 1883 eine Ausstellung russischer Gemälde in Paris zu veranstalten. Turgenjew schreibt bei dieser Gelegenheit an den Maler J. N. Kramskoj, der die Auswahl der Gemälde in Rußland besorgen sollte: „Es ist nicht zu bezweifeln, daß die französische Gesellschaft sich für die russische Kunst interessirt, seit dieselbe Selbständigkeit und Originalität zeigt, also russisch, volkstümlich geworden ist. Dasselbe war in Frankreich mit unsrer Literatur der Fall. Aber eben dieser Umstand verpflichtet uns, bei der Auswahl mit besondrer Strenge und Parteilosigkeit vorzugehen. Solche Erzeugnisse unsrer Schule, in denen sich tendenziöse Markirungen irgendwelcher Art aussprechen (das gewöhnliche Kennzeichen aller jugendlichen, unreifen Werke) müssen, als unfreie Produkte unsers Volkslebens, ausgeschieden werden. Dieses Trumpfausspielen, dieses Renommiren mit der Selbständigkeit, das zumeist mit einer schwächlichen Technik verbunden ist und als Ersatz für eine bessere gelten soll, fällt sogleich in die Augen und kühlt das europäische Publikum ab, bei dem lange Übung den Geschmack und das Gefühl für Falsches und Richtiges entwickelt hat. Als rühmliche Muster nenne ich Ihnen Repins „Burlaki" (Wolgaschiffer) und die Bilder Wereschtschagins, die in Paris einen großen Erfolg hatten, während andre „volkstümliche" Bilder russischer Maler ein volles Fiasko erlitten. Die Tendenz in der Kunst, in der Poesie u. s. w. ist schon durch ihren Namen gerichtet: sie ist Streben nach einem Ziel, nicht Erreichung desselben, nicht Vollendung."

Von den Grundsätzen, die wir hier ausgesprochen finden, ist Turgenjew in seiner künstlerischen Praxis niemals abgewichen. In einer Epoche, die geradezu als tendenzkrank bezeichnet werden muß, war das keine leichte Aufgabe. So lange die Schöpfungen des Dichters der Tendenz nicht in den Weg traten, sondern im Gegenteil die Ziele derselben zu fördern schienen, war Iwan Turgenjew der gefeierte Liebling des russischen Volkes, der würdige Nachfolger Puschkins, Lermontows und Gogols. Da erschien auf einmal, im Jahre 1862, als die Wogen am höchsten gingen, aus derselben Feder, die das „Tagebuch eines Jägers" geschrieben hatte, der berühmte soziale Roman „Väter und Söhne." Zum erstenmale wagte hier ein besonnener, wohlwollender Beobachter das freiheitsberauschte junge Rußland auf der schiefen Ebene zurückzuhalten, auf der sich seine jähe Entwicklung vollzog. Nicht zur Umkehr wollte er mahnen, sondern zur Besinnung, zur Selbstkritik, zur Schonung der kostbaren jugendlichen Kräfte, die geradezu vergeudet und verschleudert wurden. Die wohlgemeinte Absicht ward mißverstanden. Turgenjew und die Russen der schiefen Ebene waren fortan geschiedne Leute.

Das Vierteljahrhundert, das zwischen dem Regierungsantritt Alexanders des Zweiten und seinem Tode liegt, ist wohl die merkwürdigste Etappe

in der merkwürdigen Entwicklung der russischen Gesellschaft. Die westeuropäischen Ideen und Bestrebungen, welche Peter der Große, Katharina und Alexander der Erste dem russischen Volksgeiste eingeimpft hatten, waren nach dem Aufstande der Dekabristen unter Nikolaus jäh in ihrer Entfaltung und Wirkung gehemmt worden. Nachdem sie dreißig Jahre lang unter schwerem Druck gelegen hatten, traten sie beim Zusammenbruch des nikolaitischen Systems mit ungeahnter Gewalt wieder hervor und bemächtigten sich im Moment der heißen Köpfe der Jugend. Zu den demokratischen Überlieferungen der Dekabristen traten die freien Doktrinen der russischen Hegelianer und die Ideen der Moskauer Nationalen. Aus dem Westen drang eine Hochflut von republikanischen, sozialistischen und materialistischen Gedanken herüber. In einer einzigen Büchse gleichsam bekamen nun die Russen die Quintessenz aller modernen Ideen, die seit der französischen Revolution sich allmählich im Westen Europas entwickelt hatten. Es war ein gefährliches, vorsichtig zu genießendes Elixir, die Russen aber tranken es in übermäßigen Portionen, um seine Wunderwirkung zu beschleunigen. Herzens Freiheitsmanifeste, Bakunins revolutionäre Tiraden, Tschernyschewskis neuer materialistischer Moralkodex, Nekrassows klangvolle Tendenzdichtungen, die „Enthüllungsromane“ Dostojewskis, Gontscharows, Pissemskis und Reschetnikows, Schtschedrins Satiren und Dobroljubows wie Pissarews schneidige Kritiken — das war ein Menü von pikanten Speisen, wie sie nur einem russischen Magen zugemutet werden konnten. Auch Katkow und die Aksakows zählten damals noch zu den liberalen Herolden, dazu ließen sich aus Kleinrußland Kostomarow, die Marko Wowtschok und der aus Sibirien zurückgekehrte Schewtschenko vernehmen. Es war eine Zeit des Sturmes und Dranges, ebenso gewaltig wie jene, die achtzig Jahre früher über Deutschland hereingebrochen war. Von deutscher Sentimentalität hatte freilich die russische Bewegung keine Spur an sich. Hier war alles rauh und scharf, wie das Klima von Wjätka, alles sinnlich, rücksichtslos, realistisch.

Turgenjew hatte diese Bewegung mit aufrichtiger Freude begrüßt. Sein „Tagebuch eines Jägers“ paßte durchaus in das jungrussische Programm, und der damals vierzigjährige Dichter, der vermittelnd zwischen den „Neuen“ und der älteren Generation Puschkin-Gogol-Bjelinski stand, wurde mit Anerkennung und Achtung, gleichsam als Ehrenmitglied in die Zunft der Neuen aufgenommen. Die Briefe enthalten zahlreiche interessante Daten, die über Turgenjews Verhältnis zu der zeitgenössischen Literatur jener Jahre Aufschluß geben. Er war, wie wir aus denselben ersehen, ein fleißiger Mitarbeiter des Sowremjennik („Zeitgenossen“), welcher das Hauptorgan der neuen Schule war. Er war mit Nekrassow, dem Chorführer des literarischen jungen Rußlands, in engen Beziehungen und stand mit ihm in lebhafter Korrespondenz. Der Ton derselben ist durchaus vertraulich. „Zürne mir nicht, lieber Nekrassow, schreibt er einmal im Jahre 1857, wenn ich, wie ich hoffe, in Rom zum Arbeiten komme, so

wird das für Euern Sowremjennik nützlicher sein, als wenn ich Euch in Petersburg besuchte. Ich werde dir alles schicken, was ich hier schreibe, vor allem eine Erzählung »Assja,« die du, ich bürge dafür, noch vor Neujahr wirst drucken können. Du kennst ja Rom und weißt, wie herrlich sich's dort arbeitet. Ich sehne mich förmlich nach Einsamkeit und Arbeit."

In keiner Weise hatten sich die „Jungen" über Turgenjew zu beklagen. Wo er konnte, setzte er seinen Einfluß ein, um ihre Ziele zu fördern. Er verwandte sich bei dem ihm befreundeten General Kowalewski, dem Bruder des damaligen Ministers der Volksaufklärung, um die Einsetzung eines liberalen Zensors in Moskau durchzusetzen. Ebenso befürwortete er die Gründung des freisinnigen Moskjewskij Wjestnik bei derselben einflußreichen Persönlichkeit. Für den unbemittelten Pissemski suchte er passende Beschäftigung, und die talentvolle Kleinrussin Markowitsch, die unter dem Pseudonym Marko Wowtschok eine Reihe ergreifender Schilderungen aus dem Leben ihrer Heimat geschrieben hatte, führte er bereitwilligst in die großrussische Literatur ein. Er übersetzte nicht nur ihre Arbeiten ins Großrussische, sondern gab ihr auch die Mittel, sich auf Reisen in Deutschland und England weiterzubilden. Er verschmähte es nicht, mit den „Jungen" über seinen Gutsnachbar, den Lyriker Fet, zu spotten, welcher inmitten der kraftgenialischen, realistischen Zeitströmung eine Art sentimentaler Naturlyrik kultivirte, natürlich mit durchschlagendem Lacherfolge. Lebte er im Auslande, so ließ er sich ständig durch einen seiner literarischen Freunde gegen ein bestimmtes Honorar genauen Bericht über alle Details des literarischen und sozialen Lebens erstatten. Selbst dem ultraradikalen Tschernyschewski wußte er gerecht zu werden. Er verteidigt diesen ideenreichen Moralphilosophen der neuen Schule mit Wärme gegen die konservativ gesinnten Družinin und Leon Tolstoj. „Seine Trockenheit und sein nüchterner Geschmack, schreibt er an erstern, gefallen mir zwar ebensowenig, wie sein rücksichtsloses Benehmen gegen Personen, die noch leben. Dagegen finde ich in ihm durchaus nichts »Leichenhaftes,« wie Sie es nennen. Im Gegenteil: ich spüre in ihm einen warmen Lebensstrom, wenn auch nicht jenen, in den Sie gern unsre Kritik einlenken sähen. Er hat ein schwaches Verständnis für Poesie — nun, das ist kein großer Fehler, denn der Kritiker kann weder Poeten machen, noch Poeten aus der Welt schaffen. Wohl aber begreift er — wie soll ich mich ausdrücken? — die Bedürfnisse der wirklichen, lebendigen Gegenwart, und das ist bei ihm keineswegs, wie Grigorowitsch sich einmal ausdrückte, ein Leberleiden, sondern die Grundbedingung, die Wurzel seines Wesens. Alles in allem halte ich ihn für nützlich; die Zukunft wird es lehren, ob ich Recht hatte."

Allmählich jedoch gelangte Turgenjew zu der Einsicht, daß die neue Schule einem jähen Abgrunde zueile, in dem sie keinen Halt finden würde. Gegen seine gemäßigten Freunde Tolstoj und Družinin klagt er nicht selten, daß „der Sowremjennik sich in schlechten Händen befinde," daß man sich bereits anschicke,

die Mauern aufzurichten, während noch nicht einmal die Fundamente gelegt seien u. s. w. Im Jahre 1861 steigert sich seine Kritik bis zum Unwillen: „Ich bin dieser Zischer, Kritikaster, Ankläger, Spötter überdrüssig, schreibt er an Polonski, der Teufel mag sie alle holen.“ Die „Väter und Söhne“ waren damals schon im Plane und zum größern Teil auch in der Ausführung fertig. Turgenjew hatte bereits in Basarow, dem Helden dieses Romans, den Typus gefunden, der nach seiner Auffassung das junge Geschlecht jener Zeit repräsentirte. Nach dieser Auffassung war Basarow ein neues Element der russischen Gesellschaft, das sich aus dem Volksorganismus machtvoll zu entwickeln strebte: der bewußte Plebejer, der neben dem wurmstichigen Edelmann, dem stumpfsinnigen Stadtbürger und dem vegetirenden Bauern aus dem Boden emporsteigt. Diesem neuen, thatkräftigen, modern-europäischen Faktor das Dasein zu geben — das war nach Turgenjews Ansicht die tieferliegende Aufgabe der neuen Epoche. Da er aber keine Ideale konstruirte und willkürlich mit schönen Eigenschaften schmückte, sondern als realistischer Künstler von der Wirklichkeit ausging, so mußte er seinen Helden in den Grundzügen so lassen, wie er ihn thatsächlich fand. So wurde denn Basarow bei allen trefflichen Naturanlagen gleichzeitig der Repräsentant des moralischen Katzenjammers, den sich Jung-Rußland durch den unmäßigen Genuß des aus Westeuropa importirten Bildungselixirs angetrunken hatte. Aus der ganzen wohlwollenden Art jedoch, wie Turgenjew seinen Helden angreift, ersehen wir, daß er selber diesen Katzenjammer, wie seinen physischen Namensbruder, nur als vorübergehenden Zustand betrachtet. Hinter demselben blickt die entschlossene Thatkraft, der selbstbewußte jugendliche Plebejermut durch, der frischweg die Welt mit seinen neuerworbenen Kenntnissen verbessern möchte. Basarow ist noch amorphes Gebilde, kein reiner Krystall; aber der Dichter ist davon überzeugt, daß der Läuterungsprozeß seinen Fortgang nehmen werde. So endet denn auch Basarow nicht durch innern Konflikt, sondern durch Zufall, als Opfer seines ärztlichen Berufes.

Wie ein kalter Wasserstrahl wirkte Turgenjews Roman auf die erhitzten Gemüter. Wie? Iwan Sergejewitsch will sich über das junge Geschlecht erheben, will es schelten und kritisiren? Und auf der ganzen Linie wurde der Angriff gegen ihn aufgenommen. Der Sowremjennik öffnete einem obskuren Kritiker namens Antonowitsch zu einem schmählichen Überfall seine Spalten. Ein Jahr vorher hatte Turgenjew diesem Organ Nekrassows seine Mitarbeiterschaft ein für allemal gekündigt — jetzt wurde in alle Welt die Lüge hinausposaunt, daß man ihn von derselben ausgeschlossen habe. Der Umstand, daß der Roman in Moskau, in Katkows Russkij Wjestnik erschien, wurde, obwohl Katkow damals noch zu den Liberalen zählte, als eine Beleidigung der Intelligenz von Petersburg angesehen. Überall drehte sich die Diskussion um Basarow und seine aristokratischen Gegenbilder, die Kirßanows. Die einen fanden Basarow zu dumm, die andern zu gutmütig, noch andre behaupteten geradezu, Turgenjew

habe durch Schaffung dieser Gestalt das demokratische junge Rußland aus Gefälligkeit gegen den Adel beleidigen wollen. Tschernyschewski untersuchte Turgenjews Vergangenheit und machte die überraschende Entdeckung, daß derselbe dafür Geld bekommen habe, daß er Rudin, den Helden eines ältern Romanes — einen Vorläufer der „Jungen" — recht abstoßend schilderte. Auch die russischen Studenten in Heidelberg, die damals eine stattliche Kolonie bildeten, ließen sich mit ihrem Tadel vernehmen. Diesen letztern hat Turgenjew ausführlich geantwortet. „Wenn der Leser Basarow, schreibt er ihnen, mit all seiner Grobheit und Herzlosigkeit, seiner mitleidlosen Schärfe und Nüchternheit nicht liebgewinnt, dann bin ich daran schuld, dann bin ich der Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, nicht gerecht geworden. Aber ihn »mit Syrup anrühren,« wie er sich selber ausdrückt, das wollte ich nicht, wenn ich dadurch vielleicht auch die Jugend auf meine Seite gebracht hätte. Durch solche Mittel möchte ich mir keine Popularität erkaufen. Besser den Kampf verlieren (und es scheint, ich habe ihn verloren), als den Sieg durch eine List erringen. Mir schwebte eine Gestalt vor — finster, groß, wild, halb aus dem Boden hervorwachsend, nicht ohne Bosheit, doch ehrenhaft — voll frischer Kraft, und dennoch dem Verderben geweiht, da sie erst am Vorabend der Zukunft steht. Ich dachte mir eine Art Pendant zu Pugatschew — und da kommen nun meine jungen Zeitgenossen und schelten mich kopfschüttelnd: »Halt, Bruder, du hast einen dummen Streich gemacht; das adeliche Jünkerchen kommt bei dir besser weg als Basarow — das soll dir nicht geschenkt sein.« Unter solchen Umständen bleibt mir nichts weiter übrig, als wie es im Zigeunerliede heißt: »Den Hut zu zieh'n und tiefer mich zu neigen.« Nur zwei Leute haben bisher den Basarow, d. h. meine in demselben verkörperten Ansichten und Absichten, richtig verstanden: Dostojewski und Botkin."

4.

Die ablehnende Aufnahme, welche die „Väter und Söhne" fanden, hatte einen entscheidenden Einfluß auf Turgenjews Beziehungen zum russischen Publikum. Er hatte die Empfindung, daß ihm Unrecht geschehe, und sah keine Möglichkeit, den Gegner durch Vernunftgründe zu überzeugen. Mit einem Gefühl tiefer Niedergeschlagenheit verfolgte er aus der Ferne den Lauf der Dinge. Nur selten verließ er in den nächsten Jahren sein Tusculum in Baden-Baden, um die Heimat zu besuchen. Seine Beziehungen zu Nekrassow waren für immer gelöst. Auch Dostojewski, mit dem er eine Zeit lang in geistigem Verkehr gestanden hatte, benahm sich so gegen ihn, daß er mit ihm brechen mußte. „Ich müßte Dostojewski einen Verleumder nennen, äußert er sich einmal gegen Polonski, wenn ich nicht wüßte, daß es bei ihm rappelt." Dostojewski erniedrigte sich sogar soweit, daß er ohne alle Veranlassung eine von Beleidigungen strotzende Schmähschrift gegen Turgenjew in die Welt sandte, während

er gleichzeitig Turgenjews Kasse mit nicht geringen Summen in Anspruch nahm. Die dunkeln Ehrenmänner, die in den letzten sechziger Jahren in der russischen Presse aufzutauchen begannen, thaten sich fast etwas darauf zugute, Turgenjew bei der ersten besten Gelegenheit am Zeuge zu flicken. Während er mit dem Renegaten Katkow, der im Basarow eine Karikatur Jung-Rußlands sehen wollte, sich um dieses seines Lieblings willen für immer entzweite, erhielt er aus dem Lager der Radikalen offne und anonyme Kundgebungen, in denen man ihn „einen Renegaten, einen Dummkopf, eine öffentliche Dirne" nannte. Allerhand Mittel, Turgenjew lächerlich zu machen, wurden hervorgesucht. Ein Fürst Dolgorukow erzählte in einem Feuilleton der „St. Petersburger Nachrichten," Turgenjew habe als Jüngling von zwanzig Jahren, als er sich an Bord des brennenden Passagierschiffes „Nikolaus der Erste" befand, sich durch den Ruf: „Rettet mich, ich bin der einzige Sohn meiner Mutter!" zu retten gesucht, während er damals noch Geschwister gehabt habe. Mehr als einmal mußte sich Turgenjew gegen derartige Lügen wehren, die das heruntergekommene Publikum mit unverhohlener Schadenfreude aufnahm. Als Polonski ihn im Jahre 1869 um eine Besprechung seiner Dichtungen bat, schrieb Turgenjew ihm folgendes: „Ich bin jetzt so unbeliebt beim Publikum, daß alles, was ich nur sagen mag, als verkehrt ausgeschrieen wird. Bleibe ich stehen, so giebt's Prügel, und laufe ich weg, so giebt's erst recht Prügel." Was er irgend publiziren mochte — seine kleineren, psychologisch hochinteressanten Novellen wie seine Essays über Belinski, Gogol u. s. w. — wurde in den Staub gezogen. Einmütig erklärte die „maßgebende" russische Kritik, daß alles, was Turgenjew seit dem „Tagebuch eines Jägers" geschrieben hätte, wertlos sei, da ihm infolge seiner Abwesenheit von Rußland die Kenntnis des russischen Lebens abgehe. „Wie jedes alte Weib, schreibt Turgenjew mit Bezug auf diesen Vorwurf, hält die Kritik an ihren einmal gefaßten Ansichten eigensinnig fest, und wenn sie noch so grundlos sind. So steht's auch mit dem erwähnten Vorwurf, der allenfalls diejenigen meiner Erzeugnisse trifft, die ich nach 1863 geschrieben habe. Bis zu diesem Jahre habe ich fast ausschließlich in Rußland gelebt — mit Ausnahme der Jahre 1848 bis 1850, während deren ich gerade im Auslande die »Skizzen« schrieb. »Rudin« dagegen, »Das adliche Nest,« »Am Vorabend« und »Väter und Söhne« sind sämtlich in Rußland geschrieben. Doch was hat das alles für die biedre Alte zu bedeuten?"

Aber Turgenjew vergaß sein Rußland auch im Auslande nicht. Er verfolgte mit Aufmerksamkeit alle gesellschaftlichen und literarischen Vorgänge in demselben und sah mit Bedauern den Niedergang der jungen realistischen Schule, die so vielversprechend begonnen hatte. „Mangel an Talenten, namentlich an dichterischen Talenten, schreibt er 1868 an Polonski, das ist unsre Not. Seit Leon Tolstoj hat Rußland kein poetisches Talent gesehen. Fähigkeiten kann man allen diesen Slepzow, Reschetnikow, Uspenskij u. s. w. nicht ab-

sprechen, wo aber bleibt die Erfindung, die schöpferische Kraft, die Phantasie und Dichtung? Diese Herren vermögen nichts auszusinnen und freuen sich sogar über ihre Unfähigkeit; umso näher, meinen sie, sind wir der Wahrheit. Die Wahrheit ist allerdings die Luft, ohne die man nicht leben und atmen kann; die Kunst aber ist ein Gewächs — bisweilen sogar ein ziemlich launenhaftes Gewächs —, das in jener Luft sich entwickelt und reift. Jene Herren freilich haben kein Korn zur Aussaat — was soll da bei ihnen wachsen?"

Der Aufenthalt im Auslande blieb nicht ohne Einfluß auf Turgenjews poetisches Schaffen. Er giebt es selber seinem Freunde Polonski gegenüber zu, daß er bei seiner Art zu produziren den Mangel an „Typen" stark empfinde; er mußte schauen, um schaffen zu können. In der That sehen wir Turgenjews sittenschildernde Thätigkeit durch anderthalb Jahrzehnte — bis zum Erscheinen der „Neuen Generation" — fast gänzlich brachliegen. Gesellschaftliche Charakteristiken in der Art des „Rudin," der „Väter und Söhne" vermissen wir in dieser Periode. Dagegen erschien nun eine Reihe fein angelegter und subtil durchgeführter, zum Teil genialer Novellen psychologisch-sozialen Inhalts, die Turgenjews poetische Begabung, frei von aller Tendenz, in hellstes Licht stellen. Es gehören hierher unter andern: „Der König Lear der Steppe," „Frühlingswogen," „Eine Unglückliche," „Die lebendige Leiche" u. s. w. In den Augen der Russen, bei denen die Tendenz nachgerade an Stelle der Poesie getreten war, hatten diese Dichtungen wenig Bedeutung. „Er pflegt jetzt die Kunst um der Kunst willen" — mit diesen Worten war der große russische Erzähler gerichtet. Doch ließ sich Turgenjew durch solche Urteile durchaus nicht beirren: „Solange, schreibt er an Polonski, gutmütige Redakteure meine Arbeiten noch bezahlen, werde ich diesem Genre treu bleiben und getrost die Verachtung der Herren Rezensenten ertragen." Im Jahre 1866 war der Wjestnik Jewropy (Europäische Bote) gegründet worden, der alsbald die erste russische Monatsrevue wurde und Turgenjew von Anfang an unter seine wenigen Sterne ersten Ranges zählte.

Je weniger Turgenjew in den sechziger und siebziger Jahren den Beifall seiner Landsleute fand, desto höher stieg er während dieser Zeit in den Augen des westeuropäischen Publikums. Von Jahr zu Jahr wuchs in Deutschland, Frankreich und England die Schar seiner Verehrer. Die französischen Realisten, wie Flaubert, Daudet und Zola, begrüßten in ihm den artverwandten Künstler, die Deutschen bewunderten die tiefe psychologische Wahrheit und die Gemütsinnigkeit seiner Dichtungen, die Engländer luden ihn zu Jagden ein, gaben ihm Bankette und machten ihn zum Oxforder Doktor. Eine amerikanische Revue (Atlantic Monthley) nannte ihn sogar ein Genie, wozu Turgenjew folgende charakteristische Bemerkung macht: „Ich müßte lügen, wenn ich sagen sollte, daß mich solche Lobeserhebungen gleichgiltig ließen; aber ebenso unwahr wäre die Behauptung, daß sie mich besonders entzückten. Das alles ist nichts als Schatten,

den der Rauch wirft. Für ein paar Wochen meiner Jugend gäbe ich nicht nur mein bischen schriftstellerischen Ruf hin, sondern sogar den Ruhm eines wirklichen Genies, wenn ich eins wäre. Du fragst, was ich dann thäte? Nun, ich würde zum Beispiel zehn Stunden täglich mit der Flinte im Arm den Rebhühnern nachlaufen.“ In den europäischen Journalen begann eine förmliche Jagd auf Turgenjewsche Novellen; ehe dieselben noch im russischen Original erschienen waren, wurden sie bereits in deutschen und französischen Übersetzungen gedruckt. Diese Art der Veröffentlichung führte in einem Falle zu einer sonderbaren Taktlosigkeit des Petersburger Golos; derselbe ließ Turgenjews „Seltsame Geschichte“ aus dem Deutschen ins Russische übersetzen und publizirte sie in dieser verballhornten Gestalt, um dem Wjestnik Jewropy, der die Originalnovelle zuerst bringen sollte, einen Possen zu spielen.

Die überraschenden Erfolge, welche Turgenjew außerhalb Rußlands erntete, konnten auch in der Heimat des Dichters ihren Eindruck nicht verfehlen. Es schmeichelte der russischen Eigenliebe, einen Sohn der sarmatischen Steppe vom zivilisirten Westen rückhaltlos anerkannt zu sehen. Die kritischen Heißsporne vom „Zeitgenossen“ waren verstummt; Leon Tolstoj, Gontscharow und Pissemski ließen ihre Federn rosten, Dostojewski war tot und Nekrassow galt längst nicht mehr als literarischer Sittenrichter, seit er durch sein unzweideutig niedriges Benehmen den Ausspruch Turgenjews, daß bei ihm „der Lorber eine gemeine Stirn kröne,“ in vollem Maße bestätigt hatte. Was war unter solchen Umständen natürlicher, als daß man wieder nach dem Alten ausschaute, der seit einem Jahrzehnt vom russischen Horizont so gut wie verschwunden war? Jetzt fand man ihn wieder als literarischen Riesen, las seinen Namen neben den besten Namen des Jahrhunderts. Die vornehme Haltung Turgenjews in der Zeit seines freiwilligen Exils strafte diejenigen Lügen, welche behauptet hatten, er sei unter die Renegaten gegangen. Mit Beifall nahm man seinen energischen Bruch mit dem Apostaten Katkow und seine ablehnende Haltung gegenüber den panslawistischen Chauvinisten auf. Bereits im Anfang der siebziger Jahre waren Saltykow-Schtschedrin und Leon Tolstoj, neben Turgenjew die beiden besten Talente Rußlands, mit dem Dichter der „Väter und Söhne“ in literarisch-freundschaftlichen Briefwechsel getreten. Unter solchen Umständen konnte es auch für das durch genannte Dichtung gekränkte Jung-Rußland nicht entehrend sein, dem greisen Veteran die Hand zur Versöhnung zu reichen.

Mit dem „jungen Rußland“ waren übrigens seit den „Vätern und Söhnen“ gewaltige Umwandlungen vorgegangen. Aus den Reihen der Orthodoxie, des Nationalismus und des Strebertums war im Gegensatz zu den Freiheitsstürmern der fünfziger Jahre eine reaktionäre Partei hervorgewachsen, die alsbald einen starken Einfluß auf die leitenden Kreise zu gewinnen wußte und jenem verhängnisvollen Regierungssystem zum Dasein verhalf, an welchem Rußland heute noch krankt. Das Werk der Reform, das so glücklich unter Zusammenwirkung

von Gesellschaft und Regierung begonnen hatte, wurde jäh unterbrochen, und die jungen demokratischen Kräfte, die eine Zeit lang die öffentliche Meinung bestimmt hatten, fielen hekatombenweise zum Opfer. Aus dem Radikalismus der fünfziger Jahre entwickelte sich einerseits ein unbestimmter Liberalismus, andrerseits eine unversöhnliche, zum Äußersten entschlossene Opposition — der Nihilismus.

Als Turgenjew in der Mitte der siebziger Jahre seine künstlerische Aufmerksamkeit von neuem dem sozialen Leben der Heimat zuwandte und, durch den Umschlag der öffentlichen Meinung ermutigt, den Plan zu einem neuen großen Sittengemälde faßte, war der Nihilismus, obgleich in seiner grellsten Erscheinung noch latent, bereits ein bedeutungsvoller Faktor des russischen Lebens geworden. Er nistete tief in den Gemütern der gebildeten und halbgebildeten Jugend, die, um ihre Hoffnungen betrogen, mit einem verzweifelten Va banque! die Bande der bestehenden Ordnung sprengen wollte. Der Radikalismus der Nihilisten hatte etwas Asiatisch-Rohes angenommen, das sie selber nicht nur nicht verleugneten, sondern in ihren terroristischen Programmen offen zum Ausdruck brachten. Während sowohl die große Literaturepoche der Puschkin, Lermontow, Gogol, Belinski, als auch die Sturm- und Drangperiode der fünfziger Jahre ein durchaus europäisches Gepräge hatte, drang im Nihilismus das orientalische, fanatisch-starre Element, das im Russentum enthalten ist, an die Oberfläche. Diese Seite des Nihilismus durfte von einem Schilderer desselben nicht übersehen werden, und auch Turgenjew mußte sie, wenn er treu zeichnen wollte, gehörig berücksichtigen. Aber Turgenjew hatte sich, zumal in den letzten Jahrzehnten seines Lebens, so sehr in die europäischen Kulturtraditionen eingelebt, daß ihm das volle Verständnis für jenes rohe und urwüchsige, durch eine anderthalbhundertjährige Kultur nicht ausgerottete Element fehlen mußte.

Dieser Mangel zeigte sich denn auch an dem neuen Roman, den der Dichter im Jahre 1877 unter dem Titel „Die neue Generation“ (eigentlich „Now,“ „Neuland“) veröffentlichte. Turgenjew wollte in diesem Romane ein Bild des revolutionären Jung-Rußlands geben, die Hinfälligkeit seiner Theorien beweisen und die solide, langsame Kulturarbeit auf den praktischen Gebieten des Lebens als einziges Mittel für die Hebung des russischen Volkstums darstellen. Wie in allen Dichtungen Turgenjews, so sind auch in der „Neuen Generation“ alle Ingredienzien der Turgenjewschen Muse vertreten. Die Spannung und glatte Entwicklung, die knappe, packende Zeichnung, der poetische Wohlklang der Sprache, alles findet sich in derselben wieder. Auch die Typen sind echt: Neschdanow, Markelow, Solomin, Marianne, die Maschurin u. s. w. — sie alle sind ohne Zweifel nach dem Leben gezeichnet. Aber sie alle sind keine Vertreter des Nihilismus, wie er sich gegen Ende der siebziger Jahre in der Praxis offenbart hat. Sie sind viel zu liebenswürdig, viel zu delikat, sie sind eben — Europäer. So war denn auch der Erfolg des Romans ein ziemlich

problematischer und seine Tragweite durchaus nicht mit derjenigen der frühern Sittengemälde Turgenjews zu vergleichen. Die Revolutionäre zuckten die Achseln und lächelten geringschätzig auf den armseligen Neschdanow herab, der als ihr Repräsentant gelten wollte. Nur in den gemäßigt liberalen Kreisen erntete Turgenjew für die Tendenz seines Romans einigen Beifall; sein künstlerisches Verdienst vermochten allerdings auch die Radikalen nicht zu schmälern.

Mit der „Neuen Generation" schloß Turgenjew seine sittenschildernde Thätigkeit. Ihr folgten noch einige kleinere Dichtungen, unter denen der „Triumphgesang der Liebe," eine Erzählung im Stil der ältern italienischen Novellisten, wohl die bedeutendste ist. Interessant ist auch die Studie „Der Verzweifelte," sowie eine Novelle „Klara Militsch."*) Zu letzterer gab eine von Frau Polonskaja berichtete wirkliche Begebenheit dem Dichter den Stoff. Turgenjew schreibt hierüber an die genannte Dame folgendes: „Eine höchst merkwürdige Thatsache, was Sie mir da mitteilen — eine Liebe nach dem Tode.... Man könnte daraus eine halbphantastische Erzählung im Genre Edgar Poes machen.... Ich erinnere mich, diese Kadmina einmal, als sie noch Opernsängerin war, auf der Bühne gesehen zu haben, sie hatte ein sehr ausdrucksvolles Gesicht. Bemerkenswert ist auch, was Sie über die Beziehungen dieses kranken Mädchens zu dem verbannten Juden schreiben. Sonderbar, wohin man im Leben tritt, überall stößt man auf ein Drama. Und da giebt es noch Schriftsteller, die darüber klagen, daß alle Stoffe erschöpft seien."

Noch vor der „Klara Militsch" hatte Turgenjew eine Sammlung origineller kleiner Dichtungen unter dem Titel „Gedichte in Prosa" veröffentlicht. Das letzte Lebensjahr war, soweit überhaupt körperliche Leiden die Arbeitskraft des Dichters nicht lahmlegten, einer eingehenden Revision der „Gesammelten Werke" gewidmet, die 1882 aus dem Verlage der Gebrüder Salajew in Moskau in denjenigen Glasunows, des Bürgermeisters von Petersburg, übergingen. Außer allen bisherigen Dichtungen sollte in der neuen Gesamtausgabe auch eine Skizze, „Der Brand des Nikolaus" und ein Aufsatz „Die Familie Aksakow und die Slawophilen" Aufnahme finden, der seit längerer Zeit bereit lag, doch aus verschiednen Ursachen bis dahin unveröffentlicht geblieben war. Das vollständige Erscheinen dieser auf zehn starke Bände berechneten Ausgabe sollte der Dichter nicht mehr erleben.

Über eine neue Erzählung in größerm Umfange, deren Manuskript man im Nachlaß des Dichters zu finden hoffte, findet sich in den „Briefen" nichts erwähnt. Eine der Zeitschrift Niwa zugesagte Novelle, sowie eine den Kindern Polonskis versprochene Kindergeschichte „Die hohle Tonne" sind aller Wahrscheinlichkeit nach über den ersten Entwurf nicht hinausgekommen. Turgenjew hat mit großer Regelmäßigkeit ein Tagebuch geführt, das er jedoch, nach einem

*) Ins Deutsche übersetzt unter dem Titel „Nach dem Tode."

Briefe an den Schriftsteller Grigorowitsch, samt etwa fünfzig Skizzen autobiographischen Inhalts zur Vernichtung bestimmt hat.

(Schluß folgt.)



Reisebriefe aus Italien vom Jahre 1882.

Aus dem Nachlasse von W. Roßmann.

Mailand, 26. Oktober (Hotel Rebecchino).



Die Fahrt auf der Gotthardbahn ist ein großer Genuß. Viel Abwechslung. Man sieht lange Zeit den Zuger See, dann geht die Bahn wieder an das Ufer des Vierwaldstätter Sees über, das sie bei Luzern verlassen hat. Und nun erhalten uns die Majestät der Natur und die Kühnheit des Menschenwerks in fortwährendem Staunen. Der große Gotthardtunnel imponirt weniger als mehrere andre Tunnel diesseits und jenseits, die nicht gerade durch den Berg gehen wie jener, sondern in einer Spirale darin aufsteigen, sodaß man hoch über der Einfahrt aus einer andern Oeffnung wieder herauskommt. Der Berg ist somit in ein Riesenschneckenhaus verwandelt — ein Wagnis, das hier zum erstenmale versucht worden ist. Man hat altertümliche Pyramidaluhren, um welche eine silberne Kugel herumläuft; sie verschwindet unten in einer Oeffnung, und nach einer Minute erscheint sie wieder oben auf der Galerie. An solche Werke erinnern diese Anlagen. Wiederholt kommt es vor, daß, wenn der Zug oben aus dem Berge kommt, man unmittelbar unter sich in der Tiefe eine Bahnstrecke mit der Tunnelmündung erblickt, durch die man eingefahren ist. Eiserne Viadukte von schwindelnder Höhe.

Zu großer und schmerzlicher Ueberraschung meiner Mitreisenden, die jenseits des Gotthard den ewig blauen Himmel Italiens erwartet hatten, blieb es dort so grau wie diesseits. Ja es begann zu regnen, wie es denn viele Tage vorher geregnet hatte. Doch entsprang hieraus in zahlreichen Wasserfällen und Rinnsalen ein neuer Reiz. Die Bergwände sahen wie mit Silber gestickt aus. —

Mailand ist eine wohlhäbige, elegante Stadt mit wohlerzogenen, höflichen Menschen. Man begegnet keinem Armen. Der Gang durch die Passage Vittorio Emanuele höchst überraschend. Ich kenne kaum ein zweites modernes Bauwerk von solcher Großartigkeit und solchem Geschmack. Heraustretend sieht man den Dom. Puristische Stilkenner sprechen zu geringschätzig von diesem Bauwerke. Allerdings, in der Fassade mischen sich Renaissance und Gothik auf eine wunderliche Weise; aber alle Verschiedenheit geht in dem Glanz des herrlichen Materials zusammen: alles ist vom schönsten Marmor. Oben, wo die Massen sich in zahllose Türmchen, Spitzen, Fialen und Figuren lösen, erscheinen die Formen wie mit glänzendem frischen Schnee bestreut, nach unten zu werden die Töne schwärzer, erdfarbiger. Im Innern — einer kolossalen fünfschiffigen Halle — ist das Tageslicht durch zahlreiche gemalte Fenster gebrochen. Ein überwiegend gelblicher Ton giebt eine

warme Dämmerung. Die Krypta mit dem Grabe des heiligen Carlo Borromeo ernst, feierlich, und doch in gewisser Weise elegant.

Von dem Dom zur Brera. Es ist dies ein alter Palast, der ursprünglich vor der Stadt auf dem Brachfelde (Brera) lag und jetzt die Akademie der Künste mit der Galerie birgt. Prachtvoller Hof mit Akademie ringsum. Die Gemäldesäle könnten behaglicher und vornehmer eingerichtet sein.

Hier lernt man nun die Mailänder Schule in ihren verschiednen Zweigen gut kennen. Namentlich Bernardino Luini ist durch viele Fresken, die man von den Wänden verschiedner Kirchen abgelöst hat, reich vertreten. Er behandelt alles, Zeichnung, Kolorit und Komposition mit gleicher Liebe. Ruhiger, befriedigter Ausdruck seiner Köpfe. Das weibliche Ideal hat er mit Lionardo gemein. Es hat sich unter den Mailänder Frauen erhalten. Man begegnet hier zweierlei Typen: der eine zeigt gebogne Nase und ziemlich großen Mund bei länglichem Oval, der andre leicht einwärts geschweifte Nase, kleinen Mund, runde Gesichtsform, Grübchen in den Wangen, tiefliegende Augen. Aus dem letztern hat die Schule Lionardos ihr Madonnenideal entnommen. Nur die hellere, bräunliche Haarfarbe sieht man nicht mehr; alle Frauen sind schwarzhaarig.

Von größtem Interesse waren mir Ambrogio Borgognone mit seinen tiefen dunkeln Farben und ernsten Formen, Cima da Conegliano, der sich durch sehr schlanke Formen auszeichnet.

Dem Lionardo schließen sich seine Schüler Bernardo Zenale, Andrea Salaino, Beltraffio, Cesare da Sesto, Andrea Solari nahe an. Gaudenzio Ferrari hat ebensoviel von Rafael wie von Lionardo, wie auch Cesare da Sesto sich dem erstern zuneigt.

Crivelli, ein Altvenetianer, imponirt durch tiefe Glut der Farbe und überhaupt durch Pracht der Erscheinung bei sehr fester Zeichnung. Er malt seine Bilder in der Hauptsache mit Temperafarben, vollendet aber in Oel.

Ein Elitesaal vereinigt die Meisterwerke verschiedner Meister. Hier ist das Original von Rafaels Sposalizio. Die merkwürdige Gelassenheit, ja Teilnahmlosigkeit der beteiligten Gestalten fällt auf, erklärt sich jedoch daraus, daß es sich hier um eine göttliche Wahl handelt, der sich jeder still zu fügen hat. Der Ausdruck menschlicher Neigung würde störend wirken. Mantegnas Klage um den toten Christus ist ein sehr unangenehmes Bild. Christus ist in der absoluten Verkürzung gezeichnet, was denn doch nicht gelungen ist. Statt eines ausdrucksvollen Kopfes hat man sehr indifferente Fußsohlen vor sich. Es verletzt überhaupt, den Leib Christi zum Gegenstande eines zeichnerischen Experiments gemacht zu sehen.

Eine Madonna von Giovanni Bellini köstlich. Mir ist sein Madonnenideal das am meisten sympathische: wunderbar große Kinderaugen, der Raum zwischen den Augenbrauen sehr breit, die Nase griechisch, doch unten ein wenig spitz, der Mund klein, das Oval länglich.

Lionardos Studie zum Kopfe Christi auf dem Abendmahle, in Pastellfarben auf Papier, sehr bedeutend.

In Maria delle Grazie oder vielmehr im Refektorium dieser (durch einen Kuppelbau von Bramante ausgezeichneten) Kirche das Abendmahl Lionardos. Der Gesamteindruck ist noch immer ein großer, obschon das Bild, das sehr früh schon zu verfallen anfing, zweimal stark restaurirt ist. Die Einzelheiten erkennt man nur, wenn man den Kupferstich in der Erinnerung hat. An der Wand gegenüber eine sehr altertümliche Kreuzigung von Donato Montorfano (1495), mit Figuren überfüllt, wie es die ältere Kompositionsweise mit sich brachte.

Im Theater della Scala wurde nicht gespielt: wir waren daher auf dal Verme angewiesen, wo Amelia oder „Der Maskenball“ recht gut gegeben wurde. Die außerordentlich mäßigen Bewegungen der Sänger fallen auf, auch giebt man hier — wie in ganz Italien — auf Ausstattung und Statistentum garnichts. Ein mit außerordentlicher Verve getanztes Ballet schloß den Abend. Die Vorstellung dauerte vier Stunden, bis zwölf Uhr nachts. Ein Knabenpensionat (an seiner Uniform kenntlich), das hinter uns saß, hatte auch so lange auszuhalten.

Mailand, 27. Oktober.

Früh mit der Eisenbahn in etwa $^3/_4$ Stunden nach der Certosa bei Pavia. Das Kloster liegt ganz einsam in fruchtbarem, von zahlreichen Wassergräben durchschnittenem Felde, und ist von einer Mauer umzogen, die ein Areal von der Größe eines Rittergutes umschließt. Die Fassade der Kirche ist ein Renaissancemarmorbau von vielen feinen Einzelheiten, eine Fundgrube für das neuere Kunstgewerbe, aber etwas unruhig, indem der Hintergrund einer massenhaften Plastik noch durch farbige Inkrustation belebt wurde. Das Innere weiträumig, großartig; Uebergang aus dem Romanischen ins Gothische, abgeschlossen durch Renaissance. Die Gewölbe sind bemalt, und zwar abwechselnd mit einem netzartigen Muster und blau mit goldnen Sternen. Im Chore sind auch die Wandflächen mit großen Gemälden geschmückt. Auf jeder Seite des Langschiffes befinden sich sieben Kapellen, zum Teil mit vorzüglichen Altargemälden von Borgognone, Macrino d'Alba, den ich hier zum erstenmale sah. Borgognone hat zwanzig Jahre für diese Kirche gearbeitet.

Die Fresken, aus der Schule Luinis, dekorativ, doch von angenehmer Wirkung. Die Altäre mit kostbarer Mosaik von pietra dura geschmückt. In den Seitenschiffen die Grabmäler eines Sforza und des Galeazzo Visconti in Marmor, von hohem Kunstwerte. Fein durchgebildete Bronze-Kandelaber. Die Chorstühle mit höchst geschmackvollen Holzintarsien geschmückt — Holzmosaiken in Sorrentiner Manier von einer Größe, wie ich sie noch nie sah. Ich wundere mich, daß das neuere Kunstgewerbe diese Technik so wenig berücksichtigt.

Die Architektur der Kreuzgänge mit feinster, lebensvollster Terracottenplastik (Renaissance) geschmückt. Um den großen Kreuzgang liegen die Häuser für die Mönche. Jeder hatte zwei Zimmer unten und eine Kammer oben, ein Gärtchen mit Vigna und Loggia zum Spazierengehen bei Regen: für einen Cölibatär ganz verlockend. Die armen weißen Einsiedler sind vertrieben, nur der alte Bibliothekar kommt täglich von Pavia herein. Das Ganze wird als öffentliches Monument behandelt und, wie ich bekennen muß, gut konservirt.

Turin, 28. Oktober. (Hôtel Bonne femme.)

Diese große Stadt (275000 Einwohner) macht zunächst einen merkwürdig stillen Eindruck. Es kommt dies namentlich daher, daß alle größeren Straßen durch breite Arkaden begleitet sind, welche den ganzen Verkehr aufnehmen, und in welche die Linden münden. In den Straßen selbst sieht man nur diejenigen, welche traversiren. Dazu sind die Fenster überall durch Jalousien geschlossen, so daß man, mitten in der Straße stehend, zuweilen den Eindruck eines ganz verlassenen Ortes hat. Handel und Wandel scheinen aber auch an und für sich nicht so bedeutend wie in Mailand.

Der Dom ist durch die mit demselben unmittelbar verbundene Kapelle des heiligen Leichentuches, die Grabkapelle der savoyischen Fürsten, bemerkenswert. Erbaut von Guarini gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts; ein großartiges,

weihevolles Werk. Das Hauptmaterial ist schwarzer Marmor, und zwar bis in die Kuppel hinauf, die in eigentümlicher Weise aus Rippenwerk konstruirt und von durchbrochener Arbeit ist. Gegen diesen dunkeln Ton kontrastirt nun einerseits ein goldnes Licht, welches oben von der Laterne her durch ein in Sternformen geschnittenes Fenster von gelbbraunem Glase einfällt, andrerseits der weiße Marmor von fünf fürstlichen Denkmälern, welche in den breiten Nischen zwischen den Wandsäulen stehen. Der Fußboden dunkel mit eingelegten Messingsternen dekorirt. Am Altar in der Mitte übte ein alter Priester einige Chorknabennovizen ein.

Die Galerie ist nicht sehr umfangreich, hat aber einige vortreffliche Sachen, namentlich schöne Arbeiten von Soddoma, einem der Meister, über die wenig zu sagen ist, weil sie durchaus harmonisch sind. Borgonone und Macrino d'Alba kehrten in schönen Arbeiten wieder, sodaß ich ein festeres Bild von ihrer Eigenart gewinnen konnte. Eine Madonna von Lorenzo di Credi machte mich wieder geneigt, auch unsre Madonna, die unter dem Namen dieses Meisters in die Galerie kam, von Hübner dem Lionardo zugeschrieben wurde, und die neuerdings auf Rechnung der Niederländer gesetzt werden soll, dem erstgenannten Meister zuzuschreiben. Wulstige Formen des Christuskindes, feste sichere Zeichnung, der Kopf der Madonna allerdings ins Niederländische spielend, sauberste, minutiöseste Ausführung des Beiwerks. Ein Andrea Mantegna, Heilige Familie, zum Teil mit den Modellen des unsrigen, ist sehr übermalt und erreicht unser Bild bei weitem nicht. Memling, Die sieben Schmerzen der Maria, vortrefflich; das Bild bestätigt, wie mir scheint, unsern Christophorus, namentlich auch in der Landschaft. Unvergleichlich gemalt eine Danae von Veronese, wohl das Beste in Karnation, was er gemacht hat, aber freilich auch einigermaßen bedenklich. Die Füße von äußerster Naturwahrheit, doch schön. Die vier Elemente von Albani anmutige Bilder. Die Madonna di Tenda von Raffael sicher unecht; das Original hängt in München. Das Unechte markirt sich namentlich durch gewisse Uebertreibungen, z. B. die Schwellung der Oberlippe.

Die Rüstkammer im königlichen Schlosse ist zwar klein (vielleicht nur ein Viertel so groß als die Sammlung des historischen Museums in Dresden), wirkt aber überaus prächtig. Die Rüstungen wurden sämtlich ausgestopft, und die Reiter (denen man neue Helmbusche von guten Federn gegeben hat), sitzen auf Pferden, die mit wirklichen Pferdehäuten überzogen und ganz vorzüglich modellirt sind. Viel Abwechslung in den Stellungen: Galopp, Aufbäumen, Scharren mit dem Fuße. Uebrigens besitzt die beiden schönsten Rüstungen des savoyischen Hauses unser historisches Museum. Der Saal, in welchem die Rüstungen stehen, zeigt reiche Decken- und Wandmalereien, schwere Vergoldung, geschnitzte Ornamente.

Der Palazzo Madama mit zwei alten Türmen, den einzigen Resten mittelalterlicher Architektur in Turin. — Nachmittags ein Gang auf den Kapuzinerberg jenseits des Po; nicht sehr lohnend, weil das Wetter trübe war. — Die Stadt im ganzen hatte wenig Anziehendes für uns.

Genua, 29. Oktober. (Hotel Victoria.)

Ein Gang durch die Straßen am Hafen Sonntag früh höchst unterhaltend. Hunderte von schulfreien Kindern spielten auf dem sonnendurchwärmten Pflaster, lebhaft, aber artig; über ihnen flatterte an zahlreichen über die Straße gezogenen Schnüren hoch oben die Sonnabendswäsche. Der Blick über den Hafen, auf das Meer, das nur leicht bewegt war, unvergleichlich. Dann wieder gegen die Berge zu neue Pracht. Die Farbe der Berge mattgrün mit eigentümlichem Silberton,

davor die Stadt, die sich anphitheatralisch emporbaut, mit ihren matt ziegelroten, gelben, orangefarbenen und graulichen, weißlichen Häusern. Indem wir weiter in die Stadt eindrangen, zeigten sich in engen, aber höchst saubern Straßen mit schönstem Pflaster hohe mächtige Paläste, kräftig gefärbt, mit stark ausladenden Gesimsen, energisch profilirten Thüren und Fenstern. In der Regel führt aus dem heitern, geräumigen Vestibül eine Treppe in einem Hof mit offenem Säulenumgang, über den hinweg man durch das Gebäude in den schöngepflegten Garten sieht. Die Decken dieser Säulenumgänge und Treppenhäuser haben die Motive für die ornamentale Malerei der Decken im Treppenhause des neuen Dresdner Hoftheaters hergegeben, wie Semper hier überhaupt viel studirt haben muß. Heiterste, würdigste Pracht, großer Reichtum geschmackvoll vorgetragen.

Wir besuchten den Palazzo Brignole-Sale. Außen ist er ziegelrot von unten bis oben, vor den Fenstern weiße Marmorbalustraden, die Fenster durch hellgrüne Jalousieen gedeckt. Die Säle zeigen überall reich gemusterte Marmorfußböden. Die Wände mit zum Teil hoch bedeutenden Gemälden geschmückt, unter denen ich nur folgende anmerke: Bildnisse von Rubens (wie denn überhaupt die Niederländer hier sehr geschätzt worden sind) und von van Dyck, von letzterm namentlich einige ganz prachtvolle Familienporträts in ganzer Figur, eins zu Pferde. Ein Hieronymus von Lucas van Leyden, ein Dürer, Veronese, Bellini, Moretto ꝛc. Die Decken von Piola, Carlone, Deferrari. Eine Dekoration der Art mit Marmorfußböden, Staffeleibildern und Deckengemälden ist im grunde so sparsam und klug, wie sie vornehm und geschmackvoll ist. Der Palast stammt aus dem Ende des achzehnten Jahrhunderts, und ist seitdem geblieben wie er war. Wie oft wäre er verändert, umgebaut worden, wenn er aus gemeineren Stoffen erbaut und mit solchen geschmückt worden wäre!

Ein andrer Palast der Art ist derjenige der Familie Durazzo-Pallavicini, erbaut von Bartolomeo Bianco 1622, mit grüner Fassade. Vestibül und Treppenhaus sind von höchster, einfachster Vornehmheit. In der Vorhalle die Statuen der Eintracht und der Tapferkeit von Ravacchio und Traverso — nur ein Beispiel der Art, wie die Künstler und die Bauherren hier immer beziehungsreich waren und auf das Große und Ganze hindeuteten. Auch diesen Palast schmückt eine ungesucht zusammengebrachte, historisch gewordene Galerie. Wiederum vorzügliche Familienbildnisse von van Dyck, ein Rubens: Philipp IV. von Spanien, Riberas, Wouvermans, Breughels, eine heilige Familie Dürers von höchstem Reiz. Von wie weiter Bildung und weiten Beziehungen zeugt es, daß man hier in der fruchtbarsten Periode italienischer Kunst auch deutsche und niederländische Art so zu schätzen wußte. Die Decken noch schöner als in Brignole. Der Schwiegervater des jetzigen Besitzers (eines Marchese Durazzo) ist der Schöpfer des berühmten Pallavicini-Gartens in Pegli, dessen Besuch wir uns versagen mußten.

Die Vestibüles und Höfe von mehreren Palästen der Familie Doria besichtigt; einer ist jetzt mit all seiner Pracht in das Rathaus verwandelt. Man wird nicht müde, die Strada Nuova mit ihren alten charaktervollen Palästen aufzusuchen, und kommt aus dem Gefühl, im Theater vor einer schönen und stilvollen Dekoration zu sitzen, nicht heraus. Hierzu wirkt wohl der saubere, durchweg aus größten Platten bestehende Boden der Straße mit, der so eben wie ein Parquet ist. Man denke sich das schönste Trottoir über die ganze Straße gelegt, eben, nur in der Mitte eine leichte Senkung.

Die Kirche Santa Maria di Carignano ist von Galeazzo Alessi in griechischer Kreuzesform nach dem Muster des Planes erbaut, den Bramante für den St. Peter

in Rom entworfen hatte, und deshalb berühmt. Ich muß sagen, daß ich die Grundform des lateinischen Kreuzes, mit verlängertem Hauptstamm, für die Wirkung bei weitem vorziehe, weil sie für den Kuppelraum eine gewisse Vorbereitung gewährt und überhaupt weiträumiger ist.

In der nahen Kirche Santa Stefano das schönste Bild Giulio Romanos, die Steinigung des Stephanus darstellend, von einem Rafael kaum zu unterscheiden.

Im Dom St. Lorenzo, romanisch mit wenig gothischer Zuthat, reich und prachtvoll, sechs großartige Statuen von Matteo Civitali (Adam, Eva, Jesaias, Habakuk, Zacharias, Elisabeth), zwei fernere von Andrea Sansovino, fünf Statuen von Guglielmo delle Porta; schön geschnitzte Chorstühle.

Nachmittags besuchten wir den Camposanto. Ein großartiger Friedhof von Arkaden umfangen, in denen die reichsten Marmordenkmäler aufgestellt sind, darunter sehr rührende. Ganze Abschiedsszenen sind dargestellt, sodaß auch die Hinterbliebenen zur Anschauung kommen, wobei wohl die liebe Eitelkeit ein wenig im Spiele ist. Sehr verschiedene Arten des Begräbnisses. Die Reichsten haben eine eigne Kapelle, dann kommen Grüfte mit Wanddenkmälern, Nischengräber mit Marmortafeln, Erdbestattungen. Alles schön gehalten; Rosenhecken blühten in schönster Pracht. Wundervoller Blick auf die Berge. Viel Publikum, das sich eigentlich recht gut vergnügte. In dem Bewußtsein, den Verstorbenen eine rechte Ehre erwiesen zu haben, und von dem lieben Nächsten in diesem Beginnen nicht unbemerkt gelassen zu werden, geht der Schmerz auf.

Genua, 30. Oktober.

Früh zunächst wieder den Hafen besucht, der dicht mit Schiffen besetzt war und wo sich ein reiches Leben entwickelte. Wir fragten nach der Brücke, bei welcher Fiesco ins Wasser gefallen (und die noch existirt), aber weder die Zollwächter, noch die Konstabler, noch andre Leute kannten auch nur den Namen Fiescos. Er war nur eine Episode in der Geschichte dieser klugen und reichen Kauf- und Kriegsherren.

Ein Gang durch die Straße der Goldschmiede sehr unterhaltend und verlockend. Filigrankörbe und sonstige Sachen, so fein und durchsichtig gearbeitet, daß es aussah, als seien die Schaufenster mit feinsten Spitzen dekorirt.

Dann in die Villa Negro bei Aqua Sole hinauf, einem öffentlichen Park mit schönster südlicher Vegetation, Palmen, Pfefferbäumen, immergrünen Eichen, Lorber. noch oben das zoologische Museum: ein einziger großer Raum mit vier Galerien ringsum. Der Marchese Doria, Direktor der Sammlung, war leider krank.

Wundervolle Blicke von oben über die Stadt, das Meer und die Berge. Das Meer schön grün, davor die Dächer der Häuser, auf die man herabsieht, zart schiefergrau.

Dann wieder in die altertümliche Stadt und mit den Menschen gesprochen, die uns so sehr gefielen. Alles heiter, frei, anspruchslos. Wir hatten den allerangenehmsten Eindruck von Genua. Mächtig, heiter, prächtig.

Pisa, 30. Oktober. (Albergo Nettuno.)

Die Fahrt von Genua bis Pisa an der Riviera di Levante oder doch bis Spezia gehört zum schönsten, was man in Italien haben kann. Rechts, hundert Schritt vom Zuge, das Meer, links zunächst reizende Villen, abwechselnd mit einfachen Landhäusern, in Gärten voller Feigen- und Zitronenbäumen, letztere reich mit grüngelben Früchten behangen. Die Villen einfachere Abbilder der Paläste.

Dahinter Berge von mäßiger Höhe, bis oben mit Oliven bestanden, hoch oben mit alten Kastellen gekrönt.

In Pisa nahm uns ein sehr behaglicher Gasthof am Arno auf. Ich finde diese oft geschmähten italienischen Gasthäuser überhaupt sehr angenehm. Dieselben scheinen nicht wie für ihren Zweck gebaut, sondern man findet sich wie in einem guten bürgerlichen, auch wohl vornehmen Hause in die „gute Stube" quartiert. Bilder an den Wänden, Nippesfiguren, Teppiche und dergleichen. Dann stimmen unten im Gastzimmer die ungeheuern Foglietten guten Landweines, die à discretion hingestellt werden, sehr angenehm; ebenso aus dem Vollen τῶν ἔνδον ἐόντων, ist stets das Essen angerichtet. Katze und Hund nahen sich sofort, Freundschaft zu schließen.

Die Stadt ist klein (12—13000 Einwohner)*) und still, aber viele Gebäude zeugen von alter Größe. Prächtige Palazzi, denen von Genua ähnlich, das nach langen Kämpfen diese Stadt endlich überwand und zu ihrer gegenwärtigen Unbedeutendheit reduzirte. Die Gesimse sind durchgehends anders gebildet; während nämlich in Genua kräftige Voluten-Kragsteine den obern Dachkranz stützen, steht hier das Dach sehr weit vor, und die hölzernen Balkenköpfe, die schräg herabgehen, angenehm geschweift, bilden die Hauptverzierung.

Die Straße zum Dom wunderbar still. Der Domplatz selbst liegt noch innerhalb der Stadtmauer, in einer Ecke der Stadt, und bildet eine weitgedehnte Rasenfläche.

In der Mitte der majestätische, ganz mit Marmor in schwarzen und weißen Schichten inkrustirte Dom, der Fassade gegenüber das Baptisterium, hinter beiden lang sich erstreckend der Camposanto, vorn hinter dem Chor der Kirche der berühmte schiefe Turm, der Glockenturm des Domes.

Der Dom stammt im wesentlichen aus dem elften und zwölften Jahrhundert und ist eine prachtvolle Basilika; das Langhaus fünfschiffig, das Querhaus dreischiffig. Ueber den Säulen führt eine zweite Säulenstellung durch das ganze Haus, und zwar auch über die Querseiten der Vierung hinweg, wodurch einzig schöne Durchblicke entstehen. Die Kuppel ist elliptisch angelegt. Nachdem ich diese Kuppel gesehen, soviel ich weiß, die älteste nicht byzantinische, weiß ich in der That nicht, warum man in der Kunstgeschichte die Kuppel des Domes von Florenz, die weit später gebaut ist, so stark als ein Novum betont, denn es ist weit schwerer, eine elliptische als eine halbkugelförmige Kuppel zu konstruiren.

In der Chornische ein großes Mosaikgemälde von Cimabue (Anfang des vierzehnten Jahrhunderts), ganz streng in den alten byzantinischen Formen, doch bewegter im Ausdruck. In der Tribüne Gemälde von Soddoma und Beccafumi. In den Chornischen der Querschiffe Mosaiken von Gaddo Gaddi. Auf der Balustrade vor dem Hochaltar knieende Engel als Kandelaber (von Bronze) von Gianbologna, höchst wahr und lebendig. Der ganze Fußboden musivisches Marmorwerk, am meisten unter der Vierung, und dieser Teil gilt für altrömisch. Altrömisch sind auch einige Säulen. Unter den Gemälden haben mich am meisten gefesselt: Die heilige Agnes von Andrea del Sarto, ein Werk, zu dem man sich wieder und wieder zurückgezogen fühlt, und gegenüber eine stehende Madonna mit stehendem Kinde von Pierin del Vaga, ganz raffaelesk. Grabmäler der Renaissance von feinster Ornamentik.

*) Nachträglich finde ich, daß die Stadt einmal bis auf 8000 Einwohner herabgekommen ist, aber jetzt wieder 50000 hat. Ich schrieb nach dem Eindrucke.

Vor dem Kreuzschiff hängt eine mit Putten reichverzierte Bronzelampe herab, mittels deren Galilei wichtige Gesetze in Bezug auf Pendelschwingung entdeckte, wie ihm auch der schiefe Turm für die Entdeckung der Fallgesetze von Wichtigkeit wurde.

Vom Dom ins Camposanto. Das ist ein langer oblonger Hof, mit Erde aus dem heiligen Lande aufgefüllt, die einst in 340 Schiffen hierhergebracht wurde, und mit mehreren Cypressen bestanden; ringsherum ist er umbaut mit einer nach dem Hofe zu durch breite und hohe, glaslose, dreiteilige Fenster mit feinstem gothischen Maßwerke. Unten an der festen Außenmauer Grabmäler aller Art, antike Sarkophage; gegenüber antike Funde aus der Gegend von Pisa. Ueber den Grabmälern die berühmten Fresken. Diejenigen neben dem Eingang von Giotto und seiner Schule sind fast ganz zerstört; diejenigen von Orcagna oder Lorenzetti auf derselben Seite (namentlich der Triumph des Todes) besser erhalten. Am meisten Interesse erregt die Folge der Fresken auf der zweiten Langwand, und sie sind auch am besten konservirt.

Hier ist in zwei Reihen großer Temperabilder mit lebensgroßen Figuren die biblische Geschichte von Noah bis Moses klar erzählt, und zwar in der Weise, daß innerhalb eines Rahmens die aufeinanderfolgenden Momente einer Geschichte neben oder (perspektivisch) hinter einander zur Darstellung gelangen. Und das in einer so reizenden, naiven, fröhlichen und vor allem ausführlichen Weise, daß man die ganze Geschichte des fraglichen Zeitraumes mit dem größten Entzücken ohne Lücke herunterliest. Ich kenne keine biblischen Darstellungen, die so den Geruch der Bibel hätten wie diese. Das ist die wirklich volkstümliche Art, die Bibel zu malen. Die neuere Kunst glaubt nun je einen Moment von möglichst starker dramatischer Füllung in einem Rahmen darstellen zu dürfen, so, wie man die betreffende Aktion mit einem Blicke in Wirklichkeit wohl überschauen könnte. Ein unnötiger Realismus, der viele überfüllte Kompositionen verschuldet hat und zur Unnatur in den Bewegungen verführte. Auch vor diesem großen naiven Gemälde faßt das Auge thatsächlich nur immer einen Moment der Handlung, um dann zum nächsten überzugehen und hinterher das Ganze noch einmal zu überblicken; aber — und dies ist der große Vorteil — alles ist in eine Stimmung zusammengefaßt und eins erklärt sich leicht und ungezwungen aus dem andern. Der Ausdruck braucht nicht forcirt zu werden, weil man ja weiß, in welcher Situation sich die betreffende Persönlichkeit befindet. Alles geht in epischer Ruhe und Gelassenheit in seinem Gleise fort, und dabei wird so viel Raum für Nebenfiguren, welche, ohne zu stark mit Inhalt und Bedeutung überfüllt zu sein, mit charakterisiren helfen und in Stimmung bringen; wer möchte diese köstliche Weinlese missen? Der moderne Künstler muß sich mit einer Traube, wo nicht gar mit dem geröteten Antlitz des Noah begnügen.

Ich finde diese Bilder gerade für unsre Zeit im höchsten Maße beachtenswert.

Nachmittags ging ich noch einmal allein ins Camposanto und war dann 1½ Stunde außer dem Custoden allein in dem herrlichen, ernsten und durch diese Gemälde doch so heiteren Bau. Die Gesamtstimmung der Gemälde ins Grünliche fallend. Auch das Blau der Luft fällt ins grünliche, und ich glaube, daß dies nicht erst Wirkung der Verwitterung ist, sondern von Anfang an der Fall war.

Im Baptisterium ist die Kanzel von hohem Interesse, weil sie für die Geschichte der modernen Skulptur in entschiedenster Weise Epoche macht. Niccolo Pisano, der Urheber der großen Pisaner Bildhauerfamilie, war der erste, der für religiöse Stoffe wieder die Antike nachahmte und damit die alte Trockenheit und

Schablonenmäßigkeit der romanischen Figuren überwand. Er hat zuweilen einfach antike Figuren in seine Kompositionen herübergenommen. Die Innigkeit der Empfindung fügten dann Söhne und Enkel wieder hinzu.

Ein Echo, das wie eine Orgel wirkt.

Das Baptisterium mit köstlichen Bronzethüren von Gianbologna und seinen Schülern geschmückt. Lebendig. Reizvoll. Die Bordüren aus realistischen, höchst geschmackvoll arrangirten Fruchtschnüren von Limonen, Feigen, bohnenartigen Früchten u. s. w. gebildet.

In der Akademie der schönen Künste eine kleine Gemäldesammlung mit alten Italienern. Höchst interessant ein Karton Benozzo Gozzolis zur Königin von Saba im Camposanto.

Nicht weit davon die uralte Universität, mit einfacherem, anspruchsloserem Säulenumgang im Hofe. Auf diesen Umgang münden die Auditorien. Es schienen aber Ferien zu sein, alles tot und still.

Des schiefen Turmes, des Campanile zum Dom, habe ich noch zu gedenken. Acht Geschosse mit Säulenstellungen übereinander, von weißestem Marmor. Ich wollte hinauf, wurde aber nicht zugelassen, weil immer drei Personen zusammen sein müssen; aus welchem Grunde, blieb mir verborgen. Die Neigung des Baues ist ganz beängstigend, oben beträgt die Abweichung 4,3 Meter. Die Erklärung, der Bau habe sich, als man im dritten Stock gewesen, gesenkt, man habe aber weiter gebaut und von Stock zu Stock das Uebergewicht zurückgeschoben (durch allmähliche Auskragung des Kerns auf die entgegengesetzte Seite), dürfte die richtige sein, denn daß man von Anfang an schief gebaut haben sollte, läßt sich nicht denken, da die Wirkung keine schöne ist und sein kann.

(Fortsetzung folgt.)



Gute Leute — schlechte Musikanten.



chon einmal haben wir unter dieser Überschrift auf den peinlichen Widerspruch, der nur allzuoft zwischen idealen Vorsätzen und stümperhaften Leistungen, einem edeln Wollen und einem kläglichen Können klafft, bedauernd hingewiesen. Pfuscherei und Trivialität bleiben, was sie sind, auch wenn sie mit den erhabensten Stoffen und unzweifelhaft guten Intentionen verknüpft erscheinen. Dies ist eine Wahrheit, die namentlich konservative Kreise nur zu oft aus den Augen lassen und die von Zeit zu Zeit scharf betont werden muß. Heines hohnvolle Bezeichnung des Tanzbären Atta Troll: „Kein Talent — doch ein Charakter!“ traf unmittelbar und zunächst nur die liberale Tendenzliteratur der vierziger Jahre, welche die armseligsten Dichtungen und Schauspiele, sofern sie „gesinnungstüchtig“ waren, gelten ließ, ja rühmte. Allein die Satire leidet Anwendung auf

die Gewohnheit aller Parteien; der wunderliche Irrtum, daß das Interesse irgendeiner guten Sache durch dilettantische und ohnmächtige Versuche gefördert werden könne, macht sich immer aufs neue geltend. Wie oft begegnen wir in Kritiken einer Einleitung, daß angesichts der materialistischen Grundanschauung, der Frivolität und Rohheit eines großen Teils der modernen Literatur das Buch des Herrn X und die Dichtung der Frau von Y durch reine und edle Absichten, durch sittliche oder religiöse Tendenz geadelt seien, eine Einleitung, hinter der die schüchterne Bemerkung folgt, daß gedachtes Buch oder besagte Dichtung freilich nur bescheidne Ansprüche erhebe. Hinter der Anpreisung hinkt das Zugeständnis drein, daß hier wieder einmal das Zeichen für die Sache gesetzt werde, aber da das Zeichen löblich sei, dürfe man den Mangel der Sache nicht zu hoch anschlagen. Diese sophistische Auseinandersetzung ist uralt, kehrt unablässig wieder und richtet unsägliches Unheil an. Beinahe dürfte man sie in ihr Gegenteil verkehren und sagen: wenn es bei niedriger Absicht, bei alltäglichen armseligen Stoffen allenfalls erlaubt wäre, mittelmäßig und platt zu sein, so ist das bei edler Tendenz und gegenüber großen Stoffen ganz unerträglich. Die Freude am ethischen Gehalt, an der moralischen Vortrefflichkeit kann und darf auf künstlerischem Gebiet von der ästhetischen Freude nicht getrennt werden, und wo es dennoch geschieht, trifft das oben zitirte Heinische Spottwort die Wohlmeinenden mit allem Recht.

Schulbubenweisheit! hören wir sagen. Ja wohl, und schlimm genug ist es, daß diese einfachsten Sätze, die jeder auf Bildung Anspruch machende sich in der Sekunda eingeprägt haben sollte, immer wieder aufgefrischt werden müssen. Als allgemeine Sätze werden sie zugegeben, in jedem konkreten Falle bleiben sie unbeachtet. Da gefällt es wieder einmal zwei „Dichtern," den erhabensten, wichtigsten und tiefsten Stoff, die in den Evangelien enthaltene Lebens- und Leidensgeschichte Christi, in modernen Dichtungen ohne Gestalt, ohne seelische Gewalt und künstlerische Form, in schwächlichen Versen als epische Dichtungen zu publiziren, und auf der Stelle beeilt sich ein Teil der wohlmeinenden Presse, die gelind gesagt überflüssigen Reproduktionen in jenen allgemeinen Redensarten zu loben und zu empfehlen, welche die Verlegenheit verraten, die durch gute Leute und schlechte Musikanten beinahe immer verursacht wird. Als die ersten Gesänge des Klopstockschen „Messias" veröffentlicht wurden, ließ sich Gottsched in seinem „Bescheidenen Gutachten, was von den bisherigen christlichen Epopöen der Deutschen zu halten sei," zu der Behauptung hinreißen, daß die neuen geistlichen Dichtungen in einer zu Freigeisterei und Religionsspötterei geneigten Zeit notwendig unendlichen Schaden anrichten müßten. Der Leipziger Geschmacksdiktator war im Unrecht, doppelt sogar, denn erstens stammte Klopstocks poetische Auffassung seines heiligen Stoffes aus einer Seele, die reiner, frömmer, von echter Religiosität viel durchdrungener war, als die Seele des Warners, der „Messias," welches auch immer seine ästhetischen Vorzüge und Mängel sein

mochten, blieb eine literarische That und eine große Schöpfung — zweitens aber war und ist es einer der schlechtesten Klopffechtergriffe, Dichtungen und Kunstwerken überhaupt Wirkungen zuzuschreiben, die außerhalb jeder Möglichkeit liegen. Trotzdem bleibt immer zu wünschen, daß eine große Sache, eine erhabene Empfindung der mittelmäßigen und trivialen Poesie nicht anheimfalle. Wenn heutzutage niemand mehr den „Messias" liest, so war er doch seiner Zeit wert, gelesen zu werden. Die neuesten Nachkömmlinge desselben aber, die epische Dichtung Der Erlöser von Gerhard Ger (Leipzig, Oswald Mutze) und Der Heiland von Heinrich Langen (Paderborn, F. Schöningh), haben keinen Anspruch darauf, überhaupt gelesen zu werden. Wir glauben weder, daß sie die religiöse Empfindung da wecken könnten, wo dieselbe nicht schon vorhanden wäre, noch daß die schwächlich-unerfreulichen Produkte der Religion zu schaden vermöchten. Höchstens könnte es einer gewissen Art der Kritik belieben, aus so gründlich verfehlten Anläufen die Unergiebigkeit und Leblosigkeit des religiösen Stoffes zu demonstriren. Grund genug, nicht in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen und die poetische und künstlerische Unbedeutendheit und Unzulänglichkeit mit dem Lobe des Stoffes, der über alles Lob erhaben ist, zu verhüllen. Legt man den allein zulässigen Maßstab der poetischen Kraft und poetischen Kunst an diese Christusepen, so ist das Resultat ein klägliches. Was soll eine in Trochäen umgegossene und bei dieser Umgießung gründlich verwässerte Wiedergabe der schönen schlicht evangelischen Erzählungen, wie sie in der Ger'schen Dichtung „Der Erlöser" gegeben ist? Glaubt der Verfasser im Ernst den Eindruck zu verstärken, zu erhöhen, zu vertiefen, kann es im Ernst eines Menschen inneres Bedürfen sein, Verse vom Kaliber der nachstehenden zu schmieden:

Da rief Petrus schmerzbewegt:
„Und wenn auch die andern Jünger
Über dich sich ärgern sollten,
Werde ich mich doch nicht ärgern
Über dich, nein, sicher nicht!"
Ihm entgegnete der Heiland:
„Petrus, ehe noch der Hahn kräht,
Wirst in dieser Nacht du dreimal
Mich verleugnen — denk' an mich!"
Da rief Petrus aus: „Und sollt' ich
Mit dir sterben — dich verleugnen
Werd' ich nun und nimmermehr!" (S. 192.)

Oder noch kläglicher:

Endlich war man auf den Hügel
Golgatha gelangt. Dem Heiland
Ward ein Becher Wein mit Myrrhen
Erst gereicht zu seiner Stärkung.
Doch er wies den Trank zurück.

Und nun ward — mein Lied, es sträubt sich,
Seiner Martern grauenvolle
Einzelheiten treu zu schildern! —
Und nun ward mit starken Nägeln,
Die durch Händ' und Füß' ihm drangen,
Der Erlöser angeheftet
An das Kreuz auf Golgatha. (S. 229.)

Es mögen einzelne bessere Verse in dem „Epos" vorkommen, aber der Tenor des Ganzen gleicht den angeführten Stellen. — Ein wenig, aber auch nur ein wenig günstiger stellt sich das Urteil über die Dichtung „Der Heiland," die den Stoff in einer Folge von einzelnen Gedichten — sechzig, wenn wir recht gezählt haben — behandelt, und hie und da einmal einen ansprechenden Laut oder ein anschauliches Bild hat. Im ganzen zeigt sich aber auch hier die Ohnmacht des Dilettantismus. Man denke an die große Zahl inniger, tiefer, schöner Weihnachtslieder und Bilder und vergleiche damit, wie Herr Langen nach Luk. 2 die Geburt des Heilandes „poetisch" darstellt:

Vom Kaiser war der Spruch ergangen,
Daß man ihm zählen sollt' das Reich;
Da gab's im Land ein großes Wandern,
Zum Stamme kehrt' ein jeder Zweig.

Auch Joseph und Maria zogen
Zur Zeit von Galiläa aus,
Gen Bethlem lenkten sie die Schritte,
Weil sie aus König Davids Haus.

Und als sie kamen zu dem Orte,
Saß in der Herberg Gast bei Gast;
Ein Lager war nur noch im Stalle,
Den wählten müde sie zur Rast.

Und in der Nacht geschah das Wunder:
Den Herrn gebar die Jungfrau rein!
Das Kindlein barg sie in der Krippe —
Den Gottessohn auf hartem Stein.

Und das will Poesie, will religiöse Poesie sein, will sich in Herz und Sinn einprägen, will erwecken und erbauen, will womöglich den Unglauben und den Materialismus der Zeit überwinden helfen! Gute Leute — schlechte Musikanten; wir aber brauchen gute oder keine Musik und werden, wenn es sein muß, noch tausendmal wiederholen, daß die beste Absicht dergleichen Stammeln nicht zur Dichtung erhebt.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

10.



Zwischen Thür und Angel drängt es mich noch einmal, das Wort zu ergreifen, nicht allein, um rasch noch die Zahl meiner Thaten um eine Nummer zu vermehren, sondern zugleich gewissen Äußerungen des Pessimismus entgegenzutreten. Es haben sich Klagen über die Unfruchtbarkeit der diesmaligen parlamentarischen Verhandlungen erhoben. Meine Herren, das ist eine contradictio in adjecto, wie wir Lateiner sagen. Parlamentarische Verhandlungen können niemals unfruchtbar sein, weil sie selbst Frucht sind, und zwar die höchste und beste, die es geben kann. „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort" — die Wahrheit dieser Behauptung hat sich im Zeitalter des Strumpfstrickens hinlänglich erprobt; wie groß muß erst das Erträgnis sein, wenn die Rede zugleich Arbeit ist. Möge sich deshalb niemand durch die Thatsache verstimmen oder entmutigen lassen, daß die Sehnsucht des deutschen Volkes, seine Geschicke in die Hände eines Ministeriums Windthorst-Richter-Singer-Mayer-von der Decken-......ski gelegt zu sehen, auch diesmal wieder unerfüllt geblieben ist. Das wird ja endlich doch geschehen müssen, und — wenn nicht — nun, dann kann die Nation wenigstens die stenographischen Berichte getrost nach Hause tragen als einen Schatz, der über alle Schätze geht! Wenn sich ein Saal konstruiren ließe, groß genug und zugleich akustisch, sodaß alle Volljährigen sich zu einer Versammlung vereinigen und Reden halten könnten, so wären wir auf einmal aller Sorgen enthoben. Jeder bekäme Diäten, sodaß er keiner andern Arbeit nachzugehen brauchte, jeder hätte eine zusagende Beschäftigung, regelmäßige, wenn auch bescheidne Einnahme, alle Aufregungen, Ärgernisse und Kosten der Wahlen fielen weg, niemand brauchte Wahlpolitik zu treiben, jeder wäre immun und — ich wette darauf, zufrieden. Also nicht die Staatskünstler sollten sich fürder die Köpfe zerbrechen, an der Mechanik ist jetzt die Reihe!

Aber ich will mich nicht in rosige Zukunftsbilder versenken, die Gegenwart ist ja auch schön. Gerade die letzten Wochen haben wieder bewiesen, daß wir stetig fortschreiten — zurückschreiten, wenn Sie wollen, zum Urchristentum und darüber hinaus. Mehr und mehr entledigen wir uns der aus barbarischen Zeiten stammenden Vorurteile und Engherzigkeiten. Jener philisterhafte Glockengießer, welchen ich mir eingangs meiner heutigen Rede zu zitiren erlaubte, hielt noch für das teuerste der Bande den Trieb zum Vaterlande. Wir aber haben

erkannt, daß des Menschen allein würdig ein Weltbürgertum ist, welches nichts so sehr fürchtet als den Vorwurf des Egoismus, und deshalb stets zu andern höflich sagt: „Bitte, nach Ihnen!“ Und keine höhere Befriedigung kennt der gute freisinnige Mensch, als wenn er das Nachsehen hat, weil die andern unhöflich alles für sich genommen haben. Wir frieren mit Lust, wenn wir dem bösen Nachbar unsern Mantel um die Schultern hängen dürfen, und wir halten ihm freudig nicht nur die andre Wange, sondern auch den Rücken hin, wenn es ihn gelüstet, uns zu züchtigen. Das ist doch schriftmäßig christlich. Und wieder ist der Prediger dieser Lehre, der treue Wächter für das Recht des Auslandes, jener vielverlästerte Held, dessen tapfere Zunge die Hohenzollern vor dem Schicksal der Merowinger bewahrt hat, und der diesmal noch Zeit fand, nebenher die sonst ganz preisgegebene Ehre der Nation zu wahren. Heil ihm!

Und dennoch ist er nicht der am weitesten Fortgeschrittene. Seine zentralen Freunde gehen über das Urchristentum hinaus, sie wachen, daß die Paragraphen der mosaischen Verfassung nicht verletzt werden. Der Reichskanzler, der arge Heide, stellte sich auf den Standpunkt des Evangeliums, demzufolge die Heiligung des Sonntags nicht verbietet, für des Leibes Nahrung und Notdurft zu sorgen; er erinnerte sich wahrscheinlich an die Ähren und Schaubrote, und meinte wohl, durch solche Autoritäten gedeckt zu sein. Aber er hatte die Rechnung ohne die „Germania“ gemacht. Mag ihn sonst nicht leicht etwas erschüttern, durch diese flammende Strafpredigt muß er in den Zustand tiefster Zerknirschung versetzt worden sein. Denn wenn Nathan der Prophet oder Samuel in eigner Person die Leitartikel für die deutschgeschriebene „Roma“ verfaßten, könnten sie den Ton nicht besser treffen. Ja, ohne schmeicheln zu wollen, der Geist Samuels ist über das fromme Blatt gekommen, jenes Samuel, welcher im Auftrage seines Gottes den König absetzte, der freventlich hatte Milde walten lassen gegen einen Amalekiter, da doch der Gott Samuels dies Volk mit Stumpf und Stiel ausgerottet wissen wollte. Wie wahr spricht der neue Prophet: „Wir verstehen uns nicht mehr. Sie halten für erlaubt, was wir für unerlaubt und verderblich halten,“ und vice versa, hätte er hinzusetzen können. Mehr noch, „sie,“ nämlich Saul und sein Anhang, halten für notwendig, was „uns,“ nämlich den Gottseligen, das allerunangenehmste ist. Sie steifen sich darauf, daß der Mensch soll unterthan sein der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, während doch der alte Gott der Juden den Hohenpriester über die Obrigkeit gesetzt hat. Wir verstehen uns nicht mehr! Sie sind und bleiben verstockt, sie wollen noch heute nicht begreifen, daß die Autos da fe, und die Bartholomäusnacht, und die Zerstörung von Heidelberg u. s. w. gottgefällige Werke gewesen sind, sogut wie die Hinschlachtung der Weiber und Kinder der Amalekiter. Noch ermahnt der Prophet nur, noch läßt er nur durchblicken, daß das sündliche Treiben Sauls ihm „den Fluch

auf die Lippen dränge"; wehe, wenn er den Fluch fliegen läßt, der wohl nach altjüdischem Modell gearbeitet sein würde, das ja im auserwählten Volke nie in Vergessenheit geraten ist: man schaudert bei dem bloßen Gedanken!

Wie wenig wir uns verstehen, das zeigten in der That einzelne Bemerkungen des Herrn Reichskanzlers über die Sonntagsfeier. Wenn er sich häufiger in gewissen Gebirgsgegenden mit gut katholischer Bevölkerung aufgehalten hätte, so würde er sich wohl erinnern, daß alle Erwachsenen direkt aus der Messe in die Kaufläden wandern, um für die Bedürfnisse der kommenden Woche vorzusorgen, den Hausrat zu ergänzen, überhaupt einzuhandeln, was der Bauer nicht selbst machen kann (natürlich müssen deshalb sämtliche Geschäfte offen gehalten werden, was in diesem Falle wahrscheinlich nicht gegen die Gesetzgebung von Sinai verstößt), dann sich dem Wirtshaus zuwenden, wo die Unterhaltung sogut vonstatten zu gehen pflegt, daß dort die Montagsarbeit gewöhnlich mit dem Aufwaschen der Blutlachen ihren Anfang nimmt. Er würde vielleicht auch Gegenden kennen gelernt haben, in welchen alle Bemühungen, der Armut und Verkommenheit der Bewohner durch Hebung des Ackerbaues und Gründung einer größern Gewerbsthätigkeit zu steuern, vergeblich bleiben, weil die Leute viel zu fromm sind, um an einem ihrer vielen Feiertage die Hände zu rühren, es sei denn zum Kartenspiel. Wenn er solche segensreiche Zustände kennte, würde er doch Bedenken tragen, sich der Ausbreitung derselben zu widersetzen. Aber wir verstehen uns nicht mehr, und darum wächst „das Schuldkonto Preußens" schreckenerregend an. So überaus treffend hat neulich Herr Windthorst darauf hingewiesen, daß die Polen in Österreich gute Staatsbürger seien, weil man sie dort richtig behandle. Gewiß! Man lasse die polnische und die katholische Propaganda frei gewähren, man statte das Land auf Kosten der andern aus und gebe den Polen eine entscheidende Stimme in den allgemeinen Angelegenheiten, dann werden sie auch in Posen zufrieden sein und gute Deutsche werden — nein, das wohl nicht, aber gute Polen bleiben.

Trotzalledem bleibe ich dabei, daß man nicht zu verzagen braucht. Wenn das deutsche Nationalgefühl nur konsequent so untergraben wird wie bisher, so muß es ja endlich weichen. Und mit dieser tröstlichen Aussicht wünsche ich uns allen eine glückliche Reise.





Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.



Und doch wußte Fiorita nicht ein noch aus. Was in dem Briefe des Advokaten gestanden hatte, war darauf von keinem Einflusse gewesen. Heute sei der entscheidende Tag, stand darin. Das wußte sie, ohne daß man sie daran erinnerte. Wenn sie willens sei, ihren Vater zu retten, so dürfe sie mit ihrem Widerrufe keine Stunde länger säumen. Auch das war ihr bekannt. Aber was ihr durch die Schriftzüge, wenn auch nicht durch den Inhalt des Briefes, erst wieder zu deutlichem Bewußtsein gekommen war, daß es nämlich mit diesem schriftlichen Widerruf keineswegs abgethan sei — das stand bei dem Gedanken an das peinliche Gericht und an die Widerrufs-Formalitäten drohend lebendig vor ihrer Seele. Der Advokat, zwar ein Ehrenmann, doch bei der verzweifelten Notlage seines Klienten ohne Mitleid für die Seelenbedrängnisse der in die Schlingen Giuseppe Gonzagas geratenen, hatte sich gehütet, ihr von jenen Formalitäten anders als flüchtig zu reden; aber Eufemia war früher ein paarmal bei solchen Prozeduren zugegen gewesen und hatte ihr geschildert, was die von teuflischer Verzauberung eingestandenermaßen umstrickt gewesenen an Entzauberungsformeln vor der ganzen Gemeinde nachsprechen mußten, und wie also auch sie — Fiorita Buonacolsi — im Staube knieend, noch erst alle Gedanken an denjenigen abschwören werde müssen, der sie so verzaubert habe, alle, alle Gedanken, es seien denn Gedanken des Abscheus. Das hatte ihr dann Pater Vigilio, wenn auch widerstrebend, bestätigt. Sie und ihre Liebe mußten in den Staub hinab.

Warum in den Staub? fragte sie plötzlich, als sie dicht verhüllt wieder stundenlang durch die menschenleersten Straßen der Stadt geschlichen und zuletzt auf den Mühlendamm hinaus gelangt war, der die inselartige Stadt mit der

Zitadelle verbindet — auch damals schon —, und der die große, von dem Flusse Mincio gebildete Wasserfläche in den Lago di Mezzo und den Lago Superiore sondert — warum in den Staub?

Und das Wasser mit seiner blaugrünen Farbe, seinen zarten Wolkenspiegelungen, seinem dem Atmen ähnlichen Heben und Sinken, seinem feuchten Schilfdufte, seinen leise das Ufer umflüsternden Wellenstimmchen begann die Lebensmüde magnetisch anzulocken.

Sie setzte sich, unfern von den zwölf städtischen, den sogenannten Apostelmühlen, auf einen der am Ufer liegenden Mühlsteine, und versenkte sich in die Vorstellungen, die mit Sterben und Gestorbensein, so lange man noch mitten im Leben steht, zusammenhängen. Das klare Wasser schien zu winken; fast menschliche Züge nahm es an, und ihr war, als säusle etwas so Beruhigendes aus dem im Winde sanft wogenden Schilfe heraus, daß ihr die Brust vor Sehnsucht nach diesem tiefen, weltentrückten Frieden schier zerspringen wollte. Mein Erdendasein ist ja abgeschlossen, redete sie vor sich hin, ich habe ja mein Liebstes verloren; darf ich, sollte ich ihm nicht in den Tod folgen? Alles, was meine Seele nicht zur Ruhe kommen läßt, wird sich wie Schemen der Nacht verflüchtigen, sobald mich der freundlich zu mir aufblickende See in seine treue Hut genommen hat. — In seine treue Hut? Es durchschauerte sie doch eisig. Sie hatte als kleines Kind ein ertrunkenes Mädchen bis zur Unkenntlichkeit entstellt aus dem Wasser ziehen sehen, mit erschreckender Deutlichkeit tauchte das Bild vor ihr auf, und Grauen schüttelte sie bei dem Gedanken an den entsetzlichen Anblick. Sie wandte sich vom Wasser weg. Nein, es ging nicht, sie würde im Ertrinken um Hilfe schreien. Aber bleibt mir denn eine Wahl? rief sie verzweifelnd aus, kann ich denn die Lüge des Widerrufs mit dem Kruzifix in der Hand wiederholen? Und wenn meine Zunge die schmachvoll verleumderischen Worte wirklich sprach, könnten meine Augen dann je wieder aufblicken? Müßte ich nicht meinen Vater, mich selbst, müßte ich nicht Sonne und Mond, Himmel und Erde, Gott und seine Heiligen hassen, daß etwas so Schmachvolles möglich war?

Sie erhob sich und schwankte lange ratlos und unter lauten Selbstgesprächen in einiger Entfernung vom Ufer auf und ab. Wenn sie jene grauenhaften Prozeduren überlebte, konnte es kein Leben mehr sein, was sie lebte. Wenn sie sich weigerte, sich ihnen zu unterwerfen, fiel das Haupt des Vaters unter dem Beile des Scharfrichters. Wohlan, stöhnte sie endlich, ich will sterben, mag werden was will. Sie wandte sich von neuem dem Wasser zu, strauchelte aber und knickte in die Kniee. Eine Ohnmacht wollte sie befallen.

O ihr gütigen Heiligen, flehte sie gen Himmel, leiht mir nur wenigstens hier euern Beistand, ich werde euch nie wieder lästig fallen! Ein Fläschchen, das sie bei sich zu führen pflegte, suchte und fand sie an der Halskette, aber ihre kraftlosen Finger vermochten nicht, es zu öffnen. Ach, seufzte sie, fast ihrer

Sinne nicht mehr mächtig, ach, daß es selbst zum Sterben noch so vieler Kräfte braucht! — Mechanisch griff sie in die Tasche; wieder hatte Eufemia sich's wie allmorgendlich nicht nehmen lassen, die Tasche mit Wanderproviant zu füllen, aber es fehlte der im Umsinken begriffenen schon die Kraft, den Bissen, den ihre Hand mühsam hervorzog, zum Munde zu führen. Ohnmächtig schlossen sich ihre Augen. Sie sank in das Gras des Ufers nieder.

In einiger Entfernung hatten Kinder nach bunten Ufersteinchen gesucht. Sie kamen furchtsam näher, sahen die schöne junge Dame wie leblos daliegen, erschraken und stoben auseinander. Ein kleines Mädchen hatte indessen den guten Bissen in der Hand der Bewußtlosen bemerkt und kehrte zurück, um zu sehen, was hier zu thun sei. Ein zweites, ein drittes wagten sich ebenfalls wieder heran. Sie gelangten endlich soweit, daß sie in der hohlen Hand Wasser herbeitrugen, und als sie die Regungslose damit eine Weile eifrig beträufelt hatten, öffnete Fiorita müden Blickes die Augen.

Es verstrich eine gute Weile, ehe sie begriff, was mit ihr vorgegangen war. Wie in einer Nebelumhüllung, nichts deutlich sehend, saß sie, halb nur erst vom Boden aufgerichtet, im Grase da. In der einen Hand hielt sie das Gebäck, das sie nicht zum Munde zu führen vermocht hatte, in der andern das Fläschchen, das zu öffnen ihr nicht gelungen war. Die Kinder umstanden sie mit großen Augen, die Welle rauschte ans Ufer, von fern klang das Geräusch der Stadt, in größerer Nähe das Klappern der Wassermühlen.

Endlich wurde ihr aus den begehrlichen Blicken der Kinder klar, daß sie auf etwas warteten. Fiorita reichte ihnen das Gebäck hin, und sie machten sich damit vergnüglich aus dem Staube.

Mechanisch holte Fiorita, fast ohne zu wissen, was sie that, den Rest des Mundvorrats, den sie der Fürsorge der Friaulerin verdankte, aus der Tasche. Woher nur diese grenzenlose Mattigkeit? redete sie vor sich hin, habe ich nur geträumt, daß ich in den See sprang, und daß er mich widerwillig ans Ufer warf? Was in aller Welt ist mit mir vorgegangen?

Während sie so im Grase saß und gedankenlos Eufemias Proviant verzehrte, kehrte ihr Bewußtsein mehr und mehr zurück, mit ihm zugleich ein Teil ihrer Kräfte.

Die körperliche Fähigkeit, aus diesem Leben zu scheiden, war jetzt zu ihrer Verfügung.

Fiorita erhob sich, mühsam zwar, doch sie stand wieder auf ihren Füßen, sie war Herrin ihres Willens.

Was soll nun werden? fragte sie sich, aber ihr Ton war nicht der vorige. Sie blickte sich nach den in der Ferne wieder wohlgemut am Ufer spielenden Kindern um, und je länger sie ihnen zuschaute, desto mehr fühlte sie, daß ihre grenzenlose Mutlosigkeit sich in Scham über ihr Unterliegen, über ihr Fliehen vor dem Kampfe umstimmte. Es war nicht die Schönheit des Daseins, auf

die sie sich besann, wie hold die dem Westen zusinkende Sonne sich auch im Mincio spiegelte, es war Scham, es war etwas von der Buonacolsischen Zähigkeit, was sie noch einmal trotzig ihr Haupt aufrichten hieß.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Als eine von neuem an das Leben und sein Joch gekettete erhob sie sich. Wohin? Gleichviel! Im Wandern werde ich's vielleicht noch erklügeln, redete sie vor sich hin. Noch einmal blickte sie sich nach der spiegelklaren Wasserfläche um. Und kann, rief sie, kann denn der Traum nicht doch von der guten Heiligen mir bescheert worden sein, kann mir nicht der Geliebte erscheinen, mich wohl gar in die himmlischen Gefilde mit sich von hinnen nehmen? Sie spähte lange aus. Ein paarmal war es ihr, als sehe sie eine lichtumflossene Gestalt über die Wasserfläche daherkommen, und unwillkürlich breitete Fiorita die Arme sehnend nach ihr aus. Aber es war ein weißes Segel, dann wieder ein weißer Schwan, zuletzt ein bloßer Schemen, der ihrer Phantasie entstieg. Geliebter! rief sie, erscheine mir, hilf mir fort, hilf mir aus dem Leben hinaus! So starrte sie, bis der letzte Sonnenstrahl verglüht war und weiße Nebeldünste zu ziehen begannen. Dann zog sie zusammenschauernd den langen schwarzen Seidenschleier so fest um Haupt und Schultern, wie nur Tieftrauernde zu thun pflegten, entfernte sich von dem Wasser, blickte, eingedenk der ihr empfohlenen Unermüdlichkeit in Bittgängen, sich nach allen Seiten um, und folgte endlich einer festlich mit grünen Kränzen geschmückten Kinderschar, die, mit Kerzen in den Händen, unter Führung einer graugekleideten Matrone, singend im Abendscheine einem abseits gelegenen Kirchlein zuwallte.

Nie in bessern Tagen hatte Fiorita ihre Vaterstadt ganz durchstreift. Ihre täglichen Gänge waren meistens auf wenige Kirchen beschränkt gewesen. Aber wenn sie sich früher kaum allein aus dem Palazzo hinausgewagt hatte, seit langem und auch jetzt wieder ließ sie sich von dem Winde des Zufalls umhertreiben, wie ein Blatt, das, seines Haltes am Zweige beraubt, nirgends mehr heimisch ist.

Es war ein äußerlich armseliges Kirchlein, wohin Fiorita der singenden Kinderschar folgte, aber draußen saßen schier alle armen Blinden, die sich sonst auf ganz Mantua verteilten, und die von ihnen ausgehenden Anrufe um Almosen nahmen alle auf Santa Lucia, auf die Helferin der Blinden, bezug.

Drinnen flammten unzählige Kerzen. Die Heilige, eine zu Ehren ihres Festes in reiche und bunte Stoffe gehüllte Figur aus Marmor, stand auf dem Altar in einem Walde von grünen Blattgewächsen und blühenden Pflanzen, in deren lieblichen Duft sich der Geruch der Wachskerzen und des Weihrauchs mischte.

Fiorita blickte umher. Die meisten Lichter waren schon tief herabgebrannt, der Dunst beengte ihr doch die Brust, und ihr Mut begann von neuem zu sinken. Ach! wollte sie seufzen, ginge es so doch auch mit mir zu Ende! Aber möchte ich denn mit so schuldbeladenem Herzen von hinnen gehen? zürnte sie gegen ihr immer neues Rückfälligwerden, und sie besann sich auf alles, was ihr der gute Pater Vigilio an Fehltritten vorgehalten hatte: gegen ihren Vater das Verschweigen des unfreiwilligen Ringtausches, gegen die Gesetze der jungfräulichen Sitte der nächtliche Empfang des kühnen Werbers, gegen die heilige Kirche das Unterlassen der sofortigen reuigen Beichte. Für jeden dieser Fehltritte hatte sie damals rechtfertigende Gründe zu haben geglaubt, wenigstens entschuldigende, mildernde. Aber Pater Vigilio hat meine Vergehen richtiger beurteilt, sagte sie sich jetzt mit zerknirschtem Herzen; ich habe schwer gesündigt; wies ich den Ring zurück, so band ich Giuseppe Gonzaga nicht an die verlorne, hoffnungslose Sache unsers Hauses, so zog ich ihn aus dem himmlischen Verona nicht mir nach in dies mordbefleckte Mantua. — Und jetzt! Und jetzt! Mißachte ich nicht im Herzen noch immer als eine bloße Gaukelei, was mir der Traum verhieß? Wenn ich der Lichterscheinung, die mir werden sollte, noch je einmal gedenke, verlange ich nicht ungenügsamen und unbußfertigen Sinnes, daß sie seine Züge trage? So liebevolle Worte hat die heilige Agata zu mir gesprochen, soviele Mühe hatte sie sich's kosten lassen, mich auf das Wesen einer bloß geistigen Botschaft vorzubereiten, und immer wieder öffne ich begehrlich die Arme! Wer weiß, ob jene Nebel nichts waren als Wasserdunst? Ob sich aus ihnen nicht die Erscheinung entwickeln wollte, die mir verheißen worden war! Ich habe ja schon widerrufen — jetzt kam es darauf an, mich vor dem Erliegen zu behüten, mich für die weiteren Schritte mit Kraft zu erfüllen! Und statt mich gläubig dem vorbereitenden Wunder gegenüber auf die Kniee zu werfen, wende ich ihm in selbstüberhebender Zweifelsucht den Rücken! — Fiorita rang die Hände; sie wollte fast verzagen. Endlich aber überkam sie, kaum daß sie auf die Kniee gesunken war, ein so heftiges und zugleich so erlösendes Weinen, daß sie sich allem Irdischen wie entrückt fühlte und sich von der Hoffnung erfüllen ließ, sie verströme in ihren Thränen ihr junges Leben, wie der verwundete Krieger in seinem Blut das seinige.

Währenddessen klangen immerfort die unschuldigen Kinderstimmen in ihr Ohr, und wenn die in Thränen aufgelöste zu der heiligen Lucia aufblickte, sah sie dieselbe bald mitleidig ihr zulächeln, bald tröstend winken, bald hörte sie Töne überirdischer Art neben, hinter und über sich, und alle Wunderwirkungen, von denen ihr je erzählt worden war, gewannen wieder Gewalt über sie.

Nach und nach wurde die Kirche leerer, und immer schwächer wurde der Gesang. Ein Kind nach dem andern blies sein Kerzlein aus, lieferte das Lichtstümpfchen an das Weib des Schließers ab, knickste vor der Heiligen und machte sich aus dem Staube.

Zuletzt waren nur noch zwei kleine Mädchen des Singens und Knieens nicht müde. Die aber sandte die Matrone, welche die Kinderschar hierher geleitet hatte, selbst von dannen, denn der alte Schließer klapperte ungeduldig mit den Schlüsseln, und sein Weib, die Kerzenwärterin, war schon eifrig beim Ausblasen der Lichter.

Die Matrone schickte sich zum Weggehen an, als sie die im Schatten eines Pfeilers knieende gewahrte. Man schließt, Signora, sagte sie in gutmütigem Tone; Battista, der Pförtner, ist schon auf dem Wege zu uns, und Ihr wißt, auf ein Dutzend grobe Worte kommt es ihm nicht an. Die letzte fährt bei ihm allemal schlecht. So recht, Signora, fügte sie hinzu, soll ich Euch aufhelfen? Und sie reichte der von Thränen überströmten die Hand zum Aufstehen.

Fiorita erhob sich mühsam. Madre di Dio! seufzte die Matrone, habt Ihr Euch die Augen rot geweint! Wo ist Euer Fazoletto? Hier ist meines. Tupft die armen Augen damit; es ist sauber und von ganz weicher Leinwand. Ja, Herzenskind, wollt Ihr denn blind werden? So unverständig zu weinen! Wie soll die heilige Lucia durchkommen, wenn man selber nichts thut, um seine Augen zu behüten!

So redend hatte sie Fioritas Arm in den ihren gezogen. Willenlos ließ die kraftlos schwankende sich aus dem dunkelnden Kirchlein ins Freie führen.

Wohin gehört Ihr? fragte die Matrone draußen; es ist Nacht geworden. Ihr seid ein vornehmes Frauenzimmer. Um Gott, Signora, wie wollt Ihr ungeleitet heimkommen? Auf der Zitadelle blasen und trommeln sie schon zur Ritirata. Jetzt rennt Euch alles wüste Gesindel über den Weg, schleppt Euch wohl gar mit Gewalt mit über die Zugbrücke. Da johlt schon ein Trupp betrunkener Hakenschützen heran. Kein Alter schützt gegen diese Taugenichtse. Wir können Gott danken, wenn sie vor lauter Aqua Vita nicht mehr aus den Augen zu sehen vermögen.

Es war in der That Zeit, den Herantaumelnden und Brüllenden aus dem Wege zu kommen.

Nur einstweilen tretet bei mir ein, bat die Matrone und schürzte sich, ohne Fiorita die Stütze ihres Armes zu entziehen. Und beide erreichten, ehe die Schützen sie einholen konnten, einen halb vom Wasser überfluteten Steg, über den der Weg zu einer der zwölf Strommühlen ging.

Wohin führt Ihr mich, gute Frau? war alles, was Fiorita müden Tones fragte. Die lange Aufregung hatte sie erschöpft.

Zum heiligen Petrus, lautete die Antwort, nachdem die Matrone bei dem glockenreinen Klange der an ihr Ohr geklungenen Stimme aufgehorcht hatte, als wecke dieselbe eine entlegene Erinnerung; hier sind wir schon am Ziel. Laßt mich jetzt vorangehen. Und noch eins: redet nicht. Es ist ein eigen Ding um Ähnlichkeiten, und Eure Stimme hat mich selbst eben stutzig gemacht.

Ich werde Euch hernach schon sagen, warum es gut ist, wenn Ihr Euch ganz still verhaltet. Ja ja, Signora, setzte sie bekümmert hinzu, ein jedes hat sein Kreuz zu tragen. (Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Die Stellung der Polizei im Strafverfahren. Unter obiger Ueberschrift enthalten die Grenzboten in Nr. 7 und 8 dieses Jahres einen Aufsatz von Otto Gerland, in welchem viel Anregendes und Beachtenswertes vorgebracht wird, welcher aber doch, wenn auch nicht in allen Punkten zu einer Widerlegung, so doch zu mancher Berichtigung in thatsächlicher Beziehung herausfordert, und zwar namentlich aus dem Grunde, weil der Verfasser bei seiner Darstellung von Grundsätzen beherrscht wird und ausgeht, welche nicht überall zutreffen.

Als Thema der Besprechung ist ein Satz aus einem Verwaltungsberichte des königlichen Polizeipräsidiums zu Berlin für die Jahre 1871 bis 1880 (Berlin, 1882) gewählt worden, welcher hier wiederholt werden muß, weil der Keim des die gesamte Darstellung durchziehenden Irrtums gerade hier zu finden ist; dieser Satz lautet: „Durch die ganze einschlagende Gesetzgebung der neuen Zeit zieht sich wie ein roter Faden eine gewisse Besorgnis vor möglichen Willkürlichkeiten der Polizei und das Streben, jede polizeiliche Thätigkeit mit Vorsichtsmaßregeln zu umgeben, die das Publikum vor dieser vermeinten Willkür schützen sollen. Leider wird mit dieser übergroßen Vorsorge auch die Thätigkeit der Polizei gelähmt, ihr Ansehen untergraben und gerade das bei ihr verhindert, was man an der englischen Polizei so lobt und als musterhaft anerkennt, jenes Ansehen, jene amtliche Würde, mit der der Konstabler dem Publikum gegenübertritt und ihm gegenübersteht."

Was zunächst das „Ansehen" der Behörde betrifft, so wird dasselbe nicht durch eine wohlgeregelte Kontrole der amtlichen Handlungen, sondern vielmehr dadurch untergraben, daß manche Beamten und Behörden über die Grenzen ihrer Machtbefugnisse hinausgehen und sich dann selbstverständlich eine Rektifikation gefallen lassen müssen; sodann lassen aber auch dieser Satz und die demselben unmittelbar vorausgehenden eignen Worte des Verfassers: „Die Gesetzgebung behandelt die Polizeibehörden nicht als ein ebenbürtiges Glied des Staatsorganismus, sondern als ein der speziellen Aufsicht durch andre Behörden bedürftiges Institut," sowie die sämtlichen im Verlaufe der Darstellung gezogenen Folgerungen, den ganz erheblichen Irrtum erkennen, daß das hoheitliche Institut der Polizei dasselbe sei, wie die Handhabung der Polizei durch die dazu berufenen Behörden und Beamten und namentlich der Polizeiexekutivbeamten. Noch niemals ist es einem Gesetzgeber eingefallen, das Institut der Polizei, welches, wie alle übrigen Hoheits- oder Majestätsrechte, seinen Ursprung in dem Rechte der Krone hat, als ein unebenbürtiges Glied in der Reihe der Hoheitsrechte aufzufassen oder unter Rechtskontrole zu stellen, dagegen erfährt in allen Kulturstaaten dieser Zweig der Staatsverwaltung mit vollem Rechte und schon deshalb eine ganz besondre Behandlung, weil er mit der regierten Bevölkerung am häufigsten und ohne vorheriges Anrufen in Berührung tritt und in die Privatverhältnisse des Einzelnen am tiefsten einschneidet.

Dieser Umstand ist es auch, welcher die richtige und gesetzmäßige Handhabung der Polizei durch die dazu berufenen Behörden und Beamten einerseits zu einer so überaus schwierigen und verantwortlichen macht, andrerseits aber auch eine wirksame Kontrole der dazu verwandten Behörden und Beamten erheischt, um das Publikum gegen die Wirkungen der subjektiven Anschauungen dieser Beauftragten und gegen die Ausbrüche eines mißverstandenen Diensteifers zu schützen.

Ein Polizeiexekutivbeamter von gewöhnlichem Schlage hat von dem, was bestehendes Recht ist und wie dasselbe überhaupt und richtig anzuwenden ist, seine eigentümlichen und oft recht unrichtige Ansichten, vielfach täuscht er sich auch darüber, ob die thatsächlichen Voraussetzungen vorliegen, um sein Eingreifen zu rechtfertigen, ebenso oft beobachtet er bei seinem Eingreifen auch nicht die seinem Ermessen gezogenen Grenzen und handelt nach Willkür oder Chikane oder sonstigen Pflichtwidrigkeiten und nicht nach objektivem Ermessen. Das alles sind Erfahrungen, welche wohl zu beklagen, aber nicht zu vermeiden sind, solange der Staat durch die Verhältnisse gezwungen ist, die Exekutivbeamtenstellen in der jetzt üblichen Weise zu besetzen. Gegen offenbare Strafthaten und Pflichtwidrigkeiten dieser Beamten wird das Publikum geschützt durch die Vorschriften des Strafgesetzbuches und der Disziplinargesetze, aber gegenüber von Rechtsirrtümern bei dem Erkennen und der Anwendung des bestehenden Rechtes bedarf es einer besondern Garantie des von den polizeilichen Maßnahmen betroffenen Publikums, einer Rechtskontrole, welche in Preußen in gewissen Fällen die Formen des Verwaltungsstreitverfahrens angenommen hat und welche durch das früher übliche Beschwerdeverfahren an die vorgesetzten Aufsichtsbehörden deshalb nicht genügend ersetzt werden kann, weil der Unterbeamte naturgemäß durch seine Vorgesetzten gedeckt werden muß und häufig sogar im direkten Auftrage derselben handelt.*)

Man erkennt schon hieraus, daß sich diese Rechtskontrole nicht allein auf die Thätigkeit der Polizeiexekutivbeamten erstreckt, sondern viel höher, oft bis in die höchsten Spitzen der Polizeiverwaltungsbeamten hinaufgeht, soweit sie bei dem gerade in Frage stehenden Falle direkt oder indirekt beteiligt sind.

Die Grundsätze, auf denen diese Praxis beruht, sind auch keineswegs eine moderne Schöpfung, denn schon das Allgemeine Landrecht (II, 13, § 16) ließ eine Rechtskontrole zu wegen derjenigen Handlungen der Beamten, bei welchen die Grenzen des erteilten Auftrages nicht innegehalten waren, und die Schöpfung der neuen Zeit, welche für diese Angelegenheiten den Verwaltungsrechtsschutz schuf, ist vielmehr eine Milderung als eine Verschärfung gegen früher.

Daß der Polizeibeamte seine Handlungen in einem förmlichen Streitverfahren vertreten muß, erscheint von diesem Standpunkte aus wohl gerechtfertigt, denn gegenüber dem von seiner Anordnung betroffenen muß er sich nicht allein vor der zuständigen Behörde rechtfertigen, sondern er muß auch als das personifizirte öffentliche Interesse, wenn dasselbe mit dem Privatinteresse in Kollision geraten ist, als Partei auftreten.**)

In ersterer Beziehung steht er nicht schlechter als der Richter, als der Finanzbeamte, welche sich wegen etwaiger Fehler im Dienste ebenfalls vor ihren Vorgesetzten rechtfertigen müssen, in der andern Hinsicht steht der Polizeibeamte genau ebenso da wie der Staatsanwalt, welcher auch das öffentliche Interesse vertritt und

*) Vergl. hierüber die Entscheidungen des preußischen Oberverwaltungsgerichtes Band II, S. 415.

**) Siehe die Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts Band I, S. 317.

dessen Stellung der Verfasser immer als eine „gerichtliche" bezeichnet, obwohl dieser Beamte doch ein beim Strafgerichte thätiger Verwaltungsbeamter ist.

Stellt man sich auf diesen Standpunkt, so erscheinen auch die Klagen und Forderungen des Verfassers in einem andern Lichte. Recht mag er höchstens darin haben, daß die Stellung der Polizeibeamten (auch hier wird der landläufige Ausdruck „Polizei" gebraucht) im strafrechtlichen Ermittlungsverfahren in etwas andrer Weise konstruirt werden könnte, denn man kann zugeben, daß es besser (wenn auch nicht einfacher und billiger) wäre, wenn die Staatsanwaltschaft ihre eignen Ermittlungsbeamten hätte; was aber in dem Aufsatze Gerlands über die Vertretung der polizeilichen Interessen vor Gericht, namentlich nach vorausgegangener polizeilicher Strafverfügung, und was endlich über die richterliche Prüfung von behördlichen Polizeiverordnungen gesagt ist, kann nimmermehr als zutreffend angesehen werden. Wollte man auf den letzten Punkt näher eingehen, so könnte man ganze Bände darüber schreiben, denn man müßte zurückgehen auf die Entstehung des behördlichen Polizeiverordnungsrechtes, welche in den Anfang unsers Jahrhunderts fällt.*) Es mag deshalb hier nur erwähnt werden, daß das Schöffengericht dergleichen Polizeiverordnungen keineswegs „außer Kraft setzen," sondern dieselben in dem gegebenen Falle nur für rechtsunanwendbar erachten kann. Das ist in der Praxis ein ganz erheblicher Unterschied, wie dies wohl weiter keines Beweises bedarf. Außerdem geschieht die Prüfung der behördlichen Polizeiverordnungen vonseiten des Schöffengerichtes nicht in der Eigenschaft einer Kontrolbehörde über der Polizeibehörde, sondern im Interesse des Angeklagten, welcher einen verfassungsmäßigen Anspruch darauf hat, daß er nach dem rite entstandenen und bestehenden Rechte beurteilt werde.

Der Wunsch, daß die Prüfung der Rechtsgiltigkeit derartiger Verordnungen den Verwaltungsgerichten übertragen werden möge, ist, soweit es sich um die Strafrechtspflege handelt, unerfüllbar, im übrigen aber längst erfüllt, wovon man sich bei der Lektüre zahlreicher Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichtes leicht überzeugen kann. Man vergleiche nur beispielsweise Band II, S. 112, 397, 431; III, 339; IV, 372; V, 444; VII, 380; VIII, 292, 313, 327; IX, 412, 365; X, 206. Lehrreich für die vorliegende Frage, wenn auch im einzelnen nicht mehr vollständig zutreffend (§ 131 des Landesverwaltungsgesetzes vom 30. Juli 1883) und mit einem recht störenden Druckfehler behaftet,**) ist auch das Erkenntnis des Gerichtshofes zur Entscheidung der Kompetenzkonflikte vom 9. April 1881 (Min.-Bl. d. i. V., S. 208).

Karl Parey.

Die Kandidatur Rothschild. In Paris hat sich vor kurzem ein Vorgang abgespielt, der an und für sich nicht eben wichtig und bedeutungsvoll, dennoch typisch für gewisse unerquickliche Thatsachen der gegenwärtigen „Kulturperiode" ist. Die altgefeierte Pariser Akademie (Institut de France), welche bekanntlich neben der eigentlichen die Spitze bildenden „französischen Akademie" (den „vierzig Unsterblichen") noch eine „Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften," eine „Akademie der Wissenschaften" (Mathematik und Naturwissenschaften), eine „Akademie der schönen Künste" und endlich die „Akademie der moralischen und politischen

---

*) S. Parey, Das behördliche Polizei-Straforduungsrecht in Preußen. Berlin, H. W. Müller.

**) Im drittletzten Absatze auf S. 209 steht „und" der Polizeiverfügung, es muß aber heißen „unter."

Wissenschaften" umfaßt, hat sich bis heute in einem Ansehen erhalten, welches das aller ähnlichen Körperschaften überragt, und die Mitgliedschaft irgendeiner Klasse des Instituts ist in Frankreich eine vielbegehrte, vielbeneidete und vollgiltige Auszeichnung. Es ist der französischen Akademie nicht gelungen, sich in allen Fällen und unter allen Konstellationen wechselnder Zeitläufte die völlige Unabhängigkeit zu erhalten und dem beständigen Andrängen Halbberechtigter, die in Staat oder Kirche eine mächtige, ausschlaggebende Stellung gewonnen haben, siegreich zu widerstehen. Sie hat gelegentlich Konzessionen gemacht, aber immer blieben die Konzessionen eine Ausnahme und als Regel galt, daß sich die verschiednen Abteilungen des großen Instituts nur aus Männern ergänzten, die auf ihrem Schaffens- oder Wissensgebiet Bedeutendes und wahrhaft Förderndes geleistet hatten. Es war eine Art stillschweigenden Uebereinkommens, daß sich niemand um einen erledigten Sitz der Akademie bewerben durfte, dem die Stimme seiner Pairs nicht seit einer Reihe von Jahren wahrhafte Auszeichnung zusprach, und daß schon in der Bewerbung ein Anspruch lag, den gänzlich Verdienstlose nur unter der Gefahr erheben konnten, dem allgemeinen Gelächter anheimzufallen.

Indes — die Zeiten ändern sich, und da die Weltanschauung von Millionen heutzutage keine Ehre und kein Verdienst, kein Talent und keine Tugend anerkennt, als den Besitz, da in der Wagschale der heutigen öffentlichen Meinung das Gold mit doppelter Schwere wiegt, während Wissen, Können und Charaktervorzüge federleicht befunden werden, so war dem weltherrschenden plutokratischen Ring die Existenz von irgendwelchen Ehren, die für Geld nicht zu kaufen sind, schon längst ein Dorn im Auge. Da es nur darauf anzukommen schien, daß ein besonders hervorragendes Glied dieses Ringes das hie und da noch herrschende Vorurteil von wirklicher Befähigung und innerer Berechtigung besiege, so entschloß sich Herr Baron Alphons von Rothschild in Paris, bei guter Gelegenheit sich um einen erledigten Sitz im Institut (in der Akademie der schönen Künste) zu bewerben. Eine gefällige, für klingende Beweismittel weder taube noch besonders schwerhörige Presse hatte eine Reihe von haltlosen Gründen für die Wahl Rothschilds vorgebracht. Es wäre an der Zeit, hieß es, der Akademie auch jene „Kunstkenner" einzuverleiben, die durch den Besitz einer größern Zahl von vorzüglichen Werken zu einer Fähigkeit des Vergleichens, einer Feinheit des Unterscheidens gelangt seien, welche gewöhnlichen Sterblichen versagt und nur großen Mäcenen (Mäcen = Millionär) gegönnt sei. Es liege hier der gleiche Fall vor, wie auf dem Gebiete der Erdkunde, wo man auch nicht umhin könne, neben dem Forscher im Studirzimmer den großen Reisenden und Entdecker, der den Vorzug der lebendigen Anschauunghabe, gleiche oder höhere Berechtigung einzuräumen. Daß die echte Kennerschaft in gewissen Dingen nur mit dem Einsatz von Kapital erworben werden könne, sei freilich nicht zu leugnen, dürfe jedoch auch nicht beklagt werden. Dazu komme, daß im betreffenden Falle der Besitzer einer der schönsten Kunstsammlungen und einer kostbaren Bibliothek auch ein Mann von höchster und feinster Bildung sei u. s. w. u. s. w. mit Grazie in infinitum. Es sei thörichtes Vorurteil, der abstrakten Kunstkennerschaft den Vorzug vor dieser eminent praktischen zu geben. In diesem Tone ging es tage- und wochenlang fort, und der Philister, der ohnehin in Respekt vor der Macht des Goldes erstirbt, war ordentlich froh, zu erfahren, daß die Blüte der Millionäre auch die Blüte der höchsten Bildung einschließt. Die Akademie der schönen Künste hat jedoch schließlich die Kandidatur Rothschild abgeworfen, Baron Alphons, der Galeriebesitzer und gewichtige Kenner, hat in der Wahl nur siebzehn Stimmen erhalten können. Darüber stimmt nun ein andrer

Teil der Presse ein Triumphgeschrei an, welches herzlich schlecht motivirt erscheint. Es ist gut, daß Baron Rothschild erfahren hat, für Geld sei just noch nicht alles zu kaufen und das Verständnis für die Kunst sei noch an andres als an die Fähigkeit geknüpft, die höchsten Preise zu bezahlen, welche Modemaler und Kunsthändler zu fordern belieben. Gut für die französische Akademie, gut für die Welt im allgemeinen. Es ist aber minder gut und deutet auf schlimmes, daß die Kandidatur Rothschild überhaupt siebzehn Stimmen erhalten konnte. Die Zurück- und Zurechtweisung des Größenwahnsinns, welchem das Großkapital vielfach anheimgefallen ist, mag in diesem außerordentlichen Falle einige Befriedigung wecken. Indes wird man sich, wenn man ehrlich sein will, eingestehen müssen, daß in hundert und tausend minder bedeutenden Fällen die Argumente, mit denen der französischen Akademie die Mitgliedschaft des Herrn Baron von Rothschild annehmbar gemacht werden sollten, siegreich sind. Der Einfluß des Besitzes auf Gebieten, die immer unabhängig vom Besitz waren, ist in den letzten Jahrzehnten in einer Weise gestiegen, welche die schwersten Bedenken herausfordert. Wir haben (auch in Deutschland) ganze Reihen von Berühmtheiten erhalten, die ihren Ruhm, ihre momentane Geltung lediglich ihrem Besitz und nicht ihren Leistungen oder Fähigkeiten verdanken, und die Kandidatur Rothschild war offenbar nur aus der Beobachtung erwachsen, daß neuerdings das Bürgerrecht sogar im ästhetischen Staat erkauft werden könne, statt erworben zu werden.

Teure Weine. Unter den Ehrengaben, welche dem Fürsten Bismarck an seinem siebzigsten Geburtstage übersandt wurden, befanden sich auch einige hundert Flaschen Weine, von denen mehrere von so außerordentlicher Qualität waren, daß sich ihnen kaum etwas auf dem Gebiete der vornehmen Rebensäfte an die Seite stellen lassen wird. Vortreffliche Gewächse enthielten einst auch die Keller andrer vielgenannten Staatsmänner, berühmt waren die feinen Bordeauxweine, mit denen Talleyrand seine Tafel in dem Hause besetzen konnte, das er zu Paris in der Rue de Florentin bewohnte, nicht weniger berühmt die Rheinweine eignen Baues, die Fürst Metternich auf dem Johannisberg verkaufte. Alter Johannisberger wurde in den fünfziger Jahren mit zehn bis fünfzehn Gulden bezahlt und wird seitdem nicht wohlfeiler geworden sein. Auch unter den Vorräten edeln Traubenblutes, mit denen englische Lords ihre Keller versahen, finden wir Kleinode vom höchsten Range und Werte. Ein Beispiel sind die Weine Lord Wiltons, die am 26. März dieses Jahres in London unter den Hammer kamen. Man versteigerte sie größtenteils in Partien zu drei Dutzend Flaschen, und sie bestanden vorzüglich in Chateau-Clarets und alten Champagnermarken. Unter jenen waren die grands crues von Pauillac und St. Julien, Lafite, Latour und Leoville der Ernte von 1864. Davon wurden verschiedne Partien von Lafite das Dutzend mit 165, andre (Ernte von 1848) sogar mit 180 Schilling, die Flasche also nach deutschem Gelde mit mehr als 16 Mark bezahlt. Geradezu unerhört waren die Preise, welche man für die Champagner erzielte. Das Gewächs von 1874 brachte 170, die Cuvée de Reserve G 235, die Cuvée de Reserve H 300 Schilling für das Dutzend, während die letzte und vornehmste Partie, aus vier Dutzend bestehend, die ungeheure Summe von 1640 Schilling ergab. Mehr als 34 Mark für eine Flasche Sekt ist ein Preis, der selbst einen so anspruchsvollen Kenner feiner Getränke wie den seligen Thackeray befriedigt haben würde, wenn er davon gehört hätte, während er mit Mr. Pinto in Grays Jim Coffee-House bei einer Flasche Old Port über billige Weine schimpfte. 34 Schilling und 2 Pence will aber nicht viel besagen,

wenn wir es mit den Geburtstagsgeschenken vergleichen, die dem deutschen Reichskanzler am 1. April von weinspendenden Verehrern überreicht wurden. Wir finden da neben Dutzenden von Rüdesheimer Siebzehnhundertachtunddreißiger, Geisenheimer Achtzehnhundertundvierer, Schloß Johannisberger Kabinet, Weißsiegel und Gräfenberger Königlicher Domäne von 1868 mehrere Flaschen Marcobrunner von 1783 angeführt, von denen jede einen Marktwert von 160 Mark hatte. Das ist erheblich mehr als der Wert von einem Dutzend Flaschen besten Champagners in Lord Wiltons Keller, und es bleibt uns nur übrig, dem Beschenkten zu wünschen, daß ihm die Gabe wohl bekomme und er sich ihrer noch viele Jahre erfreuen möge.



Literatur.

Die älteste Geschichte des erlauchten Gesamthauses der Königlichen und Fürstlichen Hohenzollern von L. Schmid. In 3 Teilen. Tübingen, H. Laupp, 1884.

Vom Fürsten Anton von Hohenzollern ist dem durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der ältern zollernschen Geschichte bekannten Verfasser der Auftrag geworden, die Geschichte des Hohenzollernschen Hauses zu schreiben. Der bis jetzt erschienene erste Teil des ersten Bandes enthält die Untersuchungen über den Urstamm der Hohenzollern und seine Verzweigungen. Auch weitere Kreise wird es interessiren, daß Schmid darin versucht hat, mit beachtenswerten Gründen die Hohenzollern auf die Burkardinger zurückzuführen. Dieses Geschlecht besaß im neunten Jahrhundert die Herzogswürde von Rätien, verschiedne Grafenämter, u. a. das über den Scherragau an der Donau, und gab im zehnten Jahrhundert Alamannien zwei berühmte Herzoge des Namens Burkard. Schmid geht nun davon aus, daß gerade vor dem elften Jahrhundert der hohe Adel sich vorzugsweise an bestimmte Taufnamen gehalten hat, welche in demselben Geschlecht immer wiederkehren. In der Familie der Burkardinger, die sich bis in die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts verfolgen läßt, waren mehr als zweihundert Jahre lang die Taufnamen Burkard und Adelbert herrschend, dieselben Namen sind aber vom elften bis zum vierzehnten Jahrhundert im zollernschen Hause heimisch, bei keinem andern schwäbischen Geschlechte begegnet dieser Taufname so häufig. Der erste nach Zollern benannte Graf fiel 1061 im Kampfe, sein Vater muß also in einer Zeit gelebt haben, wo die Burkardinger noch im vollen Besitz ihrer Macht waren. Die Grafschaft dieses ersten Grafen von Zollern bestand aus dem Scherragau, seine Nachkommen sind gleichfalls Inhaber dieser Grafschaft. Aber auch mehrere in dieser Grafschaft gelegene Herrschaften, die ehemals im Besitz der Burkardinger gewesen waren, gehören später dem obengenannten Grafen und seinen Nachkommen. Aus alledem folgert Schmid, daß die Zollern nicht nur Amtsnachfolger, sondern zum Teil wenigstens auch Besitznachfolger der rätischen Burkardinger gewesen seien; durch die Taufnamen aber erweise sich das zollernsche Geschlecht als eine von rätischem Stamme ausgegangene Linie. Auch die Farben des alten Rätiens, beziehentlich des Bistums Chur, Schwarz und Weiß, will der Verfasser mit den Farben des

alt-hohenzollernschen Wappenschildes in Verbindung bringen. Weiterhin macht er noch wahrscheinlich, daß auch die Zähringer und nachmaligen Markgrafen von Baden nnd folglich auch die heutigen Großherzoge von Baden im Mannesstamme von den Burkardingern abstammen. Dem Werke ist eine treffliche Karte beigegeben, die den alten Besitzstand des zollernschen Hauses vor Augen führt.

Der Kalenderstreit in Sindringen. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Karl Weitbrecht. Stuttgart, Adolf Bonz & Co., 1885.

Auf Grundlage respektabler historischer Studien giebt der Autor ein Bild von den Glaubenskampfe der protestantischen Schwaben im fürstlich hohenlohischen Gebiete in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Das kleine Städtchen Sindringen am Kocher ist der Schauplatz des tapferen Kampfes der evangelischen Bewohner, an deren Spitze der Pfarrer Johann Hieronymus Yelin steht, gegen die untoleranten Proselytenumtriebe der fürstlichen Herrschaft und ihrer jesuitischen Berater. Der Streit dreht sich um die von den Protestanten angestrebte Feier des Osterfestes nach dem verbesserten Kalender der Evangelischen, indes die katholische Obrigkeit den gregorianischen Kalender zu befolgen gebietet; jene wollen Ostern am 29. März 1744, diese am 5. April feiern. Dieser ganze inhaltlose Streit ist schließlich durch die allgemeine Annahme des gregorianischen Kalenders beigelegt worden, aber in dieser Kleinigkeit stießen zu jener Zeit noch die Gegensätze hart aufeinander; die Obrigkeit siegte auch damals. Das eigentlich novellistische Interesse dreht sich um eine von dem Kalenderstreit ganz unabhängige traurige Liebesgeschichte des auf seiner Flucht vor den preußischen Werbern hart am Thore der nichtpreußischen Stadt Sindringen von seinen Verfolgern verwundeten Doktors Bilfinger, und hier spielt der große Hintergrund der fridericianischen Epoche in die Geschichte hinein: der siebenjährige Krieg, die Wolffische Philosophie in Halle, die gesuchten Grenadiere und dergleichen mehr. Alles, wenn auch nicht eben sehr originell, so doch hübsch und spannend dargestellt. Man wird das Büchlein mit Vergnügen lesen und freundlich angemutet aus der Hand legen.

Renate. Eine Künstlergeschichte vom Rhein. Von Ludwig Soyaux. Reudnitz bei Leipzig. A. H. Payne, 1885.

Es spricht von vornherein nicht sehr für die poetische Begabung eines Schriftstellers, wenn er sich in der Wahl der Form so stark vergreift, wie der Autor dieser sehr mittelmäßig erfundenen Geschichte. Es ist das oft wiederholte Lied von dem Schauspielerkind, welches, selbst bei fremden Eltern erzogen, plötzlich die Leidenschaft für die Bühne bekommt, und von dem großen, verheißungsvollen weiblichen Kunstgenie, welches aus Liebe zu einem Manne die glänzende, durch Ruhm und Gold verlockende Laufbahn der Opernsängerin verläßt, um als brave deutsche Hausfrau Mann und Kind zu pflegen. Diese, ohne besondre Tiefe erfundene Geschichte obendrein in recht schwachen Versen zu erzählen, ist wohl ganz verfehlt. Die ganze alltägliche Prosa wird da in Reime gebracht, noch mehr: auch eine musikalische Rezension, welche in der „Kölnischen Zeitung" dem neuen „Meteor am Himmel der Kunst" enthusiastisch gespendet wird, ist in Reime gesetzt! Diese Mitteilung genügt wohl, um unser Urteil über diese „Renate," für die zur Zeit der letzten Weihnachtsbücherflut in vielen kleinen Notizen Reklame gemacht wurde, zu rechtfertigen. Journalistische Gewandtheit macht noch keinen Dichter.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Eine erfreuliche Seite unsrer Parteikämpfe.



ie Armut kommt her von der großen Powerteh; die reichsten Leute haben immer das meiste Geld; die großen Flüsse laufen merkwürdigerweise immer an den großen Städten vorbei. Wäre es nicht an der Zeit, diesen so verblüffend einfachen und unbestrittenen Sätzen noch den weiteren hinzuzufügen: In einer Zeit, wo ein Volk die größten äußern Erfolge erringt, ist es auch innerlich am stärksten aufgewühlt?

Wir sind zuweilen geneigt, mit einem gewissen Entsetzen, mit einer Art von Zorn und Wut auf manche Erscheinungen unsers politischen Lebens zu blicken. Glorreich ist das neue deutsche Reich entstanden und ist ein Hort des Friedens und allgemeiner Kulturfortschritte wie kein andres Staatswesen; Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie gedeihen wie nie zuvor; das deutsche Handwerk schickt sich an, den ihm gebührenden Platz wieder einzunehmen; der deutsche Landbau atmet auf; in die verhängnisvollen Tiefen der sozialen Frage beginnen wir mutig und hoffnungsvoll hinabzusteigen; auf allen Meeren weht die deutsche Flagge, und auf Deutschlands Anteil an der, gottlob doch noch nicht ganz verteilten Erde ist feste Hand gelegt worden; und mehr als alles das: ein Geist der Freudigkeit und des Lebensmutes, der unbesorgten Sicherheit und der Erwartung einer neuen Blüteperiode des Deutschtums geht durch unser Volk. Und während unter unsern Augen sich alles dieses Herrliche vollzieht, während es eine unbestreitbare Thatsache ist, daß seine Vollbringer in unserm erhabenen Kaiser und in den Männern, die er berufen hat, vor allem in seinem großen Kanzler, zu suchen sind — währenddem giebt es eine Partei, die in nörgelnder, verbissener Feindseligkeit dem Schöpfer des neuen Deutschlands gegenübersteht, und die, weil sie nicht freien Handel und freie Bewegung des Kapitals genug

haben kann, ein erbittertes Kampfgeschrei durch unser Volk trägt und ihm die ganze jetzige Entwicklung als eine verderbliche und volksfeindliche darzustellen sucht! Ihre rechte Farbe bekommt aber diese Erscheinung erst dann, wenn man sich erstens vergegenwärtigt, daß die letzten Parteiführer erbitterte, ja fanatische Gegner aller der Maßregeln waren, durch welche das neue Reich vorbereitet und begründet wurde, und daß diese Herren damals ein unsägliches Maß von Kurzsichtigkeit und Urteilsschwäche an den Tag gelegt haben, und wenn man sich zweitens eingesteht, daß diese Partei heute noch einen großen, vielleicht den überwiegenden Teil des bürgerlichen Mittelstandes auf ihrer Seite hat. Ist das nicht etwas geradezu Schreckliches, entweder zur Verzweiflung oder zur Wut Anreizendes?

Aber nur ruhig Blut! Werfen wir vor allem einen Blick rückwärts und fragen wir uns: War es denn jemals anders? Ging etwa das athenische Volk jauchzend und verständnisvoll mit Themistokles, Kimon und Perikles? Herrschte in Rom während der größten Zeiten seiner Geschichte holde Eintracht zwischen den Staatsweisen des Senats und dem seine Schlachten schlagenden Volke? Hatten die Männer des langen und die des gottseligen Parlaments ein Verständnis für die Größe und die Ziele Cromwells? War es das Verdienst des Kongresses von Philadelphia, wenn Washington seine weise Kriegführung zu glücklichem Ende brachte? Die Massen, und zumal die entwickelteren, mit einem größern Maße von Verständnis ausgerüsteten Elemente derselben, stehen niemals auf Seite derer, die aus einer großen innern Umwälzung endlich das Fazit ziehen, sondern sie sind stets an tausend hiermit nicht harmonirende Gesichtspunkte gebannt. Da aber solche Zeiten stets eine starke Hebung des ganzen Volksgeistes und damit eine Entfesselung zahlreicher Kräfte bewirken (ohne deren Vorhandensein die große That ja auch garnicht zu vollbringen wäre), so werden es stets hervorragende Kräfte sein, welche an der Spitze der Gegenpartei stehen, und die ganze, der Neugestaltung sich entgegenstemmende Bewegung wird des Schwunges und der geistigen Energie niemals ganz entbehren. Voilà tout!

Dazu kommt noch etwas. Fast immer vollziehen sich die großen Umgestaltungen selbst sehr schnell, wenn auch die Vorgeschichte derselben eine noch so lange und durch tausend Vorstufen und Seitenpfade hindurch gegangene war. Wie die Baumknospe viele Monate hindurch langsam anschwillt und sich färbt, und dann doch nur einer einzigen Nacht bedarf, um sich voll zu entfalten, so pflegt die Knospe am Baume des Menschentums, die neue Gestalt einer Nation, sich auch plötzlich zu öffnen. Aber hierbei spielt noch ein Faktor mit, bei dem unser Bild uns im Stiche läßt. Fast immer ist gerade die Neugestaltung auch von innern Stürmen, von einem Auftauchen neuer Ideenkreise, von einer Umkehr in den Anschauungen, in der Denk- und Gefühlsweise des Volkes begleitet; die alten Ideen aber sterben niemals plötzlich ab, sie verschwinden nicht von heute auf morgen, und am wenigsten in einer Zeit, welche an und für sich eine

gährende, geistig bewegte, viele und vielerlei Kräfte emportreibende ist. Nun vergegenwärtigen wir uns einmal die Zeitperiode, in der wir leben. Ein Mann in mittleren Jahren hat noch das Jahr 1848 erlebt; ein älterer, aber immer noch rüstiger und geisteskräftiger Mann hat es noch mitgemacht, hat noch eine Rolle in demselben gespielt; garnicht übermäßig alte Herren vermögen sich noch der Verfassungskämpfe in Baden, Würtemberg und Hessen, ja des Durchzuges der flüchtigen Polen und der Zuckungen des Jahres 1830 zu erinnern. Und was für Eindrücke waren es, welche das lebende Geschlecht in dieser seiner Jugendzeit empfangen hat? Im außerpreußischen Deutschland redete und dichtete man wohl viel von deutscher Einigkeit und von Wiederherstellung des deutschen Reiches, aber in Wirklichkeit wollte doch jeder Hahn auf seinem Miste bleiben, und die heimlichen (zum Teil auch garnicht so sonderlich heimlichen) Hinneigungen zu Frankreich waren keineswegs so selten, wie man den Leuten wohl nachher hat einreden wollen. Es wird kühnlich behauptet werden dürfen, daß der bessern Schuljugend in Süddeutschland noch in den fünfziger Jahren die französischen Marschälle des ersten Kaiserreichs viel näher standen als die preußischen Helden der Befreiungskriege — von den Generalen des alten Fritz garnicht zu reden. Das Wort „Veteran" war zu jener Zeit in Süddeutschland nicht viel anders als ein Spott- und Schimpfwort. Noch in den siebziger Jahren gab es zu Mainz einen Verein von vormaligen Angehörigen der grande armée, und wenn man auch nur den Namen des Vorsitzenden zu erfahren brauchte, um zu wissen, daß dort kein Vaterlandsverrat geplant wurde (es war der würdige, auch auswärts vielbekannte alte Tischlermeister Knußmann), so ist doch die bloße Thatsache, zumal für unsern Zweck, charakteristisch genug. Was Preußen betrifft, so gab es hier allerdings — von den Polen und von einigen matten rheinischen, westfälischen und sächsischen Velleitäten abgesehen — keine antipreußische Gesinnung. Aber man bedenke, wie tief in Preußen die Gemüter durch die Konfliktsperiode aufgestürmt worden sind, wie unumschränkt der Liberalismus seit 1848 fast die gesamte Presse beherrscht hat, und wie starke Anläufe gerade in dieser Periode von Berlin genommen wurden, sich zum deutschen Paris zu machen. Hier war großstädtisches und großstaatliches Leben, aber es hatte durchaus eine liberale oder doch liberalisirende Grundlage und wußte sich eine andre auch garnicht zu denken. Alle modernen Bewegungen und Bestrebungen schienen ja damals irgendeinem Postulate des Liberalismus zu entsprechen; der Gegensatz gegen die unbefriedigenden politischen und nationalen Zustände und der gegen veraltete Formen des staatlichen und kirchlichen Lebens, sowie gegen die (damals wirklich noch vorhandenen) „Vorrechte des Junkertums," schien aus derselben Quelle zu stammen, und alles Große und Schöne, alle Kunst, Poesie und Wissenschaft stellte sich nicht nur als ein Protest gegen das alte preußische Staatswesen und seine hauptsächlichsten Träger, sondern auch als eine Gefolgschaft der liberalen Ideen dar. Junker und Pfaffen — das

waren ja Menschen, denen man garnicht einmal die Ehre anthat, in ihnen Gegner der nationalen und staatlichen Zukunft Deutschlands zu erblicken, sondern das waren bloße bedeutungslose Schemen, die von dem „Wehen des Zeitgeistes" ganz ohne weiteres, ohne jeden ernsthaften Widerstand hinweggefegt werden mußten, und von dem Reste spezifisch altpreußischer oder gar „altfritzischer" Traditionen galt das nämliche. Man begnügte sich garnicht, in allem, was nicht liberal war, eine Gegnerschaft gegen alle nationalen und sonstwie zeitgemäßen Bestrebungen zu erblicken, sondern man wußte gar keinen berechtigten oder irgendwie zu respektirenden Kern darin zu erblicken, und setzte „nichtliberal" ohne das mindeste Besinnen als gleichbedeutend mit kulturfeindlich.

Wer die Gewalt messen will, mit welcher diese liberale Strömung sich ausgebreitet und allenthalben ihr Siegespanier aufgepflanzt hatte, der fasse nur zwei, heute noch in voller Blüte stehende Erscheinungen ins Auge. Wir sprechen, und zwar mit gutem Rechte, viel von einer allgemeinen Handwerkerbewegung, und von der elementaren Kraft, mit welcher dieselbe ganz selbstthätig fortschreitet und immer weitere Kreise des Handwerkerstandes zu sich hinüberzieht. Die Sache ist, wie gesagt, richtig, und auch der einfachste Handwerker kann sich unmöglich darüber täuschen, daß der Konservatismus seiner Sache (sofern er diese Handwerkerbewegung als dieselbe anerkennt) prinzipiell freundlich, der Liberalismus ihr prinzipiell feindlich gegenübersteht. Trotzdem ist — zweifle man nur nicht daran — die große Masse der Handwerker im Herzen immer noch „liberal." Warum? Weil ihre ganze Vorstellungswelt von Jugend auf mit liberalen Begriffen und Ideengängen erfüllt worden ist, und bis jetzt noch sehr wenig hiervon durch andres verdrängt werden konnte. Der Liberalismus macht ihn zum armseligen Proletarier, er zerstört seine soziale Heimat und widersetzt sich grimmig dem Wiederaufbau derselben, er nimmt ihm sein Sonderrecht und giebt ihm höhnisch dafür ein Recht, welches sich in der Praxis auf Schritt und Tritt gegen den einfachen Gewerbsmann wendet und fast stets sich für den ihn Aussaugenden und Betrügenden erklärt, aber liberal ist und bleibt der Mann doch! Ein solches Beharrungsvermögen haben geistige Strömungen, wenn es einmal gelungen ist, gerade die Masse der mittlern und den besten Teil der untern Klassen mit ihnen zu erfüllen! Vielleicht noch charakteristischer ist ein andres Beispiel. Auch bei den zuverlässigsten konservativen Gesinnungsgenossen wird man nicht selten durch eine ganz liberale Anschauung von irgendeiner Tagesfrage oder durch eine Unsicherheit in diesem oder jenem Punkte überrascht werden, sodaß man versucht ist, wie Mr. Bounderby in Dickens' „Harten Zeiten" den goldnen Löffel und die Schildkrötensuppe zu erblicken und den betreffenden von da an mit mißtrauischem Auge zu betrachten. Aber man wird dem armen Manne meistens Unrecht thun. Die Sache hat nämlich ihren Grund in dem bekannten Umstande, daß viele Leute (zum Teil weil sie wirklich aus geschäftlichen Gründen nicht anders können, während allerdings in vielen

andern Fällen die „geschäftlichen Gründe“ nur einen Vorwand abgeben, um sich auch die kleinste Selbstüberwindung ersparen und an der zur Gewohnheit gewordnen Lektüre festhalten zu können) trotz entschieden konservativer Gesinnung liberale Zeitungen halten und lesen. Nun gehört aber schon ein ganz außergewöhnlicher Grad geistiger Selbständigkeit dazu, täglich ein Blatt von ausgeprägter Richtung zu lesen, ohne sich dadurch beeinflussen zu lassen. Noch schlimmer, weil viel einschmeichelnder und den Leuten gleichwohl viel weniger zum Bewußtsein kommend, ist die Lektüre der liberalen Unterhaltungsblätter, die gleichwohl (leider!) in unzähligen konservativen Familien immer noch als eine höchst unbedenkliche, harmlose Sache betrachtet werden. Und doch giebt es gerade unter diesen Blättern solche, die mit raffinirtester Absichtlichkeit sich im Dienste des fortgeschrittensten Liberalismus abmühen.

So festgewurzelt sind diejenigen Anschauungen, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts von Frankreich her sich einnisteten, in den zwanziger und dreißiger Jahren neue Verstärkung erhielten und in den mittelstaatlichen Kammern ihren Einfluß auf das Volk zu üben begannen, im Jahre 1848 zu einer vorübergehenden Herrschaft gelangten, in den fünfziger Jahren aber erst für unser ganzes öffentliches Leben und für das Denken und Empfinden unsers Volkes maßgebend wurden, heute noch in demselben, selbst in solchen Kreisen, welche sich längst mit Bewußtsein von dem liberalen Prinzip als solchem abgewandt haben. Was haben wir nun erlebt? Wir haben in gewaltigen geschichtlichen Vorgängen erprobt, daß der Liberalismus eine politische Unfähigkeit an den Tag legte, die nur noch von seinem Hochmute übertroffen wurde, daß aber der altpreußische Staatsgedanke und das preußische Heer eine Zähigkeit und Leistungsfähigkeit an den Tag legten, welche niemand zu finden erwartet hatte, und daß Ideen, welche teils direkt dem Kreise der geschmähten Junker und Pfaffen angehörten, teils wenigstens den Ideen dieses Kreises durchaus parallel liefen, das Material zu einer großartigen Reformbewegung und zu mächtigen Erneuerungsanläufen in unserm ganzen Volkstum lieferten. Ist es da zu verwundern, daß einerseits der bewußte prinzipielle Liberalismus seine ganze Kraft zum Widerstande sammelt, und daß andrerseits noch große, große Teile unsers Volkes nicht recht zu sich selbst kommen können und immer noch meinen, Bismarck, deutsches Reich und Reformpolitik vertrüge sich am Ende doch ganz gut mit so ein bischen Eugen Richterschem Wesen und mit demokratischem Abscheu vor aller Reaktion? Daß niemand recht weiß, wo die letztere eigentlich steckt, schadet ja bekanntlich garnichts.

Unser Volk befindet sich von innen heraus in einem mächtigen Umdenkungsprozesse. Aber je bedeutsamer und tiefgreifender, durch je gewaltigere praktische Tagesfragen angestachelt dieser Prozeß ist, desto lebhafter ringt sich alles nach oben, was von Gährungsstoffen in ihm vorhanden ist. Da wird und kann es der Opposition, auch einer verbissenen, kleinlichen und geistig überlebten, nie-

mals an einem hinter ihr her lärmenden und seine „begeisterte Zustimmung" kundgebenden Haufen fehlen, zumal wenn sie sich auf Ideen stützt, welche noch vor einem halben Menschenalter fast für das ganze Volk maßgebend waren.

Es mag sein, daß ein künftiges Geschlecht verwundert fragen wird: Wie konntet ihr dem Rade der Geschichte, welches sich doch zu euern Gunsten drehen wollte, gewaltsam in die Speichen zu fallen versuchen? Aber dann werden diese Männer mit Recht antworten können: „Gemach! Wir waren nicht schlechter und nicht dümmer als die Athener zur Zeit des Themistokles und Perikles; wir hatten nur nicht die geistige Kraft, von Jugend auf in uns Verarbeitetes, welches seinerzeit das Beste gewesen war, was es gab, dem großen Erneuerungsprozesse unsrer Nation unterzuordnen. Das ist ein Unglück und ist vielleicht auch eine Schuld, aber es ist eine solche, über die nur die Geschichte und nicht das mit uns lebende Geschlecht zu Richtern berufen sein kann." So ist es.



Zur Beruhigung in der Währungsfrage.



Obgleich im Reichstage am 6. März der Antrag von v. Schorlemer, v. Kardorff und Genossen: „Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, die Initiative zu einer Wiedereinberufung der im Jahre 1881 abgebrochenen Münzkonferenzen zu ergreifen, um eine Wiederaufnahme der Ausprägung vollwertiger Silbermünzen vonseiten der Vereinigten Staaten, des lateinischen Münzbundes, des deutschen Reiches und aller derjenigen Staaten herbeizuführen, welche sich diesen Ländern anschließen wollen." abgelehnt worden und demnach eine Änderung unsrer Goldwährung für die nächste Zukunft unwahrscheinlich ist, so sorgt doch der deutsche Verein für internationale Doppelwährung dafür, daß die Währungsfrage nicht von der Tagesordnung verschwindet. Es dürfte daher manchem erwünscht sein, Aufschluß über die technischen Ausdrücke und die geschichtlichen Thatsachen der Währungsfrage zu bekommen, um sich dann selbst über das Für und Wider ein Urteil zu bilden.

Aus der Naturalwirtschaft, dem Umtausch von Waare gegen Waare, entwickelte sich die Geldwirtschaft zunächst in der Weise, daß edles Metall zugewogen wurde. Da aber das Zuwiegen jedesmal Zeit und Mühe verursachte, das Gewicht auch nicht die Reinheit verbürgte so gab man auf dem Stück Edelmetall Gewicht und Feinheit an und zahlte so mit gestempelten Barren. Es wurde nun eine Gestalt der Stücke wünschenswert, die eine Minderung des Gewichts hinderte, man prägte Münzen, kreisrunde Scheiben von der Stärke, daß der Rand noch geprägt werden konnte. Bei der Münze ist der Feingehalt (Korn) vom Brutto-

gewicht (Schrot, Legirung) zu unterscheiden, ferner der Münzfuß: die gesetzliche Bestimmung über die Ausprägung von einem Pfund Feinmetall (z. B. bei den Thalern dreißig ein Pfund fein). Ein etwaiger Abzug als Vergütung für die Prägungskosten wird Schlagschatz genannt, während man unter Remedium das zulässige Mindergewicht versteht. Man unterscheidet nun Kurantgeld, nämlich Geld, welches als gesetzliches Zahlmittel zirkulirt, und Scheidemünze, welche nur zur Ausgleichung kleinerer Beträge dienen soll, endlich Papiergeld, welches nur eine Anweisung auf Kurantgeld ist und als Kreditgeld nur solange Wert behält, als das Vertrauen auf die Zahlungsfähigkeit und den Zahlungswillen des Ausgebers besteht. Das Kurantgeld ist zertifizirte Waare, darf also nicht unter seinem wirklichen Metallwert ausgeprägt werden. Für die Scheidemünze ist dagegen eine geringhaltigere Ausprägung nicht nur zulässig, weil die Annahme derselben in größern Beträgen jedermann freisteht, sondern sogar geboten, weil sie im Lande bleiben soll.

Währung nennt man nun diejenige administrative Anordnung, nach welcher vollwichtige und vollhaltige Edelmetallmünzen gesetzliche Zahlkraft haben. Wird dagegen gesetzliche Zahlkraft dem Papiergelde oder der Scheidemünze zuerkannt, so entsteht der Zwangskurs. Jede Währung bestimmt also: 1. die Kurantmünzen nach Gewicht und Feingehalt; 2. die gesetzliche Zahlkraft dieser Münzen.

Die gewährten Münzen können aus Gold oder Silber bestehen, daher sind drei Fälle denkbar: 1. die Goldwährung, welche den nach Vorschrift ausgeprägten Goldmünzen, 2. die Silberwährung, welche den nach Vorschrift ausgeprägten Silbermünzen, 3. die Doppelwährung (Bimetallismus), welche den nach Vorschrift ausgeprägten Gold- und Silbermünzen gesetzliche Zahlkraft verleiht. Jede dieser Währungen fordert, daß alle Zahlungen, sofern sie nicht auf eine Münze oder Waare vertragsmäßig lauten, auf Verlangen in der gewährten Münze ausgeführt werden müssen.

Der Charakter der Gold- und Silberwährung ist klar, der der Doppelwährung aber ist öfters irrig aufgefaßt worden. Die Doppelwährung unterscheidet sich von der Gold- und Silberwährung dadurch, daß sie nicht wie jene die absolute Zahlkraft eines der Edelmetalle festsetzt, sondern die relative, das Wertverhältnis (die Wertrelation) zwischen Gold- und Silbermünzen statuirt. Sie erlaubt dem Schuldner, seine Schuld in Gold- oder Silberkurantmünzen abzutragen, und zwingt den Gläubiger, sobald nicht vertragsmäßig die Art der Zahlung ausdrücklich versprochen ist, die Münze anzunehmen, die ihm der Schuldner anbietet. Sie erfordert demnach eine Umwandlung von Gold- in Silberwert, eine Konversion, die sich nur mit Hilfe einer festen Wertrelation zwischen beiden Edelmetallen vornehmen läßt. Ohne eine solche konstante Wertrelation, die in der französischen Konvention so normirt ist, daß ein Gewichtsteil Feingold gleich 15½ Gewichtsteilen Feinsilber gerechnet wird, kann eine Doppelwährung nicht bestehen.

In den Ländern der Silberwährung sind die Goldmünzen dem Kurs unterworfen, gewöhnlich wird für sie ein Agio (Aufgeld) bezahlt. Ist Überfluß an Zahlungsmitteln vorhanden, so wird derselbe in den Banken hinterlegt und

zeigt sich daran, daß den letztern viel Geld angeboten wird. Die Bank setzt dann den Wechseldiskont, d. h. den Zins bis zum Verfalltage der Wechsel, herab. Ist dagegen Mangel an Zahlmitteln, so werden die Depositen aus der Bank gezogen, es werden der Bank mehr Wechsel als Geld angeboten, und die Bank erhöht den Diskont, um das Geld zurückzuhalten. Das Schwanken des Diskonts bei den großen Banken, der Londoner, Pariser, Niederländischen und der Reichsbank, ist demnach ein Erkennungszeichen für den Mangel oder Überfluß an Zahlungsmitteln, zugleich ein Merkmal für sichere und unsichere Zeiten. So wird z. B. die Bank bei Kriegsgefahr ihren Diskont auf vielleicht sechs Prozent erhöhen, bei Friedensaussichten vielleicht auf vier Prozent herabsetzen.

Hier wäre auch noch der Quantitätstheorie zu gedenken, nach welcher die Quantität der Zahlungsmittel den Preis der Waaren bedingt. Kreditpapiere und Kredit überhaupt vertreten aber teilweise die Zahlungsmittel, und so kann diese Theorie nicht richtig sein. Daß Banknoten und Wechsel Geld vertreten, ist jedermann bekannt; aber ohne Kreditpapiere, bloß durch Umschreiben in den Büchern bewirkte das Londoner Clearinghouse (Abrechnungsbörse) in einem Jahr mit einer Million Franks Gold einen Umsatz von 125 Milliarden Franks. (Wolowski, Question monétaire, S. 56.)

Von geschichtlichen Thatsachen sind nun folgende wichtig. Im vorigen Jahrhundert existirte noch keine ausgesprochene Währung, und deshalb waren Münzwirren allgemein. Letztere entsprangen wesentlich aus der falschen Auffassung der Münze: „Die Münze ist nur ein Wertzeichen," mit den beiden Folgerungen: Man kann einen beliebigen Wert auf die Münze prägen, und man braucht die Münze vor ihrer gänzlichen Abnutzung nicht einzuziehen. Die weitern Konsequenzen aus dieser Verkennung des Wesens der Münze trieben in Frankreich die Münzwertänderungen zu kaum glaublichen Auswüchsen, in Deutschland zum Verkauf der Münzgerechtsame, zur Finanzmaßregel der Münzverschlechterung und schließlich zur alleinigen Fabrikation von Scheidemünze. Wenn man die Münze nicht wieder einzieht, so nutzt sie sich ab, setzt den mittlern Geldwert herunter und veranlaßt, daß die neugeprägten vollwichtigen Münzen durch Einschmelzen sofort aus dem Verkehr gezogen werden. Daher mußte Deutschland zu einem immer leichtern Münzfuß übergehen. Erst 1857 wurde durch den deutschen Münzvertrag festgesetzt, daß die abgenutzten Münzen eingezogen, d. h. von den Staatskassen zurückgehalten werden.

England ging 1816 zur Goldwährung über, indem es dieselbe nicht einfach dekretirte, sondern den thatsächlichen Zustand nur sanktionirte. In den Freiheitskriegen war Gold zurückgehalten, die Zahlungen an Rußland und Deutschland waren in Silber ausgeführt worden, sodaß viel Gold, aber fast kein Silber im Lande war.

In Deutschland haben die Einzelstaaten bis zum Jahre 1873 die Silberwährung aufrechterhalten. Das Zurückgehen des Silberpreises auf dem Welt-

markte ließ aber einen Übergang zur Doppel- oder zur Goldwährung wünschenswert erscheinen, und da die französische Kriegskostenentschädigung uns eine ausreichende Menge Gold brachte, so konnte mit Recht bei der allseitig geforderten einheitlichen Münzreform die Goldwährung angestrebt werden. Ganz vollständig ist dieselbe noch nicht ins Leben getreten, weil man nach dem Münzgesetz den Silberthalern bis zu ihrer völligen Einziehung noch die gesetzliche Zahlkraft beließ. Die neuausgeprägten Fünfmark-, Zweimark-, Einmark-, Fünfzigpfennig- und Zwanzigpfennigstücke sind dagegen als Scheidemünze geringhaltiger ausgeprägt worden. Durch das Fallen des Silberpreises (von 1:15 auf 1:18) konnte aber das Silber, soweit es nicht zur Scheidemünze Verwendung fand, nur mit großem Verlust verkauft werden, weshalb seit Mai 1879 die Thalereinziehung und die Silberverkäufe von der Reichsregierung eingestellt wurden. Von den ursprünglich vorhandenen 1200 Millionen Mark in Silberthalern sind noch 300 bis 400 Millionen Mark im Umlauf geblieben. Diese geringe Menge, im Vergleich zu den noch zirkulirenden Goldmünzen von 1500 bis 1700 Millionen Mark (es sind etwa zwei Milliarden Mark in Gold ausgeprägt worden), kann letztere entschieden nicht aus dem Umlauf verdrängen und bildet in Krisen auch keine Gefahr, weil der Silberwert des Thalers immer noch ungefähr 2 Mark 50 Pf. beträgt. Ein wohlbegründeter Ruhm Preußens ist es, die Papiergeldausgabe stets so beschränkt ausgeübt zu haben, daß eher das Bedürfnis nach Papiergeld unbefriedigt blieb, als daß ein Sinken seines Kurses dauernd hätte stattfinden können.

Wie schädlich eine unmäßige Ausgabe von Papiergeld mit Zwangskurs ist, sieht man an den Nachbarstaaten: Rußland, Österreich und selbst Italien. Der Silberrubel Rußlands hatte einen Wert von 3,22 Mark, ist aber durch den Papierrubel vollständig aus dem Verkehr gekommen, und letzterer ist im Werte auf 2,08 Mark gesunken. Durch das Sinken der Valuta sind sämtliche Gläubiger um die Differenz ärmer geworden. Desgleichen ist der österreichische Silbergulden und der Theresienthaler aus dem Inlandsverkehre Österreichs durch den Papiergulden ganz verdrängt, und letzterer hat nicht mehr den Kurs von 2 Mark, sondern nur von 1,66 Mark, vom weitern Heruntergehen der Valuta ganz abgesehen.

Wer in Italien reist, staunt nicht nur über die unbequemen Kupfermünzen von der Größe und Schwere eines Einmark- und Zweimarkstückes, welche 5 oder 10 Centesimi (8 Pf.) gelten, sondern noch viel mehr über die Papierläppchen von 1 und 2 Liren (Franks à 80 Pf.), von denen 500 Millionen kursiren, welche ausschließlich als Zahlungsmittel dienen und deren man für 100 Mark nicht 125, sondern 145 an jeder Bank einwechseln kann. Es ist dabei gleich, ob man 100 Mark in Gold oder einen Hundertmarkschein giebt, der Kredit Deutschlands steht im Auslande auf der höchsten Stufe. Diese Staaten möchten gerne ihre Valuta wiederherstellen und beneiden uns um unser schönes Goldgeld und um das wohlgeordnete Münzwesen überhaupt.

Was nun Frankreich anlangt, so besitzt dasselbe seit 1803 die Doppelwährung mit dem konstanten gesetzlichen Wertverhältnis von 1 : 15½, d. h. wenn jemand 1 Pfund Gold geborgt hat, so darf er statt dessen 15½ Pfund Silber zurückzahlen. Da nun ein Kulturland sich nicht dem Weltverkehr verschließen kann, so fand folgendes statt: Sobald auf dem Weltmarkte Gold gegen Silber im Werte stieg, so wurde im Ausland Silber gegen Gold eingetauscht, der Gläubiger mit dem billigern Silber abgefunden und der Rest an Silber vom Schuldner zurückbehalten. Nun ist aber Geld sehr leicht transportabel, die Transportkosten sind sehr gering, sodaß schon bei einer geringen Erweiterung des Wertverhältnisses über das gesetzliche von 1 : 15½ hinaus ein Ausfließen des Goldes stattfand, die Goldmünzen aus dem innern Verkehr verschwanden und thatsächlich Silberwährung herrschte. In dem selteneren Falle des Herabgehens des Goldpreises auf dem Weltmarkte (London) fand dann auch einmal das Umgekehrte statt, die Fünffrankstücke zirkulirten z. B. in Deutschland, und in Frankreich herrschte thatsächlich Goldwährung. Dieses fatale Hin- und Herschwanken, wobei stets die Gläubiger Verluste erlitten, war mit die Veranlassung zur latinischen oder lateinischen Münzkonvention, welche Frankreich 1857 mit Griechenland, Italien, der Schweiz und Belgien abschloß, und welche sich auf die Doppelwährung mit der Wertrelation von 1 : 15½ gründet. Hierdurch wurde einigermaßen das Schwanken zwischen Gold- und Silberpreis vermindert, indem nämlich das geringwertigere Metall zum Lösen der Schulden sofort mehr begehrt wurde; aber einerseits hat die latinische Münzkonvention das allmähliche Herabgehen des Silberpreises nicht verhindern können, und andrerseits ist in den einzelnen Ländern, z. B. in Italien, die Valuta des Papiergeldes trotzdem tief gesunken. Als Deutschland sein Silber demonetisirte (des Charakters als Zahlungsmittel entkleidete), sah sich auch Frankreich veranlaßt, die Silberprägung einzustellen, welcher Vorgang in Verbindung mit dem stockenden Abfluß des Silbers nach Ostasien den Silberpreis noch mehr herunterdrückte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine allgemeine Annahme der Doppelwährung wieder ein stabileres Wertverhältnis zwischen Gold und Silber herstellen würde, weil nach dem sinkenden Metall sofort zum Lösen von Schuldverbindungen mehr Nachfrage sein würde; aber die Frage ist die, ob ohne das den Welthandel beherrschende England ein solcher Schritt wirksam und rätlich ist, und ob der internationale Vertrag von Dauer sein würde.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben Goldfelder und waren deshalb vorweg nicht arm an Gold. 1837 wurde die Doppelwährung eingeführt und zwar mit einem Wertverhältnis von 1 : 15,99. Das Gold war offenbar zu hoch tarifirt, nach Soetbeer hat es nämlich in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts 1841 seinen höchsten Stand auf dem Weltmarkte mit 1 : 15,83 innegehabt. Die Folge davon war, daß das Gold nach den Vereinigten Staaten strömte, sich den Verkehr eroberte und alle nicht zu sehr abgenutzten Silber-

münzen ins Ausland verdrängte. Daher war es in Amerika geboten, die Silbermünze zur Scheidemünze durch einen um sieben Prozent geringeren Münzfuß zu degradiren und die Goldwährung 1869, wie sie thatsächlich bestand, gesetzlich zu sanktioniren. Der Sezessionskrieg hatte zur Ausgabe von Greenbacks, auf Silberdollars lautendem Papiergeld, geführt, welche Staatsschuld sehr regelmäßig getilgt wird. Mittlerweile war aber der Preis des Silbers heruntergegangen, das Gold also zu niedrig tarifirt, sodaß das Gold wieder ausgewandert ist, weil jede Waare den teuersten Markt aufsucht. Es werden nun seit 1878 in den Vereinigten Staaten auf Grund der Blandbill (auch Alisonsches Gesetz genannt) monatlich mindestens 2, höchstens 4 Millionen Silberdollars ausgeprägt, wenn auch dieselben nicht alle ausgegeben, ja zu deren Aufhäufung besondre Gebäude errichtet werden. Man fürchtet mit Recht, daß eine Außerkraftsetzung dieser Blandbill das Silber noch mehr entwerten würde.

Dies der kurze Entwicklungsgang der Währungsfrage in den maßgebenden Ländern, soweit er zum Verständnis der gegenwärtigen Streitfrage nötig ist. Es sei mir gestattet, nunmehr die wichtigsten Streitpunkte klarzustellen.

Einverstanden sind wohl alle Deutschen darin, daß unsre neue Münzordnung ein wesentlicher Fortschritt ist. Wer, wie der Verfasser, Thüringen seine Heimat nennt, wird sich wohl noch erinnern, welche verschiednen Geldsorten: dreierlei Pfennige, abgenutzte Drei- und Sechskreuzerstücke, Groschen, österreichische $^1/_4$- und 1-Guldenstücke, polnische Zehngroschenstücke, Banknoten von zehn Thalern an, unsaubere braune, rote und schwarze Thalerscheine, von denen man selten wußte, ob sie überhaupt oder ob sie noch giltig waren, das gewöhnliche Zahlmittel bildeten, und wie man im günstigsten Falle das Gold erst mit der Goldwage zu prüfen hatte. Für die Beseitigung dieses skandalösen Zustandes sind wir alle der Reichsregierung dankbar. Auch darin stimmt wohl die Mehrzahl der Verständigen überein, daß die Silberwährung sich nicht aufrechterhalten ließ. Dagegen erheben sich Stimmen, welche den gleichzeitigen Übergang zur Goldwährung, wenn auch nur zur beschränkten, tadeln. Man hätte also nur statt der Goldwährung die Doppelwährung wählen können.

Wie umsichtig aber der Bundesrat des Norddeutschen Bundes in der Münzreform vorging, zeigt sich darin, daß er nach einer vorgenommenen Enquête folgende drei möglichen Wege mit ihren Folgen angab: 1. Beibehaltung der Silberwährung mit: a) Verzicht auf gesetzlichen Umlauf der Goldmünzen, b) Verzicht auf Herstellung eines einfachen Verhältnisses mit den Münzsystemen andrer Nationen; 2. Übergang zur reinen Goldwährung mit: a) Gefahr großer Verluste, b) Gefahr massenhafter Kündigung bestehender Schuldverpflichtungen, Kassenrennen, c) Gefahr einer plötzlichen Wertveränderung des zirkulirenden Silbers; 3. Übergang zur Doppelwährung mit: a) allmählicher Beschaffung der Goldmünzen und deshalb geringen Kosten, b) Beibehaltung der bisherigen Silbermünzen, c) Möglichkeit einer genauen Konversion der Schuldverbindlich-

keiten, d) Möglichkeit eines solchen Anschlusses an die französische Konvention, daß dadurch die Preisvariation vermieden wird, e) Möglichkeit eines gedeckten eventuellen Rückzuges. („Die Post" vom 5. Juni 1870.)

Durch die hohle Gasse der Doppelwährung muß jedes Volk zur Goldwährung hindurchgehen; uns ist durch glückliche äußere Umstände der Weg verkürzt worden. Es erübrigt also nur, die angeblichen Nachteile der Goldwährung einer Besprechung zu unterziehen. Die Anhänger der Doppelwährung stellen zwei Übelstände in den Vordergrund, die der Goldwährung anhaften sollen und deren Beseitigung erwünschen ließen: den zunehmenden Goldmangel und die Schädigung unsrer Landwirtschaft durch die Länder, die eine andre Währung haben.

Der hohe Wert der edeln Metalle beruht nicht allein auf ihren geschätzten Eigenschaften, auf ihrer Brauchbarkeit, sondern wesentlich auf ihrem beschränkten Vorkommen. Käme Gold so häufig wie Eisen vor, so würde es eben keinen Seltenheitswert besitzen. Letzterer ist es gerade, der dem Golde seine Bedeutung als bequemes Tauschmittel verschafft und ihm vor dem Silber den Vorzug giebt. Gold und Silber sind Waaren, die nicht nur zu Münzen, sondern in überwiegender Menge zu Schmucksachen und zum technischen Gebrauch begehrt werden und bei denen sich der Preis ebenso wie bei den andern Waaren nach Angebot und Nachfrage, nämlich nach Produktion und Gebrauch richtet. Ebensowenig wie der Staat den Kornpreis auf die Dauer festzusetzen vermag, ebensowenig kann er den Preis dieser Metalle, ihre Kaufkraft im Umtausch mit andern Waaren fixiren. Der Getreidepreis schwankt deshalb so sehr, weil die örtlichen Getreideernten alljährlich so verschieden ausfallen und weil sich das Getreide nicht wohl über zwei Jahre aufstapeln läßt. Gold und Silber dagegen verderben nicht und lassen sich Jahrhunderte lang aufbewahren, nutzen sich nur ganz allmählich ab. Es muß sich der Goldpreis viel langsamer bewegen, weil durch eine geringe oder große Jahresproduktion der aufgespeicherte Gesamtvorrat an Gold (den man auf 40000 Millionen Mark schätzt) sich ganz unwesentlich ändert. Es ist aber wünschenswert, ein möglichst beständiges Wertmaß zu wählen, mit welchem wir die Preise aller Dinge messen — und hierzu ist das Gold am geeignetsten.

Vergleichen wir einmal die Gold- und Silberproduktion, so betrug dieselbe nach Weibezahn:

	in Thalern:	
Jahr:	Gold	Silber
1846	58450000	53289000
1849	104155350	57387000
1850	116812650	62640000
1851	138021300	60300000
1852	221865450	59550000
1853	234783150	56220000

in Thalern:

Jahr:	Gold:	Silber:
1854	209 408 100	57 330 000
1855	204 748 800	60 270 000
1856	216 745 800	60 990 000
1857	211 691 250	63 480 000
1858	205 530 000	67 440 000
1859	192 096 150	68 100 000
1860	178 257 750	71 280 000
1861	178 536 750	74 700 000
1862	176 258 250	79 620 000
1863	179 006 400	87 150 000.

Man sieht hieraus, daß sich seit 1846 die Goldproduktion verdreifacht, die Silberproduktion beinahe verdoppelt hat. Die beträchtliche Vermehrung der Goldproduktion fällt in die fünfziger Jahre, in die Zeit der Entdeckung reicher Goldlager in Kalifornien und Australien, die der Silberproduktion in die sechziger Jahre. Es hätte also erst das Gold, dann das Silber im Preise bedeutend sinken müssen, oder, wie dies zur Erscheinung kommt, in den fünfziger Jahren das Gold ganz bedeutend fallen und das Silber steigen, dann in den sechziger Jahren das Silber ganz bedeutend fallen und das Gold steigen müssen, und zwar hätte das Gold seinen frühern Standpunkt dem Silber gegenüber nicht wieder erreichen können. Man hegte 1857 selbst in England die der heutigen Sorge entgegengesetzte Befürchtung, daß das Gold durch seine Massenproduction entwertet werden würde. In Wirklichkeit ist aber das alles kaum wahrnehmbar gewesen. Beide Metalle sind vielmehr seit 1848 gleichzeitig im Werte um zwanzig Prozent zurückgegangen, wie man das an der Gesamtheit der Waarenpreise ersieht, und zwar so gleichmäßig, daß das Wertverhältnis zwischen Silber und Gold in den betreffenden Jahren nach Soetbeer nur zwischen 1 : 15,83 (1841 bis 1850) und 1 : 15,21 (1859), nach Wolowski sogar bloß zwischen 1 : 15,6 und 1 : 15,5 geschwankt hat.

Die Goldproduktion ist der Natur der Sache gemäß nach der Entdeckung neuer Lager am größten, dann allmählich wieder abnehmend. Es haben die Flüsse die in Quarzgänge eingesprengten Goldkörnchen seit Jahrhunderten ausgewaschen und wegen deren Schwere sogleich abgesetzt. Ist das Nest ausgenommen, so ist es mit der guten Ernte vorbei. Der Bergbau auf Gold ist nur dann lohnend, wenn letzteres im Werte steigt, nicht überall ausführbar und immerhin unergiebiger als das Auswaschen. Es wird sich, sofern nicht neue Goldfelder entdeckt werden, allerdings die jährliche Produktion vorläufig noch mehr vermindern, wie man das an den Zahlen ersieht, welche Soetbeer für den Gothaischen Kalender zusammengestellt hat und welche ich aus der sehr beachtenswerten Abhandlung von Professor Nasse: Die Währungsfrage in Deutschland (Preußische Jahrbücher, März 1885) entnehme.

Es wurden produzirt in Kilogramm jährlich:

in den Jahren	Gold	Silber
1851—60	201 787	895 550
1861—70	188 512	1 220 117
1871—80	171 500	2 235 000
1881	161 912	2 521 639
1882	155 200	2 634 700.

In Thalern ausgedrückt, wobei 1 Kilogramm Feinsilber = 60 Thaler und 1 Kilogramm Gold $15^1/_2 \times 60 = 930$ Thaler wert ist, repräsentirt die Jahresproduktion von 1882: 144 336 000 Thaler in Gold, 158 082 000 Thaler in Silber.

Nimmt man dagegen den gegenwärtigen Wert eines Kilogramms Feinsilber zu fünfzig Thaler an, so kostet bei einem Wertverhältnis von 1 : 18 ein Kilogramm Gold 18 × 50 = 900 Thaler, die Zahlen ändern sich dann in 139 680 000 Thaler Gold, 131 735 000 Thaler Silber.

Vergleicht man diese Zahlen mit denen der Produktion von 1863, so ergiebt sich, daß sich die Goldproduktion etwas vermindert, die Silberproduktion dagegen sich sehr vermehrt hat. Diese Thatsache steht außer Zweifel. Wird nun aber das Gold ins Ungemessene steigen und das Silber fallen? Jedenfalls nicht, denn der Preis richtet sich nicht nur nach dem Angebot, sondern auch nach der Nachfrage. Ein weiteres Heruntergehen des Silberpreises wird bewirken, daß Silber wieder mehr technisch und zu Luxusgegenständen verwendet wird, wie zur Photographie, zu Löffeln, Dosen, Uhrgehäusen, Beschlägen, Lampen 2c. Außerdem wird es noch geraume Zeit nach den Silberwährungsländern in Ostasien abfließen. Als die jährliche Ausfuhr an Silber aus den Mittelmeerhäfen und England, vorwiegend nach Indien und China, von hundert Millionen Thaler (bis 1862) auf dreizehn Millionen Thaler (1867) heruntersank, fiel der Wert des Silbers allerdings, aber nicht in dem Maße, als man fürchtete. In den siebziger Jahren ist die Ausfuhr wieder gestiegen, und sie wird voraussichtlich bei dem Billigerwerden des Silbers noch weiter steigen. Für das ausfließende Silber werden übrigens Waarenäquivalente eingetauscht, sodaß selbst eine ungünstige Bilanz nicht mehr für ein nationales Unglück angesehen wird. Trotzalledem wird der Preis des Silbers allmählich noch weiter heruntergehen. Hätte Deutschland die Goldwährung noch nicht im wesentlichen durchgeführt, so könnten dadurch schwere Verluste bei den Silberverkäufen und große Schwierigkeiten der weitern Entwicklung der Goldwährung erwachsen. Wir sind aber glücklicherweise damit im sichern Hafen, und die Schmerzen andrer Nationen, die uns in der Goldwährung nachfolgen möchten, dürfen uns wenig kümmern. Unser Bedarf an Gold ist sogut wie gedeckt; wenn jetzt das Silber sinkt, so interessirt uns das nicht mehr, als wenn etwa das Kupfer oder Blei billiger würde. Die Goldmünzen haben sich bis jetzt gut in Zirkulation erhalten. Ge-

rade jetzt aus dem entwerteten Silber wieder neue Münzen mit Zwangskurs zu prägen, ist für uns eine starke Zumutung. Deutschland hat seinen Hauptbestand an Silber, wenn auch mit einem Verlust von über vierzig Millionen Mark, doch noch verhältnismäßig gut verkauft und sollte nun mit abermaligem Verlust Einkäufe machen? Ob dadurch der Wert des Silbers einigermaßen gehoben würde, ist sehr unsicher, was aber sicher durch eine Neuprägung gesetzlicher Zahlmittel aus Silber eintritt, ist: das Verschwinden unsrer Goldmünzen, die natürlich eingeschmolzen oder im Auslande gegen das billigere Silber zum Lösen der Schuldverpflichtungen umgetauscht werden würden. Die Freigabe der Silberprägung, sodaß jedermann sein Silber in der Münze prägen lassen könnte, würde der Sache die Krone aufsetzen.

Da bei uns Silber einfach Waare ist, so kann uns sein Billigerwerden gleichgiltig sein, vorausgesetzt, daß uns nicht durch eine Nebenwirkung andre Länder mit ihren Produkten, namentlich mit Getreide, überschwemmen. Es führt uns dies auf das zweite Hauptbedenken der Bimetallisten gegen unsre Goldwährung. Wenn wirklich ein Heruntergehen der Valuta auf die Dauer die Ausfuhr eines Landes begünstigte und die Einfuhr erschwerte, so wäre nicht etwa der Zustand der Silberwährung, sondern folgerichtig der der Papierwährung das für uns zu erstrebende Ziel. Wie kommt es dann aber, daß einerseits Österreich-Ungarn und Rußland uns nicht schon seit Jahrzehnten unter der Herrschaft ihres entwerteten Papiergeldes die gefährlichste Konkurrenz in der Getreideproduktion gemacht haben, und daß andrerseits auch die Landwirtschaft der Länder mit Doppelwährung, besonders Frankreichs, dieselben Klagelieder anstimmt? Hier müssen andre Ursachen zugrunde liegen. Es wurde schon oben erwähnt, daß der Staat auf die Dauer den Preis einer Waare nicht festsetzen kann. Wenn nun die Zahlungsmittel im Werte sinken, so steigen naturgemäß die Preise aller Dinge, und wenn das auch nicht sofort gleichmäßig geschieht, da erfahrungsmäßig der Arbeitslohn langsamer folgt, so findet doch sicher im Verlaufe der Zeit eine Ausgleichung statt. Es wäre sonderbar und sehr zu beklagen, wenn der Arbeitslohn dauernd allein gedrückt bliebe. Jene Länder aber produziren billiger als wir, begünstigt durch Boden, Klima und eine bedürfnislose Arbeiterbevölkerung. Nehmen wir z. B. Indien, so wächst dort der beste weiße Weizen, und die Arbeiter leben tagsüber von einer Handvoll Reis; Kleidung, Wohnung, Heizung und sonstige Lebensbedürfnisse erfordern in jenem warmen Klima sehr geringen Aufwand. Nun kommt noch in den letzten zehn Jahren dazu die Erleichterung des Transports durch Eisenbahnen, Kanäle und Dampfschiffe, wodurch der Transport nicht nur beschleunigt, sondern sein Risiko und seine Kosten ungemein vermindert werden. Wie die Eisenbahnen die Rente des landwirtschaftlich benutzten Bodens in der Nähe einer großen Stadt zu gunsten der Provinz heruntersetzen, indem sie das Angebot der Produkte vermehren, die sonst auf der Achse herbeigeschafft werden müßten,

so wirken sämtliche Verkehrserleichterungen auf ein Industrieland zu gunsten der Landwirtschaft in weitentfernten Gegenden, indem sie die Entfernung besiegen, jene Gegenden gleichsam näherrücken. Da aber andrerseits die begünstigte Industrie wieder belebend und mächtig fördernd auf die Landwirtschaft einwirkt, so kann in diesem Falle nur durch Schutzzölle eine übermäßige Konkurrenz vorteilhaft ausgeglichen werden. Letztere konnte die Landwirtschaft auf Grund der ausgleichenden Gerechtigkeit verlangen und hat sie in reichlichem Maße erreicht. Man warte doch nun einmal deren wohlthätige Wirkung ab und rüttle nicht an dem wohlgeordneten Münz-, Währungs- und Kreditwesen unsers Reiches!

Schivelbein. Adolf Pfannstiel.



Triest.



ie Dampfervorlage im deutschen Reichstage hat in letzter Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit mehr und nachdrücklicher als bisher auf das große österreichische Handelsemporium an der Adria gelenkt. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß trotz des Weltverkehrs Triests die eigentümlichen Verhältnisse der Stadt und ihres kleinen Gebiets nicht nur in Deutschland, sondern auch in Österreich doch nur unzureichend bekannt sind. Der Grund hiervon dürfte darin liegen, daß, wenn Handelsstädte überhaupt für den Touristen und für touristische Reiseschilderer des Anziehenden nur wenig bieten, bei Triest noch der besondre Umstand hinzutritt, daß der Ort für das Gros des Reisepublikums nur die Bedeutung eines Absteigequartiers hat. Wer aus dem Norden kommt, pflegt den Sehenswürdigkeiten der Stadt einen, höchstens zwei Tage zu widmen. Hat man sich Miramar, das Lloyd-Arsenal, die auf der Adria schaukelnden riesigen Orient- und Indienfahrer, vielleicht auch noch Winckelmanns Grab bei San Giusto angesehen und, der Kuriosität halber, in einer italienischen Osteria zu einem in Öl gebackenen Seefische ein Viertelliter sauern Karstwein hinabgewürgt, so glaubt man mit Triest fertig zu sein und setzt den Stab ruhig weiter nach dem ersehnten Italien oder sichert sich seinen Platz auf dem Dampfer zur Fahrt nach dem Süden. Eine weitere Ursache der unzulänglichen Kenntnis mag

wohl auch in der althergebrachten Gleichgiltigkeit der Bewohner des Binnenlandes für maritime Interessen, in der Ausnahmestellung, welche Triest als Freihafen in den kommerziellen Beziehungen der Monarchie einnimmt, sowie darin zu suchen sein, daß der Platz bereits außerhalb des deutschen Sprachgebietes liegt. Unter solchen Umständen und bei der Wichtigkeit, welche Triest als die künftige Kopfstation der neuen deutschen Dampferlinie wohl schon im Laufe der nächsten Zeit für weitere Kreise auch in Deutschland gewinnen wird, dürften einige zuverlässige, auf langjährige eigne Anschauung gestützte Andeutungen über Ort und Leute vielleicht nicht unwillkommen sein.

Zu den seltsamen Urteilen, die man zuweilen in Österreich über die Seestadt sogar in Kreisen zu vernehmen Gelegenheit hat, bei denen man eine genauere Kenntnis voraussetzen sollte, zählt in erster Reihe die Ansicht, die Tochter des altrömischen Tergeste sei im Laufe ihrer fünfhundertjährigen Zugehörigkeit zur österreichischen Monarchie wenn auch nicht gerade germanisirt, so doch ihres frühern italienischen Charakters nach und nach entkleidet, sprachlich „kosmopolitisirt" und erst im Laufe der letzten Jahrzehnte wieder italienisirt worden. Man denkt sich, es verhalte sich mit Triest etwa so wie mit Prag, welches vor Achtundvierzig eine fast ausschließlich deutschsprechende Stadt war, heute dagegen bereits zu vier Fünfteln tschechisirt ist. Die Vergleichung ist jedoch in keiner Weise zutreffend. Durch ihre Handelsbeziehungen in fortwährender Berührung mit einem deutschsprechenden Hinterlande und mit Deutschland, waren die Triestiner allerdings von jeher darauf angewiesen, sich die Kenntnis des Deutschen zu erwerben. Da die staatlichen Lehranstalten hier wie in ganz Österreich früher deutsche Unterrichtssprache hatten, so konnten sie dies ohne Mühe und Kosten thun. Germanisirt wurden sie dadurch jedoch keineswegs. Ihre Muttersprache blieb stets die italienische, der sogenannte Triestiner Dialekt, eine mit etwas slavischen und deutschen Elementen versetzte Abart des venezianischen. Von einer Germanisation kann somit in keiner Weise die Rede sein, und wenn hiesige italienische Oppositionsblätter gelegentlich einmal von germanizzatori und tendenze germanizzatrici reden, so sprechen sie eben gegen besseres Wissen und Gewissen. Dagegen zeigte und zeigt sich hier die auch anderswo früher oft wahrgenommene Erscheinung, daß eingewanderte Deutsche sich in der zweiten Generation bereits entnationalisirten, was bei dem eigentümlich insinuanten Wesen des Italienischen ungemein leicht von statten geht. So mancher „Marburger" verwandelte sich hier in einen „Marpurgo," so mancher „Pollak" in einen „Polacco," mancher „Stern" in einen „Sterni" u. s. w.; aber auch wo die Namen unverändert blieben, verwandelte sich die Nationalität. Namentlich sind es Triester Juden mit urdeutschen Namen, die sich heute als Vollblutitaliener aufspielen. In noch ungleich höherm Maße als das deutsche entnationalisirte sich das slawische Element. Gut die Hälfte der Triester Familiennamen sind slowenisch, aber die meisten ihrer Träger verstehen heute kein Wort Slowenisch mehr oder wollen

es wenigstens nicht verstehen. Tausende von Leuten der untern Volksklassen, die in Triest geboren sind, sprechen thatsächlich nur Italienisch. Seit hundert Jahren hat Triest seine offizielle Zeitung in italienischer Sprache, den Osservatore Triestino; die offizielle Sprache der Gerichte und Ämter war von jeher die italienische, fünf größere politische und eine Reihe nichtpolitischer Zeitungen erscheinen hier in italienischer Sprache, fünf italienische, allerdings nicht immer zu gleicher Zeit geöffnete Theater sorgen für die Unterhaltung, und schließlich stellte und stellt Triest ein nach Zahl wie Bedeutung keineswegs zu unterschätzendes Kontingent zur italienischen Literatur. Für den vorurteilsfreien Beobachter kann somit kein Zweifel darüber obwalten, daß Triest sprachlich ebenso eine italienische Stadt ist, wie etwa Wien sprachlich eine deutsche ist.

Das hier Gesagte gilt jedoch nur von der „Stadt," denn wie sich in dem benachbarten Istrien und Dalmatien das italienische Element auf den Küstensaum, d. h. auf die Städte am Meere, beschränkt, so beschränkt es sich auch in Triest auf das Weichbild der Stadt. Schon in den Vorstädten ist das slawische Element sehr stark vertreten, und im Territorium schrumpft das italienische zu einer verschwindenden Minorität zusammen. Das Hinterland bis hinauf nach Kärnten und Steiermark ist, einzelne deutsche Sprachinseln und deutsche Minoritäten wie in Laibach ausgenommen, slowenisch. Nach der Volkszählung*) von 1880 stellen sich bei der zuständigen Bevölkerung Triests die nationalen Verhältnisse dar, wie folgt:

Stadt Triest:	51595	Italiener,	2817	Slowenen,	3547	Deutsche,
Vororte:	36605	„	12812	„	1518	„
Territorium:	678	„	10634	„	76	„
zusammen:	88878	Italiener,	26263	Slowenen,	5141	Deutsche.

Bei diesen Ziffern sind jedoch die Besatzung sowie die Angehörigen fremder Staaten, darunter etwa 22000 Italiener aus dem Königreiche, nicht mitgerechnet. Nicht unbedeutend an Zahl und Besitz sind die in Triest wohnenden Griechen, welche publizistisch sogar durch zwei griechische Zeitungen vertreten sind. Die Gesamtsumme der in Triest und seinem Gebiete lebenden Bevölkerung, Österreicher und Ausländer, beläuft sich rund auf 150000 Seelen.

Daß bei solchen Bevölkerungsverhältnissen das italienische Element, verstärkt durch eine so bedeutende Anzahl Stammesgenossen aus dem Königreiche, in dem öffentlichen Leben Triests dominirt, ist natürlich. Ganz irrig ist jedoch die von den slawischen, namentlich von den tschechischen Organen in leichtdurchschaubarer Absicht so lebhaft betonte Behauptung, die Triestiner Italiener seien samt und

*) Bei Angabe der Nationalität hatte man seltsamerweise nicht die Muttersprache, sondern die „Umgangssprache" als maßgebende Bezeichnung aufgestellt. Dieser unklare und dabei ungemein dehnbare Begriff gab zu mancherlei Mißverständnissen Anlaß. Im allgemeinen dürften indessen die ausgesetzten Ziffern den thatsächlichen Verhältnissen so ziemlich entsprechen.

sonders mehr oder minder verkappte Irredentisten. Es dürfte deshalb wohl am Platze sein, hier auch gleich darzulegen, wie es um die Sache steht.

In einem Lande wie Österreich, wo seit Jahrzehnten die Nationalität das A und O des öffentlichen Lebens bildet, ist es ein ungemein dankbares Geschäft, sich als Vorkämpfer irgendeiner „unterdrückten“ Nationalität aufzuspielen. Es bedarf hierzu nur eines guten Mundwerkes, gesunder Ellbogen und einer kecken Stirne; Wissen und Gewissen sind dabei Nebensache. Daß diese Industrie auch in Triest ihre Vertreter fand, kann nicht befremden. An Strebern, Biedermännern à la Rabagas, die mit Erfolg auf die leichtentflammbare Jugend und auf die urteilslose Menge spekuliren, ist hier ebensowenig Mangel als anderswo. Aus diesen Kreisen, verstärkt durch revolutionäre Elemente drüben in Italien und unter den hier lebenden Staatsangehörigen des Königreiches, rekrutiren sich jene „Märtyrer,“ welche als Emigranten die florumhüllten Fahnen Triests und Trients in Rom spazieren tragen oder hier, ein bischen Verschwörung spielend, ab und zu einmal eine Petarde platzen lassen. Die Leute sind teils Phantasten oder Fanatiker à la Oberdank, teils „catilinarische“ Existenzen, die im Trüben zu fischen hoffen. Von wirklicher Bedeutung sind sie nicht. Dafür daß bei der weitaus überlegenen Mehrheit der Triestiner italienischer Zunge jene krypto-sezessionistischen Bestrebungen niemals Wurzel geschlagen haben und niemals Wurzel schlagen werden, sprechen handgreifliche Gründe. Man denke sich einmal Triest mit seinem schmalen Gebiete von Österreich oder dem Staatengebilde, welches infolge eines europäischen Krieges vielleicht an dessen Stelle getreten wäre, getrennt und zu Italien geschlagen. Die unvermeidliche Folge wäre der sofortige Ruin der Stadt, denn eine große See- und Handelsstadt ohne weites, konsumfähiges Hinterland ist einfach ein Unding. In dieser Beziehung ist die kurze Zeit, während welcher Triest von Österreich getrennt war, ungemein lehrreich. Zu Anfang des Jahrhunderts zählte die Stadt samt Gebiet 40862 Einwohner. Unter der französischen Herrschaft sank die Zahl rasch auf 20633, also auf die Hälfte herab! Dafür stieg sie bis zum Jahre 1819 wieder auf 43087. Solche Zahlen sprechen! Für Italien selbst aber wäre die Erwerbung Triests das schlimmste aller Danaergeschenke, denn abgesehen davon, daß die beiden Nachbarstädte, Triest und das nur von seiner Schönheit und seiner Vergangenheit lebende Venedig, an Elend wetteifern könnten, bekäme das junge Königreich auch noch die unmittelbare Nachbarschaft des liebenswürdigen Slawentums. Das alles ist so in die Augen springend, daß es keiner weitern Begründung bedarf. Wie sollten also vernünftige Leute, Kaufleute, die sich berufsmäßig aufs Rechnen verstehen, auch bei der entschiedensten italienisch-nationalen Gesinnung für sezessionistische Bestrebungen begeistern können?

Wenn somit der Triester Irredentismus, oder richtiger das, was von irredentistischen Velleitäten hier vielleicht in gewissen Köpfen spuken mag, durch seine Bedeutungslosigkeit als politischer Faktor garnicht in Betracht gezogen

werden kann, so ist doch andrerseits nicht zu übersehen und noch weniger zu unterschätzen, daß schon seit langem unter den Triestinern, und zwar nicht bloß unter den Italienern, eine dumpfe Mißstimmung herrscht, die während der Versöhnungsära keineswegs abgenommen, sondern unverkennbar noch zugenommen hat. Verschiedne Ursachen wirkten zusammen, um diese Unzufriedenheit hervorzurufen und zu erhalten. Zunächst die im Laufe der Zeit sich fortwährend steigernde Abnahme und Erschwerung des kaufmännischen Erwerbes. Das Gesagte hier mit Zahlen zu belegen, verbietet der Raum. Die jedermann zugänglichen statistischen Ausweise der Handelskammer beweisen jedoch unwiderleglich, daß sowohl die Einfuhr als die Ausfuhr zwar langsam, aber konstant abnehmen. Weist einmal ein Jahresbericht eine Steigerung des Verkehres nach, so ist dieselbe besondern Ereignissen, wie etwa der Triester Ausstellung im Jahre 1882, oder politischen Komplikationen zuzuschreiben, welche eine vorübergehende Änderung herbeiführen. So hat, um nur eins zu erwähnen, der früher so bedeutende Export von Holz und Mahlprodukten in letzter Zeit eine sehr bedeutende Einbuße erlitten, und zwar zu gunsten des von der ungarischen Regierung in jeder Weise unterstützten und geförderten Fiume, während Triest, trotz jahrelangen Bittens und Bettelns, noch immer keine unabhängige Verbindung mit der Rudolfbahn und durch diese mit den großen Industriebezirken der Monarchie und mit Deutschland erlangen konnte. Klingt es nicht wie Hohn, wenn Hamburger Firmen dem Triester Publikum Kolonialwaaren zum Konsum anbieten, wenn Wien trotz der hohen Disagios seinen Bedarf in einer Reihe wichtiger Artikel nicht über Triest, sondern in deutschen Seehäfen deckt? Daß nur die ausbeutende Tarifpolitik der Südbahn die Schuld an solchen Erscheinungen trägt, liegt auf der Hand. Es ist geradezu unbegreiflich, wie vollberechtigte Wünsche der Hafenstadt, bei denen das eigne Interesse mit dem der Monarchie Hand in Hand geht, nicht nur bei der gegenwärtigen, sondern auch bei den früheren Regierungen taube Ohren fanden! Die von Österreich mit so großen Opfern gebaute Pontebbabahn kommt dem Handel — Venedigs zu gute! Triest dagegen, Österreichs einziger Seehafen, eine Stadt, um deren Erwerbung, wie einmal vor Jahren ein hiesiger Fachmann zutreffend bemerkte, ein vom Meere getrennter Staat die Chancen eines großen Krieges wagen würde, hat das Nachsehen! Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß dieselben Mächte, welche kürzlich bei der Frage der Verstaatlichung der Nordbahn im österreichischen Parlamente den Sieg davontrugen, auch hierbei ihren gewaltigen Einfluß geltend machen. Cherchez et vous trouverez — das bekannte Welthaus! Damit ist alles gesagt. Wie rasch aber eine dem Triester Handel gebotene Erleichterung ihre Wirkungen fühlbar macht und die unvergleichlich vorteilhafte Lage des Platzes zur Geltung kommen läßt, beweist die Thatsache, daß sich nach Einführung der Differentialzölle sofort eine Reihe deutscher und österreichischer Kaffeeimportfirmen in Triest etablirten, die durchaus keine Ursache zu Klagen haben. Welche gewaltige Um-

gestaltung der Verhältnisse würde sich ergeben, wenn die Stadt einmal im Besitze ihrer unentbehrlichen Bahnverbindungen wäre! Doch damit hat es, wie es scheint, noch gute Wege.

Eine andre Ursache des Mißbehagens ist nicht lokaler, sondern allgemeiner Natur. Sie liegt in den traurigen österreichischen Valutaverhältnissen, die sich naturgemäß nirgends lebhafter fühlbar machen, als in einer auf den Verkehr mit dem Auslande angewiesenen See- und Handelsstadt. Wie soll und kann sich der Kaufmann auf weittragende Unternehmungen einlassen, wenn er niemals weiß, wieviel sein Geld in zwei, drei Monaten wert sein wird? Weiß er doch nicht einmal mit Bestimmtheit zu sagen, wieviel er morgen in seinem Vermögen besitzt! In Asien geraten Russen und Afghanen aus „Mißverständnis“ aneinander, und auf der Triester Börse schnellt plötzlich der Kurs auf London von 123 auf 126 empor. Für den österreichischen Fabrikanten, der seine Erzeugnisse an das Ausland verkauft, während er das Rohmaterial und seine Arbeiter in österreichischem Gelde bezahlt, desgleichen für den ungarischen Viehzüchter und Landwirt mag ein durch das hohe Disagio geschaffener Schutzzoll sein Angenehmes haben; für den Triester Kaufmann ist er ein Krebsschaden. Wie soll unter solchen Umständen der Triester Handel jene Rührigkeit bekunden, deren Mangel man ihm so gern zum Vorwurfe macht? Es ist wahr, daß sich hier von dem Expansionsdrange, wie er dem deutschen und dem englischen Handel eigen ist, nur wenig verspüren läßt. Es fehlt und fehlte an energischen kaufmännischen Pionieren, die hinausziehen in die Fremde, um auf den entferntesten Punkten der Erde Handelsverbindungen mit der Heimat anzuknüpfen. Aber was nützen die eifrigsten Bestrebungen, wenn die Basis alles kaufmännischen Verkehrs, ein festes Geldwesen, mangelt? Seit 1866 hat Österreich, das „Bischen Herzegowina“ abgerechnet, keinen Krieg geführt, und doch muß es heute für 100 Mark anstatt 50 Gulden 61 Gulden zahlen! Solange die Valuta nicht geregelt ist, wird der österreichische Handel stets von der Hand in den Mund leben, vor allem in einer Seestadt, die der Natur der Sache nach nur Handelsstadt sein kann, wo alles mit dem Handel zusammenhängt, und der Rückgang in den Geschäften bis in die untersten Schichten seinen nachteiligen Einfluß ausübt. Andre Handelsstädte sind zugleich mehr oder minder bedeutende Industrieplätze; Triest ist einer industriellen Entwicklung in größerm Stile absolut unfähig, weil ihm die zwei wichtigsten Vorbedingungen hierzu, Wasserkraft und Kohle, vollständig abgehen. Es sieht seinen Handel sich von Jahr zu Jahr vermindern; einen anderweitigen Ersatz dafür zu finden, ist unmöglich. Wo soll da eine hoffnungsfreudige Stimmung herkommen?

Wer sich in einer unbehaglichen Lage fühlt, ist stets bereit, demjenigen williges Ohr zu leihen, der ihm eine Wendung zum Bessern in Aussicht stellt. Dies ist ohne Zweifel eine der Hauptursachen, weshalb die Partei, welche sich hier die liberale und italienisch-nationale nennt, in der Bevölkerung einen so

bedeutenden Anhang findet, daß ihre Vertreter in dem städtischen Miniaturparlamente, dem Stadtrate, der zugleich Landtag der Stadt-Provinz ist, fast die Hälfte der Sitze einnehmen. Wie in allen italienischen Städten, ist auch in Triest der Munizipalgeist ungemein entwickelt. Der Triestiner ist Lokalpatriot par excellence. Es braucht nicht viel, um ihn zu überzeugen, daß alles Unheil nur der stiefmütterlichen Behandlung vonseiten des Staates zuzuschreiben ist. Politische und nationale Schlagworte thun bei einem südlich lebhaften Volke das übrige, und so erklärt sich die Macht der Progressopartei in der kommunalen Verwaltung. Obwohl die Opposition und ihre Presse bei ihren Nörgeleien gegen die Regierung vor allem die italianità Triests betonen und dabei gerne auf gewisse mysteriöse aspirazioni hinweisen, würde man den im Stadtrate perorirenden Catonen der Linken doch Unrecht thun, wollte man sie deshalb für offne oder verkappte Sezessionisten halten, denn um solchen Utopien nachzujagen, sind die Leute viel zu gescheidt. Aber sie verstehen es, die gegebenen Verhältnisse in ihrem Interesse auszunutzen, und wenn sie namentlich gegen die in neuester Zeit so markant hervortretenden slawischen Bestrebungen energisch Front machen, so finden sie dabei auch außerhalb ihrer Partei Unterstützung. Die Vorgänge in Böhmen beweisen zur Genüge, was die Slawen unter der von ihnen geforderten „Gleichberechtigung“ verstehen. Bis jetzt sind die slawischen „Aspirationen“ im Küstenlande noch kein Faktor geworden, mit dem man ernstlich rechnen muß. Sollten dieselben jedoch wirkliche Bedeutung erlangen, etwa in dem Sinne, daß, wie die Prager „Politik“ vor einiger Zeit den freundlichen Rat gab, Stadt und Gebiet von Triest administrativ mit Krain zu vereinigen seien, so würde eine solche „Reform“ nicht nur auf den Widerstand der italienisch-liberalen, sondern auch auf den der konservativen Partei und der durch Besitz und Intelligenz schwer ins Gewicht fallenden Deutschen stoßen, welche sich durchaus keine Illusion darüber machen, daß der Slawismus für sie nicht minder bedrohlich ist als für die Italiener im Küstenlande.

Eine Handelsstadt, für welche vor allem die materiellen Interessen maßgebend sind, kann keinen geeigneten Boden für politische und nationale Phantastereien bieten. Das liegt auf der Hand. Die österreichische Regierung könnte sich deshalb Glück wünschen, wenn alle ihre nationalen Schwierigkeiten so rasch und leicht zu heben wären wie diejenigen Triests. Sie braucht für ihr großes, allzeit getreues Handelsemporium an der Adria nur zu thun, was die ungarische Regierung für Fiume thut, und alle Klagen werden verstummen. Was Triest verlangt, ist keine Begünstigung auf Kosten andrer, wie z. B. die galizische Flußregulirung, denn jeder der Stadt zugewandte Vorteil kommt zugleich dem Reiche selbst zugute. Will Österreich seinen Handel nicht unheilbar schädigen lassen, so muß es die Wünsche Triests zu befriedigen trachten. Wenn man hier das Projekt einer deutschen Dampferlinie mit Triest als Kopfstation gleich bei seinem Auftauchen in allen urteilsfähigen Kreisen freudigst begrüßte,

so geschah dies wahrhaftig nicht, weil man sich von der neuen Linie überschwängliche Vorteile für den Platz versprach, sondern weil man hofft, daß dadurch einerseits die berechtigten Wünsche Triests indirekt ihrer Erfüllung um ein Stückchen nähergerückt würden, und andrerseits unser etwas altersschwacher Lloyd, bei dem auch nicht alles ist, wie es sein sollte, durch eine heilsame Konkurrenz ein wenig aus seiner behäbigen Beschaulichkeit aufgerüttelt werden dürfte. Die Regierung hat mit großen Kosten einen neuen Hafen hergestellt; Triest erkennt dies dankbar an. Aber was nützt der prächtigste neue Hafen, solange die unentbehrliche kürzere Bahnverbindung mangelt, durch die allein die günstige Lage des Platzes zu voller Geltung gelangen kann? Mit Flickwerk, wie Peageverträgen mit der Südbahn, ist nicht geholfen. Was Triest braucht, sind die Predilbahn und die Tauernbahn, durch welche die Entfernung Triests um 174 bis 300 Kilometer, d. h. um volle 35 Prozent von den südlichen Plätzen und um 12 Prozent von Stralsund verringert werden würde. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß nach Herstellung dieser beiden Schienenwege der größte Teil des mittel- und westeuropäischen Waaren- und Personenverkehrs nach dem Orient den Weg über Triest einschlagen muß. Sollte in der That die zarte Rücksicht für das in Wien und Paris vertretene internationale Kapital schwerer ins Gewicht fallen, als die Lebensinteressen von Österreichs einziger großen Seestadt? Der Staat hat nicht die Mittel zum Bau der kostspieligen Gebirgsbahnen, sagt man. Mir ist nicht gegenwärtig, wie hoch die Kosten der zur Zeit von dem Ingenieur Cecconi tracirten Tauernbahn veranschlagt sind. Sollten sie und die der Predilbahn in der That so beträchtlich sein, daß der Staat Bedenken trägt, sich darauf einzulassen, so übertrage man in Gottes Namen den Bau einer Aktiengesellschaft, die sich sofort bilden wird, denn über das günstige Ergebnis der beiden Bahnen kann kein Zweifel obwalten. Daß es an anlagesuchendem Kapital nicht mangelt, beweist der gegenwärtige hohe Stand der österreichischen Rente, und wo gäbe es eine sicherere Anlage als bei zwei Bahnlinien, die trotz ihrer geringen Länge bestimmt sind, Bahnen des Weltverkehrs zu werden, und denen keine Konkurrenz droht, solange nicht der Luftballon an die Stelle der Lokomotive tritt? Man gewähre der Unternehmung die günstigsten Bedingungen, nur nehme man die Sache endlich in Angriff, denn es ist die höchste Zeit. Die Konkurrenz Italiens und Fiumes sind sehr bedenklich. Hat sich der Handel einmal gewöhnt, neue Wege einzuschlagen, dann hält es schwer, ihn wieder davon abzulenken. Auch werden sicherlich Italien und Ungarn keine Anstrengung und kein Opfer scheuen, um den ihren Hafenstädten aus der günstigeren Lage Triests erwachsenden Nachteil durch Begünstigungen aller Art wettzumachen. Darum handle man, ehe es zu spät ist. Groß geworden durch ihre Verbindung mit Österreich und durch den ihr vom Reiche gewährten Schutz, geht die Stadt sicherlich einer noch größeren und bedeutenderen Zukunft entgegen. Aber hierzu ist es unbedingt nötig, daß der Staat seinen Verpflichtungen gegen seine einzige

Hafenstadt ebenso eingedenk bleibe wie diese der ihrigen gegen das Reich, an welches sie nicht nur halbtausendjährige Bande, sondern die Grundbedingungen ihrer Existenz fesseln. Möge man sich in den entscheidenden Kreisen nicht durch vorübergehend verstimmende Erscheinungen den Blick für diese feststehende Thatsache trüben lassen!



Iwan Turgenjew in seinen Briefen.

Von August Scholz.

(Schluß.)

5.



ahlreiche Stellen in den Briefen zeigen Turgenjew als einen scharfen Beobachter von Menschen und Dingen, dessen Urteile durch vielseitige Bildung und unbestechliche Gesinnung doppelten Wert erhalten. Interessant ist es, wie er über den europäischen Westen urteilte, dessen ständiger Gast er in seinen letzten Lebensjahren gewesen war. Seine beim Ausbruch des siebziger Krieges erfolgte Abreise von Baden-Baden wurde mehrfach in deutschfeindlichem Sinne gedeutet. Einige Bemerkungen in den Briefen widerlegen diese Deutung: „Dieser Krieg, schreibt Turgenjew am 20. Juli 1870 an die Exministerin Miljutin, war unvermeidlich, das haben die Deutschen selber gefühlt. Eine patriotische Begeisterung hat sie erfaßt, wie im Jahre 1813.“ In einem am 18. August, nach der Schlacht von Rezonville, an dieselbe Dame gerichteten Briefe heißt es: „Man muß zugeben, daß die Unfähigkeit und die mangelhafte Kriegführung der französischen Generäle noch um hundert Prozent unsre Unfertigkeit im Krimkriege übertrifft. Es fragt sich nur, ob sie aus ihrem Unglück eine Lehre ziehen werden, wie wir es seinerzeit gethan haben. Bei der Selbstüberhebung der Franzosen und ihrem Mangel an Wahrheitsliebe ist das freilich zweifelhaft.“ Am 6. September schreibt er: „Wir leben in einer bedeutungsvollen Zeit: vor unsern Augen geht die geschichtliche Führerrolle von einem romanischen Volke auf ein germanisches über. Der Zusammensturz des widerwärtigen napoleonischen Regiments hat mir viel Freude gemacht, mich mit sittlicher Genugthuung erfüllt. Freilich muß ich gestehen, daß die Zukunft mir nicht gerade in rosigem Lichte erscheint. Der kriegerische Geist, der sich ganz Deutschlands bemächtigt hat, bietet keinen allzu freundlichen Ausblick. Aber welche Heraus-

forderungen mußte dieses Land auch erdulden!" Wie klar und nüchtern Turgenjew die preußische Politik begriff, und wie sehr er den politischen Utopien seiner Landsleute feind war, beweist eine kurz vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges gegen Polonski gethane Äußerung: „Du fragst mich, schreibt er diesem, ob Deutschland geistig zurückgeblieben war, als es die Franzosen niederwarf. Nun, mein Lieber — es kommt eben ganz darauf an, von welchem Gesichtspunkte man das Ding betrachtet. Ganz Deutschland von der Weser bis zur Donau würde hell auflachen, wenn man ihm einreden wollte, daß Kriege um einer sittlichen Selbstreinigung willen geführt würden. Die Deutschen schlugen sich mit den Franzosen, um ihr Gebiet abzurunden, um zur Einigkeit zu gelangen, um dem Feinde Elsaß-Lothringen zu entreißen. Wir wollen durch einen Krieg die verdorbenen Säfte aus unserm Körper vertreiben — welcher Unsinn, welche Albernheit und Unreife!"

Obwohl Turgenjew oft und meist für längere Zeit in Paris verweilte, fühlte er sich doch niemals dort recht heimisch. Öfters kehren in den Briefen Ausdrücke wie die folgenden wieder: „Niemals ist mir Paris so prosaisch-flach erschienen" — „Ich hoffe wieder in bessere Laune zu kommen, wenn ich dieses Paris im Rücken habe, das mir so versalzen worden ist" — „Diese Metropole der Welt ist mir durchaus zuwider" u. a. Im allgemeinen urteilte Turgenjew über die Franzosen nüchtern und kühl, ohne jene Begeisterung, welche die Russen in neuerer Zeit für Frankreich empfinden. Mit Interesse verfolgt er die Entwicklung Frankreichs nach dem Kriege und sieht sein Heil einzig in der Republik. Als Bannerträger derselben galt ihm Gambetta: „In seinen Händen, schreibt er an den Satiriker Saltykow-Schtschedrin, liegt die Zukunft der Republik und ganz Frankreichs; wenn er, wie Sie ihn nennen, ein geistiger Kastrat ist, so sind die andern Kastraten mit der Regimentsbrandmarke."

Manches beachtenswerte Wort hat Turgenjew über die Größen der französischen Literatur gesprochen. Georges Sand, mit der er jahrelang in persönlichem Verkehr stand, nennt er 1873 „eine überaus gutmütige, überaus einfache und überaus anständige Dame," und drei Jahre später äußert er sich beim Tode der großen Französin gegen Suworin, den Herausgeber des Nowoje Wremja: „Mir war das Glück beschieden, Georges Sand persönlich zu kennen. Nehmen Sie diesen Ausdruck nicht für eine gewöhnliche Phrase; wer dieses seltene Geschöpf in der Nähe sehen durfte, der muß sich in der That glücklich schätzen. Als ich vor acht Jahren in nähere Beziehungen zu ihr trat, war die enthusiastische Bewunderung, die sie einst in mir erregt hatte, längst verschwunden; ich beugte vor ihr nicht mehr das Knie. In den Kreis ihres Privatlebens jedoch konnte man nicht eintreten, ohne in einem andern, vielleicht höhern Sinne ihr Bewunderer zu werden. Jedermann fühlte sogleich, daß er sich in der Nähe eines Wesens von unbegrenzter Selbstlosigkeit und unbegrenztem

Wohlwollen befand, in dem jede Spur von Egoismus längst durch die Flamme poetischer Begeisterung, durch den Glauben an die Ideale getilgt war."

Für Flaubert hatte Turgenjew literarische Hochachtung und persönliche Zuneigung. Über Victor Hugo findet sich eine bezeichnende Äußerung: sie bezieht sich auf des letztern Légendes des siècles, über die Turgenjew sich in folgenden Worten ausspricht: „Eine Unmasse von Ballast und Bombast; keine einzige Nummer, welche die Probe besteht. Prächtige Verse dagegen finden sich zu Dutzenden. Die Pariser Kritik wälzt sich vor dem Sänger im Staube — Lob und Weihrauch ohne Ende. Und in der That, wenn man bedenkt, daß ein fünfundsiebzigjähriger Greis das geschrieben hat, so muß man staunen. Außerhalb Frankreichs jedoch wird das Buch kaum irgendwelchen Eindruck machen." Aus einem Briefe Turgenjews an Alphonse Daudet entnehmen wir folgendes interessante Urteil über zwei Erzählungen des französischen Romanciers: „Le Nabab ist der hervorragendste und zugleich der ungleichartigste aller Ihrer Romane. Während »Fromont & Risler« eine gerade Linie darstellt, ist das Bild des »Nabab« eine Wellenlinie, deren Erhebungen nur ein Talent ersten Ranges erreichen konnte." Öfters spielte Turgenjew den Vermittler zwischen der russischen Presse und Zola, der bei dem an kräftige Kost gewöhnten russischen Publikum sehr beliebt ist. Doch dufteten ihm selber sowohl Zolas wie Goncourts Romane zu sehr nach Mache, oder, wie er sich ausdrückt, nach „Literatur."

Überaus bemerkenswert sind zahlreiche Urteile, die Turgenjew in den Briefen über Rußland und russische Verhältnisse abgiebt. Gegen die Slawophilen und ihre Lehren empfand er eine ausgesprochene Abneigung. Die literarische Bedeutung ihrer Schule schlug er sehr gering an: „In der Politik, sagt er, mögen diese Herren Adler sein; in der Ästhetik und Kritik sind sie Schwachköpfe ersten Grades." Von hohem Interesse sind einige Briefe, die Turgenjew im Jahre 1874 an eine Frau F. schrieb. Diese Dame sandte dem Dichter ein Portefeuille mit allerhand Schriftstücken — Tagebüchern und Manuskripten mannichfacher Art —, aus denen Turgenjew, der bereits seit einem Jahrzehnt Rußland aus den Augen verloren hätte, die „neue Generation" kennen lernen sollte. Es waren meist Expektorationen junger Revolutionäre, denen Frau F. die größte Bewunderung zollte. Turgenjew macht in seinen Antworten folgende für das Verständnis der russischen Entwicklung höchst wichtige Ausführungen: „Sie haben mit Basarow angefangen, auch ich will mit ihm beginnen. Sie suchen diesen Typus im wirklichen Leben, da werden sie ihn nicht finden. Ich will Ihnen sogleich sagen, warum. Die Zeiten haben sich geändert, man braucht jetzt keine Basarows. Für ihre gegenwärtigen Bedürfnisse hat die Gesellschaft keine besondern Talente nötig, nicht einmal hervorragende Köpfe — nichts Großes, Hervorragendes, allzu Individuelles. Arbeitslust und Geduld, das ists, was unsre Epoche nötig hat. Sie muß es verstehen, ohne Sang und Klang Opfer zu bringen, muß ihren Ekel vor der langweiligen, öden Alltagsarbeit überwinden,

sich mit ihr befreunden. Was sollen Talent und Gelehrsamkeit, wo es gilt, den Bauer zu unterrichten, Kranken- und Armenhäuser zu bauen u. s. w.? Hierzu gehört nur Herz, Opferfreudigkeit und jenes ehrenhafte Gefühl des echten Patriotismus. Basarow ist im Gegensatz hierzu als Held gedacht, Helden aber sind jetzt überflüssig, und von Helden der Arbeit zu sprechen, wäre lächerlich. Glänzende Erscheinungen in der Literatur haben wir kaum zu erwarten; diejenigen, welche sich ins Getriebe der Politik werfen, werden nutzlos untergehen. So liegen nun einmal die Dinge, doch können sich leider viele, zumal empfängliche, enthusiastische Frauen wie Sie, mit dieser bescheidnen Wirklichkeit nicht aussöhnen. Was Sie auch immer mir schreiben — Sie wollen sich begeistern, sich hinreißen lassen, sich, wie Sie selber sagen, „ehrerbietig beugen.“ Vor schlechthin tüchtigen, nützlichen Menschen jedoch, deren Zeit jetzt angebrochen ist, beugt man sich nicht. Hoffen wir nur, daß dieser tüchtigen Männer recht viele seien.“

Im Anschluß an diese Bemerkungen analysirt Turgenjew die ihm von Frau F. zugesandten Schriftstücke und weist Schritt für Schritt die Hohlheit der in denselben ausgesprochenen Ideen nach. Namentlich ärgert ihn ein junger Dichterling, den er spöttisch den „russischen Leo“ nennt. Dieser geniale Jüngling singt mit dem Brustton der Überzeugung nichtssagende Tiraden über die höchsten sittlichen Probleme in die Welt hinaus, vermerkt bei Gedichten von zwölf Zeilen den Tag, wo er sie begonnen, neben dem Datum der Vollendung, und behauptet von sich selber mit kühner Stirn, daß er „im zwanzigsten Lebensjahre alle Fragen der Wissenschaft und des Lebens gelöst habe.“ „Aus jungen Leuten dieser Sorte, bemerkt Turgenjew, wird niemals etwas werden. Streifen Sie alle Phrasen über sein eignes liebes Ich, das er hinter dem Ausdruck »Idee« versteckt, herunter, und Sie werden sehen, was für eine Null übrigbleibt.“ Turgenjew hat das ihm von Frau F. übersandte Material in seiner „Neuen Generation“ verwandt und auch dem „russischen Leo“ in diesem Roman ein Denkmal gesetzt.

Trüb und hoffnungslos erscheint dem Dichter die Zeit der „neuen Menschen“ und der dritten Abteilung. „Die Epoche, in der wir leben, schreibt er 1875 an den Publizisten Suworin, ist widerwärtiger als jene, in der unsre Jugend verging. Damals standen wir vor festverschlossener Thür; jetzt ist die Thür ein wenig geöffnet worden, wir sehen, was dahinterliegt, und dürfen doch ebensowenig hindurch wie vorher.“ Mit Freude begrüßt er dabei jedes Ereignis in der Heimat, das ihm einen Fortschritt zu bezeugen scheint. Namentlich wendet er sein ganzes Interesse der russischen Malerei zu, die mit hervorragenden Namen, wie Repin, Wereschtschagin, Kramskoj u. a., die europäische Kunstarena zu betreten begann. „Eine wahre Seelenfeier ists für mich, schreibt er an Polonski, daß Talente in der russischen Kunst hervortreten. Endlich, endlich!“

Leider blieb die Kunst das einzige Gebiet, auf welchem russisches Volkstum zu einiger Blüte gelangte. Im übrigen war das geistige und gesellschaftliche Leben in Rußland krank, von Gegensätzen und Zwiespalt zersetzt. Alle schrieen nach Hilfe und Genesung, jeder schlug ein andres Heilmittel vor, und endlich behielt jene enragirte Panslawistenpartei die Oberhand, die in einem neuen Kreuzzug nach der Balkanhalbinsel die einzige Rettung sah. In welchem Sinne Turgenjew diese Blut- und Eisenkur auffaßte, haben wir oben bereits aus einem seiner Briefe an Polonski ersehen. Turgenjew sah die Situation vor dem Türkenkriege in den düstersten Farben: „Wieder einmal, schreibt er kurz vor Ausbruch der Katastrophe an Polonski, tritt bei uns in Rußland der charakteristische Zug zutage, den man schon so oft beobachtet hat: alle unsre Volkskrankheiten, unsre Trägheit, Schlaffheit, Hohlheit und Langeweile wollen wir mit einemmale loswerden, so wie man einen Zahn bespricht. Bald soll ein „großer Mann," bald die Naturwissenschaften, bald ein Krieg die „große Medizin" sein. Eins, zwei, drei — und schon sind wir gesund! Jetzt halten wirs wieder einmal mit dem Krieg. All das sind Zeichen einer geringen Verstandesentwicklung und — offen gesagt — eines Mangels an Bildung.... Nun über Tschernajew,*) für den Ihr so gewaltig schwärmt. Mag dieser Held meinetwegen unfähig sein — wenn er wenigstens ein einfacher russischer General im Genre N. N.'s wäre, auf blanker Erde schliefe und trockenes Brot äße — nun, so könnte man wenigstens das an ihm rühmen. Du kennst das Sprichwort: Auf Cäsars Frau darf auch nicht ein Schatten von Argwohn fallen — so stehts auch mit dem russischen General in Serbien. Er durfte keinen Anlaß zu den Gerüchten geben, die über ihn im Gange sind, durfte in seinem Stabe solche ... wie M. nicht dulden, die sich alles herausnehmen. Da kommt nun dieser ... dieser Tschernajew nach Wien mit einer Suite von sechsundzwanzig Offizieren, mit einer Leibwache und einem Privatsekretär, steigt im ersten Hotel ab und sitzt im Theater in der kaiserlichen Loge. Dieser General, an dessen gutem Ruf kein Fetzen mehr heil ist, empfängt Korrespondenzen, giebt Audienzen.... Und das ist ein russischer Held? Pfui, pfui!... Du meinst, ich müsse den Muhammedanismus für eine niedrigerstehende, dürftigere Weltanschauung halten als das Christentum. Da bist du sehr im Irrtum. Nach meiner Ansicht sind es zwei Durchschnitte derselben Formation. Bei der Befreiung der Bulgaren dürfen wir auch nicht von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß sie Christen sind und die Türken Muhammedaner, sondern davon, daß die Türken sie morden und plündern. Wahrscheinlich wird es das russische Volk am Schluß des Jahres schon vergessen haben, daß es sich ohne Zweck und Nutzen für seine slawischen Brüder in die Schanze schlagen

*) General Tschernajew, der bekannte panslawistische Agitator und Bulgarenapostel.

wollte. Wir können ihnen schon aus dem Grunde nicht viel helfen, weil die Türken mehr und besser bewaffnete Soldaten haben als wir."

Treffliches Material bieten die Briefe Turgenjews zur Charakteristik der neuern russischen Literatur. Jede wichtigere Erscheinung derselben, jeder frisch auftauchende Autor, jedes neu erscheinende Buch von Bedeutung wird in markanter Weise, mit feiner poetischer Empfindung und kritisch geschultem Auge charakterisirt. Der Kenner der russischen Literatur wird manchen dankenswerten Hinweis, manchen Anhaltepunkt für das Verständnis der eigenartigen sarmatischen Poesie in den Briefen finden. Dostojewski und Gontscharow, L. Tolstoj und sein Vetter Alexej Tolstoj, Schtschedrin, Ostrowski, Pisemski, Nekrassow — diese und viele andre Größen niederen Ranges treten uns an ungezählten Stellen aus der Korrespondenz des Hingeschiedenen entgegen. Für unser weiteres Publikum setzen wir nur noch zum Schluß ein interessantes Schriftstück her — das literarische Testament Iwan Turgenjews, schlicht, edel und bündig, wie er selber gewesen. Am 3. Juli 1883, sechs Wochen vor dem Tode des Dichters, kam ein Brief aus Bougival in der Gouvernementsstadt Tula an, in deren Nähe der großrussische Sittenschilderer Leon Tolstoj einsam und zurückgezogen, in mystisches Brüten versunken, seit Jahren der schriftstellerischen Thätigkeit entsagend, auf seinem Stammgute sitzt. Mit zitternder Hand, die kaum den Bleistift hielt, schrieb Turgenjew dem Grafen, dem er stets den literarischen Vorrang zugestanden hatte:

„Lieber und teurer Leon Nikolajewitsch! Ich habe Ihnen lange nicht geschrieben, da ich, ohne Umschweife zu reden, auf dem Sterbebette liege. Ich kann nicht mehr gesund werden. Ich schreibe Ihnen hauptsächlich, um Ihnen zu sagen, wie glücklich ich war, Ihr Zeitgenosse zu sein, und um Ihnen meine letzte, innigste Bitte auszudrücken. Mein Freund! Kehren Sie zur literarischen Thätigkeit zurück! Ach, wie glücklich wäre ich, wenn ich hoffen könnte, daß meine Bitte Sie dazu bewegen würde.... Mein Freund, großer Schriftsteller des Reußenlandes, vernimm meine Bitte! Laß dir noch einmal die Hand drücken und dich samt den Deinigen umarmen!... Es geht nicht weiter ... ich bin erschöpft."



Reisebriefe aus Italien vom Jahre 1882.

Aus dem Nachlasse von W. Roßmann.

(Fortsetzung.)

Lucca (Albergo Universo) und Pistoja, 1. November.



Abends am 31. Oktober nach Lucca und früh rasch den Dom besucht. Wiederum eine mächtige, gothisch vollendete Basilika, die Decken bloß mit goldnen Sternen und meist mit Medaillons gemalt. Ueber der linken Eingangsthür eine Kreuzabnahme von Niccolo Pisano, darunter eine Verehrung der Magier von seinem Sohne Giovanni. Die Madonna ist hier fast identisch mit einer halb sitzenden, halb liegenden Figur, die, wenn ich nicht irre, als Agrippina bezeichnet wird. Im Innern, an einem Tempelchen, in welchem ein Teil des Kruzifixes aufbewahrt wird, ein schlichter, höchst stimmungsvoller St. Sebastian von Matteo Civitali, in der Plastik das, was der Dresdner Antonella da Messina in der Malerei ist. Dann ein Gang vor das Thor, wo der Ausblick auf die Berge erfreute. Viel bäuerliches Volk kam zum Fest Allerheiligen herein. Fünfundzwanzig der schönsten gerösteten Maronen für vier Pfennige gekauft.

Auf dem Platze vor unserm Hotel ein nüchternes Standbild der Mutter Napoleons des Ersten.

Nach Pistoja früh zehn Uhr. Eine entzückende Fahrt. Schöngeformte Berge, Hügel mit Kastellen und Städtchen bekrönt.

In Pistoja zwei Züge überschlagen. Das Tribunal ein ehrfurchtgebietender alter Palast mit dunkelm Hof, um den ein Umgang mit gewaltigen Pfeilern; die Decken gemalt, Wappen an den Wänden. Höchst altertümlich. Im Palazzo Communale wollte man uns die kleine Gemäldesammlung nicht zeigen; das Zimmer sei infolge der Parlamentswahl noch sehr unordentlich.

Im Dom San Jacopo ein schöner Lorenzo di Credi. Auffallend die großen knochigen Füße des Täufers. Der rundliche Kopf der Madonna stimmt sehr mit demjenigen auf dem Dresdner sogenannten Lionardo da Vinci überein. — Sehr interessant der ganz aus Silber getriebene Altar mit vergoldeter Altartafel, ein kostbares Werk der Pisanischen Kunst: lebendig und verständlich. Aus dem vierzehnten Jahrhundert. Derselbe ersetzte einen älteren Silberaltar, welchen im Jahre 1295 der Dichter Vanni Fucci entwandte, wofür ihm Dante einen Platz in der Hölle anweist.

Das Interessanteste in Pistoja ist nun aber ein Werk aus weit geringerem Stoffe, der Majolikafries am Hospital del Ceppo von Giovanni della Robbia, dem Großneffen Luca's, aus dem Jahre 1525, hie und da geflickt, doch im ganzen vortrefflich in seiner Farbenfrische erhalten. Derselbe stellt die sieben Werke der Barmherzigkeit dar, höchst lebensvoll und charakteristisch. Manche Köpfe und Arme lösen sich ganz von dem (blauen) Grunde ab, sodaß sie Schatten darauf werfen, was den Anblick lebendiger macht. (Abgüsse einzelner Köpfe in unserm

Museum.) Ein Anfang mit der Wiederbelebung dieser Technik ist, wie ich höre, am Denkmal Gräfes in Berlin gemacht, und man sollte sie weiter pflegen. Das töpferreiche Meißen wäre der Ort dazu. Mit wenig Mitteln läßt sich in dieser Art eine echt künstlerische Wirkung auf große Dauer erzielen.

Wir folgten nun dem strömenden Volke, welches Kränze und Kerzen auf den Gottesacker hinaustrug, zum Fest Allerseelen oder Allertoten, wie es hier heißt. Zwei Kirchhöfe nebeneinander, einer für ärmere, einer für reichere Leute. Auf dem ersten steckte man die Kerzen einfach in die Erde und legte Kränze und einzelne Blumen auf die Gräber. Wehmut oder Gram wurden nirgends bemerklich; über dem Arrangement der mitgebrachten Sachen kam der Schmerz der Erinnerung nicht auf. Auch ist die Grundidee der Feierlichkeit, den armen, einsamen Toten da draußen einmal einen vergnügten Tag zu machen; dazu muß man selbst heiter sehen. Auf dem reicheren Kirchhofe trieben die Mitglieder einer Totenbrüderschaft in schwarzen Kattun- oder Serschekapuzen, welche die Gesichter verhüllen, ihr Wesen. Sie hielten Wache an den verschiednen Eingängen und klirrten erschreckend mit ihren Büchsen um Almosen.

Florenz, 2. November (Albergo San Marco).

Nachmittags am 1. nach Florenz. Der Weg höchst unterhaltend. Die Maisernte war eben beendet, und die Landhäuser waren mit den an Schnüren aufgehängten dunkelgoldgelben Kolben überall in der Weise bedeckt, daß fast nur die Thüren und Fenster freiwaren.

In Florenz haben wir nun jede Minute ausgebeutet, und ich muß daher mit meinen Aufzeichnungen kurz sein, um nicht zu sehr in Rückstand zu geraten; aus den Katalogen wird sich später manches weitere ergeben. Wir haben nicht weniger als vier große Museen und zwölf Kirchen gesehen.

Am Dom fiel mir diesmal auf, daß er innen weit kleiner wirkt, als man außen nach den großartig gelagerten Massen erwarten dürfte. Es liegt dies ohne Zweifel daran, daß er gar zu wenig Licht hat. Bei unserm ersten Besuche war der Himmel allerdings grau, und die Finsternis war infolge dessen so groß, daß man im Chor und den Querschiffen fürchten mußte, anzustoßen; aber auch bei hellerm Lichte waren die Gemälde nicht zu erkennen. Von köstlicher Wirkung der Campanile, der frei neben dem Dom steht; ein Werk Giottos und ein Beispiel, wie es der Kraft eines Genies möglich ist, zwei, wie es scheint, einander widerstrebende Stilarten ganz harmonisch zu verbinden; denn die Gothik ist hier in der That in die ältere, den Horizontalabschluß übende Bauweise vollkommen aufgegangen. Am Baptisterium die Bronzethüren des Lorenzo Ghiberti wiederholt eingehend besichtigt.

In der Galerie der Uffizien (eines von Vasari für die verschiednen Regierungsämter errichteten Gebäudes) grüßt man viele alte Bekannte vornehmster Art: die mediceische Venus, den Schleifer, die Ringer, die Niobiden; von Gemälden Tizians Venus des Herzogs von Urbino, die früher dem Raffael zugeschriebene, neuerdings dem Sebastian del Piombo überwiesene sogenannte Fornarina, die schöne Bäckerstochter im Pelzkragen und mit einem Lorberkranze geschmückt, unvergleichlich in der Noblesse des Ausdruckes und der Lebenswahrheit der Karnation. Die Madonna von Raffael mit dem Stieglitz u. s. w. Ich kann aber schon hier sagen, daß kein Raffaelisches Bild in Florenz mit der Sistina zu vergleichen ist, und Deutsche, welche Dresden kennen, finden sich daher in bezug auf diesen größten Maler leicht enttäuscht; zumal da ihm hier Perugino so große Konkurrenz macht. Ebenso giebt es

hier nichts von Tizian, was dem Zinsgroschen in Hinsicht auf Malerei wie auf Ausdruck gleichkäme. Die Lorenzo di Credi scheinen mir unsern kleinen sogenannten Lionardo sowie den mittleren Lorenzo zu bestätigen; dagegen stimmen sie nicht mit dem großen, den Crowe und Cavalcaselle diesem Meister zuschreiben. Er ist zu hell für Lorenzo, ob er schon manches von diesem Meister hat.

Die Aufstellung und Beleuchtung der Bilder in den Uffizien ist eine ganz traurige, die Aufsicht eine nachlässige; selbst bei vollständig grauem Himmel wurden die Fenstervorhänge nicht geöffnet. Was mir aber am meisten auffiel, war die geringe Sorgfalt, die man auf die Erhaltung der Bilder verwendet. Ich habe eine ganze Reihe stark abblätternder Bilder notirt, vor allem den Johannes den Täufer Raffaels.

Nachmittags ein Spaziergang über die Hügelallee oberhalb der Stadt. Leider lag dieselbe ganz im Nebel; doch gab es Momente, in denen sich die Schönheit der Lage ahnen ließ. Die Vergleichung von Dresden mit Florenz hat in der That viel Treffendes. Das Profil der Stadt (Frauenkirche = Dom) ist im wesentlichen das nämliche; Hügel treten hier wie dort nahe heran, bei Florenz näher als bei Dresden, Villen und schimmernde Landhäuser hier und dort; ein großer Strom teilt die Stadt. Aber in diesem Punkte ist Dresden entschieden im Vorteil, wie es überhaupt den Vergleich vollkommen gut aushält; denn auf dem Arno schwimmt, was uns schon in Pisa aufgefallen war, auch nicht ein einziges Boot, und dem Florentiner ist der Fluß offenbar nur ein Hindernis. Woher diese seltsame Erscheinung, möchte ich bei Eingebornen noch erfragen; denn schiffbar ist der Strom gewiß. Gegen Abend kamen wir bei der reizenden Kirche San Miniato an, wo das Totenfest alle seine Eigentümlichkeiten entfaltet hatte. Auf und vor allen Gräbern strahlende Kerzen, Blumenteppiche aus Astern gelegt. Die schönsten Monumente, und es giebt deren wirklich schöne (z. B. das des Marchese Guerrini) von dichten Gruppen umdrängt, tausende von Menschen hin und wieder wogend. Vor dem Kirchhofe hielten Kuchenbäcker und Maronenbrüter feil und schrieen ihre Waaren aus.

Ueber den Michelangeloplatz, von dem aus man die Stadt übersieht, hinab. Ein Betteljunge hatte eine halbe Zigarette gefunden und bat mich höflich und graziös um ein Schwefelhölzchen, um den Genuß zu realisiren. Ich präsentirte es ihm brennend, was er in der Ordnung fand, aber wie ein echter Kavalier mit gebührendem Danke lohnte.

Florenz, 3. November.

Früh in der Kirche Santa Croce, dem Pantheon der Florentiner. Hier ruhen Michelangelo und Galilei, und es sind ihnen würdige Denkmäler geworden, wie es überhaupt die Italiener an Nachruhm für ihre großen Toten nicht mangeln lassen. Auf dem Grabmal Michelangelos (1570 durch Vasari errichtet) eine vorzügliche Büste Michelangelos von Lorenzi, lebendig, wahr, detaillirt, ohne die so sehr ins Grämliche fallenden Uebertreibungen späterer. Diese Büste macht den merkwürdigen Mann ganz verständlich. Dante, der in Ravenna bestattet liegt, erhielt hier in neuerer Zeit ein wenig gelungenes Denkmal. Dem Tragiker Alfieri setzte seine Freundin, die deutsche Gräfin Stolberg-Albani, ein schönes Denkmal mit Büste; sie selbst ruht im Querschiff. Unter andern interessirte mich das Grabmal des Kupferstechers Raffael Morghen, mit ganzer, liegender Figur. Eine Bronzetafel erinnert an die Verdienste Napoleons des Dritten um Italien. Schöner

Kreuzgang mit vielen Grabmälern. — Fresken von Giotto und Dom. Gaddi. Eigentlich ist jede Kirche hier ein Museum.

Florenz, 3.—5. November.

Ich merke nur noch an, was mir aus der Fülle des Gesehenen sofort gegenwärtig ist und wohl immer gegenwärtig bleiben wird. Unter den Malern treten vor allem außer Raffael hervor: Perugino — im Palazzo Pitti wie in der Kunstakademie vorzüglich vertreten —, Ghirlandajo (Santa Maria Novella), Benozzo Gozzoli (Capelle der Mediciäer im Palazzo Riccardi), Masaccio und Filippino Lippi in der Brancacci-Kapelle, Fiesole im Kloster San Marco.

Peruginos emporschauende Madonna ist einzig schön, zur Vollendung fehlt diesem Künstler nur noch eine gewisse Freiheit in der Anordnung und die Ueberwindung einer gewissen Manier in der Behandlung der untern Extremitäten, die dürftig und hölzern sind. Groß und würdig ist Ghirlandajo, der Lehrer Michelangelos und dem auch Raffael viel zu danken hat. Die Mediciäer-Kapelle (leider gar zu dunkel) ergänzt vortrefflich den Camposanto von Pisa; denn hier haben sich seine Arbeiten vorzüglich erhalten. Dieselben wirken ungemein prachtvoll, heiter, beglückend. Der Zug der Könige nach Bethlehem durch eine reiche, köstliche Landschaft, am Schlusse eine Gruppe singender Engel. Die Flügel dieser Engel sind aus Pfauenfedern gebildet und mit Gold gehöhet; die Kleider der Könige schimmern wie Goldbrokat. Dementsprechend das übrige reich entfaltet und tief gestimmt.

Ich habe oft den Malern der klassischen Observanz gegenüber behauptet, der Reiz dieser altitalienischen religiösen Bilder ruhe hauptsächlich in der Verbindung des höchst individuell durchgeführten Porträts mit einer ungezwungen vornehmen Gesamthaltung der Bilder, und da bei unsern deutschen Klassizisten das erstere fehle, so seien sie oft so langweilig; ich habe aber damit in der Regel wenig Beifall gefunden. Sie betonten zu sehr die Linienschönheit, die Komposition und das, was sie den Ausdruck nannten. Ich bin aber jetzt meiner Sache ganz sicher. In der That sind sämtliche Figuren auf den Bildern der Ghirlandajo, Gozzoli, Masaccio u. s. w. Bildnisse, mit Ausschluß Christi, aber mit Einschluß der Engel und der Madonna. Freilich hatten es diese Künstler besser als ihre Nachfolger von heute. Dem Benozzi Gozzoli saßen z. B. für seinen bethlehemitischen Zug sämtlich damals lebende Mediciäer, mehr als zwanzig, und das gab denn freilich intelligente, bedeutende und charaktervolle Physiognomien. Zu den Engeln (die keineswegs alle in einer Weise frisirt sind) hat er dann wohl die Kinder der Familie genommen.

Die Kompositionen aber sind recht überkünstelt — ein Fehler, der bereits mit den Nachfolgern Raffaels und Michelangelos beginnt.

Einen tiefen und feierlichen Eindruck hatten wir im Kloster San Marco. Hier lebte und wirkte Fra Angelico von Fiesole, nach seinem Geburtsorte in der Regel genannt. Hier hat er teils einige große Kompositionen geschaffen, z. B. für den Kapitelsaal und die Korridore, teils, mit Hilfe seines Bruders, die sämtlichen fünfundvierzig Zellen mit je einem Bilde geschmückt. Dann haben andre einige seiner kleinen zierlichen Staffeleibilder, namentlich kleine Altarschreine, hierher gestiftet. Fiesole ist ja noch unbeholfen, und die Anatomie hat er nicht studirt; aber es giebt doch wenig Künstler, die so unmittelbar ergreifend wirken wie er, ja im religiösen Ausdruck — genauer im Ausdruck der weiblichen, ganz hingebenden und passiven Religiosität — hat er wohl das Höchste geleistet und ist nie wieder erreicht worden.

Die Zellen sind unmittelbar unter dem hölzernen Dachstuhl angebracht und münden sämtlich auf einen ringsumgehenden Korridor, die meisten haben nur vier

Schritt im Geviert und sind entsprechend niedrig eingewölbt. Die Vorsteher hatten zwei Gemächer nebeneinander. Ich finde in solchen Klöstern stets die Spannkraft und Expansionsfähigkeit der menschlichen Natur zu bewundern, welche eine derartige Einengung der Existenz nicht nur oft ohne Schaden erträgt, sondern sogar in erhabenen Schöpfungen völlig überwindet und verherrlicht. Nicht nur Fiesole, sondern auch der heilige Antoninus und Savonarola lebten und wirkten in diesem Kloster. Die Cella des letztern ist ganz erhalten, wie sie war. Sein Schreibtisch, sein Stuhl stehen da, die Kleider sind vorhanden, die er trug, ehe er verbrannt wurde, ein Stück des Galgens wird aufbewahrt, an den man ihn hängte. Einige seiner Schriften, das von ihm gebrauchte Kruzifix. Ein höchst lebensvolles Bildnis Fra Bartolommeos stellt die ganze Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes, seine Größe, seine furchtbare Energie, seine Glaubensglut, seine Beschränktheit vor Augen.

Im Refektorium ein Abendmahl von Ghirlandajo, sehr friedlich und ruhig wirkend. Keine Gruppenbildung, jeder sitzt einzeln; nur Johannes mit Christus verbunden.

Dies erinnert mich an das Abendmahl Andrea del Sartos im Kloster San Salvi vor der Stadt. Eine bedeutende Schöpfung; doch hat man dabei das Gefühl, daß der Künstler seinen großen Vorgänger Lionardo umgehen wollte und doch bis zu einem gewissen Punkte in seinem Banne geblieben sei. Er griff seine Typen um einige Stufen niedriger als Lionardo (der Gebhardt damaliger Zeit), aber führte alles höchst lebensvoll aus. Judas neben Christus — ein höchst überzeugender Kopf. Die Hände ungemein sprechend, wie auf dem Bilde Lionardos; aber darin stehen diese Künstler nicht allein. Bei dem Italiener spricht die Hand überhaupt weit mehr als bei nordischen Völkern; ja man kann als Regel annehmen, daß der Italiener, wo er mit einem Gestus auskommen kann, das Wort sicher spart. Die Gesten kurz, bedeutsam; oft auf einen, zwei Finger beschränkt.

Von nie zu vergessender Wirkung sind Michelangelos Medicäergräber mit den Gestalten der vier Tageszeiten: am schönsten, weil am ungezwungensten, Morgen und Abend. Das ist große Kunst. Lebendiges, kraftvolles Fleisch, großartige Haltung, Würde und Ruhe. Hier ist die Mischung zwischen Natur und künstlerischer Zuthat, Stil, Komposition oder wie man es nennen mag — eine Mischung, auf die eben alles ankommt — aufs glücklichste getroffen. Unsre neuen Klassizisten trauen der Natur zu wenig und sich zuviel zu.

Eine Fahrt nach dem auf dem Berge gelegenen Fiesole — anderthalb Stunden von der Stadt — höchst lohnend. Vorüber an jener Villa, in welcher Boccaccio die Novellen des Decamerone erzählen läßt, an San Domenico, wo Fra Angelico zuerst eintrat. Hoch oben besuchte ich ein Franziskanerkloster und ließ mich von dem Bruder Schneider über die Geschichte seines Ordens unterhalten. Den Blick auf Florenz sperrte ein feiner Nebel, aber dafür entschädigte die Aussicht ins Thal des Mognone.

Rom, 7. November (Albergo Molora).

Fahrt über Pisa, Grosseto, Follonica, Civita vecchia. Schöne Blicke aufs Meer, auf die Insel Elba. Durch die Maremmen, die jetzt sorgfältig kultivirt werden, wie man denn hier überall ein tüchtiges Eingreifen der Regierung wahrnimmt.

Heute früh gleich der erste Gang zum St. Peter. Die Wirkung bleibt immer dieselbe: groß, feierlich, erhaben, und doch heiter und frei. Es kommt diesem Bauwerke nichts gleich. Nie aber ist mir früher so von außen die schöne goldne Farbe des Domes aufgefallen; er sieht wie eben gebaut aus. Prachtvolle Klangwirkungen im Innern, wenn in einem der Querschiffe die Messe gesungen wird.

Das kapitolinische Museum der Statuen besucht. Das herrlichste Stück ist die kapitolinische Venus, wundervoll erhalten und in der Auffassung und in der Behandlung höherstehend als die medizeische. Weiche und doch kräftige Fülle. Dann der sterbende Fechter. Was die Behandlung der Oberfläche betrifft, so finde ich, daß die Alten das Nackte immer mehr polirt haben, als es unsre Neuern thun; auch haben sie sicher ihren Marmor von Anfang an warm getönt. So wirkte derselbe weit lebendiger.

Zahlreiche Büsten interessirten, indem wir sie mit den Typen des Volkes auf der Straße verglichen. Gewisse Frauen, wie die Agrippina, begegnen häufig. Man muß sich nur diese Marmorgestalten schwarzhaarig, schwarzäugig und mit gelblichem Teint denken.

Vom Kapitol auf das Forum hinunter, dessen Ausgrabung jetzt vervollständigt wird. Augenblicklich gräbt man die bisherige Fahrstraße ab; die alte römische liegt fast ganz frei. Man darf sich den alten Platz nicht breit denken. Er war kaum breiter als eine gewöhnliche Straße, hatte aber offene Hallen rechts und links. Ueber der einen Seite erhoben sich die Cäsarenpaläste, deren Trümmern wir einige Stunden widmeten. Die Substruktionen imponiren durch Höhe und Massigkeit. Die Anlage der Paläste — eine Verbindung des Bürgerhauses mit der Basilika — ist wohl zu verfolgen. In einigen Räumen sind noch Gemäldereste erhalten. Man wird so weit graben, als irgend möglich; aber leider hindert noch ein in der Mitte befindliches Klostergut, die neuern (französischen) Ausgrabungen mit den alten (päpstlichen) in Verbindung zu setzen. Durch große Blechtafeln hat man trefflich für die Instruktion des Besuchers gesorgt: dieselben geben die Stellen der Schriftsteller wieder, in welchen von den betreffenden Bauten gehandelt wird.

Ganz nahe an den Cäsarenpalästen, unmittelbar hinter dem Titusbogen, vor der Querseite des Forum liegt das Kolosseum, von dessen Masse nur noch die Hälfte vorhanden ist, das aber gleichwohl eine ganz gewaltige Wirkung übt. Man hat jetzt etwa die Hälfte der Arena bloßgelegt und ist bis zur Sohle des Unterbaues vorgedrungen. Nun sieht man, daß die ganze Arena mit tiefen Räumen, Gemächern aller Art, Korridoren unterbaut ist, ähnlich wie ein modernes Theater unter dem Podium seine Räume für die szenischen Apparate hat. Hier dienten die Unterbauten zum Aufenthalt für die Gladiatoren sowie für die wilden Tiere, die in Käfigen durch Fahrstühle in die Höhe gehoben wurden. Die Christen, die mit den Tieren zu kämpfen hatten, wurden bis zur Aufführung in kleinen Zellen über der Erde eingeschlossen gehalten. Und nun zu denken, daß dieser kolossale Bau dergleichen blutige Schaustellungen nicht etwa nach und nach hat entstehen sehen, sondern für dieselben eigens mit ungeheuern Mitteln gebaut und raffinirt eingerichtet worden ist! In dieser brutalen Verwilderung der menschlichen Natur, über die man denn doch einmal zur Besinnung kommen mußte, stecken die Wurzeln der Macht der Kirche.

Abends suchten wir eine echt römische Trattoria auf und hatten da die Ueberredungskunst des Kellners zu bewundern. Die Speisekarte wies wohl über fünfzig Genüsse auf; aber wenn er seine Rede beendet hatte, so aß jeder Gast — und wir machten es ebenso — Kalbskopf mit Linsen, eine Zusammenstellung, die wohl vor keinem Gastronomen Gnade finden würde. Der Redner erinnerte uns sehr an Carmontels Maler, der alle möglichen Wirtshausschilder in Auftrag nimmt, aber immer nur eine rote Rose liefert.*)

*) Dramatische Sprichwörter von Carmontel und Theodor Leclercq, übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. Leipzig, Hirzel, 1875.

Vorher hatten wir noch San Giovanni in Laterano wenigstens von außen besehen: die Kirche des Papstes als des Bischofs von Rom. Die Fassade mit ihren gewaltigen, bis oben durchgehenden Säulen gehört zu den großartigsten und wirkungsvollsten, die ich kenne.

Schräg gegenüber liegt das Heiligtum mit der Scala sancta, angeblich der Treppe des Richthauses in Jerusalem. Gläubige rutschen dieselbe zu allen Stunden knieend hinauf. Auch Luther hat das seiner Zeit gethan und er erzählt, wie es dabei immer in ihm geschrieen habe: „Der Gerechte lebt seines Glaubens allein." Und wer sollte hier nicht zu einem Proteste gegen die allzuweit gehende Veräußerlichung religiösen Wesens kommen? Andrerseits das Wort allein, d. h. die Predigt, thuts auch nicht. Die Kirche bedarf einer gewissen Körperlichkeit, Anschaubarkeit; es wird nur darauf ankommen, ihr das volle Gegengewicht der Innerlichkeit und Geistigkeit zu geben. Der Einzelne für sich geht leicht auf einer Linie einher, auf welcher er sich von beiden Seiten aneignen kann: von da die Kunst, das Symbol, die schöne Zeremonie, die naive, echt volkstümliche Feier, von dort die Gemütsinnerlichkeit, die Selbstverantwortung, die ethische Einheitlichkeit und Vertiefung des Charakters, mit einem Wort die ernste Arbeit an sich selbst in wahrer Selbstverläugnung. Ganze Kirchen aber werden immer an einer gewissen Einseitigkeit leiden.

Es ist mir immer aufgefallen, daß Luther nirgends, auch in seinen Tischgesprächen nicht, andrer als religiöser Eindrücke aus Rom erwähnt. Er war hier zur Zeit der allerhöchsten Kunstentfaltung: Raffael malte gerade an den Stanzen, Michelangelo an der Sistina. Die Gruppe des Laokoon war eben gefunden und regte alle Welt zu Sonetten an u. s. w. Es scheint in der That, als habe er hieran nicht den geringsten Anteil genommen; er hatte zu schwer mit sich zu kämpfen. Auch litt er an einer gewissen Abneigung gegen die Italiener. Deutsche, die hierher kommen, ohne die Sprache zu verstehen, unterschätzen dieselben überhaupt leicht und kommen erst, indem sie ihre Kunstschöpfungen würdigen, zu einer richtigen Ansicht über dies hochbegabte und liebenswürdige Volk. Wir sind pedantisch, sie sind kindlich, das ist der Unterschied.

Eines naiven Zuges muß ich noch gedenken, der in Florenz begegnete. Freute es mich schon, daß man, wenn man sich in einem Dome niederließ, gelegentlich eine schöne Katze zur Nachbarin gewann, die behaglich schnurrend dem Gesange zuhörte, so sah ich eines Abends zu meiner Ueberraschung, wie eine Frau ihren Hund an der Leine mit in eine Seitenkapelle gebracht hatte, um da zu beten. Das Tier war hieran schon gewöhnt und sah so andächtig drein wie seine Herrin. Bei uns würde das an Blasphemie streifen; hier macht sich niemand Gedanken darüber, und sicher war diese Frau eine wirklich fromme Frau.

(Fortsetzung folgt.)



Der Indianerkrieg in Kanada.



Zuviel gesagt würde es sein, wenn wir, wie manche thun, England schlechthin als kranken Mann bezeichnen wollten. Aber eine besonders feste und ungestörte Gesundheit werden wir ihm auch nicht zuschreiben dürfen, und bisweilen sieht es aus, als ob die Gladstonesche Krankheit, an der es seit einigen Jahren leidet, doch auf ein tiefer sitzendes und ernsteres Übel im Körper des Weltreiches zurückgeführt werden müßte. Bald bricht hier, bald da eine Stelle auf, und kaum hat die eine sich geschlossen, so öffnet sich stracks eine andre. Fast immer erscheint die Heilung als eine nur unvollständige, ja als eine solche, die schwere Bedenken für die Zukunft einflößt. Jedenfalls hat das britische Gesamtreich an Kräften abgenommen, oder seine Mittel sind nicht in dem Maße gewachsen, wie seine Pflichten gegen sich selbst. Sein Ansehen ist allenthalben im Schwinden. Man läßt sich von ihm nicht mehr bieten, was man früher von ihm leiden zu müssen meinte, sich nicht mehr von ihm beschränken und ausbeuten. So in Afrika, am Nil und am Kap, so in Mittelasien und so jetzt auch im fernen Westen, wo ein Indianerkrieg ausgebrochen ist, der zwar noch keine großen Dimensionen zeigt und dessen erster Akt mit einem Siege der kanadischen Truppen endigte, von dem aber Sachkenner befürchten, er sei nur Symptom einer Gährung, aus der sich Gefährlicheres entwickeln werde, wenn auch vielleicht erst später.

Die Zustände und Verhältnisse, welche den Aufstand im nordwestlichen Kanada verursacht haben, sind im ganzen dieselben wie die, welche in den Vereinigten Staaten schon im vorigen Jahrhundert, noch mehr aber im jetzigen und besonders seit Erbauung von Eisenbahnen in den Gebieten des Westens und rascher Besiedlung der großen Prairie-Wildnis zwischen dem Mississippi und den Küstenstädten Kaliforniens und Oregons eine Reihe von Kämpfen zwischen dem weißen und dem roten Manne hervorriefen. Es ist der Streit der Kultur mit der Barbarei mit seiner Berechtigung und seinen Ungerechtigkeiten, in welchem sich der eingeborne Jägermensch gegen den eindringenden Ackerbaumenschen, der ihm seine Jagdgründe und damit seine Existenzmittel nehmen will, nach Kräften zu wehren versucht, und damit verbinden sich in Kanada andre Elemente und Motive. Vor fünfzig Jahren wüteten in der nordamerikanischen Republik langwierige Kriege zwischen dem landhungrigen Yankeetum und den Tschirokesen Georgias, sowie den Seminolen Floridas. Später entzündeten sich längs der großen Schienenwege, die sich allmählich vom Mississippi bis zum Stillen Ozean ausdehnten, wiederholt blutige Aufstände und Kämpfe bis in die Region der Felsengebirge hinein. So in den sechziger Jahren, als die Union- und Zentral-Pacific-Bahn erbaut wurde, so, als die Northern-

Pacific-Bahn Trapper und Ansiedler nach Dacota, Wyoming und Montana brachte, und so, als das Southern-Pacific-System nach Neumexiko und Arizona und in die Gebiete der Navajos und Apaches vordrang. Zuletzt ist nun die Reihe an Nordwest-Kanada gekommen, wo ebenfalls eine Eisenbahn vom Osten her dem Stillen Meere zustrebt und dabei die Länder durchschneidet, welche die großen Stämme der Crees, der Sioux und der Schwarzfüße bisher als ihr Eigentum betrachteten.

Die Billigkeit verlangt, daß wir den Unterschied hervorheben, der zwischen dem Verfahren der Weißen in der Union und dem der Kanadier herrscht. Dort geht man mehr oder minder brutal, hier im allgemeinen human und rücksichtsvoll vor. Dort, in der Republik, gilt dem Indianer gegenüber der Grundsatz, daß derselbe keinerlei Recht habe, welches der Weiße zu achten verpflichtet wäre. Man schloß Verträge mit Stämmen und brach sie unbedenklich, wenn sie sich unbequem erwiesen. Unablässig strömte eine Flut zum Teil sehr unlauterer Elemente über die Grenzen der Indianergebiete. Dieselben kamen als Vorläufer und Bahnbrecher der Zivilisation, repräsentirten sie aber sehr wenig. Ihre Ideen von Recht und Ordnung waren eigentümlicher Art, und Leben und Besitz des „roten Ungeziefers“ erschienen ihnen als völlig in ihr Belieben gestellt. Sie ließen sich nieder, wo es ihnen gefiel, und schossen die Rothaut über den Haufen, wo sie ihrer ansichtig wurden. Behörden gab es bei ihnen nicht, oder sie waren ohnmächtig. Die Regierung in Washington hatte einen kurzen Arm und nur ein schwaches Heer. Sie vermochte in den steten Kämpfen, welche die Ansprüche dieser Bevölkerung gesetzloser „Grenzstrolche“ zur Folge hatten, nicht viel zu thun. Zogen jene gegen die Indianer den kürzeren — was nicht selten geschah —, so entsandte sie ein paar hundert Mann Soldaten, um die Niederlage der weißen Ansieder zu rächen. Wiederholt begegnete es dabei, daß solche kleine Feldzüge mißlangen und zu Niederlagen der Regierungstruppen führten, natürlich aber behielten sie zuletzt immer die Oberhand, und die Herrschaft der Weißen breitete sich immer weiter nach Westen aus, zumal da gegen den roten Mann auch Blattern und Branntwein stritten und den schlechten Elementen der weißen Bevölkerung mit der Zeit bessere folgten. Jenseits der kanadischen Grenzen ging dieser Eroberungsprozeß vielfach in andrer Weise vor sich. Die Ansiedler stellten sich hier von Anfang an auf freundlichen Fuß mit den Indianern. Sie waren meist „Akadier,“ amerikanische Franzosen. Ihre Niederlassungen waren Generationen hindurch so weit von der Zivilisation entfernt und so wenig durch Straßen zu Lande und zu Wasser mit ihr verbunden, daß Mischehen zwischen ihnen und Frauen von Indianerblut etwas gewöhnliches bei ihnen waren, und dieser Verkehr schloß maßlose Ansprüche der Ansiedler und Konflikte mit den Eingebornen fast ganz aus. Die Akadier und die Rothäute hatten dieselben Interessen, beide verschmolzen vielfach in Sitte und Brauch. Wo einmal Meinungsverschiedenheiten

über Mein und Dein vorkamen, wurden sie gewöhnlich durch die englischen Behörden nach Rücksichten der Gerechtigkeit geschlichtet. Die Leute gehorchten im ganzen willig den Gesetzen. Richter Lynch war unbekannt. Mehrere Indianerstämme gaben das Jägerleben auf und wurden Viehzüchter und Ackerbauer.

Das ging so fort, bis der Strom der Einwanderung englischer Elemente sich auch diesen nördlichen Gebieten zuwendete. Schon im Jahre 1869, bald nachdem Kanada die ungeheuern Territorien der Hudsonsbai-Gesellschaft angekauft hatte, veranlaßten die unbilligen Ansprüche jener neuen Ankömmlinge einen Aufstand der Indianer und Mischlinge am Redriver, den der Akadier Louis Riel als Führer leitete, und der eine Zeit lang umso gefährlicher erschien, als das Land für Truppen schwer zugänglich war. Zuletzt gelang es jedoch dem Oberst Wolseley, der später als General das Fellachenheer Arabis bei Tel El Kebir schlug und jetzt sich vor dem Mahdi aus dem Sudan zurückziehen muß, die Insurgenten zu Paaren zu treiben. Riel flüchtete sich über die Grenze nach den Vereinigten Staaten, wo er fünf Jahre als Verbannter lebte. Er war aber in seiner Heimat (bei Manitoba) populär geblieben, und als er dahin zurückkehrte, wählten ihn die dortigen Indianer und Halfbreeds sogar zu ihrem Vertreter im kanadischen Parlamente. Bald indes mußte er hier gewahr werden, daß er als Mitglied der Gesetzgebung nicht am Platze war, weil sich gegen die Majorität der Versammlung, welche auf seiten der neuen Ansiedler stand, mit Reden und Anträgen nichts für seine Auftraggeber ausrichten ließ, und so begab er sich vor einiger Zeit in den Nordwesten zurück, um wieder unter seinesgleichen zu leben. Die englischen Kolonisten hatten inzwischen die alten Besitzer des Landes aus den Provinzen Ontario und Manitoba hinausgedrängt und zogen, als die kanadische Bahn nach dem Stillen Meere weiter vorrückte, in gleichem Schritte mit dieser fort. Von Manitoba aus, welches zum Mittelpunkte dieser Auswanderung wurde, brachen immer neue Schaaren zu Lande und zu Wasser auf, um sich in den Territorien Assiniboia, Saskatschewan und Alberta Wohnsitze zu suchen und Landeigentum zu erwerben, und dabei kam es vielfach zu Rechtsverletzungen. Den Indianern waren von der Regierung der Dominion von Kanada in der Westhälfte des Landes — die beiläufig etwa so groß wie Spanien, Frankreich und Deutschland zusammen ist — weitgedehnte Landstrecken als Eigentum reservirt worden, und die Mischlinge waren ihnen dahin gefolgt und hatten sich vorzüglich im Westen des Winnipegsees, in Saskatschewan und Alberta niedergelassen. Alle diese Gegenden waren, als sie kamen, noch im Naturzustande, ohne staatliche und provinzielle Organisation, uneingeteilt und unvermessen, und der neue Ankömmling war befugt, sich nach Belieben ein Stück Land auszusuchen, sich darauf niederzulassen und es dann als sein Eigentum zu betrachten und zu behandeln, ganz so wie es die Squatters in den Vereinigten Staaten hielten. Wie groß das so erworbene Stück Land war, machte keinen Unterschied in dem

Besitztitel, es war eben genug neuer Grund und Boden vorhanden, um sehr weitreichenden Ansprüchen zu genügen.

Nun mußte aber, als der Bau der Eisenbahn bis zu diesen fernen Gegenden gediehen war und Massen von neuen Einwanderern sich zu beiden Seiten von ihr Wohnsitze suchten, die Zentralregierung in Ottawa daran denken, diese Gebiete vermessen zu lassen, sie in Provinzen und Distrikte einzuteilen und das Ganze in solcher Weise gegliedert und geordnet der Konföderation von Kanada einzuverleiben, und hierbei trifft sie der Vorwurf, nicht nach Billigkeit verfahren zu sein. Die Landvermesser gingen auf ähnliche Art zuwerke wie in den Vereinigten Staaten, d. h. sie teilten das Land in Townships von je 36 Quadratmeilen und diese letztern jede wieder in Sektionen; dann wurde das Vermessene vertragsgemäß in der Weise verteilt, daß in jedem Township auf 20 Meilen nördlich und südlich längs der Eisenbahn je 2 Quadratmeilen der Hudsonsbai-Gesellschaft, je 16 den Besitzern der Eisenbahn und das übrige der Regierung zur Überweisung an neue Kolonisten zufallen sollten. Auf die Rechte und Ansprüche der Mischlinge, die sich hier als Squatter des Grund und Bodens bemächtigt hatten, wurde dabei keinerlei Rücksicht genommen, dieselben galten als nicht vorhanden, da diese Leute allerdings unterlassen hatten, Lage und Größe ihrer Ansprüche bei den dazu bestimmten Behörden anzumelden. Die Regierung übergab wegen dieses Umstandes, der auf einem bloßen Formfehler beruhte, die betreffenden Landstrecken neuen Ansiedlern, und selbstverständlich machte dies unter den alten, den Halbindianern, sehr böses Blut. Sie reichten zunächst Verteidigungsschriften ein, in welchen sie ihr Squatterrecht wahrten und Anerkennung desselben vonseiten der Oberbehörden forderten, dann knüpften sie daran den Wunsch, die Regierung möge durch Freischulen für den Unterricht ihrer Kinder sorgen, und schließlich verlangten sie für ihre Nachbarn und Freunde, die Indianer, reichlichere Unterstützung durch Lieferungen von Getreide und andern Lebensmitteln, als sie bisher bekommen hatten. Durch letzteres sicherten sie sich den Beistand der Rothäute für den Fall, daß ihre Petitionen vergeblich wären und nun versucht werden müßte, ihre Anliegen mit Gewalt durchzusetzen. Die Zentralregierung wurde von den Unterbehörden in Kenntnis gesetzt, daß es in den Gebieten der Mischlinge gähre, und daß die Indianer ebenfalls unzufrieden seien, achtete aber nicht auf die Warnung und ließ die Angelegenheit der Petitionen verschleppen, und die nächste Folge war, daß die Gährung intensiver wurde und sich weiter ausbreitete, und daß endlich wieder eine Empörung ausbrach, an deren Spitze abermals Louis Riel stand.

Die Taktik der Indianer und ihrer Verbündeten, der Mischlinge, ist noch dieselbe wie zu der Zeit, welche die schwere Niederlage General Braddocks sah. Der letztere brach im Februar 1755 mit 2000 Mann, unter denen sich auch George Washington befand, von Richmond in Virginien auf, um das Fort Duquesne anzugreifen, welches die Franzosen in Westpennsylvanien an der Stelle errichtet hatten, wo jetzt Pittsburg steht. Er verachtete seine Gegner, mit denen sich die dortigen Indianer verbündet hatten, und das Ende war, daß er in einer Waldschlucht nicht weit vom Ohio von ihnen überfallen und so nachdrücklich geschlagen wurde, daß nur wenige seiner Leute dem Tode entgingen. Er selbst fiel, und von seinen Offizieren vermochte nur Washington sich zu retten. Auch der amerikanische General Crook, der in den letzten fünfundzwanzig Jahren die Expeditionen gegen die Rothäute in Montana, Wyoming und Dacota leitete, hat erfahren, daß jene Taktik zuweilen zu verhängnisvollen

Erfolgen führt. Sie läßt sich kurz in zwei Worten ausdrücken: Hinterhalt und Überfall. Die Indianer treten einem Angriff niemals offen entgegen, auch dann nicht, wenn sie die Überzahl haben. Wenn der Feind gegen sie vorgeht, so löst sich ihr vor ihm stehender Heerhaufen sofort in kleine Gruppen und Schwärme auf, welche seinen Marsch flankiren und ihm in den Rücken zu kommen suchen. Wo das Terrain günstig ist, wird der Gegner aus verdeckter Stellung energisch beschossen, und dehnt sich sein Herr in dünne Linien aus oder zeigt es irgendwo Lücken, so erfolgt ohne Verzug ein blitzschneller Angriff. Die Indianer und Mischlinge des Landes im Westen des Winnipegsees werden bei dieser Kriegführung wesentlich dadurch unterstützt, daß sie gut beritten sind. Die Schnelligkeit und Ausdauer ihrer kleinen Pferde ermöglichen rasche Manöver und für den Notfall ein rasches Entkommen, für den Sieg langdauernde Verfolgung. So hatte der General Middleton, als er gegen die Insurgenten, nachdem dieselben eine Anzahl Kolonien überfallen, deren Bewohner als Geiseln fortgeschleppt und einige Beamten zu Gefangnen gemacht hatten, zu Felde zog, durchaus keinen verächtlichen Gegner vor sich, zumal da dieselben aus den Vereinigten Staaten gute Schießgewehre erhalten hatten und die genaueste Kenntnis des Landes und der Vorteile besaßen, die es dem Verteidiger bietet. Zunächst kam es zu einigen Scharmützeln, die unentschieden blieben. Indes wichen die Leute Riels zurück. Donnerstag den 7. Mai rückte Middleton mit 500 Mann und einigen Geschützen von Fish Creek in der Richtung von Batoche vor, wo der Feind, wie man annahm, Stand zu halten entschlossen war. Zu gleicher Zeit sollte der Dampfer Northcote den Saskatschewan hinabfahren und bei dem Angriff auf Batoche mitwirken. Der letztere Plan mißglückte aber, indem das mit Scharfschützen besetzte Fahrzeug sich vor dem wohlgezielten Feuer der Insurgenten zurückziehen mußte und dabei an seichter Stelle stecken blieb. Am 9. Mai ging Middleton selbst gegen das Dorf Batoche vor, wobei die Truppen durch dichten Wald mit Unterholz zu marschiren hatten. Als sie sich dem Orte näherten, schlichen sich Kundschafter voraus. Sie bemerkten keinen in Linie aufgestellten Feind, sondern nur vereinzelte Gruppen von Mischlingen, die sich bei der Kirche und einigen Hütten auf dieser Seite des Flusses befanden. Die Hauptmasse des Dorfes liegt auf dem andern Ufer. Der englische General ließ seine Artillerie gegen die Insurgenten das Feuer eröffnen, und sie leisteten nur schwachen Widerstand und zogen sich bald hinter das Dorf zurück. Middleton scheint daraufhin unterlassen zu haben, seine Flanken und seinen Rücken gegen einen Angriff zu decken; denn plötzlich entstand hinter ihm Lärm und Verwirrung. Ein starker Haufen der Gegner hatte sich ihm in den Rücken geschlichen und sich auf die Geschütze gestürzt, die nicht genügend durch Infanterie gedeckt waren. Die kanadischen Soldaten ergriffen die Flucht und suchten ein Versteck im Walde. Es schien einige Minuten, als ob die Kanonen verloren gehen würden, und damit wäre die Niederlage der Engländer entschieden gewesen. Zum Glücke für sie stand eine Strecke davon ein Gatling-Geschütz (eine Art Mitrailleuse) mit einem englischen Offizier, der den Gebrauch desselben kannte, und dieser Umstand bewahrte das kleine Heer vor der Vernichtung. Kapitän Howard richtete seine Mitrailleuse auf die vorstürmenden Mischlinge und Rothäute. Man vernahm durch das wirre Geschrei und Getöse derselben das kaffeemühlenartige Klappern der Maschine, und ein nicht endenwollender Strom von Kugeln fegte die vorderste Reihe der Stürmenden hinweg. Die übrigen stutzten und wendeten sich dann zur Flucht in die benachbarten Büsche. Die Artillerie war damit gerettet,

aber Middleton konnte nicht daran denken, die Gegner, die sich nach ihrem Rückzug in den Schützengräben, die von ihnen hinter dem Dorfe angelegt worden waren, festgesetzt hatten, nochmals anzugreifen. Sie behaupteten sich diesen Tag in ihrer Stellung, zielten kaltblütig und ohne Verschwendung von Munition, und der englische Oberbefehlshaber mußte schließlich berichten, daß er „bis jetzt viel weniger erreicht habe, als er gehofft.“ Die Regierung ließ ihm darauf Verstärkungen zugehen, und vielleicht wird er sie für die nächste Zukunft noch nötig haben. Gegenwärtig scheint dies nicht der Fall zu sein. Denn Montag den 11. Mai führte er einen kräftigen Stoß gegen die Insurgenten, der sie unerwartet traf. Am Tage vorher hatte ihm Riel einen Brief zugesandt, in welchem er drohte, die in seinen Händen befindlichen Gefangnen niederschießen zu lassen, wenn die Engländer weiter vorgingen. Middleton antwortete darauf mit einem Bajonnetangriff, der die Gegner überraschte und aus ihren Gräben in das Dorf trieb, und ehe ein zweiter Drohbrief übergeben werden konnte, waren die Gefangnen befreit. Bald darauf erschienen weitere Truppen auf Dampfern, um den Rebellen den Rückzug abzuschneiden, und Riel fiel ihnen am 15. Mai, als er mit Dumont und drei andern Führern der Aufständischen zu Pferde zu entkommen versuchte, in die Hände. Es wäre möglich, daß man ihn diesmals als rückfälligen Rebellen zum Galgen verurteilte, und die englischen Kanadier wünschen dies, wie berichtet wird. Es würde aber eine Unklugheit sein, er würde in den Augen der französischen Bewohner des Landes und der Mischlinge als Opfer für eine gerechte Sache sterben, also ein Märtyrer werden. Er vertrat bei seinem ersten Unternehmen die Rechte und Wünsche mehrerer Tausende von Kanadiern, und die Regierung erkannte dies 1869 dadurch an, daß sie den Mischlingen Zugeständnisse machte, die sie ihnen vor dem Aufstande versagt hatte. Sie wird jetzt vermutlich desgleichen thun; denn sie würde andernfalls die Halbindianer und deren zahlreichere Freunde unter den roten Stämmen des Nordwestens weiter zu fürchten haben. An Aufreizung und Unterstützung derselben von amerikanischer Seite her, wo der Fenierbund jede Gelegenheit, den verhaßten Sassenagh zu schaden, ergreift, wird es nicht fehlen, und die großen Indianerstämme Westkanadas sind leicht zu bewegen, den Tomahawk auszugraben und den Kriegspfad zu betreten. Der jetzige Kampf war kurz, aber nicht unblutig. Nach dem Treffen bei Batoche fand man auf der Wahlstatt gegen neunzig Leichen, keine geringe Zahl, wenn wir bedenken, daß hier nicht viel mehr als tausend Mann gegeneinander kämpften. Auch sind die Indianer, die sich den Mischlingen angeschlossen hatten und deren Häuptling Poundmaker den englischen Truppen zwanzig Wagen mit Proviant weggenommen hat, noch nicht in ihre Wigwams zurückgekehrt. Die Crees, einer der mächtigsten und wildesten Stämme, machten Miene, sich in Masse gegen die Weißen zu erheben, und daß man an den Beratungsfeuern der Sioux nichts gutes gegen die letztern plante, ist ebenfalls bekannt geworden. Nach dem Ausgange des Mischlingsaufstandes wird man sich hier wohl beruhigen, aber der Natur der Sache nach wird es wahrscheinlich nur eine Vertagung sein. Das Feuer wird fortglimmen und nur mit dem Leben des letzten roten Mannes in Kanada völlig erlöschen. Daß es in den Vereinigten Staaten ebenso ist, gewährt geringen Trost; denn hier sind Mittel und Kräfte der Regierung bei weitem größer, und der Prozeß, um den sichs handelt, kann darum hier nicht sehr lange mehr währen.



Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die unglückliche Tochter des letzten Buonacolsi hatte oft von den zwölf Aposteln, die für die Stadt Mantua das Mehl mahlten, reden hören, aber nie hatte sie gedacht, bei einem derselben Herberge suchen zu müssen.

Der heilige Petrus war eine der mittleren von diesen auf dem Wasser schwimmenden Mühlen. Dieselbe hatte ein großes Rad, und das klapperte so stark, daß die alte Müllerin nicht nöthig gehabt hätte, ihren Gast zum Nichtreden zu verpflichten. Der schmale gangartige Rand, den sie betraten, führte an der offenen Thür vorbei, durch die man in den völlig dunkeln Mahlraum hineinsah. Habt Ihr jemand erblickt? fragte die alte Müllerin mit traurigem Lächeln, indem sie am Ende des vordern Teils jenes Ganges mit ihrem Gaste das enge Wohnzimmer der Mühle erreichte, und als Fiorita eine verneinende Kopfbewegung machte, fuhr die Alte fort: er hantirt immer im Finstern, poverino, denn er ist blind, ganz blind, mein armer Gervasio; und dabei gehört er, müßt ihr wissen, zu den lichtscheuen Blinden, die am liebsten auch schon den bloßen Schimmer eines Lichtgefühls vermeiden. Ich freilich hätte wohl das Bedürfnis, ihm unablässig an seinen Mienen abzusehen, wie es mit ihm steht. Zehn, zwanzig male am Tage treibt's mich hier von meiner Hantirung auf, damit ich im Mahlraum nachschauen kann, ob er mißmutig oder heiter ist, und da muß er sich's dann schon gefallen lassen, daß ich mit meiner alten ehrlichen Lampe unter irgendeinem Vorwande in dem Dunkel drüben herumleuchte. Aber sagte ich: heiter? Madonna mia! Wie gern eine Mutter sich in thörichte Hoffnungen hineinredet, wenn das Glück ihres einzigen Sohnes daran hängt! Nein,

es ist Täuschung, beste Signora. Heiter kann nur die feste Zuversicht machen. Die fehlt ihm und, ohimè! mir fehlt sie ja leider auch! Er wird nicht wieder sehend werden. Und würde er es selbst — o da ist schon viel Kummer und Seufzen in das Mehl des heiligen Petrus mit vermahlen worden. Wie heißt's in der heiligen Schrift? Und Petrus ging hinaus und weinte bitterlich. Bitterlich! Nun ja, der heilige Petrus weinte gewiß aus Herzensgrunde; aber es ging bald vorüber, denn er wußte, der Herr hatte ihn zu Großem auserſehen. Da mußte der heilige Mann seine Augen schonen. Aber mein armer Gervasio, was lag ihm an der Welt, wenn seine Cesarina fort war? Und sie kommt ja nicht wieder; darin, beste Signora, bin ich eine arge Ketzerin, wie wenig mein armer Gervasio es auch wissen darf. Oder würdet Ihr anders urteilen? Denn höret nur — aber ich rede immer, als hätte ich weder Essen noch Trinken im Brotschranke; ist mir selbst doch von dem vielen Knieen und Beten ganz flau geworden.

Und sie tummelte sich, den saubern Ahorntisch mit allerlei guten Dingen zu bestellen, und ließ, als es geschehen war, nicht mit Bitten und Nötigen nach, bis die beim Anblicke des Aufgetischten mit ihren Gedanken zu dem Kerker-Wasserkruge ihres Vaters hinüberschweifende wenigstens dem Anscheine nach zugriff, ohne freilich anders als auf Augenblicke sich bewußt zu werden, wo sie war und wovon die brave Alte sie so zutraulich unterhielt.

Dies aber war es, was die Müllerin erzählte.

Cesarina hatte Gervasio geliebt und Gervasio Cesarina. Die Alte war schwach genug gewesen, nicht zeitig Wasser in das Feuer der beiden jungen Herzen zu gießen, obgleich sie sich sagen konnte, daß die Tochter eines Colonello von der Zitadelle nicht ihre Schwiegertochter werden konnte. So war die Sache denn, zwar in Ehren, aber ohne Wissen des Colonello, zwei Jahre lang weiter und immer weiter gediehen, bis endlich eines Tages Gervasio und Cesarina gemeinsam sich dem Colonello zu Füßen geworfen und um seinen Segen gebeten hatten. Damit war das Luftschloß der Liebenden in Nebel zerflossen. Auf der Stelle hatte der zornentbrannte Kriegsmann seine Tochter aus Mantua fortgeschafft und einem weitentlegenen Carmeliterinnen-Kloster übergeben, wo sie schon nach Jahresfrist gestorben war. Gervasio aber, vor Aufregung und langem Weinen um sein Augenlicht gekommen, lebte seitdem kaum noch im Zusammenhange mit den Dingen, wie sie waren. Er hatte immer ein weltabgekehrtes Dasein geführt und war oft halbe Jahre lang kaum auf Stunden von seiner Mühle fortgekommen. Jetzt ging er zwar häufig ungeführt bis ganz nach Mantua hinein, am liebsten zu nächtlicher Stunde, wo seinem tastenden Stecken kein Menschengedränge das Geschäft des Suchens und Orientirens erschwerte; aber wenn er heimkam und traurig nur die Worte vor sich hinredete: Noch immer nicht! da wollte der Matrone allemal, wie sie versicherte, schier das Herz brechen, denn sie wußte, wem er noch immer nicht wiederbegegnet war.

Das alles hörte Fiorita und hörte sie auch nicht, denn ihre Gedanken schweiften unablässig umher, und eben jetzt hatten sie die Wanderung nach Villafranca angetreten, wo ja, wie ihr nachträglich durch Eufemia verraten worden war, Giuseppe ihrer zuerst ansichtig geworden war, und vor Beschämung glühten Fioritas Wangen. Dennoch war sie auch mit halbem Ohr dem Klageliede der alten Müllerin gefolgt, und als dieselbe, wie um nun auch den Gast zu Worte kommen zu lassen, innehielt, glaubte Fiorita ihre Teilnahme wenigstens durch die Frage ausdrücken zu sollen, ob denn die arme Cesarina nicht tot sei?

Sicuro! bestätigte die Matrone, aber was wollt Ihr — ma che volete, Signora?

Und sie erzählte: Vor drei Jahren, bald nach dem Erblinden ihres Sohnes, sei sie, die Müllerin, mit ihm zum Feste der heiligen Lucia gegangen. Da habe ihr armer Gervasio aber eine Vision gehabt. Er, der nicht die Sonne noch den Mond schimmern sah, wenn sie noch so strahlend am Himmel standen, er hatte die heilige Lucia deutlich gesehen, und sie hatte gar keine ablehnende Miene gemacht, als er gefleht, nur noch einmal im Leben die liebe Stimme seiner Cesarina hören zu dürfen, nein, die Heilige hatte endlich gar dazu genickt, und als er schüchtern gefragt hatte, wann ihm dies Glück zuteil werden sollte, hatte er deutlich gehört: Alla mia festa! An meinem Festtage! Und sie hatte eine Bewegung gemacht, als solle auch ein sichtbares Pfand ihrer Nähe in seinen Händen zurückbleiben.

Fiorita mußte ihres Traumes gedenken. Sie hatte seit ihrer Kindheit nur Eufemia von Träumen reden hören, ihren Vater nie. Hier ward ihr von einer Vision erzählt, die der ihr im Traume gewordenen ähnlich sah, und drei Jahre schon harrte der mit der Verheißung der heiligen Lucia begnadete in Geduld der Erfüllung. Wie anders war ihr Verhalten gewesen! Wenige Tage erst waren seit dem Trostspruche der beiden guten Heiligen ins Land gegangen, und schon hatte sie verzagen wollen!

Redet weiter, gute Frau, bat sie; nicht wahr, die Heiligen halten Wort? Ihr glaubt auch daran: sie halten Wort. O gewiß, sie halten Wort!

Seitdem, fuhr die bekümmerte Alte mit einem Achselzucken fort, seitdem ist er, so oft der Tag der Heiligen wiederkehrt, voll freudiger Unruhe. Es ist wahr, hat er wirklich sich nicht verhört, so müßte er eigentlich nicht auch außer der Zeit in Mantuas Gassen nach seinem armen Schatze auf der Suche sein. Aber so geht es den gläubigsten Seelen: fügt's nicht der oder die Heilige, heißt es da, so fügt's vielleicht der Zufall. Nicht daß ich eine Heidin bin, beste Signora. Sankt Petrus, tröste ich mich, war doch auch gewiß kein Heide, und doch hatte er Anwandlungen von Unglauben wie die meinen. Oder sprach der Herr Jesus nicht zu ihm, als Sankt Petrus meinte, der Herr dürfe nicht auf die Verheißung des Auferstehens hin sich in Todesgefahr begeben, sprach der Herr Jesus da nicht zu ihm: Hebe dich von mir, Satan, denn du meinst

nicht was göttlich, sondern was menschlich ist! — Wozu sind wir hier in der Mühle des heiligen Petrus, wenn wir uns nicht auf ihn berufen dürfen? Er war ein richtiger Granitfels, Signora, aber menschliche Schwächen hafteten ihm doch an, und ich hoffe, die Gottesmutter wird mir's zugute halten, wenn ich nicht besser bin als mein Schutzpatron.

Fiorita drückte der alten Müllerin die Hand; alles, was sie an geheimnisvollen Lehren aus dem Munde der heiligen Agatha vernommen hatte, war wieder in ihrem Geiste lebendig geworden, und wie man sich wohl der eignen Zweifel zu erwehren sucht, indem man diejenigen andrer entkräftet, begann sie von den Engeln zu reden, denen man, ohne es zu ahnen, schon hinnieden begegne; dann auch von der Unfähigkeit der Kinder dieser Erde, die Welt anders als körperlich zu begreifen, während der Geist doch frei hindurchgehe; und endlich von der Verwerflichkeit klügelnder Fragen, durch welche der Mensch seinem Geiste die Fähigkeit benehme, die aus himmlischer Gnade an ihn gerichteten Botschaften der höchsten Liebe zu vernehmen.

Die vorher mit Essen, Trinken und Erzählen vollauf beschäftigt gewesene Alte hatte von ihrem vornehmen Gaste bis dahin nicht mehr als das blasse, traurig ernste Gesicht beachtet, daneben oder eigentlich vor allem die nach damaligem Adelsbrauche mit kostbaren Ringen bedeckten schöngeformten Hände.

Nun der Fremden so weise und fast unbegreifliche Worte absonderlicher Gelehrsamkeit von den Lippen zu fließen begannen, kam über die Matrone wieder etwas von der Zwiespältigkeit ihres Schutzpatrons. Misericordia! dachte sie, wo habe ich denn meine fünf Sinne gehabt? Ihre Stimme ist ganz die nämliche. In der Kirche der heiligen Lucia fand ich sie. Geweint hat sie, wie nur eine Braut, die man ins Kloster steckte, weinen kann. Gewartet auf mich hat sie, gefolgt in die Mühle ist sie mir ohne Widerstreben. Trägt sie mehr Schmuck an den Händen, als sie bei Lebzeiten zu thun pflegte, so mag zum Lohn für ihre Geduld die heilige Lucia von ihrem Überflusse ihn ihr geborgt haben. Freilich, sie hat mit mir gegessen und getrunken und sollte doch nur als Geist meinem armen Sohne erscheinen. Aber war der Herr Jesus nicht auch schon aus dem Leben geschieden, als er mit den beiden Jüngern zu Emaus einkehrte und mit ihnen zu Tische niedersaß, und hat er hernach in Jerusalem nicht gar angesichts der Elfe gebratenen Fisch verzehrt und Honigseim? Es ist Cesarina, wahr und wahrhaftig! Die heilige Lucia sei gepriesen! An ihrem Festtage, wie sie es meinem Gervasio versprochen hatte, gewährt sie ihm die unschuldige Bitte! — Aber die minder übersinnliche Seite der Alten kam daneben denn doch auch zu Worte: Meiner Seel, redete sie vor sich hin, ähnlich sieht sie der Cesarina — bene! — und ihre Stimme klingt ganz so lieblich. Aber wenn sie nun auch nicht Cesarinens Geist sein sollte — denn Wunder werden doch täglich seltener —, ließe die Gunst des Zufalls sich durch eine gescheite und für ihren Sohn alles wagende Mutter nicht dann doch noch in segensreicher

Weise nützen? Von dem heiligen Petrus habe ich gelesen, es sei ihm an der bloßen Botschaft von dem leerbefundenen Grabe unsers Herrn und Heilandes keineswegs genug gewesen, er habe sich auch noch in das Grab hineingebückt und habe nach den leinenen Tüchern gespäht. So weit darf ich nicht gehen. Sie könnte es übel vermerken, und mein Sohn hätte dann das leere Nachsehen. Aber wenn dies treffliche Mädchen kein Herz von Stein hat, wird sie meinen Bericht von seinem Unglücke nicht angehört haben, ohne mir behilflich sein zu wollen, es zu lindern. Signora, wollte sie demnach ein vorsichtig nur erst in Dankesworte eingehülltes Inquisitorium beginnen, aber die kleine Schlaguhr über dem Fensterchen des Zimmers schnurrte in diesem Augenblick die erste Stunde nach Ave maria ab, und Fiorita erhob sich, um sich vor völliger Nacht auf den Heimweg zu begeben.

Ich danke Euch, gute Frau, sagte sie, meine Zeit ist um. Fragt nicht, wohin ich gehe, setzte sie hinzu, da die Matrone von dem bereitwillig zu Gebote stehenden Geleit ihres Gervasio zu reden anhob, und lasset mich allein meiner Wege ziehen. Um ein gutes Teil erleichtert gehe ich von hinnen. Ihr fandet mich aufgelöst in Thränen. Nicht alles, was Ihr von dem Kreuze erzähltet, an dem Ihr traget, habe ich denn auch so gehört, daß es mir verständlich war. Mein eignes Kreuz drückte mich zu schwer. Aber indem ich Euch von den Engeln vorredete — ich that es nicht aus eigner Wissenschaft —, kam mir wieder in den Sinn, was Ihr von der Geduld und der Treue und dem Ausharren Euers blinden Sohnes gesagt hattet, und ich erinnerte mich an die Worte einer heiligen Frau, die auf meine Frage, ob denn Engel anders als in Träumen und auf Bildern zu sehen seien, mir zur Antwort gab: Du sahst und sprachst deren oft, ohne es zu ahnen.

Fiorita zog damit einen Smaragdring vom Finger.

Nicht doch! wehrte die Matrone ab; sie wußte doch schier nicht, was sie denken sollte.

Nehmt! bat Fiorita, mir ist unter Euerm Dache soviel leichter zu Mute geworden, daß der kleine Stein die Wohlthat, die Ihr mir erwieset, bei weitem nicht aufwiegt.

Aber Signora! widerredete die alte Müllerin, die wenigen Bissen, die Ihr aßet, und die wenigen Tropfen, die Ihr tranket!

Nehmt!

Und die Alte beugte sich über die Hand der Spenderin, beklommen des Schmuckes der heiligen Lucia gedenkend, ein Seitenblick nach dem Gebiet des Wunderglaubens, der ihr inmitten ihrer Zweifelsucht von neuem das Haar unter der Haube zu Berge trieb. Ihr schwebte die Bitte auf den Lippen, die Fremde möge im Vorübergehen an dem Mahlraum ein Wort reden, dessen freundlichem Klange der einsam in seinem dunkeln Raum die Tage vertrauernde Gervasio dann wieder eine Weile dankbar nachsinnen könne; aber in der Eile

des Aufbruchs und in der Sorge, daß der Gast auf dem Wege zu dem schlüpfrigen Stege ausgleite und Schaden nehme, kam es nicht dazu. Sie leuchtete und bat, behutsam zu sein, und redete von der Tiefe des Wassers — darüber fand sie nicht die schicklichen Worte.

So verließ Fiorita die Mühle des heiligen Petrus, und so gelangte sie über den schwankenden Steg wieder auf den Mühlendamm zurück.

Dort blieb sie stehen und blickte zu dem wolkenlosen Blaugrau des Himmels empor. Wenige Sterne nur erst blickten silbern herab und spiegelten sich auf der finstern Wasserfläche. Sie schüttelte den Kopf, als ihr Auge in der Ferne die Stelle wiedererkannte, wo sie auf dem Punkte gewesen war, das Leben von sich zu werfen.

Wenn in jener Gemütsverfassung das Hinstarren auf ihr zu Boden getretenes Glück sie nahezu um ihren Verstand gebracht hatte, so gedachte sie jetzt der armen, am gebrochenen Herzen im Kloster gestorbenen Cesarina, und ihr eignes Loos dünkte ihr nur noch eine Heimsuchung unter vielen, unter unzähligen, die sämtlich als den Erdgeborenen auferlegte Prüfungen mit Geduld getragen sein wollen.

Ja, unter unzähligen! rief sie, indem sie wieder gen Himmel blickte, wo immer mehr Sterne aus dem Dunkel hervortraten. Und ich verwöhntes Kind verlange von dem Regierer dieser Myriaden von Welten, er solle mich vor allen den übrigen bevorzugen, er solle, meiner Ungeduld zu Gefallen, von einem Tage zum andern in Erfüllung gehen lassen, wessen ich mich vielleicht erst durch jahrelanges demütiges Ausharren würdig zu erweisen habe! Ich werde alles über mich ergehen lassen und werde ausharren.

Sie wollte mit einem letzten Umschauen von der Mühle des heiligen Petrus Abschied nehmen; da war es ihr, als ob von der Seite des Wassers her eine Erscheinung sichtbar werde und mit blitzartiger Geschwindigkeit wieder verschwinde, jene selbe von blendend weißem Lichtschimmer umflossene Gestalt mit geschlossenen, langbewimperten Augen, jene nämliche himmlische Erscheinung, die ihr im Traume eine Vorahnung tiefen Friedens ins Herz geflößt hatte.

Die von einem freudigen Schreck durchzuckte war unwillkürlich auf die Kniee gesunken, und es dauerte eine Weile, ehe sie ihrer Sinne wieder völlig mächtig werden konnte. Dann sagte sie sich mit glutüberströmten Wangen, aber ohne sich ihrer freudigen Erregung zu schämen: Es war ja nur Gervasio! Es war ja nur der mehlbestäubte blinde Sohn der guten Müllerin, den ihre hellbrennende Lampe auf einen kurzen Augenblick beleuchtete; es war keine himmlische Vision; dort klappert das Mühlrad, dort kam und verschwand die Erscheinung. Es konnte, es durfte noch nicht der Bote meines armen Giuseppe sein, es war der blinde Mühlknappe des heiligen Petrus. (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Das heimische Recht

in seinen Beziehungen zum internationalen Verkehr.



In diesen Tagen sind es fünfundzwanzig Jahre, seit von der Berliner Juristischen Gesellschaft der deutsche Juristentag ins Leben gerufen wurde. Die größte That des ehemaligen deutschen Bundestages, die Schaffung eines einheitlichen Handelsgesetzbuchs, war schon damals soweit gediehen, daß ein günstiges Ergebnis der Beratungen erwartet werden konnte, und hatte die in den Gemütern schlummernde Sehnsucht nach einem einheitlichen Rechtsbande neu geweckt. Der Regierungsantritt des Prinz-Regenten in Preußen ließ neue Hoffnungen für die in den Sumpf geratene deutsche Frage erstehen. Die Idee fand Anklang in dem eigentlichen Deutschland wie in Österreich, und fünfundzwanzig Jahre lang fanden fast alljährlich Versammlungen deutscher und österreichischer Juristen statt, in denen Beratungen über gesetzgeberische Fragen mit Gutachten, Debatten, Abstimmungen und dem ganzen in der modernen Zeit üblich gewordenen parlamentarischen Apparat erfolgten. Daß diese Beratungen einen unmittelbaren Einfluß auf die Gesetzgebung gehabt hätten, kann man nicht behaupten. Es kam dabei vorzugsweise in Betracht, daß der abwechselnde Ort der Versammlung der zufälligen Mehrheit einen überwiegend lokalen oder landschaftlichen Charakter gab, und daß die norddeutschen, süddeutschen oder österreichischen Stimmen je nach dem Orte, an welchem getagt wurde, ausschlaggebend waren. Dagegen waren die Gutachten nicht selten von hoher wissenschaftlicher Bedeutung; sie gaben namentlich dem Provinzialjuristen, der das ganze Jahr lang in den kleinen Gesichtskreis seiner Akten gebannt war, geistige Anregung; sie vermittelten eine universalere Kenntnis des Rechts, und die Tage selbst trugen

viel zu persönlicher Annäherung von Berufsgenossen aus den verschiedensten Rechtsgebieten bei. Obwohl die Politik von den Juristentagen dank ihrer taktvollen Leitung, soviel uns bekannt, gänzlich fern blieb, war der Geist derselben doch unbewußt auf die Einheit des Vaterlandes gerichtet, und man darf sich deshalb nicht wundern, wenn seit der Erreichung dieses Zieles die Bedeutung des Juristentages immer mehr schwindet. Die Wünsche, von denen ehedem die deutsche Juristenwelt beseelt wurde, werden fortan viel wirksamer in Bundesrat und Reichstag verwirklicht, die zeitbewegenden Rechtsfragen finden in diesen Körperschaften die ihnen gebührende Stelle, die deutsche und österreichische Gesetzgebung und Rechtsprechung stehen miteinander in Wechselwirkung, und so kommt es, daß es dem deutschen Juristentage oft ebensosehr an Stoff wie an Interesse fehlt. Auch in diesem Jahre findet troz des Jubiläums keine Beratung statt.

Je mehr aber die Einheit des Rechts in den großen Staatsvereinigungen erreicht ist oder mit Erfolg angestrebt wird, desto weiter scheinen sich die Ziele der Juristen zu erstrecken, und je weiter die Bedeutung der nationalen Juristentage in den Hintergrund tritt, desto größern Anklang scheinen die Bestrebungen zur Einheit auf dem internationalen Rechtsgebiete zu finden. Seit 1873 ist, hauptsächlich von Theoretikern, das Institut du droit international gegründet; daneben haben sich noch andre Vereinigungen, teils allgemeiner, teils besondrer Art, zur Unifikation gewisser Rechtsmaterien in der ganzen Welt gebildet, und es liegen bereits eine ganze Reihe von Versuchen vor, welche die Grundlage bilden zu einem internationalen Wechselrecht, Seerecht und dergleichen. Diese Bestrebungen werden hauptsächlich von den Professoren des öffentlichen Rechts gefördert, und sie erhalten nur dann eine mehr reale Gestaltung, wenn es einmal in einem der parlamentarischen Musterländer, wie Italien und Belgien, einem solchen Theoretiker gelingt, einen Ministerstuhl zu besteigen. In einer solchen Epoche wird dann von dieser Seite aus ein großer Anlauf genommen; bald wird der Prozeß, bald das Familienrecht zum Gegenstand der internationalen Kodifikation ausgesucht, und es ergehen Rundschreiben an die Regierungen der ganzen Welt mit Einladungen zu Konferenzen, die zunächst in Chile, Guatemala, Honduras 2c. den lebhaftesten Anklang finden, mit weniger Genugthuung dagegen von andern Regierungen aufgenommen werden, und zwar sehr oft gegen die Strömung des Juristenstandes in ihrem Lande.

Für den Juristen scheint in der That derjenige Zustand der ideale zu sein, in welchem es ein Gesetz und ein Recht in der ganzen Welt giebt, und wie zur Zeit des großen Römerreiches nur ein Gott und ein corpus juris die Verehrung der Gläubigen in Anspruch nimmt. Es wird auch nicht geleugnet werden können, daß bei den engen Verkehrsbeziehungen der Völker die Verschiedenheit des Rechts recht störend eingreift, daß der auswärtige Handel darunter leidet u. s. w., und so bedarf es nur eines Hinweises hierauf, damit in der Tagespresse, die sich so

gern von einem schönen Gedanken beherrschen läßt, und in der Kaufmannswelt die Bestrebungen nach einer kosmopolitischen Rechtsunifikation gepriesen und mit allen Mitteln gefördert werden. In Deutschland besonders macht man noch auf den Gewinn aufmerksam, den der interterritoriale Handelsverkehr durch das einheitliche Wechsel- und Handelsrecht und den nunmehr auch einheitlich gewordenen Prozeß erlangt hat.

Es wird genügen, diese Hauptgesichtspunkte hier hervorgehoben zu haben; sie sind blendend genug, als daß wir nötig hätten, noch auf einige nicht unwichtige Nebenpunkte einzugehen, die überall da nicht zu unterschätzen sind, wo die Eitelkeit der Menschen in Versuchung geführt wird. Alle jene internationalen Versammlungen sind mit Hoffesten und mit Ministerdiners, mit Orden und den Lobposaunen der internationalen Telegraphenbüreaus und Zeitungen verknüpft — Dinge, welche dem einzelnen Teilnehmer auch in seinem Heimatslande nicht verfehlen, ein bestimmtes Relief zu geben.

Während doch sonst immer mit vieler Begründung die Rechtsgeschichte eines Volkes, wie der ganzen Menschheit, als ein Teil der Kulturgeschichte aufgefaßt wird, greifen alle diese internationalen Bestrebungen das Recht aus der allgemeinen Kultur heraus; sie nehmen an, daß, weil auf dem sogenannten zivilisirten Teile des Erdballs sich in gleicher oder ähnlicher Art Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphie, Konstitutionen, Parlamente und Schwurgerichte finden, es nur eines einheitlichen vereinbarten Gesetzes bedürfe, um dessen Anwendung in gleichmäßiger Weise zu sichern. Das ist eine Utopie, die der gereifte Staatsmann belächelt, wenn sie ihm als das Ziel der Kathederweisheit hinterbracht wird; es ist aber eine Verblendung, wenn sie in den Kreisen der Regierung und des großen Handels verbreitet wird und Anhänger wirbt. Ebensowenig wie die Häuser es sind, durch welche eine Stadt gemacht wird, sind es die Gesetze, welche den Staat bilden. Die mittel- und südamerikanischen Republiken haben nicht bloß Musterverfassungen, daß einem Deutsch-Freisinnigen das Herz im Leibe lacht, sondern sie haben auch Zivil- und Prozeßgesetze, die sich mit denen des deutschen Reiches an Inhalt und Form messen können. Ja unsre deutschen Gesetzgeber nehmen nicht selten auf diese Gesetze Bezug. Welcher Irrtum aber wäre es, zu glauben, daß in diesen, von unversöhnlichen Parteien, von Revolutionen und Kriegen anarchisch unterwühlten Ländern die Rechtsanwendung den Gesetzen entspreche! Welche Garantien sind gegeben, daß die Richter die hohe Charakterstärke besitzen, die nicht minder als die Gesetzeskunde ein Erfordernis für das verantwortliche Richteramt ist? Man frage doch einmal einen deutschen Kaufmann, ob er in Guatemala oder Honduras, in Mexiko oder Costa Rica die Chancen eines Prozesses über sich nehmen wolle, und um nicht zu weit zu gehen, darf man die gleiche Frage bezüglich manches in der letzten Zeit neugeschaffenen Königtums richten. Es liegt dies einfach in der Kultur des Landes; manche Länder haben nur äußerlich den Schliff der Zivilisation

angenommen, sind aber thatsächlich in einem Barbarenzustande, und die zivilisirten christlichen Staaten müssen sie nur als ihresgleichen anerkennen, wenn nicht gänzlich alle materiellen Vorteile des Handelsverkehrs geopfert werden sollen. Andre Staaten sind erst im Begriffe und in dem ernsten, löblichen Bestreben, sich zu einer höhern Kulturstufe emporzuarbeiten; in der Zwischenzeit aber kleben ihnen noch alle Spuren des Barbarentums an, und der Fremde muß sich dieselbe Behandlung gefallen lassen wie der Einheimische, nur mit dem Unterschiede, daß der erstere darüber empört ist, während sie der letztere ruhig hinnimmt. Denken wir aber selbst an diejenigen Staaten, welche dem deutschen Reiche politisch ebenbürtig sind, an Rußland, wo Gott groß und der Zar weit ist. Wieviel Bestechungsprozesse gegen die höchsten Beamten haben wir in der letzten Zeit vor der Öffentlichkeit sich abspielen sehen! Sind dies nur vereinzelte Erscheinungen oder sind es typische Merkmale? Hinsichtlich Italiens hat vor noch nicht langer Zeit der ehemalige Minister Minghetti in einem bekannten Buche mit freimütiger und anerkennenswerter Offenheit bis in die kleinsten Einzelheiten ausgeführt, wie der Parteieinfluß allmählich in die Verwaltungsbüreaus und in die Gerichtssäle eindringt, wie die Macht der advokatischen Abgeordneten oder parlamentarischen Advokaten auch in dem einzelnen Privatprozesse die Urteile der Richter zu lenken versteht, wie selbst Interpellationen im Parlament dazu herhalten müssen, um durch Interpretationen vom Ministertische dem Gesetze diejenige Deutung zu geben, welche augenblicklich der Deputirte und seine Klientel für eine bestimmte Rechtsangelegenheit für nötig hält. Bei Frankreich brauchen wir nur an die aufgeregten Zeiten nach den verschiednen Revolutionen oder Kriegen zu erinnern, um bemerklich zu machen, wie viele gerichtliche Aussprüche den Eindruck voreingenommener Entscheidungen hervorriefen, wie jedenfalls nicht selten bei dem Ausländer die Empfindung vorherrscht, daß sein Prozeß anders entschieden worden wäre, wenn er Inländer gewesen wäre. In England und in den Vereinigten Staaten ist die Beschreitung des Rechtsweges ein Luxus, den sich nur sehr reiche Leute gönnen können; es ist eine sehr bezeichnende Erscheinung, daß in diesen Ländern die Humanität sich genötigt sieht, Rechtsschutzvereine für Fremde zu bilden, damit diese nicht gänzlich rechtlos gestellt werden. In den amerikanischen Zeitungen werden nicht selten Fälle berichtet, daß gerichtliche Vermögensverwalter mitsamt den Richtern das Weite gesucht und bei diesen Reisen auf Nimmerwiederkehr auch das ihnen anvertraute Gut mitgenommen haben.

Gegenüber solchen Zuständen des Auslandes ist es für uns Deutsche gewiß nicht schwer, auf die Ordnung unsers Justizwesens und auf unsern Richterstand mit Stolz hinzuweisen. Ja wir gehen vielleicht in der Behandlung der Fremden weiter, als die Klugheit es gebietet. Wir haben den Idealismus auf die Spitze getrieben, daß wir uns sogar durch unsre Gesetze verpflichten, den Ausländer wie den Inländer selbst in den Fällen gleich zu behandeln, in

welchen das Ausland eine solche Rücksicht nicht kennt. Möglich ist es freilich, daß wir uns mit unsern Zuständen denen des Auslandes nähern. Schon macht der Advokaten- und Gerichtsvollzieherzwang auch bei uns die Prozeßführung allmählich zu einer Luxussache, die freie Advokatur schafft auch bei uns vielleicht ein Advokatenproletariat, welches die Gerechtigkeit auf Raubbau ausbeutet, und wenn erst die reichen und prozeßlosen Advokaten sich auf die Politik geworfen haben werden, so können wir auch bei uns die Dinge eintreten sehen, über welche Minghetti in seinem Vaterlande so bittre Klage führt. Aber soweit ist es Gott sei Dank noch nicht, und soweit wird es nicht kommen, solange Fürst Bismarck mit seinem kräftigen Arm die Schwachen und Gedrückten schützt und solange das hohenzollernsche Königtum seine Mission nicht vergißt, daß seine Herrscher die rois des gueux sind.

Was also würde uns Deutschen ein einheitliches Weltrecht für Vorteil bringen? Würden dadurch irgendwie die in den einzelnen Ländern geschilderten Kulturzustände geändert werden? Würden unsre Staatsmänner es verantworten können, den im Auslande gefällten Urteilen ohne weiteres im Inlande Geltung zu verleihen? Es wäre dies die Übertragung des Manchestertums auf das Gebiet des internationalen Rechtsverkehrs; in dieser Konkurrenz wäre der Deutsche den andern Völkern gegenüber nicht gewachsen; er würde seinen ausländischen Konkurrenten gegenüber der schwächere sein; ihnen verleihen die deutschen Zustände die Möglichkeit einer sichern, schnellen und billigen Rechtshilfe, während diese dem Deutschen im Auslande thatsächlich versagt bliebe.

Man wird diesen Ausführungen gegenüber leicht einwenden können, daß diese Zustände dieselben bleiben, ob wir ein einheitliches Weltrecht (sei es auch nur für einzelne Rechtsmaterien) haben oder nicht. Dieser Einwand ist richtig, aber er führt nicht dahin, die kosmopolitische Rechtsunifikation für uns zu rechtfertigen. Denn das gleiche einheitliche Recht würde für den deutschen Handelsstand den Schein erwecken, als ob ihm im Auslande dieselbe Rechtshilfe gewährt würde, wie sie das Inland kennt, und die Folge davon wäre, daß der deutsche Kaufmann dem Auslande noch leichtfertiger Kredit gewährte, als dies ohnehin schon zu seinem Schaden der Fall ist. Der Leichtgläubigkeit des sonst so soliden deutschen Kaufmanns ist es wirklich nicht schwer, Fallen zu stellen, solange das gedruckte Wort der Tagespresse noch seinen machtvollen Eindruck behält. Gelang es doch erst jüngst, einem wegen Bankerotts und Fälschung verurteilten Schwindler einer exotischen, aber klassischen Hauptstadt in einer deutschen Zeitung die deutschen Kaufleute davor zu warnen, daß sie die Kreditfähigkeit ausländischer Kunden durch Befragung der Reichskonsuln ermittelten. Der Mann war sicher, wie eine Auskunft über ihn ausfallen würde. Aber sein Grund, daß das Verfahren der Konsuln pedantisch, büreaukratisch und umständlich sei, leuchtete doch vielen von der freisinnigen Phrase gegen das Beamtentum erfüllten Kaufleuten so sehr ein, daß sie sozusagen auf den Leim gingen

und erst nach dem Schaden der betreffenden Handelskammer ihr Leid klagten und um Abhilfe baten, die zu gewähren außer deren Macht stand. Gegen dergleichen Hintergehungen ist auch die Macht des einheimischen Staates ohne Mittel. Wenn einige Kaufleute in H. von einem ausländischen Betrüger geschädigt worden sind, kann der Staat oder das deutsche Reich nicht sofort diesen ausländischen Staat mit Krieg bedrohen, zumal da dieser nicht jeden in seinem Gebiet befindlichen Schwindler zu vertreten verpflichtet ist. Gäbe es aber auch nur ein einheitliches Handels- oder Wechselrecht in der Welt, so wäre der deutsche Kaufmann sicherlich der erste, welcher daraufhin Kreditluftschlösser baute, die dann schmählich zusammenstürzten.

Das materielle Recht hat für eine solche Unifikation bei weitem nicht die Bedeutung, welche ihm Utopisten zuschreiben möchten; es erweckt nur den trügerischen Schein, als ob der Prozeß im Auslande ebenso leicht zu führen wäre, wie nach dem Weltpostverein ein Packet von Königsberg nach Japan zu befördern. Und der gerichtliche Weg ist doch die Brustwehr des Kredits; nicht weil er beschritten werden soll — Gott sei Dank vermeidet ihn der anständige Kaufmann, solange es angeht —, sondern weil er beschritten werden kann, weil ihn der böse Zahler zu fürchten hat, ist der Prozeßweg von nicht zu unterschätzender Bedeutung für den Kredit. Die Hauptsache wird also immer die bleiben, ob man im Inlande dem ausländischen Urteil das Exequatur verleiht, und ob man im Auslande auf schnellem, sicherm und billigem Wege gegen den säumigen Schuldner zu seinem Rechte gelangen kann. Hinsichtlich des ersten Punktes hat die deutsche Zivilprozeßordnung bereits einen Weg angebahnt, der für Deutschland bedenklich werden kann, wenn dasselbe mehr importirt als exportirt. Denn wenn der ausländische Staat Gegenseitigkeit gewährt, dann müssen wir dessen Urteile hier vollstrecken. Der Freihandel wäre also auch auf diesem Gebiete für uns der Todesstoß. Der zweite Punkt aber berührt nicht sowohl das ausländische Recht als die ausländische Kultur und Sitte. Gewährt man Staaten, welche in dieser Beziehung noch die oben geschilderten Mängel haben, die gleiche Rechtsgrundlage, wie andern großen Kulturstaaaten, erkennt man sie auch in dieser Beziehung als gleichberechtigt an, so erweckt man in ihren Regierern und Regierten nur den Dünkel, als ob sie die höchste Stufe der Kultur bereits erreicht hätten, man nimmt ihnen den Anreiz, ihre mangelhaften Zustände zu verbessern und zu vervollkommnen. Als die Türkei durch den Pariser Vertrag von 1856 in den europäischen Staatenbund aufgenommen wurde, fing man an, am Goldnen Horn ganz ernstlich an Beseitigung der Konsulargerichtsbarkeit zu denken, denn man betrachtete sich durch jene Anerkennung mit Frankreich, England und den andern Großmächten auf gleicher Stufe. Solchen Bestrebungen entgegenzutreten, hält aber für den einzelnen Staat schwer, da er der Konkurrenz mit andern Mächten begegnet, welche weniger skrupulös sind, um selbstsüchtige Zwecke zu erreichen.

Wir haben bei diesen Betrachtungen den — theoretisch — wichtigsten Punkt außer Betrachtung gelassen, ob denn das Recht überhaupt ein so mechanisches Gebilde sei, wie Post, Eisenbahn, Telegraphie, sogar Verfassungsschablonen, um für alle Nationen gleich gestaltet werden zu können. Wir sind dieser Meinung nicht; die Kultur ist auch heute noch von der Nationalität und Sprache abhängig, und wenn man auch an einem französischen Roman Gefallen findet oder von einer englischen Novelle sich angezogen fühlt, so folgt daraus noch garnicht, daß wir uns in unsern bürgerlichen und Familienbeziehungen nach den nämlichen Satzungen wie an der Seine oder Themse richten sollen. Es wird deshalb über das Immobiliar-, das Personen-, Familien- und Erbrecht ebensowenig eine Verständigung erzielt werden, wie über eine einheitliche Sprache. Kein Volk, das sich selbst hoch hält, wird hier auf seine Eigentümlichkeiten verzichten. Es stehen deshalb hier — zunächst in der Theorie, aber mit dem Blick ins Weite — nur Gebiete in Frage, die dem Handel und Verkehr angehören. Auf diesen kann die Möglichkeit einer Vereinbarung nicht in Abrede gestellt werden; allein hier ist einerseits die Verschiedenheit nicht von so weitgehender Bedeutung, nicht so groß, daß sich nicht ein Kaufmann, der z. B. mit England im Verkehr steht, ohne Schwierigkeit nach den dortigen Normen und Gebräuchen erkundigen könnte. Deshalb ist auch der Vorteil eines einheitlichen Welt-Wechsels- oder Handelsrechts nicht sehr hoch anzuschlagen, denn neben demselben bleiben die oben geschilderten Nachteile bestehen, und wir glauben bewiesen zu haben, daß sie bei weitem überwiegen.

Festina lente muß auch auf dem internationalen Rechtsgebiete der Wahlspruch sein. Wir in Deutschland haben Grund genug, uns zu freuen, daß wir da eine Einigung erreicht haben, wo die gleiche Nationalität und Sprache, dieselben Sitten und Anschauungen eine feste Grundlage für einheitliches Recht und einheitliches Gerichtsverfahren gebildet haben. Wir haben aber auch dabei schon die Erfahrung gemacht, daß man in manchen Punkten zu weit gehen kann. So ist z. B. jetzt als Mißstand anerkannt, daß man für alle Teile des Reiches den sogenannten Voreid vorgeschrieben hat, während die Anschauung in der Bevölkerung vieler Bundesstaaten dem Nacheid einen erheblichen Vorzug giebt. Dergleichen mahnt doch, die dem menschlichen Vermögen gesetzten Grenzen nicht mit allzu kühnem Sprunge zu überschreiten. Soll die Menschheit ein einheitliches Recht erhalten, so bedarf es zunächst wieder eines Turmbaues zu Babel; Konkurrenzen hierfür lassen sich schnell ausschreiben, und mit Elektrizität und Dampf ist ja bekanntlich für viele Leute alles möglich.



Brandenburg-Preußen auf der Westküste Afrikas
1681—1721.



Der lebhafte Anteil, den die Nation neuerdings den zukunftsreichen Unternehmungen entgegenbringt, welche eine kraftvolle, zielbewußte Staatskunst auf überseeischem Gebiete einzuleiten verstand, hat vielfach die Erinnerung zurückgelenkt auf jene Zeiten, in denen die brandenburgisch-preußische Flagge von den Wällen stattlicher Festungswerke auf der Westküste Afrikas wehte.

Mit diesen Worten leitet der Große Generalstab eine Publikation ein, welche die politische und militärische Geschichte der brandenburgisch-preußischen Kolonie während der Jahre 1681 bis 1721 behandelt und welche dem Fürsten Bismarck, als dem unermüdlichen Vorkämpfer für die Machtentwicklung Deutschlands auch auf dem Kolonialgebiete, als Festgabe zu seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum überreicht worden ist.*)

Der Wert dieser zeitgemäßen Abhandlung erscheint unter verschiednen Gesichtspunkten als ein so bedeutender, daß wir es uns nicht versagen können, ihren Hauptinhalt in gedrängter Form hier wiederzugeben. Die patriotische und nationale Tendenz der Schrift geht schon aus der zitirten Einleitung hervor. Der Inhalt, welcher lediglich aus urkundenmäßigen Quellen geschöpft ist, unterstützt diese Tendenz durch die knappe, aber erschöpfende Vorführung von Ereignissen und Thatsachen, welche lauter und deutlicher reden als weitschweifige und dozirende Abhandlungen. Es ist ein alter Fluch des deutschen Volkes, der hier wieder einmal aktenmäßig erhärtet wird. Immer hat es in unsrer Geschichte Zeiten gegeben, in welchen mannhafte Entschlossenheit und weiter, staatsmännischer Blick großer Männer in Bahnen einzulenken wußte, welche späterhin Indolenz, fremde Scheelsucht und die kleinliche Auffassung nationaler Pflichten zu trostlosen Irrwegen gestalteten. Auch die Geschichte dieses ersten brandenburgisch-preußischen Kolonialfrühlings, der bald einem tötlichen Froste erlag, bestätigt das vollkommen, und deshalb ist die Nation schon aus diesem Grunde unserm Generalstabe für die Veröffentlichung dieser Akten zu großem Danke verpflichtet. Aber neben diesem Zwecke der politischen Belehrung kommt die Schrift auch einer historischen Pflicht nach, indem sie nach streng

*) Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika 1681—1721. Verfaßt vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte. Mit einer Übersichtskart und fünf Skizzen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1885.

wissenschaftlicher Methode auf Grund mühsamer Nachforschungen in den Archiven endlich eine unanfechtbare Darstellung jener Zeit und jener Vorgänge gebracht hat. Eine Reihe vortrefflicher Karten, welche nach den Originalaufnahmen von vor zweihundert Jahren zum Teil photographisch wiedergegeben sind und ein getreues Bild von dem Umfange der damaligen vom Großen Kurfürsten in Westafrika angelegten Festungswerke geben, erhöhen die Bedeutung der Publikation.

Die Schrift zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste Abschnitt beschäftigt sich, nachdem die Unternehmungen zur See in den Jahren 1680 und 1681 kurz erwähnt worden sind, mit der Kolonie und Veste Groß-Friedrichsburg; der zweite Abschnitt behandelt die Niederlassung auf Arguin und das Kastell gleichen Namens.

Der Gedanke, „in Seiner Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg Landen eine Guineische Kompagnie" zu gründen, findet sich zunächst in einer Denkschrift des Holländers Raule vom Jahre 1679 ausgesprochen. Hiernach sollten vorerst zwei Schiffe nach Guinea und Angola*) segeln, deren Armirung und Ausstattung mit Kriegsvolk der Kurfürst übernehmen sollte. Im nächsten Jahre wurde der Plan dahin erweitert, daß ein „habiler Ingenieur mit nach Afrika gehen und ein Versuch gemacht werden soll, künftig Jahr allda ein Fort zu machen und Kriegsvolk ans Land zu bringen." Es wurden nun zwei Schiffe, „Wappen von Brandenburg" mit 22 Kanonen nud „Morian" mit 16 Kanonen, unter Führung der Kapitäne Jovis Bertelsen und Philipp Pietersen Blonck mit 20 Musketieren und 2 Unteroffizieren ausgeschickt.**) Zwar nahmen die Holländer — trotz des Friedens — das „Wappen von Brandenburg" weg und zwangen den „Moriau," die afrikanischen Gewässer zu verlassen, aber dem Kapitän Blonck war es doch gelungen, mit einigen Häuptlingen an der Goldküste einen vorläufigen Vertrag abzuschließen, nach welchem später ein Landstrich im Reiche Axim an der Goldküste erworben und die Veste Groß-Friedrichsburg angelegt wurde. Der Vertrag datirt vom 16. Mai 1681 und ist als Ausgangspunkt der brandenburgischen Kolonialerwerbungen anzusehen.

Zu gleicher Zeit fand der Seezug gegen Spanien statt, das sich durch einen Staatsvertrag vom 1. Juli 1674 zur Zahlung von Subsidiengeldern an Brandenburg verpflichtet hatte, wofür dieses eine gewisse Anzahl von Truppen gegen Frankreich im Felde hielt.***) Da Spanien trotz aller Mahnungen nicht zahlte, ließ Friedrich Wilhelm im Sommer des Jahres 1680 in Pillau ein Geschwader ausrüsten, um einen Druck auszuüben. Das Geschwader zählte sieben Schiffe mit 165 Ge-

*) Angola wird nachher zwar auch noch erwähnt, aber Unternehmungen dahin finden nicht statt.

**) Der Große Kurfürst verfügte im Jahre 1680 über eine Flotte von 28 Kriegsschiffen mit 502 Geschützen.

***) Die Schuld betrug beinahe zwei Millionen Thaler.

schützen, 520 Seeleuten (darunter 38 Offizieren) und 182 Soldaten (darunter 6 Offizieren).*) Als Flagge führten die Schiffe einen roten Adler in weißem Felde.

Mit einer genauen Instruktion versehen, fuhr der Kommandeur Clas von Bevern am 14. August 1680 aus Pillau und lief zunächst Helsingör an, um den „Salamander" zu erwarten, der in der Nähe von Danzig auf eine Sandbank geraten und nach Pillau zurückgekehrt war, um den Schaden auszubessern. Das Erscheinen der Flotte erregte überall das größte Aufsehen, das Geheimnis ihrer Expedition wurde aber gut gewahrt. Am 18. September gelang es, in der Nähe von Ostende ein spanisches Schiff — ein sogenanntes Königsschiff — den Carolus secundus, mit 28 Geschützen wegzunehmen,**) welches der Geschwaderchef mit dem „Friedrich Wilhelm" und dem „Churprintzen" nach Pillau brachte. Der Vizekommandeur Reers steuerte mit den übrigen Fahrzeugen nach Westindien, wo er den Winter 1680—1681 kreuzte, ohne den Spaniern besondern Schaden zuzufügen.

Das thatkräftige Auftreten des Kurfürsten erregte in der politischen Welt ungemeines Aufsehen. Erstaunen und Besorgnis ergriff die Seemächte. Man suchte zwischen Spanien und Brandenburg zu vermitteln, ohne daß jedoch die Streitigkeiten ausgeglichen wurden. Am 20. April 1681 lief vielmehr unter dem Kapitän Lacher ein neues Geschwader von drei Schiffen („Prinzeß Marie," „Einhorn," „Wasserhund") mit im ganzen 42 Geschützen und 170 Mann aus und kreuzte mit großem Erfolg im Kanal. Unterdessen — Ende Mai 1681 — war Reers mit seinem Geschwader aus Westindien zurückgekehrt, und nun erhielt der Kommandeur Thomas Aldersen den Befehl, mit dem „Markgrafen von Brandenburg" — dies war der weggenommene Carolus secundus, das erste Kriegsschiff, welches dem Kurfürsten als sein volles Eigentum angehörte —, dem „Roten Löwen," dem „Fuchs" und dem „Friedrich Wilhelm" gegen die Spanier und die Türken zu kreuzen und auf die Silberflotte zu passen. Am 25. Juni erhielt Aldersen Segelordre, übernahm im Kanal noch 140 Matrosen und 45 Soldaten von dem Kapitän Lacher und fuhr nach der Musterung auf der Rhede zu Dünkirchen durch den Rat Scholten***) am 18. August nach dem Kap St. Vincent. Hier kam es zu einem Gefecht mit dem Marquis de Villatiel, der mit zwölf Fregatten und zwei Brandern ausgesandt worden war, um die Brandenburger zu vertreiben und der aus Amerika erwar-

*) Die Schiffe waren die Fregatten „Friedrich Wilhelm" (Flaggschiff) „Churprintz," „Dorothea," „Roter Löwe," „Fuchs," „Berlin" und ein Brander „Salamander."

**) Der Erlös der Ladung (Brabanter Spitzen und Tücher) kam mit 47524 Thalern 21 Pf zur Generalkriegskasse.

***) Die Musterrolle über den „Markgrafen von Brandenburg" finden wir in der Anlage 1, die insofern interessant ist, als sie einen Einblick in die Bemannung eines Kriegsschiffes vor zweihundert Jahren gewährt. Das Schiff hatte 40 Geschütze, 150 Matrosen und 50 Soldaten.

teten Silberflotte das Einlaufen zu ermöglichen. Als Alderſen die Übermacht der Spanier gewahr wurde, manövrirte er ſich mit ſeinen vier Schiffen nach zweiſtündigem Kampfe hinweg und fand Schutz im Hafen von Lagos. Alderſens Bericht, unmittelbar nach dem Kampfe geſchrieben, ſtammt vom 2. Oktober 1681. Er hatte zehn Tote und dreißig Verwundete. Die Silberflotte lief unterdeſſen ein und der Hauptzweck dieſer Expedition wurde nicht erreicht. „Trotzdem hatte das wiederholte Erſcheinen wohlausgerüſteter brandenburgiſcher Kriegsſchiffe im Atlantiſchen Ozean dazu beigetragen, das Anſehen des Kurfürſten ungemein zu erhöhen und ſeine Thatkraft in neuem Lichte gerade auf einem Gebiete erſcheinen zu laſſen, von dem, abgeſehen von den Hanſeſtädten, die deutſchen Staaten ausgeſchloſſen zu ſehen ſeither allenthalben als ſelbſtverſtändlich galt."

Bevor wir der weiteren Darſtellung des Generalſtabswerkes folgen, halten wir es für zweckmäßig, einen Blick auf die Vorgeſchichte der Gegenden zu werfen, an denen die brandenburgiſchen Niederlaſſungen gegründet werden ſollten. Als Heinrich der Seefahrer im Jahre 1460 geſtorben war, ſandte König Alfons der Fünfte von Portugal, wahrſcheinlich 1461, zwei Caravelen aus, welche den Archipel der Biſſagos unterſuchten und ſich dann an der Küſte gegen Weſten weiter bewegten, wo ſie den charakteriſtiſchen Punkten Namen beilegten — Sierra Leone ſtammt z. B. von dieſer Expedition her — und etwa bis zur Oſtgrenze des heutigen Staates Liberia gelangten. Im Jahre 1469 verpachtete der König den Handel in Senegambien auf fünf Jahre an den reichen Fernando Gomez in Liſſabon für 500 Dukaten unter der Bedingung, daß er jedes Jahr auf eigne Koſten eine Küſtenſtrecke von 100 Seemeilen entdecken laſſen ſolle. Die Namen dieſer Entdecker ſind verſchollen; nur zwei werden genannt, de Santarem und d'Ascovar, die 1470 an der Aſchantiküſte den Ort entdeckt haben ſollen, der ſchlechtweg wegen des reichen Goldhandels den Namen „La Mina" erhielt. 1482 landete hier Diogo d'Azambuja, von Johann dem Zweiten gleich nach ſeiner Thronbeſteigung mit zwölf Caravelen und zwei Laſtſchiffen ausgeſandt, und ſetzte 500 Soldaten und 100 Handwerker ans Land, welche das Kaſtell S. Jorge de la Mina (Elmina) erbauten, obgleich der wollhaarige Dynaſt der Gegend den Bau widerraten hatte, indem er den Goldhandel lieber mit „zerlumpten" Schiffern weiterführen wollte. Als der Bau ſoweit fertig war, daß die Ringmauer ſich erhob, wurden die Laſtſchiffe unter dem Vorwande angebohrt, daß ſolche Fahrzeuge die Strömungen auf dem Rückwege nicht überwinden könnten. Den Befehl hatte Johann der Zweite mit phöniziſcher Verſchlagenheit erlaſſen, um allen andern Völkern den Beſuch der Oſtküſte zu verleiden, gleichſam als wären nur die Caravelen portugieſiſcher Bauart für die Fahrt geeignet.*)

*) Vergl. Peſchel, Geſchichte der Entdeckungen, S. 67 ꝛc.

Mit der Gründung von Elmina haben wir den ersten festen Punkt an der Goldküste, der den Portugiesen zu ihren weiteren Entdeckungen als Stützpunkt und Erholungsort diente. Das Verbrennen der Lastschiffe hinderte nicht, daß auch andre Nationen den Weg nach der Goldküste fanden. Holländer, Briten, Dänen, Schweden folgten den Portugiesen nach. Als die Brandenburger an die Goldküste kamen, war Elmina im Besitze der Holländer. In den beiden Reichen Axim und Anta, die um das Vorgebirge der drei Spitzen herum (Kap tres Puntas) eine Küstenfläche von 10 bis 12 Meilen einnehmen mochten, hatten außer den Holländern (Axim, Bantry, Sekondo und Elmina) noch die Engländer eine Ansiedlung (Dix Cove). Nachdem wir uns so der Hauptsache nach so über die Goldküste orientirt haben, folgen wir dem Generalstabswerke weiter.

Die Gründungen in Afrika sollten dem Handel und der Schifffahrt dienen, „als worin, wie es in der Gründungsurkunde der Afrikanischen Gesellschaft heißt, die beste Aufnahme eines Landes bestehet," und deshalb stiftete der Kurfürst zunächst eine „Afrikanische Kompagnie," die er mit Schiffen und Soldaten überall zu schützen versprach, wofür diese verpflichtet sein sollte, „die Soldaten gleich den Matrosen mit essen und trinken zu unterhalten." Der Erlaß, welcher die Afrikanische Kompagnie ins Leben rief, datirt vom 7./17. März 1682.

Nun ging der Kurfürst daran, „die Erbauung einer Fortereſſe" im Lande Axim ins Werk zu setzen, Kriegsvolk dahin zu schicken und eine Handelsniederlassung zu gründen, wie es Blonck in seinem obenerwähnten vorläufigen Vertrage mit den Negerhäuptlingen in Aussicht gestellt hatte. Die dazu bestimmte Expedition leitete der Major von der Gröben, ein vielgereister Mann und erfahrener Soldat. Die beiden Schiffe, „Churprintz" mit 32 Geschützen und 60 Seeleuten und „Morian" mit 12 Geschützen und 40 Seeleuten, führten der Kommandeur Mathäus de Voß, der zugleich die Oberleitung hatte, und Pietersen Blonck, derselbe, welcher im Jahre zuvor die Verträge abgeschlossen hatte.*)

Mit sehr sorgfältigen Instruktionen versehen — sie gestatten einen Schluß auf große Erfahrung und Umsicht, gepaart mit willensstarkem Mute — fuhren die Schiffe aus und gingen am 27. Dezember 1682 am Kap der drei Spitzen, und zwar in der Nähe des Dorfes Accada — also östlich vom Kap —, vor Anker. Obgleich Gröben Anweisung hatte, „zwischen Axim und Capo tres Puntas," also auf der Westseite, sich die drei Häuptlinge aufzusuchen, mit welchen Blonck vorläufige Verträge abgeschlossen hatte, so beabsichtigte er doch,

*) Außerdem befanden sich auf den Schiffen zwei Ingenieure (Walter und Lengeben), ein Fähnrich (v. Selbing), ein Sergeant, zwei Korporale, zwei Spielleute und vierzig Soldaten, von denen ein Teil nach Besitzergreifung des in Rede stehenden Landstriches auf dem zu errichtenden Fort zurückbleiben sollten.

hier ein Fort anzulegen, da der Hafen vortrefflich war. Die Neger waren auch bereit, die brandenburgische Oberherrschaft anzuerkennen, aber es erschienen sofort die Holländer aus dem Fort Elmina, mit denen die Eingebornen anscheinend schon Verbindungen angeknüpft hatten. Deshalb zog Gröben vor, auf der andern Seite die drei namhaft gemachten Cabusiers (Häuptlinge) aufzusuchen. Er landete in der Nähe der Stelle, wo späterhin Kolonie und Veste Groß-Friedrichsburg entstanden. Von den drei Häuptlingen war keine Spur zu finden; zwei waren unterdessen von den Negern von Adom erschlagen worden, und der dritte, Apany, war ins Innere geflohen. Es gelang Gröben aber, mit den Nachfolgern der beiden erstern und noch einigen andern abzuschließen, und späterhin kam auch Apany wieder zum Vorschein. Der Vertrag, welcher am 5. Februar 1683 vollzogen wurde, trägt die Namenszeichen von vierzehn Häuptlingen, beglaubigt durch die Unterschrift von Mathäus de Voß und Philipp Pietersen Blonck. Die Häuptlinge verpflichteten sich, nur mit den brandenburgischen Schiffen und dem zu erbauenden Fort Handel zu treiben und keine andern Völker an der Küste Posto fassen zu lassen.

Als geeignetster Platz für das Fort hatte Gröben den Berg Mantro herausgefunden, welcher auf einer vorspringenden Landzunge gelegen war, den er nebst dem vorliegenden Gebiete nach Aufstellung von sechs Geschützen in feierlicher Weise in Besitz genommen*) und „den Großen Friedrichsberg“ genannt hatte, „weil Seiner Churfürstlichen Durchlaucht Nahme in aller Welt Groß ist.“

Die Formalitäten der Besitzergreifung waren ganz ähnlich denen, wie sie heute noch üblich sind, und wie sie unsre Landsleute in den letzten Jahren oft genug vorgenommen haben. Und wenn wir statt der Holländer die Engländer setzen und statt der damaligen Goldküste das heutige Kamerungebiet, so haben wir ganz dieselben Erscheinungen.

Kaum war der Bau mit Unterstützung eifrig arbeitender Neger begonnen — die Veste sollte zunächst nur zwei Bastionen nach der Landseite hin erhalten, während sich nach der Seeseite zu eine geradlinige Brustwehr mit vorliegendem Graben befand —, so erschien, wie man schon befürchtet hatte, ein Abgesandter von dem holländischen Fort Elmina, um gegen die Besitzergreifung der Brandenburger Einspruch zu erheben. Gröben antwortete kurz und bestimmt, das Gebiet sei von den Schwarzen gekauft und stünde unter der brandenburgischen Herrschaft, mit Protesten möchte die holländische Kompagnie sich nach

*) „Den folgenden Tag, als den 1. Januari 1683, brachte Capitän de Voß die große Churfürstliche Brandenburgische Flagge vom Schiffe, die ich mit Paucken und Schallmayen aufgeholet, mit allen im Gewehr stehenden Soldaten empfangen und an einen hohen Flaggen-Stock aufziehen lassen, dabey mit 5 scharf geladenen Stücken das Neue Jahr geschossen, denen jedes Schiff mit fünf geantwortet, und ich wieder mit drey bedanket.“

Berlin wenden. Wenn sie keine Freundschaft halten wollte, so stünde ihr frei zu thun, was sie für gut befinden würde.

Nun erfolgte zwar kein Angriff der Holländer, aber die Neger vor Adom, die mit den sogenannten „brandenburgischen Negers“ schon sowieso in Feindschaft lebten, nahten, von den Holländern aufgewiegelt, mit einigen tausend Mann, um sich der Schanze auf dem Großen Friedrichsberg zu bemächtigen. Gröben hatte dieselbe bereits mit vier Sechspfündern und sechs Vierpfündern armirt und mit Verpfählungen umsetzen lassen. Der „Capiscir Casparo von Axim ließ die Brandenburger warnen, die sich nun auf den Empfang der Feinde vorbereiteten. Gröben hatte ungefähr fünfzig Mann und zweihundert wohlarmirte Schwarze,*) als die Feinde herannahten. Auch hatten die befreundeten Häuptlinge gebeten, ihre Weiber und Kinder, ihr Hab und Gut ins Fort zu nehmen. Die Brandenburger hatten ihre Geschütze mit Kartätschen geladen. „Da nun der Feind, welcher vielleicht gemeinet, wir sollten vor Schrecken lauffen, in stetem Feuer zu mir genahet, befahl ich mit einer sechspfündigen Kugel unter sie zu schießen, welche recht in den größesten Haufen geschlagen. Zugleich hatte der Krieg ein Ende, weil die Mohren nichts weniger als das grobe Geschütz vertragen können; sie höreten auf zu schießen und lieffen in aller Geschwindigkeit davon, denen unsere Schwartzen noch ein ziemliches Stück nachsetzten.“

Gröben übergab noch an demselben Tage dem zum Kommandanten ernannten Kapitän Blonck feierlich das Fort und schiffte sich dann später auf der Fregatte „Morian“ ein, um in die Heimat zurückzukehren, wo er im August 1683 eintraf, während die Fregatte „Churprintz“ ihren Kurs nach Westindien nahm.

Der Bau der Veste wurde inzwischen unter persönlicher Teilnahme des Kurfürsten energisch betrieben. Der größte Teil des Baumaterials, selbst Steine und Kalk, wurde von Königsberg aus dahin geschafft. Es ist interessant zu erfahren, was man alles zur Armirung des Forts für notwendig hielt. Die Stärke der Besatzung war auf einen Kapitän (Kommandant), zwei Leutnants, zwei Fähnrichs, einen Feldprediger, einen Ingenieur, zwei Feuerwerker, zwei Schreiber, vier Unteroffiziere, zwei Wallmeister, zwei Büchsenmeister, siebzig Musketiere, einen Profoß und einen Steckenknecht festgesetzt. An Geschützen wurden eingeschifft sechzehn eiserne Sechspfünder und zwei sechzehnpfündige Haubitzen nebst Munition und allem Zubehör; außerdem 1600 fertige Handgranaten, 300 Pechkränze, 60 Musketen, 50 Paar Pistolen, 100 Degen, 30 ganze, 30 halbe Piken, 30 Morgensterne, 30 an Stangen befestigte Sensen, 4000

*) Der größte Teil der Soldaten, ebenso Gröben selbst, lag an heftigem Fieber darnieder. Es waren auch schon die beiden Ingenieure, ein Schreiber, ein Sergeant, zwei Matrosen und vier Soldaten gestorben.

Fußangeln, 50 Stück spanische Reiter. Auch sonst wurde für alle Bedürfnisse reichlich gesorgt; selbst ein Wagen mit vier Pferden wurde eingeschifft.

Mit großer Sorgfalt wurden auch Einrichtungen getroffen, welche die weitere Entwicklung der Kolonialunternehmungen sicherstellte. Dahin gehört besonders eine dem Kurfürsten unmittelbar unterstellte Marinebehörde, die Aufstellung eines Marinebataillons und die Verlegung des Sitzes der Afrikanischen Kompagnie, sowie des Hauptkriegshafens von Königsberg nach Emden.

Emden war zwar keine brandenburgische Stadt, aber die in dessen Nähe gelegene Burg Gretsyl befand sich im Besitze des Kurfürsten, der sie auf Ansuchen der ostfriesischen Stände, welche mit ihrem Fürsten im Streite lagen, durch Überfall genommen hatte und dort eine Besatzung hielt. Die Nachteile, welche die Ostsee dem überseeischen Handel darbot, liegen auf der Hand. Vier Monate hindurch war sie nicht schiffbar, der Sundzoll an die dänische Überwachung war unbequem, die Fahrt im Kattegat gefährlich. Auch zeigten sich die Königsberger Kaufleute wenig entgegenkommend. Emden ist von 1684 an bis zur Auflösung der brandenburgischen Marine Sitz der Kompagnie und Haupthafen geblieben. Die „hiesige Compagnie de Marine“ (1 Hauptmann, 1 Leutnant, 1 Fähnrich und 110 Mann; die Zahl der Kompagnieen erhöhte sich später auf 3, vorübergehend sogar auf 4) gab die Besatzung für die Schiffe und Forts in Afrika. Am wichtigsten jedoch war, daß der Kurfürst eine Admiralität in Berlin errichtete, die Kriegsschiffe, die seither nur auf Zeit gemietet waren, auf den Staat übernahm und eine genau festgesetzte Anzahl von Seeoffizieren, Beamten, Werkleuten und Matrosen anstellte.*)

Hiernach zählte die Marine 10 kurfürstliche Schiffe mit 240 Geschützen; außerdem war Raule verpflichtet, weitere 17 Schiffe mit 158 Geschützen zur Verfügung zu halten. Das ständige Personal zählte, abgesehen von den Beamten, 1 Vizekommandeur, 5 See- und 3 Marinekapitäne, 12 Steuerleute, 120 Matrosen. Auch wurde die Garnison von Gretsyl und Emden auf den Marine-Etat übernommen. Der Marine-Etat betrug jährlich 45324 Thaler. Zum Etat flossen als bisheriger „Fundus“ 38600 Thaler. Dazu wurden 15000 Thaler gelegt, welche die ostfriesischen Stände zahlten. Die überschießenden 9000 Thaler waren es, welche zu Ankäufen von Rauleschen Schiffen verwendet wurden.

Wir haben die Einrichtungen, welche der Große Kurfürst seines überseeischen Handels wegen traf, ausführlicher besprochen, um die Thatsache klar hervortreten zu lassen, daß ein großer, umfassender Gedanke alle Maßnahmen lenkte und leitete. Alles ist tief durchdacht und mit ungemein praktischem Sinne den realen Verhältnissen angepaßt. Dem Leser drängt sich die Über-

*) Die Nachweisung des ersten Marine-Etats giebt die Kabinetsordre vom 18. Juli 1684, die als Anlage 4 dem Generalstabswerke beigegeben ist.

zeugung auf, daß der brandenburgische Staat in nicht allzuferner Zeit zu einer bedeutenden Seemacht hätte heranwachsen müssen, wenn die Nachfolger des Großen Kurfürsten auf demselben Wege weitergeschritten wären.

Außer Groß-Friedrichsburg wurde in Guinea auch noch bei Accada (wo Gröben zuerst gelandet war) eine Schanze aufgeführt, die späterhin den Namen Dorotheen-Schanze erhielt. Die Neger dieser Gegend hatten sich unter brandenburgischen Schutz begeben. Dasselbe thaten ein Jahr später die Neger von Taccarary im Lande Anta, indem auch sie sich zugleich zum Aufbau einer Veste verpflichteten.*) Schmitts ließ sofort die Fahne aufpflanzen und eine Redoute mit Pallisaden einsetzen. Als eine vierte Befestigung wurde späterhin auch die „Loge" Taccrama angelegt, in deren Nähe sich die Hauptwasserstation befand. Sie lag zwischen Groß-Friedrichsberg und der Dorotheen-Schanze, mitten auf dem Kap der drei Spitzen und sicherte die Verbindung zu Lande zwischen Groß-Friedrichsburg und Accada.

Das Jahr 1686 ist wohl als der Höhepunkt der brandenburgischen Kolonialunternehmungen anzusehen. Der afrikanische Handel blühte immer mehr auf, und der Große Kurfürst übernahm damals das gesamte Eigentum der Afrikanischen Gesellschaft, sodaß nunmehr sowohl die allgemeine Verwaltung als auch die militärische Leitung in seiner Hand vereinigt waren. Der Ausbau der afrikanischen Festungen wurde nebenher mit großem Eifer betrieben. Aber im Jahre 1687 traten Ereignisse ein, welche dem Großen Kurfürsten seine letzten Tage verdüsterten und zum Kriege mit Holland gedrängt hätten, wenn der Tod nicht den thatkräftigsten aller Fürsten hinweggerafft hätte. Diese Ereignisse müssen wir hier in Kürze darstellen.

Die Holländer hatten, wie wir oben gesehen haben, 1681 die Fregatte „Wappen von Brandenburg" weggenommen. Da die holländische Regierung zögerte, Genugthuung zu geben, rüstete der Große Kurfürst den „Fuchs" aus, um Selbsthilfe zu gebrauchen. Das Schiff scheiterte aber bei der Insel Aholt, östlich von Nordjütland. Im Jahre 1686 führten endlich diplomatische Verhandlungen zur Herausgabe des Schiffes und Vergütung des pekuniären Schadens. Im Jahre 1685 nahmen fünf französische Kriegsschiffe auf dem Gambiaflusse den „Morian" mit einer wertvollen Ladung weg, der im August 1687 zurückgegeben wurde. In demselben Jahre nahm der holländische Gouverneur des Kastells Elmina in der Nähe von Taccarary den „Wasserhund" weg; er gab ihn zwar wieder frei, aber der Kurfürst sah dies als eine grobe Verletzung des Völkerrechts an und forderte Genugthuung. Es gelang nun wohl, im Jahre 1686 im Haag die volle Anerkennung der brandenburgischen Erwerbungen auf Guinea durchzusetzen, aber dieser diplomatische Erfolg verhinderte im Jahre 1687 nicht weit ernstere Verwicklungen, die in dem Neide und der Eifersucht der Holländisch-Indischen Kompagnie ihren Grund hatten.

*) In dem Vertrage spricht sich ein großer Haß gegen die Holländer aus.

Am 7. Oktober 1687 nahm der holländische General de Sweers mit einigen hundert bewaffneten „holländischen" Negern das im Bau begriffne Fort von Accada. Das Fort von Taccarary wurde in der Nacht vom 12. zum 13. Oktober von 300 holländischen Negern genommen. Das Fort von Taccrama und Groß-Friedrichsburg, das sie nicht nehmen konnten — auch hatten sie vergeblich die „brandenburgischen" Neger zum Abfall verlockt —, blockirten sie und nahmen 1688 das Schiff „Berlin" weg, das sich auf der Fahrt nach Groß-Friedrichsburg befand. Mithin war auf der Goldküste ein förmlicher Krieg ausgebrochen. Die Sache regte den Kurfürsten aufs tiefste auf, und es wäre wahrscheinlich zum Kriege mit Holland gekommen, obgleich die kurfürstlichen Räte zum Frieden rieten, wenn der greise Held nicht am 29. April 1688 seine so klaren Augen für immer geschlossen hätte.

Wer die Regierungszeit des Großen Kurfürsten überblickt, der muß über die nie erlahmende Energie und Thatkraft des Mannes staunen. Zugleich ergreift tiefe Wehmut das Herz des Patrioten darüber, daß ein solcher Regent, den an Größe niemand übertroffen hat, der schon einmal alle die Erfolge, welche er im schwedischen Kriege für sein Vaterland errungen, hatte hingeben müssen, nun in dem Augenblicke sterben mußte, wo er die Resultate der Anstrengungen seiner letzten Jahre auf kolonialem Gebiete, von denen er sich für das Gedeihen seines Reiches so viel versprochen hatte, durch die Macht in Frage gestellt sah, für die er wiederholt die Waffen ergriffen hatte.

Über die Zeit nach dem Großen Kurfürsten können wir uns kürzer fassen. Friedrich der Dritte, der mit Holland wieder in Unterhandlungen trat, erreichte eine Resolution der Generalstaaten vom 22. Dezember 1688, nach welcher die Westindische Handelsgesellschaft das Fort Accada „restituiren," Taccarary aber „konserviren" sollte. Ende 1690 gelangte Brandenburg wieder in den Besitz von Accada, die Streitigkeiten wegen Taccarary dauerten bis 1694. Unterdessen hatten aber die Holländer die dortige Schanze in die Luft gesprengt, und Taccarary schied aus der Reihe der afrikanischen Besitzungen aus. Groß-Friedrichsburg und die Dorotheen-Schanze waren im Jahre 1693 vollständig ausgebaut worden. Die erstere erhielt später noch ein Außenwerk, wahrscheinlich 1698.*)

Die Geschäfte der Afrikanischen Kompagnie nahmen 1692 bis 1693 einen erfreulichen Aufschwung — 1694 hatte die Gesellschaft 17 Schiffe mit 230 Geschützen; die kurfürstliche Kriegsmarine hatte 1689 12 Schiffe mit 300 Geschützen — vom Jahre 1697 an lassen sich Rückschritte bemerken. Zu andern Unglücksfällen kam, daß Dankelmann, der Leiter der Gesellschaft, und Raule

*) Das Generalstabswerk bringt eine Skizze vom Jahre 1688 von Groß-Friedrichsburg nebst dem Negerdorf und Umgebung; eine zweite Skizze vom Jahre 1683 giebt den ersten Grundriß mit zwei und den zweiten mit vier Bastionen; eine dritte die Veste Groß-Friedrichsburg vom Jahre 1708; Skizze 4 giebt die Dorotheen-Schanze bei Accada vom Jahre 1684; Skizze 5 Kastell Arguin vom Jahre 1709.

in Ungnade fielen.*) Man suchte der Kolonie durch Goldgraben — von dem Golde wurden besondre Dukaten geprägt — aufzuhelfen, aber nicht mit besonderm Erfolg. Im Jahre 1708 hatte Groß-Friedrichsburg nur noch 7 dienstfähige Soldaten, als endlich eine Verstärkung anlangte, durch welche die Veste bis zum Ende des spanischen Erbfolgekrieges im Jahre 1713 behauptet wurde. Vom Jahre 1711 an bis zur Übergabe der Veste Groß-Friedrichsburg an die Holländer zieht sich ein Kampf hin, der in mehr als einer Hinsicht merkwürdig ist. Der „preußische" Neger Jan Cuny kämpft gegen die Neger der Holländer und Engländer mit glücklichem Erfolge einen langjährigen, ehrenvollen Kampf. Wir kennen den Anfang des Krieges nach einem Bericht des Gouverneurs Dubois vom Jahre 1712. Der holländische General versprach Hilfe, „nur aber, um, meinem Urteile nach — Worte Dubois' — Ursache zu finden, die Festung Sr. Majestät zu ruiniren." Dies gelang zwar nicht, aber Friedrich Wilhelm der Erste, dessen nüchternem Sinne weitaussehende Pläne nicht zusagten, erklärte gleich nach seinem Regierungsantritte, jedenfalls durch diese Streitigkeiten mit dazu bestimmt, „die Forten auf Jemandt Anders gegen billige conditiones zu transferiren." Und so, da die preußische Marineflagge vom Meere verschwunden war, konnte das Unternehmen auch keinen Fortgang mehr haben. Am 17. Januar 1718 gingen die Besitzungen für 6000 Dukaten und 12 Negerknaben, „von denen 6 mit goldenen Ketten geschmückt sein sollten," an die Holländisch-Westindische Kompagnie über. Da aber den Schutz der Kolonie Jan Cuny übernommen hatte, so gelang es den Holländern nicht, sich innerhalb der stipulirten zwei Jahre in ihren Besitz zu setzen. Am 13. August 1720 wurde ein neuer Vertrag unterzeichnet, welcher die endgiltige Abtretung der Besitzungen an die Holländisch-Westindische Kompagnie aussprach. Da indessen Jan Cuny erklärte, er werde das Fort nur einem Schiffe übergeben, welches vom Könige von Preußen geschickt sei, und die Holländer gegen ihn mit Gewalt nichts ausrichten konnten, so gelangten sie erst nach sieben Jahren in den Besitz. Jan Cuny aber, ein rührendes Beispiel von Vasallentreue, hat sich, als er endlich der Übermacht weichen mußte, niemals den Holländern unterworfen. Er verschwindet nach der Überlieferung in den Wäldern seiner Heimat als der letzte „preußische" Negerfürst der Guineaküste. —

Südöstlich vom Kap Blanco auf einer der acht Inseln, welche heute als „Inseln von Arguin" bezeichnet werden, hatte der große Kurfürst ein Kastell angelegt, das in dem Generalstabswerke eine besondre Behandlung gefunden hat, da es von den Ansiedlungen auf Guinea räumlich weit getrennt lag und durchaus verschiedne Schicksale hatte. Die Insel war 1441 durch den portugiesischen Seefahrer Tristan entdeckt worden, und man hatte ihre Wich-

*) Letzterer wurde sogar in Haft genommen, aber 1702 wieder entlassen und bei der Marine in Emden verwendet; er starb in Hamburg 1708.

tigkeit, besonders für den Gummihandel, bald erkannt. Das Handelsmonopol der Faktorei, die auf der Insel angelegt wurde, brachte schon um 1460 100 000 Reïs Jahrespacht. (Vgl. Peschel, Geschichte der Entdeckungen, S. 67.) 1520 wurde auf der Ostseite der Insel ein Kastell angelegt. Als Portugal im Jahre 1580 an Spanien fiel, kam Arguin in den Besitz desselben und erhielt eine spanische Garnison. Am 29. Januar 1638, während des Unabhängigkeitskampfes der Niederländer gegen Spanien, zwangen drei Schiffe der Westindischen Handelsgesellschaft nach einer achttägigen Beschießung die spanische Besatzung zur Räumung des Kastells. Am 22. August 1678 erschien der französische Kapitän du Caß vor dem Kastell und nahm es nach einer sechstägigen Belagerung. Im Frieden von Nymwegen (12. August 1678) wurde das Kastell nicht zurückgegeben, sondern verblieb der französischen Handelsgesellschaft am Senegal. Da diese aber nicht die Mittel hatte, auf die Dauer eine Garnison daselbst zu halten, so wurde das Kastell zerstört. Hiermit kam Arguin wieder unter die Herrschaft der eingebornen Herrscher von „Argien," welches einst einen Teil von „Barbarien" bildete, mit welchem Namen man im siebzehnten Jahrhundert die gesamten muhamedanischen Staaten von Nordwest-Afrika bezeichnete.

Der Große Kurfürst war nun schon im Jahre 1683 auf den Platz aufmerksam geworden und hatte beschlossen, seine afrikanischen Kolonien durch den Platz zu erweitern. Es wurde dann der „Rote Löwe" (20 Geschütze) unter dem Kommandeur Cornelius Reers abgeschickt, der am 1. Oktober 1685 das Reich Blanco erreichte. Von hier aus wurde das alte Kastell in Besitz genommen, wobei die Brandenburger von Lambert de Hond, einem Kapitän der Niederländisch-Westindischen Handelsgesellschaft, beobachtet wurden, ohne jedoch gestört zu werden. Die Mohren verpflichteten sich nun, ihren Gummi nur an die Brandenburger abzuliefern.*) 1686 schloß Reers mit dem Könige Wil Heddy einen Vertrag ab, der im folgenden Jahre ratifizirt und 1698 erneuert wurde. Das Handelsgebiet ging von „Canarien bis an die Küste von Senegal," 70 Meilen von Canarien bis Arguin und 80 Meilen von Arguin bis an den Senegal.**) Im Oktober 1687 segelte Cornelius Reers, der inzwischen nach Europa zurückgekehrt war, um Bericht zu erstatten, mit den beiden Fregatten „Dragoner" (24 Geschütze) und „Berlin" (14 Geschütze) zum zweiten male nach Arguin, um die Wiederherstellung des Kastells in Angriff zu nehmen. Kaum waren die Wälle notdürftig hergestellt und armirt, so erschien Ende des Jahres 1687 ein französischer Kapitän mit zwei Schiffen und forderte die Branden-

*) Außer Gummi wurde noch gehandelt: etwas Gold, Sklaven, Elefantenzähne, Bezoarsteine, Pfeffer, Häute von Tigern, Ochsen, Böcken, Cabritten, Straußfedern, Fische, Salz, Ambra de Gris.

**) Der König von Argien konnte wohl 100 000 unter die Waffen bringen. Das Klima war gesund.

burger auf, das Kastell, „welches den Franzosen gehöre," zu verlassen. Aber er fand solchen Widerstand, daß er unverrichteter Sache abziehen mußte. Nun blieb Arguin mehrere Jahre im ungestörten Besitz der Brandenburger und wurde der größte Stapelplatz für den internationalen Gummihandel, was den besondern Neid der großen Kolonialmächte erregte.

Im Jahre 1693, nach dem Tode des Cornelius Reers, wurde dessen Sohn Jan Reers Kommandeur, der sich in der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges trotz wiederholter dringender Gefahr im Besitze erhielt, obgleich er von der Heimat aus nicht unterstützt wurde. Denn die Schiffe, welche zu diesem Zwecke abgeschickt wurden, wurden von französischen Kapern weggenommen, so die „Fortuna" am Kap Finisterre nach tapferer Gegenwehr am 25. Dezember 1705, die „Freundlichkeit" am 23. Dezember 1706 im Kanal nach einem glänzenden Gefecht gegen große Übermacht. Das letztere Schiff wurde am folgenden Tage von einer holländischen Fregatte wieder befreit, in Vlissingen wieder ausgerüstet, erreichte aber auch so seinen Bestimmungsort nicht, da es, nachdem es einen heftigen Sturm bestanden, wieder in die Hände von französischen Kapern fiel. Am 7. Januar 1709 trat endlich das Schiff „Gerechtigkeit" die Fahrt nach Arguin an und gelangte auch hin. Es hatte sieben für Arguin bestimmte Marinesoldaten, Lebensmittel für die Garnison auf zwei Jahre und Brennmaterial, sodaß Reers voller Freude seinem Könige melden konnte, nach „sechsjähriger Trübnis" gehe alles wieder gut und „kein Mensch noch Teufel" werde jetzt imstande sein, das Kastell zu nehmen.

Reers wurde indessen auf seinen Wunsch abgerufen, und nun trat ein Mann an seine Stelle, der seine Pflichten aufs gröblichste verletzte. Er hieß Nicolas de Both. Da er sich auch gegen die Eingebornen Übergriffe erlaubte, so führten ihn diese gefangen weg. Dies war aber geschehen (am 16. November 1716), als Jan Wynen (der schon zwei Jahre vorher einen geheimen Auftrag gehabt hatte, den Kommandeur zu ersetzen, ohne daß er damals Grund zum Eingreifen gehabt hatte) mit dem Schiffe „König von Preußen" ankam und das Kastell in „deplorablem" Zustande fand. Jan Wynen übernahm nun das Kastell, das bald darauf Both, der nach St. Louis entkommen war, den Franzosen in die Hände zu spielen versuchte. Die weiße Besatzung zählte um diese Zeit nur noch 9 Mann, und Jan Wynen übte sich deshalb 40 Schwarze ein, die nach einigen Jahren, als es um Arguin zu den letzten Kämpfen kam, vorzügliche Dienste leisteten.

Nach dem obenerwähnten Vertrage vom Jahre 1718 sollte auch Arguin auf die Holländisch-Westindische Gesellschaft übergehen. Aber Jan Wynen weigerte sich, das Fort zu übergeben, bis ein preußisches Schiff ihm sichere Kunde gebracht hätte. Der Besitzstand blieb also hier, wie auf der Goldküste, zunächst unverändert. Nun erschienen aber zu Anfang des Jahres 1721 drei Schiffe von der französischen Senegal-Gesellschaft mit 700 Mann und schwerem Geschütz

um das Kastell wegzunehmen. Jan Wynen, der die Weiber und Kinder hatte wegschaffen lassen, verteidigte sich aufs tapferste. Der Kampf dauerte vom 23. Februar bis zur Nacht vom 9./10. März, in welcher Jan Wynen mit der Besatzung über die Bresche das Kastell verließ. Er hatte ebenso wie der unbeugsame Jan Cuny treu bis zum äußersten die Flagge seines Königs verteidigt, ehe dieselbe gänzlich von den Bollwerken an der Küste Westafrikas verschwand.*)

„Die Ursachen, welche den Untergang jener Niederlassungen herbeigeführt haben, lagen im großen und ganzen weniger in dem Verhalten Einzelner, als in dem engherzigen Geiste einer Zeit, die für große nationale und politische Aufgaben, wie sie dem Großen Kurfürsten bei seinen Kolonialbestrebungen vorgeschwebt, kein Verständnis mehr hatte. Damit war zugleich der Wille und die Fähigkeit verloren gegangen, diesen Unternehmungen einen gesicherten Bestand zu sichern.

Der neuen Zeit und der aufstrebenden Macht Deutschlands war es vorbehalten, die Hemmnisse zu beiseitigen, welche seither der Wiederaufnahme der Pläne entgegenstanden, die vor zwei Jahrhunderten zur Errichtung der Forts auf der Westküste von Afrika geführt haben, deren Geschichte lehrreiche Mahnung genug enthält für Gegenwart und Zukunft."

Diesen Schlußsätzen des besprochnen Werkes können wir uns nur vollkommen anschließen. Der historische Sinn unsers Volkes möge aber nicht nur die Thatsachen aus jener interessanten Periode registriren, sondern es möge auch die ewig wahre Lehre daraus ziehen, daß Großes nur durch großartige Auffassung der nationalen Pflichten geschaffen und erhalten werden kann.



Die dramatische Kunst E. von Wildenbruchs.

Von A. Fokke.



In der Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Karolinger" rechtfertigt sich E. von Wildenbruch gegen Ausstellungen, die man an einer Veränderung der ersten Ausgabe derselben entweder gemacht hatte oder zu machen sich versucht fühlen könnte. Nur derjenige, heißt es am Schluß, der das Feuer des Prometheus in seiner Hand empfinde, dürfe es wagen, die eignen Gestalten zu vernichten, um neue, bessere an ihre Stelle zu setzen.

*) Wie uns aus bester Quelle mitgeteilt wird, ist das ehemalige brandenburgisch-preußische Gebiet von Arguin heutzutage von keiner europäischen Macht in Besitz genommen.
D. Red.

Es hält schwer, diese Verteidigung zu verstehen. Darüber brauchte doch wohl kein Wort verloren zu werden, daß jeder Autor das vollste Recht hat, mit den Produkten seines Geistes zu beginnen, was er Lust hat. Wer wollte so thöricht sein, von einem Dichter zu verlangen, er müsse die Kinder seiner Phantasie in der Gestalt, die sie zuerst hatten, unverändert bestehen lassen! Selbst wenn sie bereits den Beifall des großen Publikums gewonnen hätten, dürfte doch dieser Umstand den Verfasser nicht abhalten, stets die bessernde Hand an seinem Geschöpfe zu halten, und erst dann, wenn dasselbe völlig seinem Ideale entspräche, es endgiltig aus der Werkstatt seines Geistes zu entlassen. Oder wird nicht gerade der genialste Bildner, stutzig geworden durch das ihm entgegengebrachte Lob, umsomehr Veranlassung nehmen, immer tiefer in sich selbst hinabzusteigen und zu prüfen, ob nicht der gegebene Beifall ein Zeichen sei, daß er an irgendeiner Stelle an den ewigen Gesetzen der Wahrheit und der Schönheit, welche die der Kunst sind, Verrat geübt habe? Dem Dichter sowohl als dem Künstler ist soviel Umgestaltung, ja selbst Neugestaltung erlaubt, als ihm gut erscheint; nur muß die Änderung auch eine wirkliche Besserung sein, vorgenommen nicht nach subjektivem Ermessen und dem Bedürfnis irgendeines dramatischen Effekts, sondern nach jenen unumstößlichen Regeln der göttlichen Kunst, die nur dem stümpernden Handwerker als eine Beschränkung erscheinen. Über diesen Punkt also kann Wildenbruch durchaus beruhigt sein. Mag er immerhin zerstören und ummodeln: je mehr Verbesserungen er anbringt, umso größere Befriedigung wird das denkende und urteilsfähige Publikum von seinem Schaffen haben.

Oder bergen seine Worte etwa die Meinung, daß nur der dramatische Dichter selbst ein Urteil darüber habe, ob eine Änderung auch eine Vervollkommung zu nennen sei, und daß alle andern, die an dem Werke nicht geschaffen, deshalb auch von vornherein sich einer Vergleichung seines frühern und spätern Werkes zu enthalten hätten? Das wäre denn freilich eine andre Sache. Offne und ehrliche Kritik ist von jeher zulässig gewesen, und wenn sie sich an die Sache hielt, gerade den Besten erwünscht gewesen. Wer möchte sie sich verkümmern lassen?

Es ist ein stolzes Wort Wildenbruchs vom Feuer des Prometheus. Nach der griechischen Göttersage bildete dieser Titane die Menschen nach dem Ebenbilde der Himmlischen aus Thon, und um sie zu beseelen, stahl er vom Sonnenwagen das göttliche Feuer, wodurch sie erst das wurden, was sie sein sollten, gottähnliche Wesen, mit Willen und sich selbst denkender Vernunft begabt. Nun sind zwar die Gebilde Wildenbruchs keineswegs auf thönerne Füße gestellt. Im Gegenteil, sie bewegen sich mit aller der Lebendigkeit und dem Maße von Kraft, das den bewegenden Impulsen entsprechend ist. Aber dennoch dürfte man mit allem Rechte die Frage aufwerfen, ob er wie Prometheus das in seiner Hand brennende Feuer direkt vom Himmel geholt, oder ob er es vom Wagen eines

andern Erdgebornen entlehnt habe, der titanenhaft die Welt durchstürmte und mit seinen Werken Unsterblichkeit gewann. Nicht als ob ihm ein Vorwurf daraus gemacht werden sollte, daß er nicht mit der ursprünglichen Kraft des höchsten Genies zu schaffen vermag. Lessing, obgleich er nach seinem eignen Geständnis in der „Hamburgischen Dramaturgie" nicht jene poetische Gestaltungskraft in sich fühlte, die unbewußt und doch im Einklang mit den Gesetzen der Kunst ihre Werke aus sich herausstellt, hat doch Dramen geschrieben, die, wenn nicht der Dichter selbst es sagte, niemals verraten würden, daß sie auf dem Umwege durch die Kritik entstanden und nicht unmittelbar dem lebendigen Quell dichterischen Schaffens entflossen sind. Was, wenn der unvermittelte göttliche Anhauch nicht vorhanden ist, durch Pumpen und Röhrwerk geschaffen werden kann, das beweisen Schauspiele wie „Nathan der Weise," „Emilia Galotti," „Minna von Barnhelm" noch alle Tage, und selbst wenn es nicht möglich ist, einen Lessing zu erreichen, so müßte man doch mit Dankbarkeit die Thätigkeit begrüßen, welche, dem innern Drange folgend, den Schatz unsrer nationalen Literatur bereichert und in anerkennenswerten Leistungen verhindert, daß die Flamme, welche auf dem Altare Apollos brennt, verlösche.

Noch leben wir in der Zeit der Epigonen, und das ist gut so. Am Ende des vorigen und im Beginne des laufenden Jahrhunderts, als das Elend nationaler Zersplitterung am größten war, flüchtete sich der Genius des deutschen Volkes in die ruhige Zurückgezogenheit des abstrakten Denkens und der Poesie. Jetzt ist ein Rückschlag eingetreten: augenblicklich beweist er seine ganze unermeßliche Kraft in den glorreichen Thaten einer nicht dagewesenen Staatskunst. Wir haben alle Ursache, uns darüber zu freuen. Richten wir zuerst unser Haus ein, es sei sicher und fest nach außen, wohnlich im Innern. Ist dies aber geschehen und haben sich die Lebenstriebe, die früher einer den andern überwogen, ins Gleichgewicht gesetzt, dann wird neben allseitiger praktischer Thätigkeit auch ein idealer Aufschwung sich geltend machen. Aus den Tiefen der Volkskraft wird das Genie erstehen, das mit Beachtung der alten Gesetze neue Formen schaffen, dem Drängen der Geister neue Bahnen eröffnen wird. Bis dahin aber wollen wir uns an jeder Flamme erwärmen, die auf dem heiligen Herde nationaler Dichtkunst entzündet wird, jeder Dichter sei freudig begrüßt, der die Zahl und das Drängen auf dem deutschen Parnasse vermehrt. Mögen alle mit Eifer bemüht sein, die hohen Gedanken einer eben vorübergerauschten großen Literaturepoche in immer weitere Kreise des Volkes zu tragen, und dadurch Bildung und Kraft desselben zu steigern. In diesem Sinne bewillkommnen wir auch die Werke Wildenbruchs.

Wir haben es hier nur mit seinen Dramen und zwar den Erstlingen seiner Muse zu thun. Fassen wir bloß diese ins Auge, so dürfen wir seinen Namen unbedenklich neben die ersten der Gegenwart stellen. Wir wollen nicht mit ihm darüber rechten, daß er sich einen andern Prometheus nennt: jeder, der es

unternimmt, ein Gebilde der Kunst aus der Welt seiner Gedanken zu schaffen, fühlt etwas in sich von jenem mythischen Vater der Menschheit. Aber wenn er damit sagen will, daß mit ihm das neue Gestirn aufgegangen sei, welches aus dem unvermittelten Verkehr mit der ursprünglichen Quelle sein Licht empfängt, um es leuchtend wiederzugeben auf die Pfade, die wir von nun an in ungemessene Zukunft weiterwandern sollen, so können wir dem nicht beistimmen. Nicht daß es Wildenbruch an dichterischer Ursprünglichkeit fehlte; die hat in höherm oder geringerm Grade jeder, der poetisch empfindet. Aber wem ist es gegeben, sich dem Banne zu entziehen, den nun einmal Meister wie Shakespeare, Goethe, Schiller und andre auf uns gelegt haben? Das Licht, welches in den Tragödien Wildenbruchs leuchtet und wärmt, ist vorzugsweise dem Feuerwagen entnommen, mit welchem der englische Altmeister das Weltall durchglüht. Das wird einem sofort klar, wenn man nur ein paar Seiten seiner Dichtungen liest.

Was ist es, das uns vor allem an den Dramen Shakespeares entzückt? Da ist zunächst die gedankenschwere epigrammatische Kürze, die unübertroffene Kunst, die Menge der Einzelerscheinungen im Sinnspruche zusammenzufassen und wie mit dem Strahl des plötzlich aufleuchtenden Lichtes das In- und Durcheinander unsrer Vorstellungen zu entwirren. Da ist ferner jene Fülle von Bildern und Vergleichungen, die trotz ihres Reichtums deshalb niemals den Eindruck des Überladenen und Geschraubten machen, weil sie mit selbsteigner Kraft empfunden und gleichsam aus dem unmittelbaren Erleben heraus genau der Ausdruck dessen sind, was gesagt werden soll. Da ist die Sprache, in welcher mit elementarer Gewalt der Vorgang aus der Seele des Dichters hervorbrechend sich auf diejenige des Hörers wirft und sie in dieselbe Schwingung versetzt. Da ist endlich all das andre Material und Handwerkszeug, womit der Dichter auf uns einwirkt. In diesen Dingen, und es ist nichts, was man davon ausnehmen könnte, steht Wildenbruch im Lichte der shakespearischen Sonne. Man könnte sagen, daß die aus ihnen sich ergebende Gestaltung der Gedanken bei allen Dichtern zu finden sei, und in der That keiner derselben wird ohne sie fertig, gerade durch sie ist er, was er ist. Aber hier kommt es auf etwas andres an. Auch Schiller und Goethe und andre haben, wie Shakespeare, in farben- und bilderreicher Sprache gedichtet, aber sie haben es in der ihnen angebornen, gleichsam göttlichen Eigenart gethan, die keine Vermittlung kennt zwischen ihrem Denken und Fühlen auf der einen und ihrem Handeln, das heißt ihrem poetischen Schaffen, auf der andern Seite. Das sind die Heroen des Geistes, die mit dem Scheitel die Gestirne berühren und mit starkem Fuße auf der Erde stehen. In ihren Worten spricht erhabene, himmlische Begeisterung, wie der Erdgeruch und der naive Ausdruck des Volksliedes. Noch einmal verwahren wir uns dagegen, als ob es darauf abgesehen wäre, Wildenbruch die Unabhängigkeit dichterischen Empfindens abzusprechen. Das

ist es nicht. Die Erfindung ist durchaus selbständig, ebenso geht auch der einzelne Vorgang durch seine freie, selbstthätige Seele, aber beim Heraustreten nimmt er jene Färbung an, welche die shakespearische genannt werden muß. Wildenbruch wird die Vermittlung, wie sie oben bezeichnet wurde, nicht los. Die Kunst des größern Meisters liegt in und auf ihm, und so trägt er die Gaben, mit denen er das Feuer auf seinem Altar entflammt, alle in derselben Weise heran. Die Manier seiner dramatischen Sprache ist es, die ihn charakterisirt und von einem Höhern abhängig erscheinen läßt.

Soll das nun ein Tadel sein? Nichts weniger als das. Wer im Gefolge eines so Mächtigen steht und so tief in seinen Geist eingedrungen ist, daß ein nicht scharfblickendes Auge das Produkt des einen für das des andern halten könnte, der ist ein leuchtender Stern am Himmel unsrer Dichtkunst. Auch andre sind in der Spur jenes gewaltigen Geistes gefahren, ich erinnere nur an Heinrich von Kleist, dessen Werke mit Recht in neuerer Zeit wieder mehr hervorgezogen worden sind. Aber wenn man bloß die Sprache ins Auge faßt, so ist, abgesehen vom „Prinzen von Homburg“ und etwa dem „Kätchen von Heilbronn,“ Wildenbruch weit über diesen zu stellen. Wie Kleist schließlich das Opfer jener innern Disharmonie wurde, die sein ganzes Leben durchkrankte, so vermag er auch in der Mehrzahl seiner Schauspiele nicht den Widerspruch zu lösen, der zwischen Form und Inhalt besteht und eine harmonische Wirkung nicht aufkommen läßt. Ganz anders ist das nach unserm Dafürhalten bei Wildenbruch. Man begegnet Gedanken in seinen Werken, welche die Höhen und Tiefen des Menschenlebens umspannen, aber mit wie schwierigen Problemen sie es auch zu thun haben, so bewegen sie sich doch mit ebensoviel Klarheit, als Kraft und Sicherheit. Das ist ein hohes Lob, wenn auch nicht das höchste. Aber wie viele können im Laufe der Jahrhunderte sich rühmen, alles zu besitzen? Augenblicklich giebt es in Deutschland fast auf allen Gebieten der Poesie hervorragende Männer, von denen man mit Recht sagen kann, daß sie der Vollkommenheit nahe sind. Allein wer von ihnen kann behaupten, daß sie auch nur in der Sprache jene shakespearische Universalität erreicht haben? Vielleicht giebt es nur einen Mann der Gegenwart, der ihm darin zur Seite gestellt werden könnte, aber den hindert die Praxis des Lebens, auch hier die Palme zu erringen.

Und nun zu etwas anderm. Wie in der Sprache, so scheint auch in dem eigentlich technischen Teile seiner Dramatik Shakespeare von wesentlichem Einflusse auf Wildenbruch gewesen zu sein. Wie man weiß, gingen die Dramen des englischen Dichters nicht aus der mehr oder weniger von der Welt zurückgezogenen Studirstube hervor, sondern sie standen im lebhaftesten ununterbrochenen Kontakte mit jener. Shakespeare war selbst Schauspieler, er dichtete und arrangirte seine Stücke unmittelbar für die Aufführung. Daher die außerordentliche Bühnengerechtigkeit derselben ohne Ausnahme und der Unter-

schied von vielen Werken unsrer großen Meister, worin sie wesentliche Vorteile vor diesen voraus haben. Denn wenn man gleich nicht glauben darf, daß Schiller und Goethe durchaus ohne Rücksicht auf die realen Bedürfnisse des Theaters gedichtet haben, so waren doch andrerseits die Anforderungen von dieser Seite häufig derart, daß jene Männer sie nicht erfüllen zu dürfen glaubten, ohne wichtige Ehrenrechte des Dichters zu gunsten eines andern, den sie tief unter sich sahen, zu opfern. Es fehlte eben damals in Deutschland nur zu oft an der geeigneten Vermittlung, um in möglichst objektiver Abwägung der idealen und realen Momente beide ins richtige Verhältnis zu einander zu setzen. Die örtlichen und zeitlichen Bedingungen, welche die Bühne nicht bloß in Rücksicht auf das Publikum und die Kräfte des Schauspielers, sondern auch in Absicht auf den Effekt stellen muß, wurden deshalb vielfach weniger berücksichtigt, und so kommt es, daß nicht wenige Bühnenstücke aus der Blütezeit unsrer Literatur, und häufig gerade diejenigen, denen wir den höchsten Wert beilegen, nur auf das Ziel der vollsten Ausgestaltung der zu grunde liegenden Idee hin geschaffen zu sein scheinen. Auch diese Werke, aus dem deutschen Volke hervorgegangen, tragen die Signatur jener Periode unsers nationalen Lebens an sich, selbstvergessenes Versinken in die Welt der Gedanken und des Empfindens, beklagenswerter Mangel an Praxis den Anforderungen des wirklichen Lebens gegenüber. Das ist nun anders, und wie das deutsche Volk bei aller möglichen Pflege des Idealen doch nicht mehr gewillt ist, die auf dem Markte des Lebens ausgestellten realen Güter sich von andern vorwegnehmen zu lassen, so hat auch speziell die Arbeit auf dem Gebiete der Ideen einen auf das Praktische gerichteten Zug erhalten. Man kann dies in der That auch an Wildenbruchs Dramen beobachten, und ihm sowohl selbst als auch uns dürfen wir Glück wünschen, daß er, wenn es ihm überhaupt um ein Vorbild zu thun war, nicht bei Schiller, sondern bei Shakespeare in die Schule gegangen ist. In der Anlage seiner Stücke liegt vor allem die Stärke Wildenbruchs. Der Aufbau der Szenen ist ein durchaus folgerichtiger, der Fortgang der Handlung wird durch nichts unterbrochen, was nicht streng in den logischen Zusammenhang der Dinge gehörte. Da ist überall der knappste Zuschnitt. Nicht mehr Personen als notwendig sind, und diese sprechen nicht mehr als hinreicht, um ihre Stellung im Ensemble der wirkenden Kräfte zu kennzeichnen. Aber auch nicht weniger. Der Gedanke, die Empfindung, die Stimmung finden überall den ausreichendsten Ausdruck, und das in jener Sprache, von der des Rühmens genug geschehen ist. So geht die Handlung ihren bald ruhigen, bald stürmischen, aber immer sichern Gang dem Ziele zu, das ihr der Dichter gesteckt hat. Dadurch wird das Interesse des Lesers oder Hörers immer rege gehalten und steigert sich im anhebenden Wirbel der Leidenschaften bis zur höchsten Spannung. Wildenbruch gebietet über ein außerordentliches Maß von Pathos. Wenn Erwartung, Furcht, Schrecken, wenn Mitleid, Liebe, Haß in wilder Entfesselung

einherstürmen, dann kann es einem selbst beim bloßen Anhören begegnen, daß man voll innerer Erregung von seinem Stuhle auffährt und in atemloser Spannung den Ausgang von den Lippen des Rezitators zu lesen sucht. Ist aber eine solche Wirkung schon unter den denkbar einfachsten Umständen möglich, wie vielmehr muß sie da auf der Bühne zutage treten, wo die Handlung unter Mitwirkung der die Illusion erhöhenden Szenerie in voller Entfaltung ist. In Wahrheit, in diesem Ineinandergreifen der einzelnen Momente der Handlung, in ihrem rastlosen Vorwärtsdrängen, das mit oder ohne Willen den Hörer mit fortreißt, liegt die Ursache zu dem außerordentlichen Erfolge, den die Wildenbruchschen Stücke gehabt haben.

So erweist sich denn auch nach dieser Seite die Bedeutung des Dichters. Freilich erhebt sich nun eine andre Frage. Der geschilderte Effekt beruht zunächst nur in der Erregung unsrer Sinne; es ist eine gewaltige Erschütterung unsrer Nerven, die eine gewisse Zeit gebraucht, um sich zu beruhigen. Aber entspricht dem auch der Affekt, durch welchen unser feineres seelisches Empfinden, unser Verstand und vernünftiges Urteil berührt wurde? Wir befinden uns in einem wahren Aufruhr der gröberen Organe unsers inneren Menschen, aber ist es nur Zweck des Dramas, bloß diese zu reizen, hat es nicht auch den, uns zu belehren und zu bessern? Oder um die Sache von einem andern Standpunkte aus zu betrachten: Die große Masse des Publikums ist über eine Bühnenvorstellung in voller Ekstase, laut erschallt das Lob des Dichters, der unübertreffliches geleistet habe, Beweis sei die Wirkung, die in allen Kreisen erzielt worden sei. Aber ist denn damit die Sache abgethan, oder haben wir nicht erst auch den Kritiker zu hören, der die Wirkung eines dramatischen Vorganges auf ihre Ursache zurückzuführen und darzuthun vermag, ob dieselbe bloß bei der äußern Wahrnehmung stehengeblieben oder ob sie auch zur tiefern Erkenntnis des Verstandes, zum sichern ästhetischen und moralischen Urteile durchgedrungen ist? Erst wenn dies letztere, fern von aller sinnlichen Erregung und abgegeben nach den unabänderlichen Gesetzen der Wahrheit und der Schönheit, mit dem Urteile unsrer Nerven übereinstimmt, erst dann ist das darüber entscheidende Wort gesprochen, ob ein Kunstwerk zu den Produkten einer niedern Gattung zu stellen sei, oder ob es den höchsten Preis verdient, den menschliche Thaten erringen können.

Wenn es bloß darauf abgesehen sein könnte, eine Bewegung an der Oberfläche unsers Seelenlebens hervorzurufen, dann müßten Trauerspiele wie Grillparzers „Ahnfrau“ zu den besten unsrer Repertoirestücke gehören. Allein so große Zugkraft dieses und ähnliche Schauspiele voraussichtlich noch lange deshalb üben werden, weil sie dazu berufen sind, die Kassen der Theater zu füllen, so ist doch das Urteil über sie gesprochen. Ein Drama soll den höchsten Anforderungen entsprechen, die nicht nur im Hinblick auf ein äußeres Ergötzen, sondern ganz besonders in Absicht auf die Belehrung unsers Geistes und die Veredlung unsers Herzens gestellt werden können. An diesem Grundsatze läßt

sich nicht rütteln. Ihn haben die Alten, die, wie in allen Dingen, so auch hier unsre Lehrer waren, zuerst aufgestellt, und haben darnach Tragödien geschaffen, die noch jetzt mustergiltig sind. Befolgt haben ihn dann alle modernen Nationen, jedes Volk, wie es die spezieller von Aristoteles aufgestellten Gesetze verstanden hat. Sind somit auch wir gehalten, nach ihm den Wert der Wildenbruchschen Tragödien zu bemessen, so mag zunächst der „Harold" einer eingehenden Betrachtung unterzogen werden, und zwar deshalb, weil diese Tragödie einen der interessantesten und bedeutungsvollsten historischen Vorgänge der mittleren Zeit behandelt.

Der Name Harold ruft uns den folgewichtigen Übergang der Beherrschung Englands aus den Händen des angelsächsischen Stammes in die des normännischen ins Gedächtnis. Dieser Herrschaftswechsel ist für die Geschichte des englischen Volkes von den segensreichsten Folgen gewesen, denn nach dem Urteile der Historiker bedeutet er die Vermischung zweier teutonischen Stämme, die in ihrer Trennung jeder ein starkes Volk, aber in der Vereinigung unwiderstehlich waren. Das konnten nun freilich die damaligen Angelsachsen nicht wohl begreifen, und deshalb haben sie sich mit aller der Tapferkeit und dem Unabhängigkeitsgefühl, das der germanischen Rasse eigen ist, gegen den Einfall des Eroberers gewehrt. Aus diesem Kampfe, so kurz er war, leuchtet König Harolds Name durch die Jahrhunderte. Hastings und die Niederlage der Sachsen, nur herbeigeführt, wie es scheint, durch den Tod ihres Königs, ist ein tragischer Stoff, wie er sich erhabener so leicht dem Dichter nicht bietet. Wie hat Wildenbruch ihn seinen dichterischen Zwecken dienstbar gemacht?

Um dies endgiltig zu beantworten, wollen wir die eben berührten, von Aristoteles aufgestellten Regeln, die er aus den Tragödien der großen attischen Meister abstrahirte, für einen Augenblick näher betrachten. Es sind die drei Forderungen der Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung, mit andern Worten die Forderung, daß eine Handlung erstens an einem und demselben Orte, zweitens, daß sie sich in einer durch nichts unterbrochenen Zeit abspielen und drittens, daß sie selbst auch einen einfachen, das heißt aus einem einzigen Prinzip und durch dieses selbst sich entwickelnden Vorgang darstellen müsse. Nun ist allgemein bekannt, daß Shakespeare sich um die beiden ersten Vorschriften nicht im geringsten bekümmert hat, während selbst die ersten französischen Tragiker ihnen zuliebe und sie für die Hauptsache haltend häufig die Handlung so malträtirt haben, daß sie, um der zweiten Forderung gerecht zu werden, beispielsweise die unwahrscheinlichste Folge der Dinge in die Dauer eines einzigen Tages zusammengepreßt haben. In diesem Widerstreite der Meinungen stellt sich Lessing in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" auf die Seite der Engländer. Es ist nicht nötig, des weiteren hier zu erörtern, wie er im einzelnen und ganzen seine Polemik geführt hat. Nur soviel soll erwähnt werden, daß er einleuchtend und unwiderleglich ausführt, daß die beiden ersten

Gesetze im wesentlichen nichts anders als Ergebnisse aus dem letzten seien. Je einheitlicher in sich eine Handlung ist, umso einfacher gestalten sich auch die Verhältnisse der Zeit und des Ortes. Eine nur aus einem Motive hervorgegangene Handlung kann mit ihren Folgen verhältnismäßig leicht nicht nur auf einen Ort, sondern auch auf eine Zeit, welche die Dauer eines Tages nicht überschreitet, beschränkt werden. Da nun die Alten in ihren Dramen nur eben dies einheitliche Prinzip des Handelns kannten, so ergab sich daraus das übrige von selbst.

Und damit hätten, führt Lessing aus, die Alten die Richtschnur gefunden, in deren Anwendung sie nicht bloß für sich die größten Vorteile in bezug auf die erzielte ästhetische und moralische Wirkung gewannen, sondern die auch ihrem Publikum den leicht zu handhabenden sichern Maßstab für die Beurteilung gewährte. In der That ist dies Gesetz die Grundlage und der Angelpunkt aller antiken Tragödien und kehrt in jeder einzelnen so sicher wieder, wie die Sonne an jedem neuen Morgen Licht und Wärme in alle Teile der Welt versendet. Aber nicht bloß für sich, sondern auch für uns und für alle Zeit haben sie damit die Regel hingestellt, die jeder befolgen muß, der durch dramatische Dichtung auf uns wirken will. Mag er es mit Zeit und Ort halten, wie es ihm beliebt, obwohl auch in diesen Punkten die möglichste Befolgung der antiken Vorschrift nur Vorteil bringen kann, aber von jenem dritten Grundsatze kann er sich niemals ungestraft abwenden. Seine Befolgung bedeutet Ordnung, Klärung, Vertiefung, seine Nichtbefolgung Unordnung, Verwirrung, Trübung; sie kann zwar Verbreiterung herbeiführen, aber damit auch Verflachung.

Sehen wir nun zu, wie sich dem gegenüber Wildenbruchs „Harold“ verhält. Wenn wir aus dem Inhalte des Stückes die betreffenden Momente herausnehmen, so müßte Harold entweder aus Liebe zu seinem Vaterlande, oder aus der zu Bruder und Mutter, oder drittens aus dem Impulse handeln, den man mit dem Worte Liebe in prägnantem Sinne bezeichnet. Freilich thäte der Dichter, welcher die beiden letzten Motive unterlegen wollte, gut, eine Namensänderung vorzunehmen, denn der königliche Name Harold würde sich schwerlich zum Titel eines bürgerlich romantischen Schauspieles eignen. Aber noch ein viertes wäre möglich: man könnte alle drei Momente zu einem großen Strome in einem Bette vereinigen, und zwar so, daß die beiden, welche das geringere Gewicht hätten, zur Verstärkung des mächtigern verwandt würden, und so die Einheit der Handlung erhalten bliebe. Von diesem Gedanken scheint Wildenbruch geleitet worden zu sein, und wenn er es ist, mit dem vollsten Rechte. Man lasse den Helden für das Wohl und den Ruhm seines Volkes die herrlichsten Thaten verrichten, man lasse ihn zur Vollbringung derselben Kraft und Mut aus einer zärtlichen Liebe schöpfen, die ihn mit seinen nächsten Blutsverwandten verknüpft, man stelle ihm ein Weib zur Seite, das ihn, wie Thusnelda den Hermann,

zur höchsten Begeisterung entflammt. Oder man thue noch mehr und lasse ihn zu gunsten des Vaterlandes einer solchen Liebe entsagen und ihn in dem reinen Lichte erhabenster Tugend strahlen. Dergleichen Zuthaten lieben wir nun einmal zum Unterschiede von den Alten, und weshalb sollten wir nicht, da es unser Recht ist? Ja man füge, wenn man kann, noch mehr hinzu, man lasse den Strom anschwellen, soweit es mit den Vorschriften einer weisen Mäßigung vereinbar ist. Aber was auch immer der Dichter angiebt, jedenfalls muß er dafür sorgen, daß derselbe starke, auf dasselbe Ziel gerichtete Zug, der in der ursprünglichen Quelle war, auch der vermehrten und vertieften Flut erhalten bleibe. Ist dies nun, wenn es überhaupt seine Absicht war, dem Dichter gelungen? Wir glauben schwerlich.

Gleich in der ersten Szene tritt Harold mit allem Mut und Begeisterung gegen den schwachen König Eduard, der von Normannen umgeben auftritt, für die vaterländische Sache ein. Als dann der Konflikt mit dem Könige ihn selbst in die Verbannung treibt, während sein jüngerer Bruder gewaltsam als Geisel entführt wird, legt der Dichter ihm die zweite Verpflichtung, neben der heiligen Sorge für das Vaterland auch die für den Bruder auf. Mit einem starken Eide verspricht Harold der Mutter, das geraubte Kind ihr zurückzubringen. Nun ist zwar bis dahin, außer daß der Dichter sich selbst eine größere Schwierigkeit und den Zuschauern eine geteilte Aufmerksamkeit aufgenötigt hat, noch nichts versehen. Noch liegt alles in einer und derselben Richtung, und noch kann die Rettung des Vaterlandes die des Bruders umschließen. Aber der Dichter hat keineswegs die Absicht, die Dinge in dieser Lage zu lassen, oder sagen wir lieber, daß die Logik der von ihm geschaffenen Thatsachen unweigerlich zur Änderung hindrängt. Die der Mutter genommene Geisel kann nicht in den Händen des schwachen Königs bleiben, sondern geht, und eine andre Möglichkeit giebt es nicht, in die Haft Wilhelms von der Normandie über. Nach seiner siegreichen Rückkehr aus Flandern sieht sich daher der Held des Stückes gezwungen, in das Land seines Todfeindes hinüberzufahren. Und nun sehe man, wie verhängnisvoll die dem Sohne auferlegte Verpflichtung für das Schauspiel wird: der Held, dem die erhabene und heilige Sorge für sein Volk aufgetragen ist, zugleich in der Ausführung eines Dienstes, der zwar an und für sich edel und gut ist, aber neben jener höhern Aufgabe keine Bedeutung hat, eines Dienstes, der diese Aufgabe nicht fördert, sondern in direkte Gefahr bringt! In diese Lage durfte der Dichter seinen Helden nicht bringen. Wie will der Dichter es erklären, daß eine Mutter, die in ihrem ältesten Sohne den Hort nationaler Errettung sieht, die in seiner nationalen Gesinnung ihre heißesten und besten Wünsche erfüllt sieht, nicht bloß zuläßt, sondern sogar fordert, daß jene erste Pflicht durch eine untergeordnete gefährdet werde? Wo ist da die Konsequenz? Jetzt kann man sehen, was oben von einer Trübung des klaren Verlaufs der Dinge gesagt wurde, wenn man nicht die Einheit des Motivs beibehält. Man

sage nicht, daß durch die Sorge für den Bruder der moralische Wert Harolds gesteigert werde. Wer das glaubt, läßt sich durch die schönen Worte des Dichters täuschen. Der That nach findet eine Minderung statt. Denn wer die Pflichten, die er für das Ganze übernommen hat, mit solchen von inferiorer Art durchkreuzt, der hält sich nicht auf jener reinen Höhe, der unsre höchste Bewunderung gilt. Auch wende man nicht ein, daß das Leben Harolds durch einen ihm vom Könige mitgegebenen Schutzgeist, das Bildnis der Tochter des Normannenherzogs, gesichert gewesen sei. Das Leben wohl, aber nicht die Seele. Um diese zu schützen, hätte der König ihm lieber den andern Talisman, das Geheimnis von der Abtretung Englands, anvertrauen sollen. Freilich wäre es dann mit der Wildenbruchschen Tragödie zu Ende gewesen, und diese verlangt noch weitere Komplikationen.

Ohne Liebesintrigue geht es nun einmal im modernen Schauspiele nicht ab. Das zärtliche Sentiment will sein Teil haben, und so mag es denn sein. Aber warum denn nun gerade die Liebe zu der Tochter seines Todfeindes, die mehr als alles andre seiner obersten Pflicht gefährlich werden muß? Und wenn es nun schon diese Liebe und keine andre sein soll, warum kann sie nicht zu einem Akte edelster Selbstüberwindung benutzt werden, warum muß sie den wackern, den heldenhaften Harold so ganz umwandeln? Zwar wissen wir, daß auch bei Königen und Helden die Liebe arges Unheil angestiftet hat, aber auch nach Anlage des Wildenbruchschen Stückes hat Harold die Bestimmung, bis zu seinem Tode ein Held zu bleiben, und Sinnentaumel ist es nicht, der ihn berückt. Zwischen ihm und Adele ist die keuscheste, die reinste Neigung. Auch eine solche kann in ihrem ersten Entstehen die Sinne wirbeln machen, aber wenn sie zum Begriff ihrer selbst kommt, wird sie die guten Eigenschaften dessen, der sie hat, erhöhen und veredeln. Oder wenn dies bei indolenten und unbegabten Naturen nicht stattfindet, warum muß sie die entgegengesetzte Wirkung bei einem Manne haben, der durch die vortrefflichsten Eigenschaften und das Vertrauen der Seinigen an die Spitze des Volkes gestellt ist? Womit will es Wildenbruch motiviren, daß Harold, der im Kampf mit seinen Feinden Mut mit kluger Vorsicht gepaart, der eine genaue Kenntnis ihrer Unzuverlässigkeit und Doppelzüngigkeit gezeigt hat, den nicht bloß individuelle, sondern die in ihm potenzirten Eigenschaften seiner Nation als den markirtesten Gegensatz zu allem normännischen Wesen hingestellt haben, womit will er es motiviren, daß dieser Harold jetzt, wo er sich mitten unter den Normannen befindet, allen seinen frühern Argwohn vergißt, jede Vorsicht außer Acht läßt und wie ein Gimpel auf die Leimrute geht, welche der plumpste Plan ihm vorhält? Die Liebe macht den ersten angelsächsischen Helden zu dem thörichtsten Knaben seines Volkes, den man in der Sicherheit des eigenen Landes zu keinem Botengange benutzen würde. Harold hätte besser gethan, zu Hause zu bleiben und für seine Sachsen zu sorgen. Aber da er sich einmal hat bestimmen lassen, per-

sönlich den Bruder zu befreien, wie kann er dieses und seine noch höhern Ziele so ganz und gar aus den Augen verlieren? Er stürzt sich in das Turnier, als wenn ein Kuß von seiner Geliebten die für das Wohl seines Volkes unerläßlichste Aktion wäre, er schwört seinen Feinden Eide mit einer Leichtfertigkeit, als ob es um ein Spiel und nicht um Königreiche ginge. Diese thörichte, unglückselige Intrigue! Aber sie paßt in den Plan des Dichters, um die hohen vaterländischen Absichten Harolds nicht zu unterstützen, sondern zu vernichten. Der Sachse muß den Eid schwören, den er nicht hält, damit sein Untergang motivirt werde.

Indessen dieser Eid ist gar kein Eid. Harold bezieht sich mit seinem Schwur nur auf die in der Normandie gelegenen Güter des englischen Königs, keineswegs auf dessen Reich selbst. Sonst hat wohl ein Schwörender den übrigen Kontrahenten gegenüber seine reservatio mentalis gemacht und, obgleich er der Betrüger war, sich zu den Forderungen seines Gegners nicht verpflichtet erachtet. Hier ist der umgekehrte Fall. Harold ist nicht der Täuschende, sondern der Getäuschte. Kein Mensch würde die ihm aus einem solchen Schwur auferlegte Verpflichtung anerkennen, und auch Harold sollte sich freuen, daß er bei aller seiner Thorheit nicht schlimmer wegkommt. Als ihm gleich nach der Leistung des Eides die Bosheit des Feindes bekannt wird, da ist es Zeit, den Fehler wieder gutzumachen. Er hätte List mit List überbieten und den Normannen seine wahre Meinung verbergen sollen. Das beste Recht war auf seiner Seite: mit gutem Gewissen hätte er Bruder und Braut in die Heimat geführt, was die Zukunft brachte, konnte er sorgloser erwarten als die treulosen Feinde. Allein Wildenbruch sieht auch hier seinen Vorteil nicht ein. Von allen Dingen, die sein Held thun kann, läßt er ihn gerade das thörichtste wählen und unter wütenden Anklagen gegen die Feinde, welche ihn in der Gewalt haben, sein ganzes Innere offenbaren. Der Held Harold, der schon lange kein Held mehr ist, überbietet seine frühern Verkehrtheiten nun mit Tollheiten. Ein Rasender verläßt er Frankreich, ein Rasender kommt er in London an, und so rast er sich und sein Volk ins Verderben.

Was hat Wildenbruch, indem er das Gesetz über die Einheit der Handlung außer Acht gelassen hat, aus dem historischen, dem im Glanze höchsten Heldentums strahlenden Harold gemacht! Vergegenwärtigen wir uns einmal, wie ihn Geschichte und Dichtung überliefern. Wilhelm von der Normandie und Harold, Graf Godwins Sohn, machen für den Fall des Ablebens König Eduards Ansprüche auf den englischen Thron. Da will es der Zufall, daß der letztere eines Tages, an der Küste von England entlangfahrend, vom Sturme an den Strand der Normandie geworfen wird. In die Gefangenschaft seines Gegners geraten, wird er durch grausame Haft gezwungen, mit einem Eide auf den Besitz von England zu verzichten. Harold leistet den Eid, ohne einen Augenblick daran zu denken, ihn auch halten zu wollen. Nach England zurückgekehrt,

tritt er beim Tode Eduards ohne Bedenken die Regierung an; sein Gewissen mahnte ihn so wenig ab, als das englische Volk, welches den Vorgang kannte, in dem aufgezwungenen Eide ein Hindernis erblickte. Nachdem er unter begeisterter Zustimmung aller Teile seines Volkes die Krone aufgesetzt hat, trifft er alsbald die notwendigen Maßregeln zur Sicherung derselben. Im Bunde mit Wilhelm von der Normandie standen Harald Hardrada, der König von Norwegen, und Tosti, Graf von Northumberland, der eigne Bruder Harolds, der seiner Herrschaft verlustig gegangen, sich dessen Feinden zugesellt hatte. Ihnen, die England von Norden her bedrohten, zog der König nach York hin entgegen. Bevor es zur Schlacht kam, traten die Parteien in eine letzte Unterhandlung. Auf die Frage Tostis, was ihm der König von England, wenn er Frieden halte, zu bieten habe, erwiederte dieser: „Die schöne Grafschaft Northumberland und die Verzeihung eines Bruders." Als dann die zweite Anfrage erging, was seinem Verbündeten, dem Könige von Norwegen, zuteil werden solle, lautete die Antwort: „Sieben Fuß englischer Erde zu einem Grabe, doch da es heißt, daß Harald Hardrada ein Riese ist, so geben wir noch einen Fuß zu." Das waren stolze Worte, würdig eines Königs und Helden, und verraten nicht den Schatten eines Gewissensskrupels. Nachdem Harold seine Feinde in einer glänzenden Schlacht besiegt hatte, eilte er nach Süden, wo nach kurzer Zeit die Entscheidung bei Hastings fiel.

So der einfache Hergang in der Geschichte. Ich glaube, Wildenbruch hätte gut gethan, wenn er sich an ihn gehalten hätte. Auch hierin würde er ein Vorbild an Shakespeare gehabt haben. Dessen historische Schauspiele sind im wesentlichen nichts anders als dramatisirte Geschichte, wozu allerdings noch der sehr wichtige Umstand kommt, daß er den geschichtlichen Vorgängen in glänzender poetischer Sprache die feinste psychologische Vertiefung gegeben hat. An eine solche Vertiefung seiner Stoffe scheint auch Wildenbruch zu denken, wenn es im Motto zu seinen „Karolingern" heißt:

> Der Historiker liest im Buch der Geschichte die Zeilen,
> Zwischen den Zeilen den Sinn liest und erklärt der Poet;

allein wenn dies in Wirklichkeit seine Meinung ist, so können wir es für „Harold" nicht zugeben.

Als auf dem Felde von Hastings die Schaaren der Sachsen unter dem persönlichen Befehle ihres Königs sich zur Schlacht ordneten, da ritten die Brüder desselben an ihn heran und beschworen ihn, seine Person vom Kampfe fern zu halten. Es war der Aberglaube der damaligen Zeit, der auch aus ihnen sprach, daß der, welcher einen Eid gebrochen hatte, auch wenn er dazu das beste Recht hatte, sich nicht in persönlichen Kampf mit dem einlassen sollte, dem er ihn einst geleistet hatte. Wie es vom Könige zu erwarten war, kehrte er sich an diese Vorstellungen nicht, sondern wie er als Feldherr die Schlacht leitete, so war er bis zu seinem Tode im Kampfe allen voran. Hier nun liegt der

Ansatz zu dem tragischen Konflikte. Harold hat einen Eid geleistet, aber nur gezwungen, und wenn er es auch nur um seiner selbst willen möchte, so kann er ihn doch im Interesse seines Volkes nicht halten.

Aber hier tritt die hohe nationale Pflicht in Widerstreit mit einer andern Forderung. Damals lag religiöses Fühlen und Denken der Menschen noch ohne Widerspruch in den Fesseln der römischen Hierarchie. Das Urteil war wenig geklärt, kaum angeregt, nur selten daß hie und da ein energischer Wille sich regte; die Satzungen, die vom päpstlichen Stuhle ausgingen, fanden in stummem Gehorsam Befolgung. Über diese im engsten geistigen Banne liegende Welt hebe der Dichter seinen Harold hinaus. Er lasse den König mit freiem Blicke seiner Zeit Jahrhunderte vorauseilen und nicht als Verächter der Religion überhaupt, sondern einer willkürlich interpretirten den Kampf mit der Kirche aufnehmen. In diesem Kampfe mag er seinen Tod finden. Derselbe wird umso tragischer wirken, je geringer die Schuld des Helden ist, aber auch einen umso versöhnenderen Abschluß haben, je klarer zutage tritt, daß zwar der Leib desselben seinen Feinden unterliegt, daß aber seine Seele sich siegreich zu reineren Höhen emporschwingt. Zu einem solchen Schluß hat zwar Wildenbruch den Anlauf genommen, aber er kommt damit nicht zu Ende, denn was er will, bleibt verschwommen und unklar. Wie in der Tragödie Harold seinen Eid leistet, ist er selbst nach der strengsten Auffassung der Kirche schuldlos. Eine Sühne kann deshalb mit seinem Tode auch garnicht stattfinden. Und doch ist die Art, wie der Held einer Tragödie denselben als Buße für begangene Schuld auf sich nimmt, das einzige Mittel, um uns mit seinem traurigen Ende zu versöhnen. Wildenbruch fühlt selbst, daß hier ein großer Mangel seines Werkes liegt, und sucht ihn auf anderm Wege zu ersetzen. Bei ihm spitzt sich der Konflikt in der Frage zu, ob Harold in geweihter Erde begraben werden soll oder nicht. Als wenn wir Sorge darum hätten, wie seine Bestattung ausfällt, und als ob uns eine Tröstung noch nach seinem Tode zuteil werden könnte! Nur in und mit diesem kann uns dieselbe zufallen. Wenn das Leben edel und gut war, so muß es auch das Ende sein, und wenn ein Makel auf ihm haftete, so wäscht ein edler Tod ihn hinweg. Selbst Othello tilgt mit seinem freiwilligen Hingang die entsetzlichste Schuld. Mag das Ende mit allen Schrecken über den Helden hereinbrechen; wenn es in Übereinstimmung ist mit seinem Leben, so schreit unser Schmerz doch nicht hoffnungslos zum Himmel, und sind wir auch aufs tiefste erschüttert, so fehlt doch jene aus der Tiefe unsrer Seele aufsteigende Befriedigung nicht, welche beweist, daß durch den versöhnenden Abschluß die gestörte Harmonie wiederhergestellt ist.

Wir haben vielfach das Urteil über die Wildenbruchschen Stücke gehört, daß sie bei aller äußern Aufregung diese innere Befriedigung nicht gewähren. Der Grund für „Harold“ liegt darin, daß unser ästhetisches und moralisches Urteil ihr Genügen nicht finden.

Ein Veilchen auf der Wiese stand.

n den nächsten Tagen sind es hundert Jahre her, daß Mozart in Wien Goethes „Veilchen" komponirte. Die Handschrift, die sich nach Köchels „Chronologisch-thematischem Verzeichnis sämtlicher Tonwerke Wolfgang Amade Mozarts" 1860 im Besitz von Wilhelm Speyer in Frankfurt befand (wo ist sie heute?), trägt die Überschrift: „Das Veilchen. Vom Goethe. 8. Juni 1785." Dem ersten Bande von Otto Jahns „Mozart" ist ein Facsimile derselben beigegeben, auf dem leider das Datum weggelassen ist.

Wenn jemand ein historisches Liederalbum zusammenstellen wollte, um an einer Auswahl charakteristischer Proben die Entwicklung des deutschen Kunstliedes zu zeigen — er könnte damit zugleich ein musikalisches Hausbuch von großer Bedeutung schaffen*) —, was würde er an die Spitze dieser Sammlung stellen? Man könnte an die Arie denken, die Sebastian Bach zugeschrieben wird, aber wahrscheinlich nicht von ihm herrührt: „Willst du dein Herz mir schenken," oder an das Haydnsche Schäferlied „Stets sagt die Mutter: schmücke dich" oder gar an eine der Klopstockschen Oden, die Gluck komponirt hat. Aber alle diese Vorschläge würden von der einen oder andern Seite gelinden Zweifeln begegnen; der Vorstellung, die wir unwillkürlich heute mit einem Liede verbinden, und die wir uns von Dichtungen Goethes, Uhlands, Heines in Kompositionen Schuberts, Mendelssohns, Schumanns gebildet haben, entspräche keines der genannten: eine Arie, ein Pastorale, eine Ode ist eben etwas andres als ein Lied. Aber schwerlich würde jemand Einspruch erheben, wenn man die Sammlung mit Mozarts „Veilchen" eröffnen wollte. Ja, würde es von allen Seiten heißen, das mag den Anfang machen, das ist das erste, wirkliche Lied im heutigen Sinne, auch Schubert, selbst Mendelssohn noch könnte es geschrieben haben, und dieses erste deutsche Lied ist zugleich eine der herrlichsten Blüten in dem reichen deutschen Liedergarten, frisch und jung, als hätte sie sich gestern erst entfaltet, unverwelklich, unveraltbar.

Die Versuche, ein kunstmäßiges deutsches Lied zu schaffen, lassen sich weit in das achtzehnte Jahrhundert zurückverfolgen. Aber nicht nur alles von

---

*) Möchte sich doch die „Edition Peters" diesen Gedanken zur Ausführung empfohlen sein lassen. Es könnte eine Sammlung werden, die bei allen gebildeten Liedersängern die größte Freude hervorriefe. Freilich würde sie zwei bis drei Bände beanspruchen. Eine lehrreiche, gut und anregend geschriebene Einleitung dürfte nicht fehlen.

Gesang, was an den Leipziger Dichterkreis und die Anakreontiker sich anschloß, selbst die zahlreichen musikalischen Erzeugnisse, zu denen der Göttinger Dichterbund begeisterte, und als deren bedeutendste Schöpfer Andree, Schulz, Reichardt dastehen, erscheinen uns heute wie ein großer grauer Nebel, aus dem nur hie und da noch ein mattes Lichtchen zu uns herüberschimmert. Erst an Goethes Lyrik entzündete sich die leuchtende Flamme der modernen Liederkomposition, und welche Bedeutung Mozart auch als Liederkomponist hätte erlangen — können, wenn er Goethes Lieder gekannt hätte, wenn statt des einen ein gütiger Zufall ihm deren mehr in die Hände gespielt hätte, das zeigt sein „Veilchen." Wenn es immer als ein Beweis gelten kann, daß ein Komponist den höchsten und vollendetsten musikalischen Ausdruck für den Inhalt einer Dichtung gefunden hat, wenn niemand sie ihm nachzukomponiren wagt, so ist Mozarts „Veilchen" in seiner Art das Höchste: außer Reichardt hat niemand den Mut gehabt, sich mit ihm zu messen; wohl aber hat Mozart — und das wird wenigen unsrer Leser bekannt sein — von 1775 bis 1781 nicht weniger als neun Vorgänger gehabt, die er durch seine Komposition ausgestochen hat — zugleich ein Beispiel von der mächtigen, mit nichts früherem zu vergleichenden Wirkung, die Goethes Lyrik auf die musikalische Produktion ihrer Zeit ausübte. So wird eine kurze Geschichte des Liedes nicht bloß den Musikfreunden, sondern auch den Goethefreunden willkommen sein.

Was oft vergessen wird: Goethes „Veilchen" ist ursprünglich kein für sich bestehendes Gedicht, so oft es auch — später sogar von Goethe selbst — als solches abgedruckt worden ist, sondern es ist ein Bestandteil des Singspiels „Erwin und Elmire" — ein Bestandteil, nicht eine bloße Einlage, die auch fehlen könnte.

„Erwin und Elmire" ist der poetische Niederschlag und der Spiegel von Goethes Verhältnis zu Elise Schönemann (Lili) während des Winters 1774 auf 1775. Erwin ist Goethe, Elmire Lili, Elmires Mutter Olympia ist Lilis Mutter, doch scheinen ihr fast mehr Züge von Goethes Mutter beigemischt zu sein, Bernardo ist, wie schon der Name verrät, „Onkel Bernard" in Offenbach, der Bruder von Lilis Mutter, der das Verhältnis Goethes zu Lili begünstigte und beiden Liebenden ein freundlicher Vertrauter in ihren Herzensangelegenheiten war.

In der Szene nun zwischen Elmire und Bernardo, wo Elmire sich die bittersten Vorwürfe macht, daß sie Erwin gepeinigt, unglücklich gemacht, „durch eitle leichtsinnige Launen ihm den tiefsten Verdruß in die Seele gegraben" habe, steht das „Veilchen." Erwin gedenkt eines Vorgangs, den Goethe schwerlich erfunden hat, sondern der, nach seiner ganzen Art, Erlebtes in seinen Dichtungen zu verwerten, unzweifelhaft auf ein wirkliches Erlebnis hinweist: „Wie er mir die zwey Pfirschen brachte, auf die er so lang ein wachsames Auge gehabt hatte, die ein selbst gepropftes Bäumchen zum erstenmahle trug. Er brachte mir sie, mir klopfte das Herz, ich fühlte, was er mir zu geben

glaubte, was er mir gab. Und doch hatte ich Leichtsinn genug, nicht Leichtsinn, Bosheit! auch das drückts nicht aus! Gott weiß, was ich wollte — ich präsentirte sie an die gegenwärtige Gesellschaft. Ich sah ihn zurückweichen, erblaßen, ich hatte sein Herz mit Füßen getreten.“ An die letzten Worte: „mit Füßen getreten“ knüpft Bernardo an und erinnert an ein Liedchen, das Erwin „wohl in so einem Augenblick dichtete.“ „Erinnerst du mich daran! — entgegnet Elmire — Schwebt mirs nicht immer vor Seel und Sinn! Sing' ich's nicht den ganzen Tag? Und iedesmahl da ichs ende, ist mir's als hätt' ich einen Gifttrank eingesogen.“ Und nun stimmt sie das „Veilchen“ an.*)

Das Herz des Dichters also, so seltsam es klingt, ist das Veilchen, das von Lilis Launenhaftigkeit zertreten wurde. Sie, die schöne Grausame, hatte er sich als Leserin, Sängerin, Zuschauerin für sein Singspiel gedacht, ihr wollte er mit der Dichtung ins Gewissen reden.

Gleich bei ihrer ersten Veröffentlichung erschien die Operette mit musikalischen Beilagen. Sie wurde zuerst gedruckt — ohne Goethes Namen — in der von J. G. Jacobi herausgegebenen Frauenzeitung „Iris,“ im Märzhefte des Jahres 1775. In demselben Hefte stehen auch noch drei Lieder Goethes, von denen zwei (An Belinden: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich“ und „Neue Liebe, neues Leben“) ebenfalls Erzeugnisse der letzten Zeit und dem Verhältnis zu Lili entsprungen waren. Dem Hefte sind drei gestochene Notenblätter beigegeben, aus „Erwin“: „Ein Veilchen auf der Wiese stand“ und „Ein Schauspiel für Götter,“ außerdem „Warum ziehst du mich unwiderstehlich.“ Der Komponist ist ebensowenig genannt wie der Dichter; doch sind die beiden ersten von Johann Andree — sie kehren ein Jahr später in dem vollständigen Klavierauszuge wieder —, das letzte von Philipp Christoph Kayser — es steht wieder in dem 1777 erschienenen Kayserschen Liederhefte. „Erwin und Elmire“ wurde sofort, noch im Jahre 1775, nachgedruckt, mit der gewöhnlichen Räuberfirma „Frankfurt und Leipzig.“ Diesem Nachdruck fehlen jedoch die musikalischen Beigaben des Originals.

Mit Andree in Offenbach, dem ehemaligen Seidenhändler, damaligen Musikalienhändler und dilettirenden Komponisten, wie mit dem jungen Musiker Kayser in Frankfurt war Goethe um diese Zeit gleich eng befreundet. Mit Andrees Musik wurde „Erwin und Elmire“ schon im Mai 1775 in Frankfurt aufgeführt, während Goethe mit den beiden Stolberg auf der bekannten Fluchtreise nach der Schweiz begriffen war, die er unternommen hatte, um sich aus

*) Die Geschichte von Goethes Verhältnis zu Lili scheint einmal einer Nachprüfung zu bedürfen. „Erwin und Elmire“ entstand im Januar 1775. Dann kann aber die gewöhnliche Annahme, daß die erste Begegnung Goethes mit Elise Schönemann im Dezember 1774 stattgefunden habe, unmöglich richtig sein. Eine Situation wie die der Operette reift nicht in drei, vier Wochen. Die Anfänge des Verhältnisses müssen weiter zurückreichen, mindestens bis in den Sommer oder Herbst 1774. Darauf deuten auch die Pfirsichen.

den Fesseln Lilis zu befreien. Am 17. Juli 1775 erschien die Operette, ebenfalls mit Andrees Musik, auf dem Berliner Theater. Inzwischen scheint auch schon mit dem Stich begonnen worden zu sein, denn unterm 7. August 1775 erließ Andree die Einladung zur Subskription auf den Klavierauszug wie auf die Stimmen. Der erstere erschien im Frühjahr 1776; die Widmung Andrees an den Fürsten von Isenburg ist datirt: „Offenbach, den 16. April 1776."

Die zweite nachweisbare Komposition des „Veilchens" ist nie gedruckt worden, sie war — von der Herzogin Amalia. Schon in den ersten Monaten von Goethes Weimarer Zeit, Anfang des Jahres 1776, scheint auch auf dem Liebhabertheater des Hofes an eine Aufführung von „Erwin und Elmire" gedacht worden zu sein. Aber bei der bereits eingetretenen Lockerung seiner Beziehungen zu Offenbach mag Goethe auf Andrees Komposition verzichtet haben, und so lieferte die Herzogin, die sich mehrfach als Komponistin versucht hat, im Frühjahr 1776 neue Musik dazu. Am 16. Mai 1776 wurde die Operette in Ettersburg probirt, am 24. Mai, am 4. und am 10. Juni aufgeführt. Lenz, der damals auch in Weimar war, schrieb über die Komposition der Herzogin ein verzücktes Gedicht (Teutscher Mercur, 1776, II, S. 197), das mit den Worten schließt:

Ja ja, Durchlauchtigste, du zauberst uns Elmiren
In jede wilde Wüsteney;
Und kann der Dichter uns in seelger Raserey
Bis an des Todes Schwelle führen:
So führst du uns von da noch seeliger und lieber
Bis nach Elysium hinüber.

Aber auch auf andern Theatern hielt man sich nicht an die Musik Andrees. Dem Gothaischen Theaterkalender auf das Jahr 1777 beigegeben, also schon 1776 entstanden, ist eine Komposition des „Veilchens," die den Namen Schweitzer trägt. Der Komponist ist offenbar Anton Schweitzer, der seit 1772 Musikdirektor in Weimar gewesen und nach dem Brande des Schlosses mit der Seilerschen Truppe nach Gotha gegangen war, wo er bis zu seinem Tode (1787) herzoglicher Kapellmeister war. Auch seine Komposition von „Erwin und Elmire" ist mit Ausnahme des „Veilchens" ungedruckt geblieben. Wahrscheinlich ist sie aber am Gothaischen Theater aufgeführt worden.

Schweitzer hatte jedoch an seinem eignen Theater einen Konkurrenten. 1777 erschien ein Klavierauszug des Singspiels von Carl David Stegmann im Druck. Stegmann war Schauspieler und Theatersänger, war an vielen Theatern nacheinander engagirt und hat viel für die Bühne und den Konzertsaal komponirt. 1775 war er in Danzig, 1776 in Königsberg, 1777 in Gotha. Möglicherweise ist seine Komposition in Königsber aufgeführt worden.

Das „Veilchen" wurde natürlich bald die Lieblingsnummer des ganzen Singspiels. Wurde doch mit den Veilchen in der Sentimentalitäts- und in

der Genie-Periode ein Kultus getrieben, der an Narrheit streifte.*) Kein Wunder, daß ein Veilchenschicksal, wie das von Goethe besungene, das höchste Entzücken erregte, und so fand denn auch das einzelne Lied, herausgehoben aus dem Singspiel, im Laufe der nächsten Jahre noch eine Anzahl von Komponisten.

Der nächste, bei dem es sich nachweisen läßt, ist Kayser, der seit 1775 als Musiklehrer in Zürich lebte. Von diesem erschienen 1777 bei Heinrich Steiner in Leipzig und Winterthur „Gesänge, mit Begleitung des Klaviers." Entstanden waren sie aber schon vor längerer Zeit, denn das Lied „An Belinden," das schon 1775 in der „Iris" stand, ist wieder darunter, und im April 1777, wo Goethe von Weimar aus den Buchhändler Reich in Leipzig bittet, die Kayserschen Lieder zu verlegen oder einen Verleger dafür zu schaffen, schreibt er, er habe sie „schon seit geraumer Zeit daliegen," aber bisher nichts davon gesagt, weil er wisse, daß Lieder mit Musik nicht die angenehmste Buchhändlerwaare seien. In diesem Heft finden sich auch vier Nummern aus „Erwin und Elmire," darunter das schöne „Ihr verblühet, süße Rosen," das Kayser mit Anlehnung an eine damals beliebte Arie aus Grétrys „Zemire und Azor" (Toi Zemire que j'adore) geschrieben hatte,**) und natürlich das „Veilchen."

Die nächste Komposition des Liedes taucht in Wien auf. Sie steht in der ersten Abteilung der „Sammlung Deutscher Lieder für das Klavier von Herrn Joseph Anton Steffan, k. k. Hofklaviermeister," die 1778 bei Joseph Edlen von Kurzböck in Wien erschien. Es ist bezeichnend, daß der Text hier

---

*) Ein Spottvogel, der Malerdichter Balthasar Anton Dunker in Bern, der Verfasser des bekannten Gedichtes: „Mein Herr Mahler, wollt' er wohl all uns konterfeyen?", der sich über so manche Modenarrheit seiner Zeit, unter anderm auch über die Silhouettenwut lustig gemacht hat, verspottet 1782 auch „die erstaunliche Reputation, in welcher die Veilchen zu jetziger Zeit stehen, und den übermäßigen Gebrauch, den unsre Dichter davon machen," in folgenden Versen:

An ein Veilchen, das sich immer im Grase versteckte.

Veilchen! sey nicht wunderlich!
Veilchen! laß dich pflücken.
Veilchen, nun! versteck dich nicht,
Veilchen, sieh mein Bücken.
Veilchen, kommst an ** Brust,
Veilchen, denk' doch, welche Lust!
Veilchen, hurtig aus dem Grase,
Veilchen, sonst die alte Base
Veilchen, an der Tobaksnase
Reibt dich, Veilchen, und zur Lust
Steckt dich an die Bretterbrust.
Veilchen hin und Veilchen her!
Sind noch wohl der Blumen mehr.

**) Das Motiv kehrt später ähnlich in Himmels „An Alexis send' ich dich" wieder.

mehrere Abweichungen zeigt und die Unterschrift trägt: Gleim. Offenbar war das Lied vielfach auch durch Abschriften und selbst durch mündliche Weitergabe verbreitet worden, und der wahre Dichter war vielen unbekannt geblieben. Freilich hätte Steffan besser unterrichtet sein können, denn „Erwin und Elmire“ war auch in Wien schon am 13. Juli 1776 aufgeführt, im August und September öfter wiederholt worden.*)

Eine weitere Komposition führt uns wieder nach Weimar in Goethes Freundeskreis zurück. 1779 erschienen bei Karl Ludolf Hoffmann in Weimar zwei Hefte: „Volks- und andere Lieder, mit Begleitung des Forte piano, In Musik gesetzt von Siegmund Freyherrn von Seckendorff,“ dem bekannten Genossen Goethes aus den lustigen ersten Weimarer Monaten. Beide Hefte enthalten auch einige Goethische Texte, das erste unter andern das „Veilchen.“

Es folgt nun Reichardt, damals Kapellmeister an der königlichen Oper in Berlin. Reichardt gab in den Jahren 1779 bis 1781 bei Joachim Pauli in Berlin drei Hefte „Oden und Lieder. Mit Melodien beym Klavier zu singen“ heraus. Diese drei Hefte sind epochemachend in der Geschichte der Komposition Goethischer Lieder. Während nämlich die 42 Lieder des ersten Heftes nicht einen einzigen Goethischen Text enthalten, stehen im zweiten Hefte unter 33 Nummern vier, im dritten unter 23 elf Goethische Lieder. Diese Wendung war dem im Jahre 1779 erschienenen vierten und letzten Bande der Himburgschen Sammlung von Goethes Schriften zu verdanken, in welchem sich zum erstenmale eine größere Anzahl bis dahin zerstreut gedruckter lyrischer Gedichte Goethes gesammelt findet. Man mag über das Himburgsche Unternehmen schelten so viel man will, das Gute hatte es doch, daß es zum erstenmale alle bis dahin veröffentlichten Schriften Goethes vereinigt hatte und so zur Verbreitung derselben ungemein viel beitrug. Man braucht nur das dritte Liederheft Reichardts durchzublättern, so sieht man, daß er Nummer für Nummer nach der Himburgschen Sammlung komponirt hat. Das „Veilchen“ steht übrigens schon im zweiten Hefte (1780) neben zwei andern Nummern des Singspiels.

Endlich ist vor Mozart noch ein Komponist des Liedes nachweisbar: Christian Adolf Overbeck, der bekannte Lyriker des Göttinger Kreises, der Dichter der Lieder „Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün,“ „Blühe, liebes Veilchen“ und „Warum sind der Thränen unterm Mond so viel.“ Dieser gab 1781 bei Carl Ernst Bohn in Hamburg ein Heft „Lieder und Gesänge mit Klaviermelodieen, als Versuche eines Liebhabers“ heraus, unter denen sich auch Goethes „Veilchen“ befindet.

Nach Mozart ist Reichardt noch einmal auf das Gedicht zurückgekommen. Goethe hatte in Italien 1787 auch „Erwin und Elmire“ für die Gesamtausgabe seiner Schriften, die bei Göschen erscheinen sollte, wieder vorgenommen und

*) Vgl. H. M. Richter, Aus der Messias- und Werther-Zeit. Wien, 1882. S. 177 flg.

gänzlich umgearbeitet. Das Stück hatte dadurch mancherlei gewonnen, aber auch viel verloren. Olympia und Bernardo waren entfernt und an ihrer Stelle ein zweites Liebespaar, Rosa und Valerio, eingeführt, die roh hingeworfene Handlung der ersten Form war wesentlich verfeinert und anziehender gestaltet, der unerträgliche Widerspruch zwischen hausbackenster Wirklichkeit und Einsiedlerromantik beseitigt, die platte Prosa des Dialogs in vornehme, sentenzenreiche Tasso- und Leonorenjamben verwandelt worden; aber die ursprüngliche Frische und Unmittelbarkeit der Dichtung war doch dabei geopfert, Gestalten aus dem Leben waren durch schöne Schemen verdrängt worden, und der leichte, tändelnde Ton der Gesangsnummern, die fast unverändert geblieben waren, stach gegen die neuen Jamben nicht minder ab wie gegen die frühere Prosa. Aus dem „Veilchen" war ein — Terzett geworden, in welchem Rosa, Valerio und Elmire einander ablösen! In dieser neuen Gestalt wurde das Singspiel von Reichardt komponirt, und dabei erhielt auch das „Veilchen" noch einmal eine neue Melodie: es ist diejenige, mit der es noch heute in manchen unsrer Schulliederbücher steht. Der Klavierauszug der Reichardtschen Komposition erschien 1793.

Im folgenden stelle ich die sämtlichen Kompositionen des Liedes, soweit sie mir erreichbar gewesen sind, zusammen. Obgleich ich mich dabei auf die Singstimme und auf die Anfangszeilen beschränken muß, wird die Übersicht doch für den musikalischen Leser ausreichend sein und ihm eine Vorstellung geben von der ganz verschiednen Art, wie die einzelnen Komponisten ihre Aufgabe angefaßt haben.

Andantino. André. 1775.

Ein Veil - chen auf der Wie - se stand, ge-bückt in sich und un - be - kannt, es war ein her - zigs Veil - chen.

Zärtlich. Schweizer. 1776.

Ein Veil - chen auf der Wie - se stand, ge- bückt in sich und un - - be - kannt, es war ein her - zigs, her - zigs Veil - chen.

Wenig belebt. Kayser. 1777.

Ein Veil = chen auf der Wie = se stand, ge = bückt in sich und un = be = kannt, es war ein her = zigs Veil = chen.

Moderato. Steffan. 1778.

Ein Veil=chen auf der Wie = se stand, in sich ge = bückt und un = be=kannt, es war ein her = zigs Veil = chen.

Lieblich sanft. Seckendorff. 1779.

Ein Veil=chen auf der Wie = se stand, ge = bückt in sich und un = be = kannt, es war ein her = zigs Veil = chen.

Nicht geschwinde und sanft. Reichardt. 1780.

Das Veil-chen auf der Wie=se stand, ge = bückt in sich und un = be = kannt, es war ein her = zigs Veil = chen.

Herzig. Overbeck. 1781.

Ein Veil=chen auf der Wie=se stand, ge = bückt in sich und un = be = kannt, es war ein her = zigs Veil = chen.

Allegretto. Mozart. 1785.

Ein Veil=chen auf der Wie = se stand, ge = bückt in sich und un = be=kannt, es war ein her = zigs Veil=chen.

Poco Adagio. Reichardt. 1793.

Ein Veil-chen auf der Wie-se stand, ge-bückt in sich und un-be-kannt: es war ein her-zigs Veil-chen.

Abgesehen von den verschiednen Ton- und Taktarten — welche Mannichfaltigkeit der Behandlung! Der eine schreibt eine gedehnte, mit Zierraten überladene Arie, ein zweiter eine lustige Tanzweise, ein dritter gar einen steifbeinigen Marsch; die Art, wie Reichardt (in seiner zweiten Melodie) mitten in den Achteln plötzlich auf Vierteln kleben bleibt, erinnert fast an ein Schulpferd im Zirkus. Große Not hat den meisten das „Daher! daher!“ gemacht. Daß diese Zeile ein vierfüßiger Jambus ist, so gut wie die übrigen, nur mit zwei unterdrückten Füßen (Daher, ◡–, daher, ◡–) haben sie garnicht gefühlt, und das wollten Musiker sein! Kayser trottet ohne jede Pause in seinen Marschvierteln weiter, andre machen denselben Fehler, nur verschleiert durch den Dreiviertel- oder Dreiachteltakt, zu dem sie ihre Zuflucht genommen haben. Aber auch die, bei denen alles Äußerliche korrekt und annehmbar erscheint — haben sie musikalisch auch nur entfernt etwas gegeben, was der Goethischen Dichtung würdig wäre? Himmelhoch erhebt sich Mozart über den ganzen Troß.

Mozart hat das Lied mit Entfaltung größten harmonischen Reichtums „durchkomponirt,“ während alle seine Vorgänger — mit Ausnahme Seckendorffs, der wenigstens die dritte Strophe (in Moll) abweichend gestaltet hat — es einfach strophisch behandelt haben; er hat jeden Zug mit dramatischer Lebendigkeit vorgeführt, ohne doch deshalb irgendwo in aufdringliche Malerei zu geraten, und während die andern trotz all ihrer „zärtlich“ und „lieblich“ und „herzig,“ die sie darübergeschrieben, doch nur einen gewöhnlichen Singsang bieten, kommt bei ihm die ganze Innigkeit der Dichtung zum tiefsten, wahrsten und edelsten Ausdruck. Auf den liebenswürdigen, echt mozartischen Zug am Schlusse, wo er dem Veilchen gleichsam seine persönliche Teilnahme ausspricht und damit zugleich aus der dramatischen Detailschilderung in die lyrische Grundstimmung des Ganzen zurücklenkt, ist oft hingewiesen worden. Was mag wohl Goethe zu diesem kleinen Epilog gesagt haben?

Leipzig. G. W.





Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)



Und doch wollte Fioritas freudige Erregung nicht nachlassen, und doch blieb sie auf den Knieen. Sie gedachte der Worte der heiligen Agatha: Du sahest oft Engel auf Erden, ohne es zu ahnen. Sie dienen, gleichviel wie und wann, den Zwecken der höchsten Liebe. Und es war ihr, als thue sie dem armen Blinden Unrecht, wenn sie ihn für zu irdisch halte, um den Zwecken der höchsten Liebe dienen zu dürfen. Und es war ihr nicht minder, als sei von ihm und seinem geduldigen Ausharren durch die Worte seiner Mutter etwas Tröstliches, Stärkendes, Heiligendes auf sie selbst übergegangen, und sie hatte ein Gefühl, als liege das Schwerste mit jenem schriftlichen Widerrufe hinter ihr, und als werde der Bogen ihrer Kraft nicht bis zum Zerbrechen gespannt werden.

Mit festerem Schritte als seit manchem Tage, wenn auch totmüde, legte sie den Weg nach dem düstern Palazzo Passerino zurück, und Eufemia, welche besorgten Blickes mit der Laterne an dem kleinen Pförtchen harrte, machte beim Anblick der von eigentümlicher Klarheit überstrahlten Miene ihrer Herrin große Augen.

Sie hatte eine Menge Trostgründe den Tag über zusammengesucht, mit denen sie ihrer armen Herrin das Herz zu erleichtern willens gewesen war, aber diese, noch unter dem berückenden Bann ihrer heutigen wechselvollen Erlebnisse stehend, lehnte mit sanftem Worte jedes Gespräch ab, und mit besorgtem Kopfschütteln leuchtete Eufemia der für ihr Postenstehen ihr gütig Dankenden treppan.

È un miracolo! sagte in der Mühle des heiligen Petrus die Matrone zu ihrem Sohne, als beide sich in langem Zwiegespräche über die geheimnisvoll erschienene und verschwundene Fremde den Kopf genug zerbrochen hatten,

è un miracolo! Denn war es nicht ganz der Klang von Cesarinas Stimme gewesen, was Gervasio zwischen dem Getöse der Mühlräder und der Mahlsteine zu unterscheiden geglaubt hatte, und war ihm dabei nicht leichter zu Mute geworden als seit langem? Aber auch daß heute das Fest der heiligen Lucia war, stimmte ja mit der ihm einst gewordenen Zusage überein. Und nun gar der Ring mit dem hoffnungsgrünen Stein, der ein baldiges Wiedersehen in den himmlischen Gefilden verbürgen zu wollen schien! Es ist Cesarina gewesen! rief er beseligt einmal über das andre, und die Matrone stimmte wieder und wieder bei: È un miracolo, è un miracolo!

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Beppo hätte nicht durch frühe Übung in allen Sätteln gerecht sein müssen, wenn er von dem Tode seines Herrn sich lange hätte zu Boden beugen lassen. Zuerst freilich war er schier aus den Fugen gewesen. Ein im Grunde doch so guter und dabei so freigebiger Herr! redete er mit sich selbst, und überdies noch ein so schmucker Herr! Und im Handumdrehen ist alles vorüber! Man möchte, mit Respekt zu sagen, zuweilen über die Wirtschaft da oben den Kopf schütteln! Da laufen und kriechen Blinde, Lahme und Mißgestaltete auf allen Gassen herum und erreichen Methusalems Alter. Kein Dachziegel erbarmt sich ihrer! Aber hat der Herrgott einmal alle seine Schöpferkunst auf ein Menschenkind verwendet, ist's ihm geraten wie dem Töpfer sein Meisterstück, da fällt's ihm plötzlich ein, es zu zerschlagen, und siehe da, buon viaggio — in Scherben liegt's.

Aber Beppo hatte doch bald für Pflicht gehalten, nicht durch trübe Betrachtungen seine eigne bürgerliche Brauchbarkeit herunterzubringen. Er dachte an die Rückkehr nach Verona und überlegte, bei welchem Kavalier daselbst er am ungehindertsten zu seinen Gewohnheiten früherer Tage würde zurückkehren können; denn die in der letzten Zeit von ihm eingehaltene Genügsamkeit hatte, wie er meinte, nicht nur seine Lebenslust und Fröhlichkeit bedeutend einschrumpfen lassen, er fürchtete, die dürre Zeit habe auch seinen Witz aufs Trockene gesetzt.

So kam er denn zu dem Entschluß, zunächst die ihm geschenkten drei Grauschimmel zu Gelde zu machen, für den Erlös in Gesellschaft einiger Veroneser Kumpane sich ein paar Wochen lang in maßvoller Weise an den gramverscheuchenden Eigenschaften einiger Fäßchen guten Valpolicellas zu erlaben, und sich dann gemächlich nach einem recht vergnüglichen Herrn umzusehen.

Aber als er der bösen Stadt Mantua bereits den Rücken gekehrt hatte, fiel ihm aufs Herz, daß er ja doch nicht fortziehen könne, ohne in Eufemias Augen für einen Schelm zu gelten, und daß die von ihr ihm neulich gewordenen Zurechtweisungen im Grunde ihm doch besser geschmeckt hatten, als jemals früher das Kichern und die Willfährigkeit irgendeines Weibsbildes, mit der er guter Dinge gewesen war.

Er kehrte also um und meldete sich in dem Zodiaco-Gäßchen, wo er denn auch von der robusten, aber tiefbekümmerten Friaulerin umso willkommener geheißen wurde, als sie eigentlich ihrer Betrübnis noch immer nicht im Aussprechen hinreichend Luft gemacht zu haben glaubte.

Nachdem dies ihrerseits darauf in reichlichem Maße geschehen war, kam er nun aber auch einmal selbst wieder ins Plaudern und schwatzte endlich sogar aus, was er über die vermessenen Umsturzpläne seines erschlagenen Herrn wußte, Pläne, die er aus Furcht vor den Mantuaner Gonzagas bis dahin vorsichtig verschwiegen hatte.

Nun war Eufemia zwar nur eine einfältige Bäuerin, aber ihr Mutterwitz sagte ihr beim Vernehmen dieser Kunde, daß sich dieselbe füglich im Interesse ihres armen, im Kerker liegenden Herrn verwerten lassen würde. Sie hätte gut gethan, diesen Gedanken für sich zu behalten, ihrer Zunge fehlte in solchen Fällen jedoch der Zügel, und so erfuhr Beppo, was sie über das ihr im Vertrauen Gesagte dachte.

Auf diese Weise gab es einen Auftritt zwischen beiden, der vor allem Beppo völlig aus dem Häusdhen brachte. Ich habe früher einmal, sagte er nach heftigem Auffahren und manchem: Guai a te! also nach manchem: wehe dir, wenn du nicht reinen Mund hälst, — ich habe früher einmal in Venedig probirt, was es heißt, der Diener eines Verschwörers zu sein. An meinen zwei Daumen drei Stunden lang in der Luft zu schweben, wie mir's damals in der Folterkammer des Palazzo Ducale passirt ist, das wäre für einen Mann von meinem jetzigen Gewicht der bare Tod. So leid es mir thäte, Signora Eufemia, Euch den Hals umdrehen zu müssen, setzte er ingrimmig hinzu — denn ich liebe Euch und hätte Euch weit lieber zum Traualtar geführt —, aber wenn Ihr nicht reinen Mund halten wollt oder könnt, so muß ich auf der Stelle zugreifen. Jeder ist sich selbst der Nächste.

Greifet zu, Signor Beppo, rief Eufemia und stand hochaufgerichtet da, wenn Ihr anders den Mut habt. Ihr seid mir ein ganz verächtlicher Patron mit Euerm: Jeder ist sich selbst der Nächste. Das habe ich Euch schon einmal gesagt. Einem guten Diener ist niemand näher als sein Herr. Ihr seid nie ein guter Diener gewesen und werdet auch nie ein guter Ehemann sein.

Das redet Ihr in den Tag hinein, gab Beppo wütend zurück.

Nie!

Das wollen wir abwarten!

Nie! In anima mia! fuhr sie noch wegwerfenderen Tones fort; mich will dieser hergelaufene Nichtsnutz kaltmachen! Und warum? Aus Furcht, daß ihm seine Daumen wieder einmal etwas ausgerenkt werden könnten! Habt Ihr in Euern vielen Dienststellungen nie lange Finger gemacht, misero? Ich wette: hundert und aber hundertmal! Und über das eine mal, wo die Venetianer Inquisitoren ihm lange Daumen machten, schreit er Zeter, als habe man ihn

bei lebendigem Leibe geschunden! Ein Säufer seid Ihr und ein Hasenfuß — ja, glotzt mich nur an, ein Hasenfuß —, wagt's doch, mich anzugreifen! Hier stehe ich und warte, daß Ihr's wagt.

Es war nicht höflich, ihn so abzukanzeln, denn in Wirklichkeit glotzte er keineswegs, vielmehr starrte er, und zwar wie einer, der inmitten einer maßlos unbändigen Verwunderung und Entrüstung im Grunde doch auch sich freut. Welch ein Mannsbild wäre die geworden und wie gut thut's, sich von der am Schopfe fassen zu lassen! Das waren seine Gedanken.

Setzt Euch, sagte er, wir werden uns verständigen.

Ihr braucht mich nicht zum Sitzen zu nötigen. Ich bin hier Gott sei Dank zu Hause.

So bleibt stehen und hört, was ich Euch zu erwiedern habe.

Ob ich stehen oder sitzen mag, darüber habt Ihr mich nicht zu belehren.

So sitzet oder steht, nur knöpft Eure Ohren auf, denn bis jetzt habt Ihr vor lauter Gerede —

Sie summte einen Liederanfang, indem sie sich mit dem am Fenster in seinem Käfig wirbelnden Eichhörnchen zu schaffen machte, und Beppo hielt für ratsam, sich nicht weiter bei der Vorrede zu verweilen.

Kurzum, sagte er, mögt Ihr nun zugehört oder nicht zugehört haben, mißverstanden habt Ihr mich gründlich. Zuerst wegen der Redensart von dem Nächsten. Ist Euer Herr etwa mein Herr? Und wenn — wie sich ja ganz von selbst versteht — einem Diener niemand näher ist als sein Herr, soll ich dann um Euers Herrn willen meinen Herrn preisgeben? Das müßtet Ihr doch selbst als ein Unrecht anerkennen.

Ihr seid ein Wortverdreher, Signor Beppo, sagte die Friaulerin, aber halten wir uns dabei nicht auf; wollt Ihr mit mir zum Signor Andrea gehen? Ja oder nein?

Wer ist das?

Das ist Signor Primaticcio.

Und wer, per l'amor di dio, ist Signor Primaticcio?

Das ist der Rechtsbeistand meines gnädigen Herrn.

Damit er mich über die Verschwörer ausfragen soll?

Damit Ihr ihm alles wiederholt, was Ihr mir sagtet.

Beppo legte den Finger an die Nase, stand auf und stellte sich nachdenklich hinter Eufemia auf. Sie that, als sei er am Ende des Zimmers, und fütterte das Eichkätzchen, daß die Haselnüsse knackten.

Zunächst beantwortet mir die Hauptfrage, sagte Beppo dann, würdet Ihr als gute Christin so handeln, wie Ihr mir zumutet, es zu thun?

Mein Herr ist Signor Marcello Buonacolsi, wich Eufemia aus.

Das weiß ich. Aber gesetzt, Signor Marcello hätte sich mit jemand verschworen und hätte Euch ins Geheimnis gezogen —

So vertraut ist selbst Lazzaro nicht mit ihm.

Gesetzt aber, Ihr wäret so vertraut mit ihm gewesen, und nach seinem Tode mutete man Euch zu —

Was Ihr nur redet! Er ist ja, Iddio sia lodato, nicht tot! Was Ihr nur alles durcheinander redet!

Ihr habt mir übrigens etwas abzubitten, Signora Eufemia, fuhr Beppo fort, indem er auf den Versuch verzichtete, sie durch Syllogismen irrezuführen, besinnt Euch — das war's auch eigentlich, warum mir das Blut so zum Kopfe schoß; besinnt Euch, Signora Eufemia. Und er zupfte sie am Schulterband.

Geht, sagte die Friaulerin, mir ist garnicht zu Sinn, mit Euch Narrenspossen zu treiben.

Das sind keine Narrenspossen. Wenn man jemand auf den Fuß getreten hat, so sagt man: Um Vergebung. Habt Ihr mir etwa nicht auf den Fuß getreten?

Daß ich nicht wüßte. Laßt mich gehen.

Derb, Signora Eufemia.

Thorheit!

Und zwar zu zweien malen.

Ihr seid ein Narr. Sie gab das Füttern des Eichkätzchens auf und nahm ihre Taffetkappe vom Nagel.

Mit dem Narren habt Ihr mir zum drittenmal, ohne Euch zu entschuldigen, auf den Fuß getreten, sagte Beppo, und ging nach dem Tische, wo sein Klapphut lag. Nun, den Narren wie den Hasenfuß nehme ich auf die leichte Achsel, fuhr er fort, indem er seinen Schnurrbart zwirnte; dergleichen läuft von mir ab, wie Regen von der Henne. Den Säufer dagegen müßt Ihr ausdrücklich zurücknehmen, denn ich habe, seit ich Euch zuliebe die Flasche abschwur, noch nicht den Schimmer eines Rausches gehabt, und das Wort Säufer ist mir daher bis auf die Knochen gegangen.

Seid Ihr bereit, mich zu begleiten? sagte Eufemia mit einem halb beifälligen Lächeln.

Wohin?

Nun, zum Signor Andrea.

Beppo kratzte sich bedenklich hinterm Ohr. Und was wird, wenn man mich nun wieder mit Daumenschrauben examinirt?

Fragt lieber: Was wird, wenn Signor Marcello nun mit dem Leben davonkommt!

Gut, Signora Eufemia, rief Beppo und streckte ihr die Hand entgegen, wenn also Euer Herr durch mein Verdienst hier mit dem Leben davonkommt, was ist dann mein Lohn?

Davon ein andermal, lachte die Friaulerin, ohne einzuschlagen; jetzt gefallt Ihr mir wieder, und das sei Euch für jetzt genug.

Sie schritt aus dem Zimmer, und Beppo folgte. Sie hat den santo diavolo im Leibe, brummte er vor sich hin, ich bin wie ihr Schatten dort an der Wand, sie geht, und ich muß hinterdrein.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein greisenhafter junger Mann mit matten grauen Augen, fast schon kahlem Kopfe und dürftigem schwarzen Schnurrbarte stand am letzten der als Aufschub bewilligten siebzehn Tage an einem der Fenster der Camera degli Sposi und lugte mit gespanntem Blick durch die kleinen rundlichen Scheiben in den Hof hinunter. Es war Francesco, der regierende Herr von Mantua. Er trug sich in violettem Sammt — Halbtrauer für seinen erst vor wenigen Monaten gestorbenen Vater — und sowohl die feine venetianische Spitzenkrause um seinen magern Hals wie die Spitzen an seinen gepufften Ärmeln, seinen wulstigen Kniehosen und seinen bis über die Knöchel heraufreichenden Schnabelschuhen waren mit violetten Fäden durchzogen. Um seinen Hals hingen zwei goldne Ketten, die größere, das Abzeichen seiner Oberherrlichkeit, die kleinere mit einer Amuletkapsel, zwei Vorderzähne des „heiligen" Aloysius enthaltend; ein drittes unter dem Wamse verborgenes Kettlein gehörte zu dem von Vitaliano herbeigeschafften Amulet, welches gegen die Pocken schützen sollte. An der linken Seite blinkte in der reich mit Diamanten besetzten Scheide ein Dolch.

In der Mitte des mit üppigen Wand- und Deckenbildern reich geschmückten Raumes lag auf dem dort stehenden ungewöhnlich niedrigen Schreibtische ein beschriebenes Pergament, dessen Kopfseite unter ein schweres bronzenes Kruzifix geschoben war. Eine Kerze, die von der Stattlichkeit einer Altarkerze bis auf ein winziges, aber sehr umfängliches Stümpfchen herabgekommen war, brannte daneben. Auf der andern Seite des Schriftstückes lagen Petschaft und rotgefärbtes Wachs zum Siegeln, auch ein Dutzend oder mehr Gänsekiele mit buntfarbigem Schweife. Das dazu gehörige, dem berühmten venetianischen Ziehbrunnen des Niccolo de' Conti getreulich nachgebildete Dintenfaß hielt der am Fenster stehende Herzog in der einen seiner fleischlosen Hände, während er mit der andern einen goldnen Stift, der an einem Stahlkettchen des Ziehbrunnens hing, mechanisch in der Dinte hin und herbewegte.

Plötzlich trat er vom Fenster zurück und schritt auf den Schreibtisch zu. Er glaubte die Kerze sei im Verlöschen, und da die siebzehntägigen Aufschubfristen nach einem alten Herkommen zu Ende gingen, wenn die siebzehnte Kerze im Verlöschen war, so hatte Francesco Eile, denn bei der nämlichen Kerze mußte der Unterschrift noch das Wachssiegel im letzten Augenblick beigefügt werden, sonst hatte der zum Tode Verurteilte Anspruch auf einen abermaligen siebzehntägigen Aufschub.

Es hatte jedoch nur ein der Flamme zu nahe geratener Schmetterling den Schein der Kerze verdunkelt. Im Verenden lag er jetzt neben dem sofort wieder hell aufflammenden Stumpfe, und mißmutig begab sich der hagere Herzog, nachdem er mit einer lässigen Fußbewegung den statt eines Stuhles vor dem Tische stehenden Betschemel zurechtgerückt hatte — des Kruzifixes wegen mußte das Siegeln und das Unterschreiben knieend geschehen — wieder auf seinen Posten am Fenster.

Wenige Augenblicke später ließen sich im Vorgemach Stimmen vernehmen. Francesco blickte unwillig nach der Thür und stampfte zornig mit dem Fuße, als der diensthuende Page den Rechtsbeistand Andrea Primaticcio anmeldete. Also doch noch! brummte der Herzog in den Bart; è il benvenuto, er ist willkommen, befahl er dem Pagen und zwang sein Gesicht zu einem Ausdrucke herzlicher Befriedigung.

Ein kleines rundliches Männchen von etwa sechzig Jahren im rot verbrämten schwarzseidnen Advokaten-Talar trat ein, das weißpunktirte grüne Sammetbarett ehrerbietig in der Linken haltend, mit der Rechten gesenkten Hauptes gravitätisch grüßend.

Altezza, begann der Anwalt des alten Buonacolsi in demütigem Tone, mein Amt legt mir die Pflicht auf, keinen Schritt zu verabsäumen, der das Leben meines Klienten vielleicht zu verlängern imstande ist. Zugleich weiß ich sowohl wie auch jeder Bürger Mantuas, in welch hohem Grade Euer fürstliches Herz sich auf die Seite der Unglücklichen zu stellen liebt. Der Augenblick der Entscheidung steht nahe bevor. Wollet mir erlauben, Altezza, noch einmal die Bitte um Gnade für den unglücklichen Greis Marcello Buonacolsi zu den Füßen Eurer fürstlichen Hoheit niederzulegen. Dabei beugte er das Knie.

Ein beruhigtes Lächeln überflog die Miene Francescos, aber er schlug gleichzeitig die Augen traurig gen Himmel und sagte, indem er dem Knieenden die Hand zum Aufstehen reichte: Ihr habt Recht, Signor Primaticcio, so oft ich ein Todesurteil unterschreiben muß, zittert mir die Hand vor Mitgefühl. Ich bin monatelang hinterdrein auch nicht imstande, einen Tropfen Wein zu trinken, noch ein fröhliches Lachen zu hören. Dante war nie in meiner Lage — nessun maggior dolore hätte er sonst nicht auf die Lage derer zurückgeführt, die sich im Elende an Stunden des Glücks erinnern. Keinen größern Schmerz giebt es, als sich der Stunden zu erinnern, in denen man über ein Menschenleben den Stab brechen mußte — so hätten die Worte gelautet, wäre Dante ein regierender Herr gewesen. Und Francesco setzte hinzu: Mit ängstlicher Spannung beobachtete ich das Abnehmen der Kerze; brächte mir doch Signor Primaticcio noch zur rechten Zeit die Nachricht von dem Widerrufe des Fräuleins! so dachte ich schon all diese nur zu hastig dahingeeilten Tage, und mit wirklicher Sehnsucht habe ich dort am Fenster eben noch nach Euch ausgeblickt. Käme er doch! flehte ich zum Himmel, und ich ließ den geweihten Rosenkranz nicht aus den Händen. Aber als Ihr eintratet, belehrte mich Eure hoffnungslose Miene sofort, daß ich meines schweren Amtes würde walten müssen.

Er wendete sich nach der Kerze um. Ihr werdet bestätigen, sagte er, daß ich bis zum letzten Augenblick zögerte. Selbst die große, innige Liebe, die ich für meinen Vetter Giuseppe empfand, hätte ich lieber aus meinem Herzen gerissen, als daß ich ... er unterbrach sich, um die rotgefärbte Wachsstange an die Flamme zu halten, Ihr entschuldigt mich, sagte er, die Sache ist gleich gethan.

Altezza, bat der Anwalt, noch eine kleine Minute! Täuschen mich meine alten Augen oder hat die Kerze nicht noch ein gut Stück mehr als die für das Siegeln vorgeschriebene Kürze?

Wie meint Ihr das?

Für eine im Durchmesser zwei Zoll haltende Kerze, Altezza, ist meines Wissens vorgeschrieben, sie müsse bis auf einen Viertelzoll herabgebrannt sein.

Das ist sie.

Ich täusche mich vielleicht, aber —

Ihr täuscht Euch sehr gewiß, Signor Andrea.

Da sich's um Leben und Sterben handelt, Altezza, so wäre wohl der Zollstock zu befragen.

Im Fall er gerade zur Hand sein sollte, recht gern. Mit mühsam verhohlenem Verdruß begann Francesco auf dem Schreibtisch nach ihm zu suchen.

Ich dürfte wohl mit meinem aufwarten, sagte der Anwalt ehrerbietig, und griff in die Tasche.

Das wird nicht nötig sein; ich finde schon den meinen.

Hier steht der meine sonst zur Verfügung, Altezza.

Wer weiß, ob der richtig ist.

Er trägt den herzoglichen Stempel, gnädiger Herr.

Francesco runzelte die Stirn. Signor Andrea, sagte er, wozu die vielen Worte? Habt Ihr es darauf abgesehen, für Euern Klienten eine nochmalige Galgenfrist zu erreichen? Ich bin nicht der Mann, der sich mit Advokatenkniffen in die Enge treiben läßt. Macht Euch den Gonzagas nicht verdächtiger, als Ihr es Ihnen schon seid. Das Pflaster Mantuas könnte leicht für Eure alten Füße zu heiß werden.

Altezza, gab der Anwalt demütig zur Antwort, ich hoffe unter dem Schutze Eurer Herrlichkeit noch manches Gebet an den Gräbern Eurer erhabenen Vorfahren verrichten zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Strafgesetzliche Bestimmungen zum Schutz von Fabrikations- und Geschäftsgeheimnissen. Auf eine von bestimmten kaufmännischen Kreisen ihr gewordene Anregung hin ist endlich die Reichsregierung der Frage nähergetreten, ob sich der Erlaß strafgesetzlicher Bestimmungen zum Schutze von Fabrikations- und Geschäftsgeheimnissen als ein Bedürfnis des deutschen Handelsstandes darstelle, und es sind zunächst Erhebungen in diesen Richtungen in den einzelnen Bundesstaaten angeordnet worden. Welches Ergebnis diese Erhebungen auch im einzelnen haben werden, soviel scheint schon jetzt festzustehen, daß für gewisse Geschäftszweige, namentlich für die chemische Industrie, der Mangel ausreichenden Schutzes gegen den Ver-

rat von Geschäftsgeheimnissen schwer empfunden wird. Man hat sich zwar — und das ist der beste Beweis für den Notstand — seither schon vielfach zu helfen gesucht, indem man für solche Fälle Konventionalstrafen festsetzte, sich Eides- oder Ehrenwortsversprechungen abgeben ließ, aber gerade in den wichtigsten Fällen, in denen oft die Existenz eines Geschäfts oder doch die derzeitige Art seines Betriebes von der Sicherung des Geheimnisses abhängt, haben diese Mittel versagt. Ist ein Geschäftsgeheimnis so wichtig, daß seine Kenntnis der Mühe und des Geldes lohnt, so wird leichten Herzens die Konventionalstrafe bezahlt werden, und die Schädigung des verratenen Geschäfts bleibt bestehen, durch den Empfang der Konventionalstrafe nur wenig gemildert. Auch wird oft eine solche Strafe, namentlich wenn sich der Verräter ins Ausland begiebt und dort etwa bei einem ausländischen Konkurrenten Dienst nimmt oder wenn er vermögenslos ist, garnicht zu vollziehen sein oder ihre Einklagung doch unverhältnismäßige Mühe und Kosten verursachen. Was weiter die eidliche Verpflichtung der Geschäftsgehilfen anlangt, so fehlen ihr vor allem die gesetzlichen Grundlagen. Mir wenigstens ist kein Staat bekannt, wo die Gerichte gesetzlich zur Abnahme solcher Eide auf Antrag verpflichtet wären. Man hat deshalb in den Staaten, wo die Gerichte auch die sogenannte freiwillige Gerichtsbarkeit ausüben, diese eidliche Verpflichtung als einen Akt der freiwilligen Gerichtsbarkeit zu begründen versucht. Indessen scheint diese Begründung mehr als zweifelhaft, und jedenfalls kommt es bei dem jetzigen Stande der Gesetzgebung nur auf den guten Willen des Richters an und darauf, welche Ansicht er sich von der Zulässigkeit einer solchen Vereidigung gebildet hat, ob sie vorgenommen wird oder nicht. Dazu kommt, daß von zahlreichen Theoretikern und Praktikern der Bruch einer solchen eidlichen Verpflichtung als nicht strafbar und der § 162 des Strafgesetzbuches als darauf nicht anwendbar erklärt wird. Daraus ergiebt sich, daß der Schutz, den die heutige Gesetzgebung gegen den Verrat von Geschäftsgeheimnissen gewährt, durchaus ungenügend ist, wenn er überhaupt als vorhanden betrachtet werden kann.

Es fragt sich nun, in welcher Weise den unleugbar schweren Schädigungen, welche der Mangel solcher Schutzbestimmungen dem deutschen Handel bringt, begegnet werden kann. Auf dem Gebiete des Zivilrechts und durch dasselbe ist eine Abhilfe kaum möglich, denn in bezug auf die Geltendmachung aus dem Verrat von Geschäftsgeheimnissen begründeter Zivilrechtsansprüche wird sich im großen und ganzen das vorhin über die Zweckmäßigkeit der Konventionalstrafe in solchen Fällen gesagte wiederholen lassen. Der in Zahlen schwer nachweisbare Schaden wird auf dem Wege langwieriger kostspieliger Prozesse festzustellen sein, und nach Beendigung eines solchen Prozesses wird nicht selten der Geschäftsherr ein Urteil in Händen haben, das er nicht realisiren kann und das für ihn deshalb nur ein wertloses Stück Papier ist. Hiernach erscheint der Weg der strafrechtlichen Regelung umsomehr als der einzig richtige, als er wohl am sichersten zum Ziele führt und trotz der Schwierigkeit der Formulirung eines dermaligen Strafgesetzes und später der Beweisfrage unzweifelhaft den verhältnismäßig größten Schutz gewährt. Dazu kommt noch, daß er bereits in mehreren Strafgesetzen eingeschlagen worden ist. So sagt der Art. 418 des Code pénal: „Jeder Leiter, Gehilfe oder Arbeiter einer Fabrik, welcher Ausländern oder im Auslande sich gewöhnlich aufhaltenden Inländern Geheimnisse der Fabrik, in welcher er beschäftigt ist, mitteilt, wird mit Korrektionshausstrafe oder mit einer Geldbuße von 500 bis 20000 Franks belegt.“ Der Verrat an Inländer wird hier also nicht mit Strafe bedroht, und der Gedanke des Gesetzgebers ist wohl in erster Linie der, die Verbreitung der damals

und bis in die neuere Zeit alle andern Völker überflügelnden Technik der französischen Industrie in das Ausland thunlichst zu verhindern, und damit dem Auslande nicht die Möglichkeit erfolgreicher Konkurrenz mit der französischen Arbeit zu geben. Bei dem heutigen Stande des Welthandels und des Weltverkehrs würde eine derartig beschränkte Bestimmung keinen Sinn mehr haben, allein sie zeigt doch den Weg zu einer Regelung der Sache, wie sie jetzt erforderlich ist. Auch in Deutschland hatte der Gedanke bereits in einem Strafgesetz Ausdruck gefunden. Das Thüringische Strafgesetzbuch bedrohte „Staatsdiener und andre öffentlich angestellte Personen, ingleichen Privatdiener und Personen, welche in Fabriken oder andern gewerblichen Unternehmungen beschäftigt sind“ mit Gefängnis bis zu vier Monaten oder mit verhältnismäßiger Geldstrafe, „wenn sie dasjenige, was ihnen vermöge ihres Amtes, ihrer Stellung oder ihres Dienstes bekannt oder anvertraut ist und sie geheim zu halten verpflichtet sind, an andre mitteilen.“ Das Reichsstrafgesetzbuch hat freilich diese Bestimmung außer Kraft und keine ähnliche an ihre Stelle gesetzt. Indessen verwirft es den Gedanken einer Bestrafung der Verletzung fremder Geheimnisse durchaus nicht, hat ihn aber so beschränken zu müssen geglaubt, daß für den hier in Rede stehenden Zweck die von ihm aufgenommene Bestimmung völlig versagt. Der hier in Betracht kommende § 300 des Strafgesetzbuches lautet nämlich: „Rechtsanwalte, Advokaten, Notare, Verteidiger in Strafsachen, Aerzte, Wundärzte, Hebammen, Apotheker, sowie die Gehilfen dieser Personen werden, wenn sie unbefugte Privatgeheimnisse offenbaren, die ihnen kraft ihres Amtes, Standes oder Gewerbes anvertraut sind, mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft. Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein.“ An diese Bestimmung dürfte sich anknüpfen lassen, um den Verrat von Geschäftsgeheimnissen ganz allgemein unter Strafe zu stellen. Und zwar müßte diese Strafe hoch sein, auch unter Umständen von entehrenden Folgen begleitet werden können, wenn sie ihre Wirkung nicht verfehlen soll. Derjenige Geschäftsgehilfe, der seinem Geschäftsherrn 100 oder 1000 Mark stiehlt, wird mit der entehrenden Strafe des Diebstahls belegt; derjenige also, der ihm die Früchte seiner Geistesarbeit wegnimmt, sie ihm entzieht und dadurch vielleicht noch größern Schaden zufügt, als er es durch einen Diebstahl vermöchte, muß, zumal da der Vertrauensbruch nicht geringer ist, in ähnlicher Weise mit Strafe bedroht sein. Auch würde eine geringe Strafandrohung bei der Größe der durch den Verrat zu erreichenden Vorteile oft ihren Zweck verfehlen. Endlich wird bei der Festsetzung der strafrechtlichen Norm nicht zu vergessen sein, daß in den allerwenigsten Fällen der Verräter von Geschäftsgeheimnissen aus eignem Antrieb handelt. Fast immer ist ein Anstifter da, der ein Interesse an der Kenntnis fremden Geschäftsbetriebes und seiner Geheimnisse hat, ein Konkurrent oder Spekulant. Gegen diesen wird die Strafandrohung besonders streng sein müssen.

Es ist klar, daß die vorstehenden Ausführungen den Gegenstand nicht erschöpfen. Sie wollen das aber auch nicht; sie sind nur in der Absicht geschrieben, den jetzigen Stand der brennend gewordenen Frage kurz darzulegen und anzudeuten, wie Abhilfe versucht werden kann.

Darmstadt. **Karl Meisel.**

Das Aufnahmeverfahren an den Gymnasien. Es ist nichts natürlicher, als daß ein Knabe, der auf einem Gymnasium aufgenommen sein will, sich nicht nur über sein Alter und seine Persönlichkeit, sondern auch über seine Vorbildung ausweist, und nicht minder natürlich scheint es, daß dieser Nachweis der

Vorbildung durch eine Prüfung geführt wird, der sich der Aufzunehmende unterwirft. So wird an allen sächsischen Gymnasien verfahren, und auch die „Lehr- und Prüfungsordnung für die (sächsischen) Gymnasien" vom 8. Juli 1882 scheint vorauszusetzen, daß ein Knabe nur mittels Prüfung in das Heiligtum der Schule eintreten kann, denn der ganze Abschnitt trägt die Ueberschrift: „Aufnahmeprüfung"; § 50 bestimmt, welche Kenntnisse ein Knabe in die unterste Klasse des Gymnasiums mitbringen muß, und in § 51 ist nur von „der Prüfung der angemeldeten" die Rede. Ueber die in höhere als die unterste Klasse Aufzunehmenden aber heißt es in § 50, Absatz 2: „Für die Aufnahme in höhere Klassen sind die Leistungen der Rezipienden nach den Anforderungen zu bemessen, welche die Lehrordnung in den einzelnen Unterrichtsfächern nach dem Pensum für die betreffenden Klassen stellt." Und diese Leistungen, so nimmt man nach dem Sinne des Gesetzes an, können nur durch eine Prüfung nachgewiesen werden.

Wirklich bloß durch eine Prüfung? Ist eine solche unbedingt und in allen Fällen notwendig? Oder ist sie nicht wenigstens zuweilen entbehrlich? Ja ist es nicht geradezu geboten, in gewissen Fällen davon abzusehen? Es lohnt wohl der Mühe, auf diese Fragen zu antworten.

Daß eine Prüfung für die Aufnahme die Regel bildet, ist notwendig und selbstverständlich, insbesondre für die in die unterste Klasse Aufzunehmenden, die eine sehr verschiedne Vorbildung genossen haben. In Preußen ist es schon anders, weil dort sehr viele Gymnasien Vorschulen haben, die mit jenen organisch verbunden sind, und wo die Erreichung des Zieles der ersten Vorschulklasse gleichbedeutend ist mit der Aufnahmefähigkeit in die unterste Klasse des Gymnasiums; wenn also der Direktor des Gymnasiums zugleich einen bestimmenden Einfluß auf die Vorschule hat und er selbst durch seine Namensunterschrift auf dem Jahreszeugnisse es ausspricht, daß der betreffende Knabe für das Gymnasium reif sei, dann hat es keinen Sinn, noch eine Prüfung anzustellen. In Sachsen hat man keine Vorschulen, und somit fällt diese Möglichkeit einer Aufnahme in die unterste Klasse ohne Prüfung weg.

Aber ist es auch so mit der Aufnahme in die übrigen Klassen? Schreibt nicht die Prüfungsordnung die Beibringung eines Zeugnisses über die bisher genossene Bildung vor? Kann nicht diese Bildung in einem andern Landesgymnasium genossen worden sein, das ja ganz dieselbe Lehrordnung, genau dieselben Lehrziele haben muß? Auch dann also eine Aufnahmeprüfung, wenn der Knabe von einem andern Gymnasium kommt? Man denke sich: Ein Beamter wird aus einer Stadt, wo sein Sohn das Gymnasium besucht hat, in eine andre versetzt, wo gleichfalls ein Gymnasium ist, in das er nun seinen Sohn bringen will. Der Junge hat — nehmen wir an — in Tertia gesessen (der Vater wurde innerhalb des Schuljahres versetzt) und bringt nun das Zeugnis bei: „X hat soundsolange in Tertia gesessen": der Rektor aber prüft ihn und findet ihn nur für Quarta reif! Also an dem frühern Gymnasium, das, wohlgemerkt, ganz denselben Lehrplan hat, ganz dieselben Lehrziele stellen muß wie das neue, hat er drei Klassen durchgemacht, drei oder mehr Jahre lang haben ihn seine Lehrer beobachtet und kennen lernen können; sie sind in der Versetzungskonferenz darüber einig geworden, daß er nach dem, wie ihn seine Lehrer seit drei Jahren kennen gelernt haben, reif für Tertia sei, und er hat in dieser Klasse bereits gesessen — da kommt er an ein andres Gymnasium mit denselben Lehrzielen, und nach einer drei- bis vierstündigen Prüfung (länger wird sie kaum dauern) wird ihm erklärt: Du kannst nur nach Quarta kommen! Das kann doch nur heißen: Wir lernen dich in drei bis vier Stunden genauer

kennen, als deine bisherigen Lehrer in so viel Jahren. Zugleich liegt aber darin eine so schnöde Kritik der andern Schule, wie man sie sich nicht herber und rücksichtsloser und doch zugleich unberechtigter denken kann. Einen Knaben eine Klasse tiefer setzen, als er an einem andern Landesgymnasium saß, was heißt das anders, als daß das andre Gymnasium die Bestimmung über die Lehrziele entweder nicht richtig verstanden hat oder nicht richtig darnach verfahren ist, oder gar, daß es trotz bessern Wissens den Knaben unreif versetzt hat. Und einen Rektor, der einen solchen Vorwurf verdient, setzt der Minister nicht gleich ab? Oder läßt er es ruhig geschehen, daß die Leistungen und das Verfahren der einen Schule von den „Kollegen" des nicht über, sondern vollkommen neben dem andern stehenden Gymnasiums in dieser Weise kritisirt werden? Und der Junge muß nun ein ganzes Jahr länger auf der Schulbank sitzen, und der Vater unterhält ihn ein ganzes Jahr länger, bringt ihn soviel langsamer vorwärts, trotzdem, daß die Lehrziele für alle Gymnasien gleich sind. Dazu fehlt dann nur noch — was auch vorkommt —, daß der Junge sich nun wirklich „besser macht," als man nach den Kenntnissen, die er von der frühern Schule mitbrachte, annehmen durfte — mit andern Worten: Wir wissen den Jungen viel besser zu behandeln, als er früher behandelt worden ist.

Eine solche Behandlung der Sache — wir wollen garnicht sagen: eine solche Bethätigung der Kollegialität — ist unwürdig; nicht würdiger ist es aber, wenn, was auch vorkommt und eine Zeitlang an einer Schule beinahe Praxis war, deren Leiter in Versammlungen immer das große Wort führte, der Rektor der neuen Schule die Aufzunehmenden höher setzt, als sie an der frühern Schule saßen oder versetzt wurden. Entweder stellt er sich damit ein Zeugnis aus, das die vorgesetzte Behörde veranlassen müßte, einzuschreiten und ihm die Erreichung der Lehrziele noch deutlicher zur Pflicht zu machen, als es die Verordnung schon thut, oder er bringt den Knaben in eine Klasse, in der er nicht mit fortkommen kann und sitzen bleiben muß, und das ist unter allen Umständen mißlich.

Hier muß Wandel geschaffen werden, und es ist dies auch weder schwer noch bedenklich. Die der Kollegien wenig würdige und für die Betroffenen sehr harte bisherige Praxis muß einfach durch eine Verordnung des Ministeriums dahin abgeändert werden, daß mit Knaben, welche von einem andern (allenfalls Landes-) Gymnasium kommen und freiwillig dasselbe wechseln wollen, auf dem Gymnasium, wo sie sich melden, nicht geprüft werden dürfen, sondern einfach in die Klasse gesetzt werden müssen, in der sie in der frühern Schule saßen oder in die sie zuletzt versetzt wurden. Kommt der Schüler in dieser Klasse nicht fort, so muß er freilich den Kursus der Klasse zweimal durchmachen; aber es entspricht diese Praxis, meinen wir, nicht nur dem Sinne der Lehr- und Prüfungsordnung, sondern auch der Gerechtigkeit mehr als die bisherige. Mag sich der Minister dann über jeden einzelnen Fall, wo ein solcher Schüler das Ziel nicht erreicht hat, Bericht erstatten lassen, dann ist er sehr wohl in der Lage, Abhilfe eintreten zu lassen und etwaige zu große Unterschiede in den Anforderungen auszugleichen. Der hier gemachte Vorschlag ist auch durchaus nicht neu, sondern besteht bereits seit Jahren, irren wir nicht, in der ganzen preußischen Monarchie, jedenfalls in der Provinz Sachsen, und hat sich dort vollkommen bewährt. Was sich aber dort bewährt hat, wird wohl in Sachsen auch möglich sein.

Die Verwendung von Personennamen zu Ortsbezeichnungen ist an und für sich eine naheliegende und gerechtfertigte Sache. Kein loyaler Deutscher wird es anders als in der Ordnung finden, wenn es überall Wilhelmsstraßen, Wil-

helmsplätze, Wilhelmsgärten ꝛc. giebt, und wenn hübschen Aussichtspunkten mit Vorliebe der Name Wilhelmshöhe oder auch Bismarckshöhe beigelegt wird. Aber „alles mit Maß.“ Italienreisende haben uns versichert, es gebe nicht Oederes und Eintönigeres und nichts, was nach einiger Zeit einen übleren, halb zum Spott, halb zum Zorn reizenderen Eindruck mache, als die nirgends fehlenden Strada Vittorio Emanuele, Corso Cavour und ähnliche Namen; und wir unsrerseits bekennen, daß wir dies den Leuten vollkommen nachzufühlen imstande sind. Wir möchten daher einen Vermittlungsvorschlag machen. Ueberall da, wo etwas neues geschaffen oder aufgefunden worden ist, da thue man seiner patriotischen Gesinnung keinen Zwang an. Insbesondre bei Straßennamen in rasch wachsenden Städten ist man ja wirklich zum guten Teile darauf angewiesen, sich unsrer, in jüngster Zeit historisch gewordenen Namen zu bedienen, und die Erfahrung lehrt auch, daß diese Namen sich rasch einleben und das ihnen anfangs anhaftende konventionelle, kühle Gepräge bald verlieren. Auch wo ein Aussichts- oder Ausflugspunkt neu entsteht, würden wir unsrerseits zwar immer eine von dem Charakter der Aussicht oder Gegend hergenommene Bezeichnung vorziehen, lassen es uns aber gefallen, daß auch hier einmal die Namen unsrer Helden und großen Männer mit herangezogen werden. Aber das glauben wir im Namen des guten Geschmacks empfehlen zu dürfen: wo ein Punkt einmal einen hergebrachten und dabei womöglich charakteristischen Namen hat, da lasse man ihm denselben. Man macht unsern Kaiser und man macht Bismarck nicht größer, wenn man an die Stelle einer volkstümlichen, von selbst erwachsenen Bezeichnung eine kahle und künstliche setzt. Und so können wir auch durchaus nicht die Entrüstung darüber teilen, daß in Bielefeld der Rat es abgelehnt hat, den Namen einer benachbarten Höhe in „Bismarckshöhe“ umzuwandeln.*)

Wir haben auf diesem Gebiete Dinge erlebt, die uns fast das Herz abdrückten. Unweit Konstanz liegt ein zum Teil mit Reben bewachsener Hügel mit reizender Aussicht auf den Bodensee und die Alpen, besonders aber hinüber nach dem schwäbischen Ufer, nach Meersburg und dem gegen Ueberlingen sich hinziehenden Gestade, sowie hinunter an das diesseitige, von Obst und Wein strotzende Seeufer; der Hügel hieß der Sonnenbühl. Ebenso giebt es auf der reizenden Insel Reichenau im Untersee einen prächtigen Punkt, den höchsten der Insel; er hieß von uralter Zeit her die Hohewacht. Diesen beiden Punkten ist in dem badischen Loyalitäts- bez. Liberalismustaumel der sechziger Jahre der Name „Friedrichshöhe“ beigelegt worden. Ist das nicht, um sich die Haare auszuraufen? So gab es bei Stuttgart ein „Luginsland.“ Das mußte sich um dieselbe Zeit in Wilhelmshöhe verwandeln!

Wer mit uns darin übereinstimmt, daß derartiges im Interesse unsrer edeln Sprache, deren Bildungs- und Formentrieb doch begünstigt und nicht erstickt werden sollte, zu vermeiden sei, mit dem wollen wir uns gerne über so viele Bismarckstraßen und Bismarckplätze, wie er nur immer will, friedlich auseinandersetzen.

*) In Leipzig forderten nach 1870 auch verschiedne Heißsporne, den Floßplatz in Kaiser-Wilhelmsplatz umzutaufen. Der Rat aber ging nicht darauf ein, und doch wird man einen besser kaiserlich und nationalgesinnten Stadtrat als den Leipziger wahrscheinlich in ganz Deutschland nicht finden. Aber was hätte es für einen Sinn gehabt, einen alten historischen Namen, an dem ein Stück Stadtgeschichte hängt, ohne Not wegzuwerfen? D. Red.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Das Ende vom Liede im Sudan.



Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen, und der Spott wird berechtigt sein, wo der Schade verdient ist. Das Ende vom Liede im Sudan ist eine ungeheure Blamage Englands, wie sein Anfang und seine Fortsetzung eine Reihenfolge von unerhörten Mißgriffen, Ungeschicklichkeiten, falschen Berechnungen, halben oder zu spät kommenden Maßregeln war. Der materielle Verlust ist groß, aber ersetzbar, der moralische größer und vielleicht niemals, wenigstens nicht bald zu ersetzen. England hat bei seinen Unternehmungen am obern Nil und am Roten Meere viel Blut und viel Geld, noch mehr aber Ansehen verloren. Es erfreut sich eines großen und vollen Beutels, und so wird es das Geld verschmerzen. Es kann die Lücken, welche die drei Feldzüge in die Reihen seiner Armee gerissen haben, durch neue Mietsoldaten ausfüllen. Die Einbuße aber, die es an seinem Ansehen als Weltmacht und namentlich als Macht über muhammedanische Völker erleidet, wenn es sich jetzt unverrichteter Sache aus dem Sudan zurückzieht, erscheint fast unwiderbringlich.

Hin ist mit diesem jetzt großenteils vollendeten Rückzuge die reichliche Hälfte dessen, was durch das Bombardement Alexandriens und durch den Sieg bei Tel El Kebir gewonnen wurde, hin der ganze Eindruck, den die Erfolge machten, welche die Truppen Wolseleys und Grahams mit ihrer bessern Bewaffnung über die halbwilden Speerträger des Mahdi erfochten. Die Niederlage Arabis ist durch den Propheten von Kordofan gerächt und ausgeglichen worden. Allah war mit seinem Gesandten, und die Krieger des Islam triumphirten über die fränkischen Kafirs und ihre Verbündeten, die ägyptischen Türken, die nicht besser sind als sie. Weder mit Güte noch mit Gewalt vermochten die Feinde des Glaubens etwas auszurichten. Chartum fiel, bevor sie

es entsetzen konnten, und die Hoffnung, es wiederzunehmen, ist nunmehr aufgegeben. Wollen und Nichtkönnen war die Signatur des ganzen Unternehmens. So geht die Rede von Bazar zu Bazar, von Post zu Post in der muhammedanischen Welt, und die Folgen können nicht ausbleiben. Je weiter weg vom Schauplatze dieser Niederlage der britischen Politiker und Generale, desto größer wird sie erscheinen, desto tiefer wird sie wirken, destomehr wird man von ihr erwarten. Die öffentliche Meinung in Indien, Persien und Afghanistan muß sie fast wie die Vernichtung des britischen Heeres in den Chaiberpässen betrachten, zumal wenn man nichts davon erfährt, daß der Rückzug vor dem Mahdi wie damals durch Rückkehr in das Land und Rache an den Siegern wettgemacht wird. Daß die Engländer nicht sowohl vor dem Propheten und seinen Derwischen als vor dem Klima aus dem Lande weichen, wird diesen Gefühlen keinen Eintrag thun. Genug, daß sie weichen, daß sie nicht imstande waren, zu erreichen, was sie erstrebten. Die ausschweifenden Hoffnungen, die sich an diese Thatsache knüpfen, werden sich nicht erfüllen. Der Mahdi wird weder die Grenze Nubiens überschreiten, in Ägypten einrücken und Kairo erobern, noch von Suakin über das Rote Meer nach Arabien vordringen. Aber der Glaube an die Macht der englischen Waffen ist stark erschüttert worden und wird lange erschüttert bleiben, vom Nil bis an den Indus und Ganges, und auf der mit diesem Glauben verbundenen Furcht ruht die Herrschaft Großbritanniens in der ganzen Welt, soweit sie der Halbmond des Islam bescheint.

Jeder, der mit den „Chamsins," den erstickenden Glutwinden Oberägyptens, Bekanntschaft gemacht hat, weiß, daß dieselben dem Heere Wolseleys, wenn es bis zur Wiederaufnahme der Operationen gegen den Mahdi, d. h. bis Oktober, in der Provinz Dongola verblieben wäre, allmählich den Untergang gebracht hätten, wie einst die Eiswinde Rußlands der großen Armee Napoleons. Schon in der ersten Woche des März stieg im Lager Wolseleys bei Korti das Thermometer im Schatten auf 120 Grad Fahrenheit. Diese Hitze herrschte in den Zelten, unter dem Schutze hoher, breitwipfeliger Akazien und angesichts der weiten Fläche des Stromes und seiner Uferebne, sie währte von früh neun bis abends fünf Uhr, und die Nacht war nicht viel kühler. Vom Mai an bis Ende September aber erreicht jene Hitze zehn bis fünfzehn Grad mehr und ist dann selbst für die Eingebornen kaum erträglich. Europäer aber würden eine so hohe Temperatur fünf Monate lang selbst dann kaum ohne Schaden aushalten können, wenn sie mit guten Quartieren, passender Kleidung und reichlicher, dem Klima angemessener Nahrung versorgt wären. Mit Lebensmitteln aller Art wurde das Heer Wolseleys eine Zeit lang durch die Firma Cook u. Komp., welche zu dem Zwecke 20000 Ägypter gemietet und den Nil mit Dampf- und Ruderbooten bedeckt hatte, genügend versehen. Das Fallen des Stromes erschwerte die Verproviantirung von Woche zu Woche mehr, und um die Mitte des März schloß der niedrige Stand desselben jede Hoffnung auf weitere Versorgung des

Lagers mit mehr als dem unbedingt Notwendigen aus. Mit der Bekleidung der Truppen war es noch schlimmer bestellt, und von einigermaßen geräumigen und luftigen Gebäuden zur Unterbringung derselben war nicht die Rede. Sie gingen in zerlumpten Uniformen und zerrissenen Stiefeln umher, ihr Bett war der nackte Erdboden, als Dach schützte sie gegen die Backofenhitze der Sonne meist nur eine wollne Decke, die auf vier Durrahhalmen als Pfosten ruhte, oder eine Hütte aus solchem Material; denn die Zelte, die später eintrafen, waren zu gering an Zahl und überdies nicht zweckmäßig eingerichtet — man weiß ja, daß die Verwaltung der englischen Intendanturen und Kommissariate immer viel zu wünschen übrig ließ. Der britische Soldat ist an reichliche Verköstigung gewöhnt, hier aber ging es in diesem Punkte knapp zu: es gab die gewöhnliche Kommißration, meist Fleisch aus Blechbüchsen, dann frisches, das bei der Hitze rasch verdarb, grobes Brot aus dem Getreide des Landes, Durrah und Gerste, gemischt mit Linsenmehl, eine Hand voll komprimirtes grünes Gemüse, etwas Thee in Nilwasser gekocht und etwas Zucker. Umgeben von einer Bevölkerung, welche die „Ungläubigen“ in gleichem Maße haßte, wie sie den Mahdi fürchtete, befanden sich die Truppen Wolseleys in einer Lage, die an dumpfe Verzweiflung grenzte. Sie hatten, als das Heer sich noch bewegte, noch ein nahes Ziel vor sich hatte, tapfer gekämpft und gelitten, angegriffen und sich gewehrt, starke Märsche gemacht und Verschanzungen gebaut. Vertrauen auf ihre Führer hob und trug sie, die tägliche Gefahr stählte ihre Nerven. Jetzt hatten sie dem Ziele den Rücken gekehrt, ihre Gefechte, ihre Strapatzen waren vergeblich gewesen. Eine eintönige Ruhe von fünf Monaten lag vor ihnen, wechsellos und thatenlos, ohne Interesse. Täglich schwand die Hoffnung auf eine Wiederaufnahme der Operationen und der Glaube, in Chartum den endlichen und entscheidenden Sieg zu feiern, für den soviel geopfert und, geduldet worden war. Dazu immer und immer wieder die sengende Sonne der Tropen, der unbarmherzige Moloch, und dazu endlich umsichgreifende Krankheiten und zahlreiche Todesfälle, hervorgegangen ebensosehr aus physischen als aus moralischen Ursachen, Folgen der Ausdünstungen der Schlammbänke, die der einschrumpfende Nil auftauchen ließ, Erzeugnisse von Fieberluft und Sonnenbrand, aber auch Folgen von Enttäuschung, Abspannung und gezwungene Stillliegen ohne Aussicht auf baldige neue Thätigkeit. Schon im März gab es unter den Truppen bei Korti viele Kranke, die an Typhus und Dysenterie litten, sodaß die Lazarete für sie nicht ausreichten, und die Liste der Sterbefälle wurde jede Woche größer. Schon damals erklärten Mitglieder des medizinischen Stabes Wolseleys, daß vierzig bis fünfzig Prozent seiner Soldaten und Offiziere sterben oder als Invaliden heimkehren würden, wenn man die Armee den Sommer über im Sudan verweilen ließe.

„Es ist gewiß nicht anzunehmen, schreibt später ein Augenzeuge nach London, daß die öffentliche Meinung, die Regierung und die militärischen Behörden

gestatten werden, daß die Truppen in den Lagern von Sani Kurot oder zu Merawi, Debbeh und Dongola oder irgendwo südlich von Wadi Halfa bleiben, bis der Sommer vorüber ist. Der Versuch würde zu gewagt sein. ... Wie aber sollen die Leute weggebracht werden? Je nun, nilabwärts in den 750 Walfischbooten, die nach Lord Wolseleys Berichten noch diensttauglich sind." Dieselben könnten, so führt der Korrespondent weiter aus, wenn 500 davon jedes 20 Mann aufnähmen, 10 000 Mann zurückbefördern, und Wolseley hätte gegenwärtig beträchtlich weniger als 8000 noch beisammen. Die Mannschaften könnten die Fahrzeuge über die Untiefen ziehen oder tragen, und so täglich 20 englische Meilen per Tag zurücklegen. Selbst wenn sie auf Kameelen reiten oder zu Fuß marschiren müßten, würden sie sich ohne Zögern entschließen, die Gelegenheit zum Davonkommen zu ergreifen, und würden in nächtlichen Märschen Wadi Halfa, den äußersten Saum der europäischen Zivilisation, zu erreichen suchen.

Das war in der Hauptsache gewiß richtig, und vielleicht war es ebenfalls eine nicht gerade grundlose Hoffnung, wenn man auf die Frage, was bei der Räumung des nördlichen Sudan aus den Eingebornen werden solle, die sich zu den Engländern freundlich verhalten hätten, die Antwort gab, entweder könne man ihnen die Auswanderung nach Ägypten ermöglichen oder ihnen die Mittel schaffen, sich gegen den Mahdi selbst zu verteidigen. Das letztere dachte man sich in der Weise, daß der Mudir von Dongola in den Stand gesetzt werden sollte, den am Nil herabziehenden Propheten von seiner Provinz fernzuhalten. Mustafa Jauar Pascha, so argumentirte man, würde, wenn man ihn mit Geld unterstützte, sicherlich bereit sein, den Auftrag zu übernehmen. Seiner Treue könnte man sich nach orientalischer Sitte dadurch versichern, daß man seine beiden Söhne als Geiseln mitnähme. Lieferte man ihm gute Waffen und gäbe man ihm jährlich hinreichende Subsidien, so könnte er seine Streitkräfte, jetzt 1200 Mann, leicht verzehnfachen, und diese Truppen würden ebenso tapfer kämpfen wie die Leute des Mahdi; denn auch er werde als ein heiliger Mann geachtet und gefürchtet. Es wäre durchaus nicht unmöglich, daß er nicht nur die Gegenden von Merawi, Korti und Debbeh mit Erfolg verteidigte, sondern zur Offensive überginge und den Sudan bis nach Chartum zurückeroberte und beruhigte. Endlich ließ sich auch der weitere Vorschlag hören, der sich in die Worte zusammenfaßte: Unsre Truppen bleiben vorläufig bei Wadi Halfa stehen, und wir fahren mit dem Bau der Eisenbahn von Suakin nach Berber fort. Es ist der einzige Weg, auf dem der mahdistischen Bewegung sicher und ohne viel Blutvergießen ein rasches Ende gemacht werden kann. Die Truppen würden mit einer Eisenbahn hinter sich niemals weit von ihrer Operationsbasis entfernt sein, sie wären in diesem Falle leicht mit allem Nötigen zu versorgen, ihre Verwundeten und Kranken in wenigen Stunden an die Küste und auf die Schiffe zu bringen. Der Mahdi würde von einem Vormarsch gegen die Provinz Don-

gola absehen, da er nach Vollendung der Bahn befürchten müßte, sich plötzlich den Rückzug nach dem Süden abgeschnitten zu sehen.

Diese Betrachtungen hatten manches für sich, aber die Regierung in London hat anders beschlossen, und wenn England dadurch Schaden an seinem Ansehen erleidet, so wird vielleicht größerer Schaden verhütet. Die Unternehmung gegen den Sudan war von vornherein eine verfehlte Maßregel, wenn sie nicht von einem entschlossenen Geiste getragen wurde, wenn man nicht klar wußte, was man wollte und konnte. Gladstone trägt nicht die Hauptschuld. Diese fällt vielmehr auf die Schultern der Opposition, die ihm den Feldzug abdrang, und auf die Rechnung Wolseleys, der sich das Nilthal zum Wege nach Chartum wählte, ohne genau zu wissen, wie der Strom und das Land beschaffen waren. Der rechte Weg war trotz alledem, was sich gegen ihn sagen ließ, der von Suakin durch die Wüste nach Berber, sobald eine Eisenbahn, die sich, energisch angegriffen, in nicht zu langer Frist vollenden ließ, fertig war. Hier konnte die Seemacht Englands zu voller Geltung gebracht werden. Auch auf dem andern Wege wäre Erfolg zu hoffen gewesen, wenn man ihn eher betreten hätte. Gladstone aber war anfangs gegen jeden größern Feldzug, und dann nur mit halbem Herzen dabei. Ihn interessirte überhaupt mehr die Demokratisirung Englands als dessen Macht an den Peripherien des Reiches. Die Demokraten in seiner Umgebung sympathisirten mit der Erhebung im Sudan, weil sie eine freiheitliche war, und weil die Freiheit siegen muß, wenn auch alles dabei über den Haufen fällt. Der Chedive wurde gezwungen, den Sudan aufzugeben. Dann sollte Gordon das Land auf friedlichem Wege rekonstruiren, mit Geld und guten Worten eine neue Ordnung herstellen. Daß dies nicht wohl möglich war, hätte man wissen können; denn es fehlte in London nicht an sachkundigen Ratgebern. Es mißlang denn auch, Gordon mußte Gewalt brauchen, und nicht lange währte es, so war er in Chartum ein Belagerter. Seine Bitten um Hilfe blieben in London monatelang unerhört, und erst als sich die öffentliche Meinung energisch der Hilflosigkeit des Generals, der England vertrat, annahm, die Opposition sich aus der Sache eine Waffe machte und Gladstones Stellung bei längerm Zögern sehr unsicher geworden wäre, setzte sich, nachdem Vorbereitungen noch einige Wochen weggenommen hatten, Wolseleys Heer in Bewegung. Die Parole lautete auch jetzt nur: Rescue and retire, Gordon retten und dann umkehren. Die natürlichen Schwierigkeiten, die im Wege standen, waren größer, als man gerechnet hatte. Man kam erst in die Nähe Chartums, als es gefallen und Gordon tot war. Die Macht des Mahdi war bedeutender, als berichtet worden war. Man mußte sich von Gubat wieder nach Korti und von da nach der Provinz Dongola zurückziehen. Neue Parole von London: Wir bleiben den Sommer hindurch, wo wir jetzt sind, und ziehen zum Herbst wieder gegen Chartum, um Gordons Untergang zu rächen und seine Aufgaben zu erfüllen. Wir bauen die Eisenbahn vom Roten Meere nach Berber, werfen Osman

Digma und seine Hadendowa, die uns daran hindern wollen, nieder und greifen den Mahdi auch von dieser Seite an. Das Klima nötigte, auch diese Pläne aufzugeben. Wolseley wird Gordon nicht rächen, seine Truppen werden bis auf eine mäßige Abteilung, die bei Wadi Halfa nicht fern von der Grenze des eigentlichen Ägyptens Stellung nehmen wird, nach Kairo und Alexandrien zurückkehren, um dann entweder nach England oder nach Indien zu gehen. Grahams Armee hat Suakin zum größeren Teile schon geräumt, die angefangene Eisenbahn nach Berber bleibt unvollendet, Osman Digma sich selbst überlassen wie sein Prophet und Gebieter in Chartum. Zum erstenmale seit Jahrzehnten gesteht die englische Politik thatsächlich ein, daß sie nicht allmächtig ist. Mehr Voraussicht, mehr Sinn für die auswärtigen Fragen, mehr Konsequenz und Entschlossenheit, weniger Abhängigkeit von den Parteien, weniger Anhänglichkeit an die Stellung beim Staatsruder hätten dem obersten Leiter dieser Politik wahrscheinlich dieses Geständnis erspart. Er mußte gegen den Sudan ohne Verzug oder garnicht Gewalt brauchen. Jetzt hat er Millionen an Geld geopfert und — der fromme Friedensfreund! — viel Blut vergossen, englisches Söldnerblut und — der Freund der Völkerfreiheit! — sudanesisches Patriotenblut. Jetzt hat er Großbritannien in den Augen des Orients schwer heruntergebracht. Und die Lage im Sudan bleibt, als ob nichts geschehen, nichts von englischer Seite versucht und geopfert worden wäre, sie ist in allem Wesentlichen dieselbe wie in der Zeit zwischen der Niederlage der Ägypter unter Hicks Pascha und der Sendung Gordons, des ersten Mißgriffs in der langen Kette von Mißgriffen, welche die Engländer begangen haben, seit sie in Ägypten zu regieren begannen.

England ist mit der Schwierigkeit im Sudan so wenig allein fertig geworden, wie mit den Schwierigkeiten, die ihm mit seinen Ansprüchen in Ägypten erwachsen sind. Hier wird es sich mit den übrigen Großmächten nachgiebig verständigen, dort wird es sich die Meinung des deutschen Reichskanzlers, die derselbe wiederholt geäußert hat, aneignen, d. h. versuchen müssen, mit dem Sultan zusammenzuwirken. Das scheint jetzt, wenn die konservative Presse Londons nicht irrt, von der öffentlichen Meinung in England begriffen zu sein. Nur im Einvernehmen mit Stambul wird Gladstone oder sein Nachfolger das Rätsel lösen, welches die ägyptische Sphinx in betreff des Sudan aufgiebt. Nur mit Erlaubnis oder Beistand des Padischas, des Nachfolgers der Chalifen, kann England seine Interessen am Suezkanal sicherstellen und den gespenstigen Schrecken bannen, den die Möglichkeit eines Vordringens des Mahdi nach dem untern Nilthale wie einen riesenhaften Schatten vor sich herwirft. Vielleicht ist's nur ein rasch vorübergehender, bald verfließender Wolkenschatten. Wir wissen wenig Bestimmtes über den Mahdi. Vielleicht ist es wahr, wenn englische Blätter melden, er sei von einem Nebenbuhler bedrängt und bereits einmal geschlagen. Er kann sinken, während jener steigt, um dann wieder zu fallen und einem

Dritten seine Stellung zu überlassen. Der Islam ist so fruchtbar an falschen Propheten und Sektenstiftern mit weltlichen Zielen wie einst das Christenthum. Die über Muslime herrschenden christlichen Mächte sind dieser Gefahr besonders ausgesetzt, und es ist sehr möglich, daß nur die Anwesenheit Gordons und das Vorrücken Wolseleys im Sudan die Häuptlinge und Stämme einigte, die vorher uneins waren und sofort wieder uneins wurden, als der Ungläubige, der gemeinsame Feind, den Rückzug antrat. Die Wüstenaraber sind, wie es scheint, nicht darnach angelegt, lange zusammenzuhalten und sich zu einer festen militärischen Macht zu entwickeln. Die Tapferkeit der Einzelnen ist derart, daß sie gleichbewaffneten Soldaten der Kulturwelt wahrscheinlich mehr als gewachsen sein würden. Mannszucht und gute Gewehre allein ließen die Engländer über Gegner siegen, welche sich furchtlos in gewissen Tod stürzen, weil sie als Ghasi, als Glaubenskämpfer, hinter, über ihm das Paradies sehen. Aber noch ist in neueren Zeiten kein Feldherr wieder erschienen, der diese individuellen Helden der Wüste zu einem großen Heere zusammengeschmolzen hätte, das unbedingt zu gehorchen, das dauernd einem und demselben Ziele zuzustreben versteht, und das hinter sich eine Organisation hat, welche eine sichere, wandelnde oder feste Hilfsquelle für alle Fälle der Versorgung mit Lebensmitteln, Munition u. dergl. bildet. Wie der Sand ihrer Wüste können sie von einem Sturme des Fanatismus aufgewirbelt werden, um gegen alle loszustürzen, die in ihre Einöden eindringen, aber jeder Schritt, der sie in mehr kultivirte Gegenden und gegen befestigte Stellungen und Städte führt, verrät ihre Schwäche. Sie sind nicht einmal imstande, lange das Feld zu halten. Sie lösen ihre Heerschaaren auf, um da und dort zu Brunnen und Wasser für sich, ihre Pferde und ihre Kameele zu gelangen. Sie gehen auf Monate nach Hause, um ihre Äcker zu bestellen oder ihre Ernte einzubringen. Gerade diese Eigentümlichkeiten erschweren neben dem Klima am meisten den Kampf mit ihnen. Man kann sie schlagen, aber sie bleiben nicht geschlagen. Sie zerrinnen, diese Heere der Wüstenmenschen, aber sie gerinnen auch wieder. Sie können, heute durch eine Niederlage zerstäubt, zu jeder Zeit sich wieder sammeln, wie man bei Osman Digmas Haufen gesehen hat, und England mit seiner kleinen Armee und seiner kostspieligen Kriegführung kann für sich allein Ägypten und den Sudan nicht halten. Dagegen wäre dies sehr wohl möglich im Bunde mit einer Macht, die freilich bei Gladstone der „unaussprechliche Türke“ heißt, mit der vereint man aber das Ansehen des Chalifen, des geistlichen Oberhaupts aller Muslime, gegen den Mahdi oder seine Nebenbuhler in die Wagschale werfen könnte.



Das französische Deportationsgesetz.



Die Zustände in Frankreich, insbesondre die in der Hauptstadt des Landes, haben im Laufe der letzten vierzehn Jahre unter der dritten Republik in Beziehung auf die Vermehrung der Verbrechen und die öffentliche Unsicherheit einen so bedenklichen Grad erreicht, daß ein Gesetz zur Notwendigkeit geworden ist, dessen Annahme in den letzten Tagen trotz des erbitterten Kampfes der radikalen Presse und eines Teils der Deputirten der äußersten Linken gegen dasselbe erfolgte: das Gesetz über die Deportation der rückfälligen Verbrecher.

Die unter dem zweiten Kaiserreiche herrschende verhältnismäßig sehr hohe Sicherheit des Aufenthalts namentlich in Paris, welche z. B. dem Fremden ermöglichte, zu jeder Tages- und Nachtzeit selbst in den verrufensten Gegenden der Stadt unbehelligt zu verkehren, hat alsbald nach dem Sturze des Kaiserreichs einem Zustande der Gefahr Platz gemacht, welcher einen erheblichen Rückgang des Fremdenzuflusses zur Folge hatte, und ist neuerdings auf einen Zustand der Unsicherheit gestiegen, welcher zur öffentlichen Warnung der Fremden vor dem Besuche der Hauptstadt führte. Es haben sich starke Verbrecherbanden gebildet, welche komplottmäßige schwere Diebstähle und Raubanfälle beinahe allnächtlich verüben, harmlose Personen werden in belebten Gegenden überfallen und schwer mißhandelt, in einzelnen Stadtvierteln vergeht keine Woche, in welcher nicht ein bis zwei Menschen totgeschlagen werden. Die Polizei, deren Macht der radikale Gemeinderat bei jeder Gelegenheit zu schwächen sucht, ist gegenüber der kolossalen Vermehrung der Verbrecher nicht mehr imstande, mit Erfolg einzuschreiten, sie wird, wenn sie Hilfe zu leisten versucht, von ganzen Banden angegriffen, und die Folge ist, daß eine Masse von Verbrechen gegen Eigentum, Leib und Leben keine Sühne mehr findet. Einen Hauptbestandteil dieser organisirten Verbrecherbanden bilden die Zuhälter (Louis), deren Zahl sich auf eine wahrhaft erschreckende Weise vermehrt. Gegen dieses arbeitsscheue, verächtliche, zu jedem Verbrechen bereite Gesindel war die Polizei bisher völlig machtlos, dasselbe konnte sein Gewerbe unter den Augen der Obrigkeit mit der schamlosesten Frechheit ausüben, ohne daß es möglich gewesen wäre, dem Treiben entgegenzutreten.

Es ist nun als ein besonders glücklicher Griff zu bezeichnen, daß das oben angeführte neu angenommene Deportationsgesetz auch die Zuhälter unter diejenigen Verbrechergattungen aufgenommen hat, gegen welche Deportation zu-

lässig ist. Dieselbe kann allerdings bloß dann zuerkannt werden, wenn das berufsmäßige Zuhälterwesen sich einmal mit einem Eigentums- oder Sittlichkeitsvergehen verbindet, und es wäre wünschenswert gewesen, dasselbe auch ohne einen solchen Nachweis fassen zu können, um es gründlich auszurotten; jedenfalls ist aber schon die jetzt beschlossene gesetzliche Bestimmung ein erfreulicher Fortschritt auf dem Wege zur Besserung der bestehenden Zustände. Außer gegen die obengenannte Gattung von Verbrechern findet die Deportation nach dem Gesetze statt gegen Verbrecher, welche Raub, Diebstahl, Betrug, Vertrauensmißbrauch, Vergehen gegen die Sittlichkeit im Rückfalle begangen haben, und hierzu kommen die gewohnheitsmäßigen Bettler und Landstreicher.

Während der Beratung des Gesetzes war von dem Kriminalisten Leveillé, der von dem frühern Minister zur Prüfung der Frage an Ort und Stelle nach Guyana gesandt worden war, verlangt worden, daß die Verschickung eine fakultative, nicht eine obligatorische sein solle, daß es sodann der Verwaltung freistehen solle, unter den Verurteilten eine Auslese zu halten und diejenigen, welche sich nach einer Probezeit würdig gezeigt haben, von der Strafe der Verbannung zu befreien. Wenn in dieser Weise unter den Deportirten gesichtet worden sei, so habe man es bei den Nichtbegnadigten mit unverbesserlichen Subjekten zu thun, und diese mit besondrer Milde zu behandeln, liege sodann kein Grund mehr vor; die letztern seien deshalb als nicht im Zustande der Freiheit befindlich anzusehen und ohne Rücksicht auf etwaiges Vermögen ohne Ausnahme zur Arbeit in der Kolonie anzuhalten. Der Senat schloß sich diesen Erwägungen im ganzen an, und die Deputirtenkammer hat sodann das Gesetz in der Fassung des Senats angenommen. Die Deportirten sollen am Deportationsorte innerhalb bestimmter Grenzen internirt und zur Arbeit gezwungen werden, wenn sie nicht den Nachweis liefern können, daß sie im Besitze genügender Existenzmittel sind. Als Deportationsort ist die im Nordosten von Südamerika gelegene französische Kolonie Guyana in Aussicht genommen, welche schon unter dem zweiten Kaiserreiche zu ähnlichen Zwecken benutzt wurde. Die angeblich sehr ungesunden klimatischen Verhältnisse dieses Erdteiles, welche so oft zu bittern Vorwürfen gegen die Regierung des Kaisers herhalten mußten, haben der Republik keinen genügenden Grund gegeben, von der Wahl dieses Ortes abzustehen. Es wurde übrigens bei den Verhandlungen behauptet, daß die dortigen Verhältnisse durchaus nicht so schlimm seien, wie sie dargestellt zu werden pflegen, und im übrigen darauf hingewiesen, daß es sich nicht darum handle, einen möglichst angenehmen Aufenthaltsort für die rückfälligen Verbrecher ausfindig zu machen.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß das Deportationsgesetz ein scharfes Gesetz ist und daß es vielleicht drakonisch wirkt in Fällen, in welchen bisher eine mäßige Freiheitsstrafe als ausreichende Sühne für ein begangenes Verbrechen angesehen wurde, während künftig für dasselbe neben der Freiheitsstrafe auf

lebenslängliche Verbannung erkannt wird; aber die Zustände haben sich, wie schon bemerkt, in einer Weise verschlimmert, daß ein energisches Eingreifen absolut notwendig geworden war; daß dies der Fall ist, geht am deutlichsten aus der Thatsache hervor, daß selbst viele Mitglieder der äußersten Linken nicht gegen das Gesetz zu stimmen wagten. Die Besserungstheorie hat das Gesetz allerdings verlassen oder wenigstens nicht mehr als Hauptzweck der verhängten Strafe aufgefaßt, sondern den Grundsatz an die Spitze gestellt, daß das gemeinschädliche Individuum zum Wohle des Staates und der Gesellschaft beseitigt werden müsse. Wenn auch dieser Grundsatz gegen die Prinzipien mancher Humanitätstheoretiker verstößt, so ist er doch in der Praxis nicht zu entbehren, und die geordnete Bevölkerung ist dem Urheber des Gesetzes, dem frühern Minister Waldeck-Rousseau, sehr dankbar dafür, daß er ihr eine Waffe geschaffen hat, mit welcher sie sich gegen ihre unverbesserlichen Feinde erfolgreich wehren kann.

Hauptsächlich hat die Verbrecherklasse der Zuhälter dazu mitgewirkt, die Notwendigkeit eines solchen Gesetzes zu beweisen, und mit deren rücksichtsloser Unterdrückung wird ein gutes Stück derjenigen Elemente aus der Gesellschaft verschwinden, welche zu frecher Auflehnung gegen Gesetz und Ordnung jederzeit bereit sind. Gegen diese Verbrecherklasse aber haben wir ganz denselben Anlaß mit aller Strenge einzuschreiten, wie dies jetzt in Frankreich geschieht, und dies ist mit unsern bestehenden Strafgesetzen nicht in genügendem Maße möglich. Wenn auch in unserm Strafgesetzbuche die (einfache) Kuppelei mit Gefängnisstrafe bis zu fünf Jahren bedroht und in einem reichsgerichtlichen Urteile (vom 17. Oktober 1884) die Anwendbarkeit dieser gesetzlichen Bestimmung auf die gewöhnliche Thätigkeit des Zuhälters ausdrücklich bestätigt ist, so ist doch erfahrungsgemäß die Überführung eines „Louis" eine schwierige und demgemäß seine Heranziehung zur Strafe eine verhältnismäßig seltene; sodann ist die angedrohte Strafe gegenüber seiner gemeinschädlichen, gefährlichen und verächtlichen Thätigkeit nicht genügend und nicht sachgemäß; es sollte vielmehr, solange wir keine andre Strafe zu verhängen in der Lage sind, wenigstens auf Zuchthaus erkannt werden können. Vielleicht ermöglichen uns unsre Kolonien einmal künftig ein ähnliches Gesetz gegen diese und andre unverbesserliche Verbrecher, wie es jetzt in Frankreich zur Annahme gelangt ist; bis dahin aber brauchen wir ein Gesetz, das uns wenigstens die Möglichkeit giebt, im Heimatlande uns energischer, als es bisher geschehen konnte, gegen diese Leute zu wehren.



Ostpreußische Skizzen.

5. Lebensweise; Speisen und Getränke; allerhand Polnisches.



Einsam! einsam! das ist und bleibt schließlich ein charakteristisches Wort für ostpreußisches Leben. Ein großer Teil der Bevölkerung sieht einen großen Teil des Jahres hindurch nur wenig Menschen. Und auch in den Städten spinnt das Leben sich durchgehends in größerer Stille, in, möchte man sagen, resignirterer Beschränkung auf Haus und Familie ab, als in den meisten andern Teilen Deutschlands. Nicht als ob es an Geselligkeit fehlte; aber sie erscheint nicht in dem Maße als ein notwendiger Bestandteil des Familienlebens wie vielfach anderswo, sondern mehr als etwas Nebenherlaufendes, von außen in die abgeschlossenen Lebenskreise Hineingetragenes. Darum bewahrt sie auch einen etwas förmlichen Anstrich, weil zwar Nachbarschaft, gelegentliche Begegnung, Gemeinsamkeit bei Jagd, bei öffentlichen Interessen &c. vielerlei persönliche Beziehungen herstellen, die man aber doch innerhalb gewisser Schranken halten will. Wem es freilich gelingt, diese Schranken zu durchbrechen, und wer dabei nicht verabsäumt, die hier nun einmal unerläßlichen Formen trotzdem zu bewahren, der wird hinter der förmlichen Kühle des Ostpreußen eine Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit finden, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Diese nicht sofort ins Auge fallende, im tiefern Grunde aber vorhandne Herzlichkeit des ostpreußischen Wesens gehört zu den Gründen, welche selbst den Süd- und Westdeutschen über die Unlieblichkeiten Ostpreußens so verhältnismäßig leicht hinwegkommen lassen. Man merkt gar bald, daß es mit dem verschrieenen Klima nicht halb so arg ist, daß die Provinz selbst landschaftlich noch lange nicht aller Reize entbehrt, daß es sich vergleichsweise billig lebt, daß in keinem Teile Deutschlands Eier, Geflügel, Schinken u. a. besser und billiger sind, und über alles dieses hinaus, daß, sofern man überhaupt noch eine leidlich gesunde, widerstandsfähige Natur hat, die ostpreußische Luft und Lebensweise sehr gut bekommt; endlich, daß der gesellschaftliche Verkehr das Maß seiner Annehmlichkeiten ganz darnach bemißt, wie man selbst sich zu geben weiß, bei einmal gewonnener Grundlage sich aber zu einem sehr ungezwungenen und herzlichen gestaltet. Ganz ungemein zahlreich ist die Menge deutscher Landsleute aus allen Teilen des Reiches, die sich hauptsächlich zwar in Königsberg, doch auch in andern ostpreußischen Städten zusammenfinden, und nicht selten kann man von diesem und jenem die Äußerung hören, daß er sich noch nie

so gesund und wohlauf gefühlt habe wie in Ostpreußen. Die Luft hat ja ohne Zweifel eine gewisse Schärfe, die den Stoffwechsel befördert, und wer also überhaupt einen energischen Lebensprozeß erträgt, dessen Konstitution kann sehr leicht hier einen sehr zuträglichen neuen Anstoß erhalten.

Freilich — alles hat seine Grenzen. In den rauhen Kreis Goldap oder in die ewig feuchte Niederung wird niemand einen an mildes Klima gewöhnten zur Stärkung seiner Gesundheit schicken. In letzterer Gegend dürfte es auch selbst dem Anspruchslosesten zu Zeiten mit der Trennung von allem Verkehr zu arg werden. Alljährlich wenigstens einmal tritt in diesen Strichen der Zustand ein, den der Lithauer „Schacktarp" nennt, zu deutsch etwa „Ich kann nicht."*) Das ist die Zeit, wo Schneeschmelze oder anhaltende Regengüsse die Wege buchstäblich unbrauchbar gemacht haben, derart, daß die Orte, die sich nicht gerade des Besitzes einer Chaussee oder einer Wasserverbindung erfreuen, vollständig in der Lage einer belagerten, von jedem Verkehr mit der Außenwelt streng abgeschlossenen Festung sind. Dieser Zustand dauert nicht selten wochenlang und hat hie und da ernste Not zur Folge. Indessen ist derselbe eine Spezialität, die mit dem geringen Niveau-Unterschiede zwischen dem kurischen Haff und dem bezeichneten Landstriche und dem zu Zeiten aus ersterm eintretenden Rückstau zusammenhängt; zu solchen Zeiten weiß man dann nicht, wo das Land aufhört und das Wasser anfängt, und das Mitteldiug zwischen beiden ist eben der „Schacktarp." In diesem Zustande befindet sich allerdings in unserm Klima nur ein Tier wohl, nämlich das Elenn. Gerade in den Wäldern, welche sich zur Zeit des Schacktarp in Sumpfwälder verwandeln, gedeiht der bekanntlich aufs sorgfältigste gepflegte Rest dieser Überbleibsel einer untergegangenen Tierfamilie. Aber so interessant es sein mag, an einer Elennjagd teilzunehmen, selbst Exzellenz Stephan, welcher in den letzten Jahren mehrmals dieses Vergnügens teilhaftig wurde, dürfte für einen längern Aufenthalt in den Oberförstereien Alt-Sternberg oder Nemonien danken.

An guter Jagd fehlt es übrigens auch sonst in der Provinz nicht. Von Wölfen hört man wohl hie und da einmal, Bären giebts schon lange nicht mehr. Aber Wildschweine sind in manchen Teilen des Landes noch recht zahlreich, Hirsche und Damwild sind wenigstens keine Seltenheit, der Rehstand ist fast überall ein guter. Da spielt denn begreiflicherweise im Leben des Gutsherrn die Jagd noch eine große Rolle. Jagdbesuche durch die ganze Provinz hindurch sind etwas Alltägliches, und wenn auch die früher herrschend gewesene, an polnische Zustände erinnernde Sitte, wonach eine Jagdgesellschaft von einem Gute zum andern zog und auf diese Weise fortwährend anschwoll, so ziemlich

*) Die streng wörtliche Übersetzung ist „Zweig im Wege." Es ist überaus charakteristisch, daß der Lithauer auch in diesem Falle sein Gleichnis von einer — Wagenfahrt hernimmt.

abgekommen ist, so ist doch die Überflutung eines Gutshauses mit allen Gutsherren von weit und breit her zu Jagdzwecken auch heute noch keine Seltenheit. Da geht es denn freilich hoch her, und es giebt keine üblere Nachrede als die einer schlechten Verpflegung von Jagdgästen — gewisse Leute wissen davon zu erzählen. Eigentümlicherweise hat trotz dieser Bedeutung, welche die hohe Jagd für Ostpreußen immer noch besitzt, der „Jagdschaden" hier nur eine untergeordnete Wichtigkeit, und die Hetzereien wegen des Jagdgesetzes haben daher auch hier niemals ernsthafte Beachtung gefunden. Der Grund dürfte einesteils in der großen Menge natürlicher Jagdgrenzen (Seen und dergleichen), andernteils darin zu suchen sein, daß bei der Größe der Güter diejenigen Gutsherren, welche in Betracht kommen können, schon im eignen Interesse dafür sorgen, einen übermäßigen Wildstand nicht aufkommen zu lassen. Auch ist die Zahl derjenigen Gutsherren, welche lieber die größten Opfer an Entschädigungen, Einzäunungskosten rc. bringen, als daß sie sich ihre Jagdfreuden einschränken lassen, immerhin so ansehnlich, daß sich schon hierdurch in Ostpreußen stets eine kulante Praxis in Abfindung des Wildschadens ausbilden konnte.

Außer der Jagdzeit ist es still auf den Gütern, doch reißen die Besuche selten ganz ab. An große Reisen denken die wenigsten Gutsfamilien; man ist durchgehends zufrieden, hie und da einmal einen kleinen Ausflug nach Königsberg, mit Theaterbesuch und dergleichen, machen zu können und freut sich königlich, wenn aus irgendeinem Anlasse in einem nicht zu entfernten Städtchen einmal ein Ball arrangirt wird. An einer gewissen Einförmigkeit des Lebens ist also nicht vorbeizukommen. Freilich sind Küche und Keller gut bestellt. Da die meisten doch etwas Schafzucht treiben, so fehlt es ihnen selten an dem äußerst vorzüglichen Fleisch der hiesigen Lämmer und Hammel, und „was ein Schwein geben kann," das ist ja auch immer bei der Hand. Mit Gemüsen ist es weniger gut bestellt, da der Gartenbau immer noch sehr zu wünschen übrig läßt und manches (so weiße Rüben) in auffallender Weise vernachlässigt zu sein scheint; aber Erbsen sind da, nicht nur die uns bekannten, sondern namentlich auch die berühmten „grauen" ostpreußischen Erbsen, eine sehr massive, eckige, dickschalige Frucht, die aber in der gehörigen Weise (z. B. mit Specksauce) zubereitet, ausgezeichnet schmeckt und einem ostpreußischen Magen auch vorzüglich bekommt. Außerhalb Ostpreußens gedeiht sie nicht, und selbst hier muß die Saat immer aus einer bestimmten Gegend bezogen werden, sonst artet sie aus. Ebenso verfügt man über vorzügliche Kartoffeln; die besten, hier „blanke" genannt, kommen aus dem „großen Moos," wo in der pulverigen Torfmoorerde fast nichts andres gezogen werden kann, während als meistverbreitete Speisekartoffeln die sogenannten Daberschen dienen, eine rote, zum Branntweinbrennen sehr vorzügliche, sonst freilich etwas rauhe Kartoffel. Die feinen Kartoffelsorten des Westens, so die „Mäuse" u. a., sind unbekannt. Auch sonst vermißt man manches, was in West- und Mitteldeutschland angenehme Abwechslung in die

Speisen bringt. Vom Backwerk weiß man hier wenig; die feinen wurstartigen Fleischwaaren, die in manchen Teilen Süddeutschlands eine so große Rolle spielen, treten hier nur in sehr verkümmerter Gestalt auf; „grüne Kerne“ kennt man nicht. Dagegen ist wieder die „Flecksuppe“ etwas spezifisch Ostpreußisches, und zwar in ihrer Art etwas höchst treffliches. Dieses Gericht, für welches in Königsberg eigne „Fleckkeller“ in großer Zahl bestehen und welches im übrigen an gewissen Tagen in vielen, selbst hochfeinen Restaurants zu haben ist, besteht aus kleingeschnittenen, mit Wasser, Pfeffer und Salz zu einer dicken Brühe gekochten Rinder- und Schweinekutteln; sehr gut, wenn es gut ist. Seine „Fleck“ kann der Königsberger Arbeiter auch auf dem Markte von Hökerweibern kaufen, und hat dann eine ebenso nahrhafte wie billige warme Speise. Bekannter geworden sind auch außerhalb Ostpreußens die „Königsberger Klops,“ die in der That für viele Königsberger Familien so etwa das sind, was für spezifisch schwäbische Lehrer- und Pfarrerfamilien die „Spätzle,“ und die gleichfalls auch von den Hökerweibern fertig zubereitet gekauft und auf der Stelle verspeist werden können. Es liegt auf der Hand, daß alle diese schweren, fetten Gerichte einen guten Magen voraussetzen, und den muß man allerdings haben, wenn man die ostpreußische Luft und Lebensweise ertragen will. Einen Hauptmaßstab hierfür bildet die „Schweinevesper.“ In vielen, zumal ländlichen Familien wird zwischen Mittag- und Abendessen (etwa um die Zeit des sächsischen und rheinischen Nachmittagskaffees, doch eher etwas später) eine kleine Mahlzeit dieses Namens eingeschoben, aus kaltem Aufschnitt bestehend und also dem zweiten Frühstück ähnelnd; wer nun da noch gehörig einhauen kann und abends wieder, der wird im allgemeinen seinem Magen einiges zumuten dürfen. Zweifelhafter steht es mit den Getränken. Man findet wider Erwarten viel Rheinwein in Guts- und Wirtshäusern, aber sonderlicher Verlaß ist im allgemeinen nicht darauf. Ein Urteil über Rheinwein kann dem Ostpreußen, schon der so ganz andern Lebensweise wegen, welche das Rheinland bedingt, nicht zugemutet werden, und er hat auch selten eines. Sehr viel besser schon verhält es sich mit dem Rotwein. Der große, jedem Ostpreußen bekannte Mittelpunkt des Rotweinkonsums in der Provinz ist eine elende, im Schloßhofe zu Königsberg an das Schloßgebäude angeklebte Baracke, infolge einiger geschichtlichen Reminiscenzen das „Blutgericht“ genannt. Es ist dies nämlich das Geschäfts- sowie auch das Wirtschaftslokal der altrenommirten Firma Schindelmeißer, keineswegs der einzigen guten und großen, aber jedenfalls der bekanntesten Weinfirma in Ostpreußen. Besonders für den Bezug kleiner, billiger Bordeauxweine dürfte dies eine der besten Quellen in ganz Deutschland sein; für fünfzehn Groschen trinkt man im Blutgericht schon einen trefflichen Wein, und selbst der für eine Mark ist noch sehr trinkbar. Diesen französischen Rotwein versteht der Ostpreuße zu würdigen — es ist etwas daran, wenn Bismarck vor langer Zeit einmal den Bordeaux das „naturgemäße Getränk des Norddeutschen“ genannt

hat. In Bezug auf diese Weine (nach Umständen auch auf die feinern Chateauxweine) ist man also in Ostpreußen nicht übel aufgehoben, jedenfalls nicht schlechter als in andern Teilen Norddeutschlands. Das „Blutgericht" und verschiedne andre Königsberger Firmen (wie z. B. Ehlers) sind in der Provinz jedermann so geläufig, daß man überall zuerst nachsieht, ob eine, die Garantie dieser Geschäfte aussprechende Etikette aufgeklebt ist, und sich in diesem Falle zu höchstem Vertrauen für berechtigt hält. In der That findet man oft selbst in den kleinsten Nestern sehr befriedigende Weinverhältnisse. Doch muß man nicht glauben, auf den Gütern sei ein — wenn auch nur billiger — Rotwein etwas alltägliches. Es ist durchaus keine Seltenheit, daß selbst sehr wohlsituirte Besitzerfamilien den Wein als tägliches Getränk sich nicht gestatten zu können glauben, und Schreiber dieses selbst, der zwar nur ein sehr mäßiger Trinker ist, aber seit langer, langer Zeit sein Gläschen Wein zu Mittag gewöhnt war, hat seit vielen Jahren zum erstenmale wieder am Tische eines ostpreußischen Majoratsherrn auf dasselbe verzichten müssen. Doch sind diese Fälle immerhin die selteneren; auf ein Glas trinkbaren Weines darf man im allgemeinen rechnen. Ein Glas Schnaps ist in Ostpreußen — ich will den Mäßigkeitsvereinlern zu Gefallen nicht gerade sagen ein Bedürfnis, aber doch etwas sich in hohem Maße Aufdrängendes, und in vielen Fällen, so auf der Jagd oder bei längern Winterfahrten auf offenem Wagen, wirklich kaum zu Entbehrendes. Er fehlt denn auch nirgendwo, und der ärgste Mißbrauch tritt gleichfalls massenhaft auf. Einzelne Geschichten, die davon erzählt werden, wie z. B. diejenige von den Leuten, welche, weil sie feierlich gelobt hatten, keinen Schnaps mehr zu trinken, Hoffmannstropfen schoppenweise soffen, klingen geradezu grauenhaft. Schnapsbetrunkene und Delirirende sind leider in Ostpreußen keine Seltenheit, und wenn solche Betrunkene (oder sonstwie Zankende) in der eigentümlich hohen ostpreußischen Stimmlage aufeinander einkreischen, so gehört dies wohl zu den ärgsten Beleidigungen des Ohres, die einem vorkommen können. Es ist daher sehr anzuerkennen, daß gemeinnützige Personen zu Königsberg eine eigne „Kaffeeschenke" ins Leben gerufen haben, wo außer einigen einfachen Speisen nichts als Kaffee zu haben ist. Der Besuch ist nicht gerade glänzend, aber stark genug, um nicht entmutigend zu wirken. Wenden wir uns von diesem häßlichen Bilde zu dem behaglichern, welches der Grog, der „ostpreußische Maitrank," darbietet. Dies ist in der That ein landesübliches Getränk im ausgedehntesten Wortsinne, und darum bekommt man ihn auch in ganz Ostpreußen gut. Man trinkt ihn zu jeder Jahreszeit, am meisten allerdings in den Übergangs- bez. den rauhen Frühlingsmonaten, wo es auch nichts Empfehlenswerteres giebt. Dagegen wäre weiter nichts einzuwenden. Nun giebt es aber noch ein Getränk, welches von den wässerigen Strichen der Niederung her allmählich vorzudringen beginnt, und welches (von dem dort gelegenen Schifferflecken Ruß) den Namen „Rußer Wasserpunsch" führt — angeblich, weil kein Wasser darin ist, in

Wirklichkeit wohl, weil man damit seine, die wässerigen Einflüsse paralysirenden Eigenschaften hat andeuten wollen. Dieses merkwürdige, ungemein wohlschmeckende und sich daher zu einer bösartigen Attrape in hohem Grade eignende Getränk besteht aus gleichen Teilen Rum (oder Cognac) und Portwein, heiß gemacht und mit der nötigen Menge Zucker versüßt. Das schmeckt nun nicht nur lieblich, sondern anfangs auch ganz unschuldig, ist aber natürlich ein wahrhaft furchtbares Getränk, welchem nur die Köpfe dieser Nebel- und Sumpfschiffer auf mehr als ein bescheidnes Gläschen zu widerstehen vermögen. Gnade Gott, wenn dieser Wasserpunsch von Ostpreußen aus in das übrige Deutschland seinen Einzug halten sollte; das gäbe einen neuen Saufereisport der schlimmsten Art.

Die „Bierverhältnisse" in Ostpreußen sind im allgemeinen gut, nur ist auch das einheimische Bier weit alkoholreicher, als wir es in West- und Mitteldeutschland gewohnt sind. Fremde, zumal echte bairische Biere spielen, bei der Weite und Kostspieligkeit des Transports, sogar in Königsberg nur eine untergeordnete Rolle. Königsberg selbst hat drei große Aktienbrauereien, von denen die Ponarther (Schieferdecker) die bedeutendste ist, und die auch den größten Teil der Provinz versorgen; doch besitzt auch letztere noch eine stattliche Anzahl zum Teil großer und weithin renommirter Brauereien. Das einheimische Bier ist fast ausnahmslos hell. Außer dem „bairischen" Bier giebt es nun noch das sogenannte „Braunbier," ein untergähriges, von der Masse der Bevölkerung noch stark konsumirtes süßliches Bier, welches allerdings nur wenigen Nicht-Ostpreußen behagen dürfte. Auch weicht dasselbe entschieden zurück.

An Speisen und Getränken, und zwar solchen von entschieden guter Qualität, fehlt es also nicht. Auch versteht es sich von selbst, daß ein feines Diner hier so ziemlich das nämliche bedeutet wie im übrigen Deutschland. Aber für alltäglichere Verhältnisse giebt es doch etwas, was mit zu einer guten Lebensweise gehört und in Ostpreußen sehr unentwickelt ist: das ist — Obst und Dessert. Nicht als ob in der Provinz kein Obst, und sogar ganz genießbares, wüchse, aber das Publikum der öffentlichen Lokale legt keinen Wert darauf und die weitaus meisten Familien machen es ebenso. Es giebt keinen auffallenderen Gegensatz, als in dem — doch noch nördlichern — Kopenhagen die herrlichen Obstkeller kennen gelernt zu haben und nun in Ostpreußen dieser fast vollständigen Gleichgiltigkeit gegen gutes Obst zu begegnen. Selbst mitten in der Obstzeit steht das Gasthauspersonal, nicht nur in den ganz kleinen, sondern auch schon in größern Städten geradezu mit offnem Munde da, wenn man nach Obst fragt; höchstens das Verlangen nach Erdbeeren ist den Leuten begreiflich zu machen. Es ist dies, wie schon angedeutet, nicht etwa darauf zurückzuführen, daß es kein ordentliches Obst gäbe, sondern es kommt hier eine, dem Süßen prinzipiell abgeneigte Geschmacksrichtung zum Ausdruck. Darum ist man in Ostpreußen auch dem Dessertanspruch des Westdeutschen gegenüber

so verständnislos. In der Meinung ostpreußischer Gasthaus- und Bahnhofrestaurationskellner sind Dessert und Käse vollständige Synonyme, und wenn man süßes Dessert verlangt, so bekommt man höchstens Kindernäschereien. Nun gehört ja Käse ebensogut wie Kaffee zu einer guten Mahlzeit, aber Dessert ist er doch nicht, da das Dessert doch auf die mittels der Mahlzeit neutralisirten Geschmacksnerven angenehm wirken, also ihnen etwas Süßes bieten soll; gewiß wird ein schlechtes Essen durch das massenhafteste und feinste Dessert nicht besser, aber jeder Kenner wird bestätigen, daß auch eine einfache, aber gute Mahlzeit durch ein gutes Dessert ungemein gehoben wird. Aber das ist dem Durchschnittsostpreußen ebenso unverständlich wie das Zufußegehen. Seinen letzten Grund hat dies alles darin, daß wir uns von Berlin an mehr und mehr dem Lande der sauern Gurke, Rußland, nähern. Wer die saure Gurke zu jeder Jahreszeit und zu jeder Mahlzeit konsumirt, der kann allerdings für feine Süßigkeit keinen Sinn haben.

Die Nachbarschaft und langjährige Herrschaft des Slawentums ist und bleibt eben für alle ostpreußischen Verhältnisse von der höchsten Bedeutung. Am tiefsten hat das polakische Wesen sich in gewissen Erscheinungen und Gewöhnungen des häuslichen und geselligen Lebens eingenistet, so z. B. in der Allgemeinheit der Anrede „gnädige Frau," „gnädiges Fräulein" (heutzutage, wo die alten Formen geschwunden sind und die angeborne Neigung zutage treten kann, läßt sich in Ostpreußen jede ordentlich angezogene Schustersfrau von ihrem Dienstmädchen und von den Leuten, bei denen sie ihre Einkäufe macht, gnädige Frau tituliren), dann aber auch darin, daß selbst in feinen Familien auf Größe und Beschaffenheit der Schlafzimmer kein sonderlicher Wert gelegt wird, wenn nur die „Gesellschaftsräume" stattlich und elegant sind. Auf demselben Blatte steht es, daß das Fehlen einer Mädchenkammer sogar in Königsberg die Regel ist, die Dienstmädchen also degoutanter Weise in der Küche schlafen müssen (wobei selbst der in Berlin wenigstens übliche „Hängeboden" in Wegfall kommt), und daß sehr viele, auch bessere Familien überhaupt kein Schlafzimmer haben, sondern jeden Abend das Bett „aufschlagen," wo es ihnen gerade paßt. Von selbst versteht es sich, daß dies keine Betten nach deutschem Begriffe, sondern, Sofabetten oder die sogenannten „Spannbetten" sind, d. h. Nachtlager, deren Unterlage aus einem einfachen Gerüste mit dazwischen ausgespanntem dickem, grobem Leinenzeug besteht (derartige Betten findet man auch in kleinen Hotels, in den kleinen Badeorten des Strandes u. s. w. sehr häufig). Tagsüber verschwindet diese Einrichtung, und die Wohnung erscheint also weit größer und „repräsentationsfähiger," als sie dies bei uns sein würde. Aber selbst ordentliche Familien unsers deutschen Kleinbürgerstandes würden sich für ein solches Wesen bedanken!

Summa: es ist zwar auch in dieser Hinsicht in Ostpreußen auszuhalten, aber gerade hier liegt es deutlich vor Augen, daß das Land noch mitten in einer

Kulturentwicklung begriffen ist, die wir im übrigen Deutschland längst hinter uns haben. Noch kämpfen Polentum und Deutschtum, noch kämpft eine gleichsam extensive, mehr auf die Quantität sehende, und eine auf fortschreitende Verfeinerung gerichtete, gleichsam intensive Hauswirtschaft miteinander. Kommt keine schwere Unterbrechung, so ist der schließliche Sieg des deutschen Wesens sicher.

(Schluß folgt.)



Goethe und Levezow.

Nebst ungedruckten Briefen Goethes.

Von Ernst Elster.



Die folgenden Mitteilungen werden durch einige ungedruckte Briefe Goethes veranlaßt, deren Veröffentlichung dem Schreiber dieser Zeilen anvertraut worden ist. Dieselben sind an den Berliner Professor Konrad Levezow gerichtet und befinden sich im Besitze von dessen Tochter, der Frau Professor Steinhart in Kösen, der Witwe eines durch seine Platonstudien wohlbekannten Philologen. Aus dem Briefwechsel Goethes mit Zelter wußten die Literaturforscher seit längerer Zeit, daß Levezow im April 1815 einen „schönen Brief“ von Goethe erhalten hatte. Herrn Professor Bernays in München gebührt das Verdienst, fußend auf jener Kenntnis sich nach der Existenz dieses Briefes erkundigt und dessen Herausgabe angeregt zu haben.

Jakob Andreas Konrad Levezow[1]) wurde am 3. September 1770 zu Stettin geboren; er besuchte das dortige städtische Gymnasium, an dem sein vielseitig gebildeter Vater Prorektor war, und studirte in Halle Philologie, worin er durch Friedrich August Wolf die bedeutendsten Förderungen erfuhr. Nachdem er mehrere Jahre eine Hauslehrerstelle in Pommern eingenommen hatte, wurde er 1795 außerordentlicher Lehrer am Berlinischen Gymnasium, 1797 ordentlicher Lehrer am Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Berlin, welche Stellung er bis 1824 inne hatte. Im Jahre 1803 wurde er zum Professor ernannt, und seit 1804 bekleidete er neben seinem Schulamt eine Professur an der Akademie

[1]) Die Mitteilungen über Levezows Leben sind folgenden Werken entnommen worden: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 18, S. 504 f. Neuer Nekrolog der Deutschen, Dreizehnter Jahrgang 1835, 2. Teil, Weimar 1837. (Hitzig,) Gelehrtes Berlin im Jahre 1825, Berlin 1826.

der Künste. 1821 wurde er Aufseher des königlichen Kunstkabinets und endlich 1828 bei der Gründung des Museums Vorstand des Antiquariums. Er war Mitglied mehrerer gelehrten Sozietäten und Akademien, so der zu Göttingen (wo er auch Doktor der Philosophie geworden war), der zu München, Paris, Livorno, Rom, Kopenhagen, endlich auch der Berliner Akademie. Gestorben ist er am 13. Oktober 1835.

Levezow hat sich als Archäolog durch zahlreiche gediegene Leistungen einen geachteten Namen erworben. „Es fehlte ihm, sagt Urlichs in der »Allgemeinen Deutschen Biographie,« zu einer den Fortschritten der Wissenschaft entsprechenden Behandlung der Archäologie eine umfassendere Kenntnis der Denkmäler: außer Berlin und Dresden hat er keine Originale gesehen. Aber er besaß eine gute philologische Bildung, natürlichen Geschmack und ein gesundes Urteil, Vorzüge, die ihn innerhalb jener Beschränkung Tüchtiges leisten ließen.“ Wie er mit wärmster Begeisterung und schönem Erfolge den klassischen Studien oblag, so war er als Mensch durch strenge Wahrheitsliebe, feste Treue, liebenswürdige Förderung des jüngern Geschlechts und glühende Vaterlandsliebe ausgezeichnet. „Besonders alles, was Friedrich den Großen betraf, hatte an ihm einen sichern Kenner und Bewunderer, und manche Erzählungen von dem großen Könige, welche ihm aus seiner Jugend durch die alljährlichen Herbstmanöver desselben in Stargard bekannt geworden waren, füllten seine Augen mit Thränen der Bewunderung und Verehrung. Nächstdem hing er an seinem Vaterlande Pommern mit seltener Liebe. Pommersche Gegenden, Sitten, Menschen waren ihm über alles wert“ (Neuer Nekrolog). Die Begeisterung für das klassische Altertum und seine Vaterlandsliebe waren auch die beiden Genien, welche ihn bei seinen dichterischen und dramaturgischen Arbeiten leiteten, durch die er zu Goethe wenn auch nicht in persönliche, so doch in briefliche Beziehungen trat. Diese poetische Thätigkeit, welche erst auf der Universität sich zu entwickeln begann, erregt unser Interesse, weil Levezow infolge seiner Fortsetzung des „Epimenides“ achtungsvollen Zuspruch des Weimarer Altmeisters erfuhr, und weil seine Bemühungen für das Berliner Theater nicht ohne Bedeutung für die Geschichte desselben sind. Auf Grund des reichen Materials aus Levezows Nachlaß soll über diese Seite seines Wirkens im folgenden etwas genauer gehandelt werden.[1])

Goethes erster Brief an Levezow wurde durch zwei Leistungen veranlaßt, die Levezow dem Dichter aus Anlaß der Berliner Epimenides-Aufführung geboten hatte. Die erste dieser Leistungen bestand in dem Vorwort, welches Levezow zum Verständnis des Goethischen Festspieles geschrieben und in das Textbuch hatte einfügen lassen. Wie bereits G. v. Löper in seiner Ausgabe des „Epimenides“ (Hempel XI, 1, 101 ff.) bemerkt hat, schließt sich jenes Vorwort aufs

[1]) Vergl. Goedeke, Grundriß III, S. 156 und 932.

engste an die beiden Theaterprogramme an, welche Goethe in Briefen an Iffland für die Aufführung in Berlin entworfen hatte (ebenda S. 135). Da auch Goethes Anzeige im „Morgenblatt" (1815, Nr. 75 und 76; Hempel XXIX, 304) sich mit demselben nahe berührt, so besitzen wir drei erklärende Einleitungen zum „Epimenides," welche zum Teil fast wörtlich übereinstimmen. Levezow hat seine Darstellung in drei Abschnitte zerlegt, deren erster nach Goethe die Epimenidessage vorführt, deren zweiter den von der Dichtung erschöpften historischen Gehalt, und deren dritter dessen theatralisch-symbolische Gestaltung auseinandersetzt. Die zweite Leistung, für welche Goethe in seinem ersten Briefe sich bedankt, war ein genauer Bericht Levezows über den Verlauf der Berliner Aufführung.[1]) Der sieben Seiten lange Brief Goethes ist diktirt und nur vom Dichter unterzeichnet. Die eingangs erwähnte Stelle über denselben in dem Goethe-Zelterschen Briefwechsel lautet: „Professor Levezow, den ich heute sprach, rühmt einen schönen Brief, den Du ihm über Dein Stück geschrieben hast" (II, 167). Dieser schöne Brief selbst, zwei Bogen in Quart, möge nunmehr folgen.

Wohlgeborner,

Insonders Hochgeehrtester Herr!

Es wird nun bald jährig,[2]) dass der verewigte Iffland[3]) mich zu einem Festspiele aufforderte. Bedenkt man, wie schnell es geschrieben war,[4]) durch mancherley Hindernisse aber verspätet worden,[5]) so dass es erst jetzt, in dem sonderbarsten Augenblicke erscheint; so könnte man geneigt seyn, auch hierinn eine Schickung zu sehen, welche in kleinen, wie in grossen Dingen waltet. Denn wenn das Stück, nach seiner ersten Bestimmung, den Deutschen was sie gelitten bildlich vortragen,[6]) und ihnen sodann zu dem errungenen Heil Glück wünschen [2] sollte; so mag es jetzt aussprechen, welchen grossen Werth dasjenige habe, was sie zum zweitenmal erkämpfen müssen.[7])

---

[1]) Graf Brühl schreibt am 10. April 1815 an Goethe: „Herr Professor Levezow hat indeß, wie ich ihn gebeten, meinen Wunsch erfüllt und Ihnen Alles ausführlich beschrieben" (Hempel XI, 1, 120 Anm.).

[2]) Die Aufforderung erfolgte durch ein Schreiben an den Geh. Hofrat Kirms vom 6. Mai 1814, welches zur Mitteilung an Goethe bestimmt worden war. Vgl. Löper a. a. O. S. 108 f.

[3]) Iffland starb am 22. September 1814; er war seit 1811 Generaldirektor der kgl. Schauspiele in Berlin.

[4]) Die Aufforderung gelangte an Goethe am 17. Mai; am 20. entschloß er sich, derselben zu folgen; am 22. hatte er den Entwurf niedergeschrieben, am 24. wurde derselbe nach Berlin abgeschickt (vgl. Löper S. 111 und S. 135—144). Goethe übersandte das vollendete Stück am 15. Juni an Iffland (S. 113).

[5]) Die Aufführung war zuerst für den Schluß des Juli 1814 geplant worden; eine Anzahl Hindernisse, über welche Löper S. 113—117 berichtet, verzögerten dieselbe bis zum 30. März 1815; weitere Aufführungen fanden statt am 31. März, 1. Juni und 19. Oktober 1815 und am 5. April 1816 (Löper S. 117).

[6]) Der symbolische Bau im „Epimenides" fällt zusammen, Liebe und Glaube werden gefesselt. Später erfolgt Wiederaufrichtung des Palastes, Befreiung und Preis des Glückes.

[7]) Napoleon war inzwischen von Elba zurückgekehrt und am 1. März 1815 an Frankreichs Südküste gelandet. Am 30. März, also an demselben Tage, an dem das Goethische Festspiel zum erstenmale aufgeführt wurde, zog Napoleon in die Tuilerien ein.

Mit aufrichtigem Dank erkenne ich, was manche Monate daher, zur Aufführung des Stücks vorbereitet worden, freue mich und bewundere herzlich, wie eine einsichtige, thätige Intendanz zuletzt alle Strahlen in einen Brennpunkt zu der grosen und herrlichen Wirkung versammelte.

So ist mir auch höchst schätzbar, und hat meinen ganzen Beyfall, was Ew. Wohlgeboren zu Gunsten dieser Angelegenheit mitwirken mögen. Die Absicht des wohlgelungenen Vorworts in seinen drey Theilen, ist dem Endzweck vollkommen gemäss, und konnte nicht verfehlen eine schnellere, günstigere Aufnahme zu bewirken.

Denn auch ich bin vollkommen der Meinung, dass man alle Ursache hat das Publikum vorzubereiten,[1]) sobald man [3] etwas unternimmt, dessen Bahn ausserhalb des gewöhnlichen Gleises liegt. So klein unser Weimarisches Publikum ist, und eher zu übersehen, so habe ich doch niemals verfehlet, bey den mannigfaltigen und oft seltsamen Versuchen, die wir mit fremden und ungewohnten Dingen gemacht, durch schickliche Vorbereitung und Einleitung einem neuen Gegenstand vorher die nöthige Gunst zu verschaffen. Viel schwerer ist es freylich, wenn man es mit einer grossen nicht durchaus gebildeten Masse zu thun hat. Indess kommt es hierbey, wie bey allem Guten und Rechten darauf an, dass die Unternehmenden einen freyen redlichen Willen, und eine treue unbefangene Erkenntniss zeigen; so wird das Publikum gewiss, (mich Ew. Wohlgeb. eigener Worte zu bedienen,) „sich auch den Eindrücken des Besten und Vollkommenen gern und freudig überlassen, wenn es ihm nur von reinen [4] Händen und mit Liebe und Sorgfalt gepflegt, dargeboten wird."

In Dresden hat man solche Mittheilungen herauszugeben angefangen, wodurch manches Gute bewirkt werden kann. Meine Absicht ist, auf dem Wege des Morgenblattes etwas ähnliches zu thun, und besonders auch darzulegen, wie manches auf dem Weimarischen Theater Statt finden konnte, was auf andern Bühnen eben so gut gelingen müsste, wenn man die nöthigen Vorbereitungen und Einleitungen nicht versäumte.

Sollte nun im Gefolge dessen, was bey dieser letzten Gelegenheit geschehen, fernerhin eine solche Vorberedung mit dem Publikum auch in Berlin Statt finden; so würden die trefflichen Absichten des neuen Herrn Intendanten dadurch gewiss sehr gefördert.

[5] Lassen Sie mich nun nach diesen Betrachtungen, dankbar auf die so genaue und unbewundene Relation von der Aufführung unseres Festspieles hinblicken. Diese freundliche Klarheit und billige Gerechtigkeit thut wohl, indem sie unterrichtet und uns den grossen Complex eines angefüllten Schauspiel Hauses vor Augen stellt, wo Bühne, Parterre und Logen in ewiger Wechselwirkung begriffen, ein grosses belebtes Ganze darstellen, das vielleicht das Höchste ist, was Kunst und Kunstliebe zu Stande bringen und geniessen kann. Ich müsste ins Einzelne gehen, wenn ich aussprechen wollte, wie sehr mich das so scharfe als zarte Urtheil erfreut und befriedigt hat.

Höchst nothwendig war es freylich, dass der unerwarteten Wendung der Dinge gedacht, und Hoffnungsreiche [6] Trostworte aus dem Munde des Cretensischen Sehers vernommen würden. Es hätte diese Ermuthigung nicht besser ausgedruckt werden können, als es durch Ew. Wohlgeboren geschehen ist.[2])

---

[1]) Ausführlicher und durch ein Beispiel ihn beleuchtend schreibt Goethe über diesen Punkt an Iffland (Werke, XI, 1, 146).

[2]) Graf Brühl bemerkt in seinem Schreiben an Goethe vom 10. April 1815 (Löper S. 120): „Wegen der eingelegten drei Zeilen — welche Epimenides gesprochen — bitte ich ergebenst um Verzeihung. Die gegenwärtigen Zeitumstände schienen mir dieselben nothwendig zu machen, und die Zeit war zu kurz, Ihnen deshalb zu schreiben."

Mögen Sie mich des Herrn Intendanten, Hochgeb. zum angelegentlichsten empfehlen, und mir in Ihrem werthen und geistreichen Kreise, ein geneigtes Andenken erhalten, so werden Sie einen meiner liebsten Wünsche erfüllen, dem freylich ein zweyter sich sogleich lebhaft anschliesst, dass ich nämlich so viele vorzügliche Männer in Person theils zum erstenmahl, theils in Rückerinnerung voriger guter Zeiten begrüssen und verehren möchte.

Sollten ferner Ew. Wohlgeboren Anlass nehmen können, der sämmtlichen Künstler-Gesellschaft für den Ernst und die Liebe zu danken, welche sie meinem Stück widmen wollen; [7] so würde ich, wenigstens zum Theil, mich von einer Schuld erledigt fühlen, deren Umfang mir, durch Ew. Wohlgeboren genaue Nachricht, sehr deutlich und anschaulich geworden.

Kann ich dem dortigen Theater etwas Angenehmes und Förderliches erweisen; so werde ich es mit Freuden thun. Wie ich denn noch schlüsslich der Proserpina erwähne, deren Partitur man nach Berlin verlangt hat. Sobald mir möglich ist, sende ich einen kleinen Aufsatz, wie es eigentlich mit der Wiederbelebung dieses kleinen Stücks gemeint sey,[1] und wodurch dasselbe auf unserm Theater eine so günstige Wirkung hervorgebracht hat, wobey ich nicht verfehlen werde anzuzeigen, durch welche Mittel auf andern grössern Theatern diese Wirkung nicht nur erreicht sondern gesteigert werden könne.

Mich wiederholt Ihrer freundlichen Neigung empfehlend

Weimar d. 13. April. ergebenst

1815. JWvGoethe[2])

Goethes zweiter Brief bezieht sich auf die Fortsetzung des „Epimenides" von Levezow. Ehe wir jedoch diesen mitteilen, möge uns ein Überblick über seine poetischen Arbeiten die Richtung und das Maß seiner Anlagen vergegenwärtigen. Wir beginnen mit zwei kleinen (im Druck vorliegenden) Gelegenheitsdichtungen, welche in unmittelbarer Beziehung zu seiner Hauptthätigkeit, seinen kunsthistorischen Studien, stehen. Die erste derselben ist ein melodramatischer Monolog des Genius der „Baukunst" (mit Musik von Rungenhagen), welcher zum Stiftungsfest des Berliner Künstlervereins 1816 und 1819 aufgeführt wurde. Das harmlose Werkchen entwickelt die Segnungen, welche die Baukunst dem Menschengeschlechte gebracht habe, spricht von der Dauer der Pyramiden und giebt eine gelungene Charakteristik des dorischen, ionischen und korinthischen Säulenbaues; von dem letztern sei ein bezauberndes Muster in dem Pantheon des Agrippa erhalten. Die zweite Dichtung, „Albrecht Dürer" betitelt, ist zur Gedächtnisfeier des 300jährigen Todestages des Meisters verfaßt worden. Es ist eine Kantate, welche der damals 19jährige Felix Mendelssohn-Bartholdy in Musik

[1]) Die Wiederbelebung des 1776—77 verfaßten Monodrams „Proserpina" erfolgte durch Eberweins Komposition, in welcher das Werkchen am 8. Februar 1815 in Weimar aufgeführt wurde. Goethes hier erwähnter Aufsatz erschien im Morgenblatt 1815, am 8. Juni. (Vergl. Werke XXXIII, S. 708 ff.)

[2]) Die Worte „ergebenst JWvGoethe" und die Ziffer „13" im Datum sind (mit dunklerer Tinte) von Goethe selbst geschrieben, desgleichen die Anführungsstriche vor und nach den S. 4—5 des Briefes zitirten Worten.

gesetzt hat.[1]) Die Feier, welche das ganze gebildete Berlin vereinigte und aufs glänzendste verlief, wurde durch Mendelssohns Trompetenouvertüre in C eröffnet, dann folgte eine Festrede und hierauf die fünf Viertelstunden andauernde lyrisch-musikalische Dichtung. Dieselbe beginnt mit einem Preise Nürnbergs, rühmt Dürers Naturstudium, sein ausgebreitetes Wissen, seinen zähen Fleiß, seine vielseitige Fähigkeit, zu charakterisiren, und verweilt länger bei den weihevollen Darstellungen aus der heiligen Geschichte, auf deren vorzüglichste im einzelnen hingewiesen wird. Beim Anblick dieser Werke fühle das reuegequälte Herz den Trost der göttlichen Gnade; Dürer sei der würdige Freund, Strebens- und Zeitgenosse Raffaels, und mit schwungvollen Versen werden das große Jahrhundert und die Göttin der Malerei gefeiert. Die Dichtung atmet echte Begeisterung und ist als durchaus zweckentsprechend und wohlgelungen zu betrachten.

Von den größern Werken Levezows sind zwei fünfaktige Dramen unter dem deutlichen Einflusse seiner klassischen Studien entworfen und ausgeführt worden. Das erste handelt von Iphigeniens Opferung, das zweite von der Heimkehr des Odysseus. Die „Iphigenia in Aulis“ ist besonders geeignet, das dichterische Vermögen unsers Verfassers genauer erkennen zu lassen, denn eine Leistung wird immer dann besser gewürdigt werden, wenn man sie mit andern ähnlichen vergleichen und sie hierdurch in einem größern Zusammenhange erblicken kann. Es ist in der That eine reizvolle Aufgabe, zu verfolgen, wie ein klassischer Vertreter der griechischen und französischen Literatur und wie ein Schüler und Zeitgenosse der klassischen Dichter Deutschlands denselben Gegenstand behandelt haben. Es soll daher hier zunächst der Inhalt des Levezowschen Dramas erzählt und sodann die Würdigung desselben mit einem Vergleich des Euripideischen und Racineschen Meisterwerkes verbunden werden.

Der erste Akt zeigt uns die Verzweiflung der griechischen Heerführer über die andauernde Windstille, welche die Schiffe in Aulis zurückhält. Agamemnon hat Kalchas beauftragt, den Grund, weshalb die Götter zürnen, zu erforschen; er schwört zur Sühnung des Frevels alles zu thun, muß aber bald von dem Seher erfahren, daß durch seine eigne Schuld das Unglück veranlaßt worden sei: er habe einst in Dianens Hain eine der Göttin geweihte Hindin getötet und sich gerühmt: „Diana selbst würd' sichrer nicht den Speer geworfen haben.“ Hierüber erzürnt, habe die Göttin Rache von Zeus erfleht, wodurch nun das ganze Griechenheer leide. Als Sühne aber fordern die Götter durch Kalchas' Mund die Opferung der Iphigenie. Natürlich herrscht allgemeiner Jammer, aber alle Helden, mit Ausnahme des Achill, drängen den König, das Unvermeidliche zu thun; dieser aber, aufs tiefste ergriffen, kann sobald den furcht-

[1]) Das Werk befindet sich in Mendelssohns ungedrucktem Nachlasse. Über die Aufführung vergl. S. Hensel, Die Familie Mendelssohn 1729—1847, 3. Auflage, I, S. 179 f.

baren Entschluß nicht fassen. Als jedoch die Nachricht gebracht wird, daß plötzlicher Tod die edelsten Helden hinwegraffe, erkennt Agamemnon die unverbrüchliche Pflicht und befiehlt dem Ulyß, das Opfer aus Argos zu holen. Iphigeniens Bräutigam Achill, empört über den blutigen Plan, giebt dem Automedon den Auftrag, sofort gleichfalls nach Argos zu eilen und den Mördern zuvorzukommen. Der zweite Akt spielt in Argos. Iphigenie erscheint in freiester Sorglosigkeit, während Klytämnestra, von bösen Träumen geängstigt, fürchtet, es möge einst auch auf die Tochter der alte Fluch des Tantalidengeschlechts fallen; diese aber glaubt, daß nur das schuldige Haupt vernichtet werde, während sie durch Gebet, Opfer, Hymnen und gute That stets die Huld der Unsterblichen erfleht habe. Aber durch der Mutter Trübsinn ernster gestimmt, betet sie nun zu den Göttern, von dem Vater jeden Unfall fernzuhalten. Da naht Ulysses: er erzählt, daß Agamemnon lebe, daß die Abfahrt nach Troja aber verzögert werde; er entwirft ein Bild von dem bunten Lagerleben, rühmt die einzelnen Fürsten, und als er des Achill gedenkt, feiert Iphigenie begeistert den geliebten Helden. Darauf meldet er beiden Frauen die Botschaft: die verletzte Gottheit solle durch die Hochzeit der Iphigenie mit Achill versöhnt werden, er erhärtet seine Aussagen durch Überreichung von Agamemnons Siegelring, er übergiebt einen angeblich von Achill geschenkten Schleier an die beglückte Braut, und jedes Zweifels bar will man dem Abgesandten folgen. Dieser allein erblickt hierauf den nahenden Automedon: nach heftigem Wortstreit erschlägt Ulyß den Gegner und beseitigt hierdurch das wichtigste Hindernis, welches dem bedeutungsvollen Opfer sich entgegenstellte. Zu Anfang des dritten Aktes, der, wie die folgenden, wieder in Aulis spielt, macht Achill zunächst den Versuch, Agamemnon umzustimmen, als aber seine Bemühungen vergeblich bleiben, will er zum Aufruhr greifen und die Wahl eines andern Feldherrn anregen. Da nahen die Frauen, begrüßt vom Jubel des Volkes. Klytämnestra bringt reichste Gaben für den künftigen Eidam. Dem erschütterten Agamemnon merkt jedoch Iphigenie die geheime Qual nur zu sehr an; scheu und betroffen, eilt sie in Achills Arme, denen sie aber Kalchas als gottgeweihtes Opfer wieder entreißt. Achill bebt entsetzt zurück, den Frauen vergehen die Sinne bei diesem furchtbaren Wechsel des Geschicks. Im vierten Akte erblicken wir zunächst Agamemnon verstört in dem Jammer seiner Lage. Den Bitten der Gattin kann er nicht nachgeben, und eine neue, von Achill angeregte Fürstenberatung hat auf der Ausführung des Opfers bestanden. Auch Iphigeniens Seele ist von tiefstem Schmerze ergriffen: aus der Fülle ihres Liebesglückes soll sie plötzlich scheiden, kein Trost will ihr erscheinen und die Weisungen des Kalchas, sich in Vernunft zu fassen, verschmäht sie. Als aber der Seher ihr darlegt, daß durch ihren Tod das Vaterland gerettet und Griechenlands Gedeihen auf Jahrhunderte hinaus ermöglicht werde, wandelt sich ihre Gesinnung, und in einem begeisterten Monologe gelobt sie ihr Leben den Göttern. Bevor sie

diesen Vorsatz im fünften Akte ausführt, hat Iphigenie den Ernst desselben dem Achill gegenüber zu beweisen: der Bräutigam hat alles zur Flucht nach Phthia bereitet; aber sie beharrt bei ihrer Gesinnung und wirft Achill vor, daß er Vaterland und Götter nicht achte. Betroffen hierüber giebt auch er die letzte Hoffnung auf und will nun an den Trojanern, die all dieses Unglück erregt haben, bitterste Rache nehmen. Nachdem Iphigenie die Mutter noch gebeten, dem Agamemnon wegen des Opfers nicht zu zürnen, wird sie hinweggeführt. In feierlichem Zuge, unter Musik, schreitet sie zum Altare der Diana; Klytämnestra, die in grenzenlosem Jammer auf der Bühne zurückbleibt, erblickt im Geiste alle Einzelheiten des Vorganges, und Patroklus berichtet ihr bald von dem heldenmütigen Opfertode der Jungfrau. Zum Zeichen der Versöhnung ertönte der Donner des Zeus, und Agamemnon, der von der Gattin Abschied nimmt, kann melden, daß ein reger Wind die Abfahrt sogleich ermögliche.

Von Interesse ist es, zu vergleichen, in welcher Weise das von den Göttern geforderte Opfer von den drei genannten Dichtern begründet worden ist. Offenbar erblickten die Griechen der Urzeit in dem Frevel der Helena ein sowohl gegen Menschen als gegen Götter gerichtetes Vergehen; Menelaus rächte die ihm zugefügte Schmach, indem er mit großem Heereszuge die geraubte Gattin wieder eroberte; die Götter aber mußten nach dem religiösen Wahn einer rohen Zeit durch ein Menschenopfer versöhnt werden, sie erheischten ein Opfer von ganz Griechenland, als dessen Vertreter der König, Agamemnon, angesehen wurde. Zu der vermutlich erst später hinzugedichteten Milderung dieser Strafe durch göttliche Entführung des Opfers gesellte sich in einer weiter vorgeschrittenen Zeit das Bedürfnis, die dem Vertreter ganz Griechenlands auferlegte Sühne bei diesem auch durch eine persönliche Schuld zu begründen: so findet sich in der „Taurischen Iphigenie“ des Euripides (V. 20 ff.) erwähnt, daß Agamemnon einst der Diana gelobt habe, in diesem Jahre das Schönste, was in seinem Reiche geboren werde, zu opfern, daß er aber dies Gelübde nicht gehalten habe und deshalb jetzt die Tochter hingeben müsse. In der „Iphigenia in Aulis“ ist von solcher Begründung des göttlichen Gebotes nichts erwähnt worden, und als eigentliches Motiv erscheint mittelbar immer noch die Schuld der Helena: damit die Rache des Menelaus vollzogen werden könne, verlangen die Götter schlechthin die Opferung der Iphigenie, als Bedingung der menschlichen Rache ist also die Erfüllung der göttlichen aufgestellt worden. Diese ethischen Grundlagen der Handlung liegen bei Racine in einer dem Geist seiner Zeit entsprechenden Umbildung vor. Die Schuld der Helena wird nicht durch Agamemnons Tochter, sondern durch eine andre Iphigenie, Eriphile, gesühnt, welche von Theseus in früherem unerlaubtem Umgange mit Helena erzeugt worden ist. So rächt sich das Vergehen an der nächsten Verwandten, welche obendrein, wie schon ihr Name andeutet, als eine von Haß und Eifersucht erfüllte Intrigantin ihr schlimmes Geschick persönlich zu verdienen scheint. — Bei Levezow

hingegen wird das Opfer durch ein unerhebliches Vergehen des Agamemnon begründet, für welches man im klassischen Zeitalter der deutschen Literatur kaum noch ein ausreichendes Verständnis besaß. Ist also bei diesem Dichter auch Schuld und Sühne in nahe Beziehung gebracht worden, so ist doch das Verhältnis derselben für unser Gefühl peinlich und lange nicht so befriedigend wie in Racines Meisterwerk; man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man die nur vorübergehende Wirkung des Levezowschen Dramas in erster Linie diesem Umstande zuschreibt. Während bei Racine und Euripides die Opferung in mehr oder minder naher Beziehung zu dem Frevel der Helena geblieben ist, hat der deutsche Dichter diesen Zusammenhang im Anschluß an eine antike Wendung der Sage gelöst, ohne etwas dem Geist seiner Zeit Entsprechendes an dessen Stelle zu setzen. Der Ernst des göttlichen Gebotes wird übrigens bei keinem so streng aufgefaßt wie bei Levezow: bei Euripides wird die Priestersippschaft in bedenkliches Licht gestellt, und auch bei Racine fürchtet man Doppelsinn, was sich später dadurch als richtig offenbart, daß Eriphile, nicht Iphigenie, als das erkorne Opfer bezeichnet wird. — Eine erhebliche Abweichung des Racineschen und Levezowschen Dramas von dem des Euripides liegt darin, daß Achill bei den Modernen schon zu Anfang des Stückes Iphigenien liebt. Auch bei Euripides handelt Achill für die bedrängte Jungfrau, aber seine Beweggründe sind Mitleid und beleidigtes Ehrgefühl; er erblickt Iphigenie zum erstenmale gegen Ende des Stückes. Bei Racine steht die Liebe im Vordergrunde, aber sie ist mit begeistertem Ehrgeize verbunden: durch ruhmvolle Thaten will der Sohn der Thetis seine Liebe krönen. Bei Levezow ist die Verschiebung der Motive noch weiter vorgeschritten: die Liebe allein regt zu dem beherzten Eintreten für die Jungfrau an. — Ein weiterer Zug, durch den sich Levezow von Euripides (und noch mehr von Racine) unterscheidet, ist der, daß er Iphigenie thatsächlich töten läßt und vom Mitgefühl der Diana keine stellvertretende Hirschkuh erbeten hat. Abgesehen von dem Orakel als der Grundlage der Handlung, ist überhaupt das Wunderbare bei dem deutschen Dichter in den Hintergrund gedrängt worden, während der französische überall betont, daß wir uns in einer mythologischen Welt befinden, und die Helden auf ihre Abstammung von den Göttern stolz sein läßt. — Eine wichtige Umgestaltung hat bei Levezow der Charakter Agamemnons erfahren. Bei Euripides und Racine schwankt der König hin und her: vor Beginn des Dramas hat er das Opfer durch die Finte der Hochzeit herbefohlen, zu Anfang desselben schickt er bei beiden einen zweiten Brief ab, worin er wünscht, man möge die Reise unterlassen. Bei Euripides wird dieser Brief gar nicht ausgehändigt, bei Racine zu spät. Die Absicht, von dem Opfer abzulassen, wird also hinfällig. Diesem Zufalle fügt sich der König in beiden Dramen, um freilich bei Racine im vierten Akte noch einmal der Opferung entgegenzuwirken und schließlich doch wieder der lebensüberdrüssigen Iphigenie ihren Willen zu lassen. Bei

Levezow ist Agamemnon edler dargestellt worden. Dem Wohle des Vaterlandes bringt er nach schwerstem innern Kampfe das Opfer; in seinem einmal gefaßten Entschlusse wird er aber nicht wieder wankend. Auch ist das Motiv seines Handelns das Gemeinwohl, während bei Euripides und Racine Furcht vor den Fürsten, Herrschbegier und jämmerlicher Ehrgeiz das Mitgefühl ersticken. Eine kleinere Abweichung Levezows von seinen Vorbildern ist die, daß bei ihnen der alte Diener (Arkas) der Klytämnestra das Geheimnis des Königs verrät, während bei Levezow Kalchas (der bei den andern garnicht handelnd auftritt) offen und weihevoll das göttliche Opfer fordert. Auch hat Levezow den an die Komödie erinnernden Zug seiner Vorgänger, daß Agamemnon um jeden Preis die Mutter vom Altare und womöglich wieder aus dem Griechenlager entfernen will, nicht nachgeahmt. Erheblicher ist Levezows Änderung, daß er die Handlung in einer viel frühern Entwicklungsstufe beginnen läßt als der Grieche und Franzose. Bei diesen ist zu Anfang nicht allein das Orakel bereits gegeben worden, sondern auch der erste Schritt zu dessen Erfüllung gethan: der Bote nach Argos ist längst hinweggeeilt. Bei unserm Dichter hingegen wird erst im dritten Auftritte des ersten Aktes das Orakel verkündigt, und auch späterhin giebt er die Handlung vollständiger, indem er die Botschaft in Argos in der von ihm erfundenen verwickelten Weise fast während eines ganzen Aktes vor dem Zuschauer ausrichten läßt.

Der Aufbau des Dramas ist Levezow gut gelungen: mit theatralischem Geschick hat er einen regelmäßigen Fortgang, Spannung, Steigerung und Kontrastwirkungen erzielt. Die Charaktere sind gleichfalls scharf gezeichnet und mit gewinnenden Zügen ausgestattet worden; in Iphigenie und Agamemnon vollzieht sich ein Gesinnungswechsel: erst zurückschaudernd vor der ungeheuern That, wollen sie dieselbe später zum gemeinen Wohle ausführen; Iphigenie hat hier einen heroischen Zug, der ähnlich, nur nicht in so breiter Ausführung, sich schon bei Euripides findet, während sie bei Racine nur deshalb sterben will, um dem Achill den Weg zum Ruhme zu eröffnen, oder später, weil sie der Liebe entsagen soll, ohne dieselbe das Leben aber nicht ertragen mag. Also immer persönliche Motive, dort allgemeine. Achill ist bei dem französischen Meister heroischer gezeichnet worden. Der sprachliche Ausdruck ist bei Levezow manchmal spröde und ohne Fluß. Als Versmaß ist durchschnittlich der fünffüßige Jambus verwendet worden, öfter aber auch, vereinzelt und an größern Stellen, der Trimeter; auch ein gereimter Monolog und ein andrer in den kurzen, zweitaktigen Versen des Goethischen Parzenliedes finden sich vor; den Fehler harter Enjambements teilt Levezow mit größern Zeitgenossen.

Von den drei hier verglichenen Werken dürfte das Racinesche unserm Geschmacke noch am nächsten stehen, da sein ethischer Kern uns nicht verletzt. Auch durch sprachliche Schönheiten steht der Franzose obenan. Aber die großen Aufregungen seiner Personen sind auf ein göttliches Mißverständnis begründet, und

die Willensschwankungen erfreuen wenig. Bei Levezow stehen die Götter tief, da sie eine so ungerechte Forderung gestellt haben, aber die Menschen sind durch große und begeisterte Handlungen ausgezeichnet; der Verlauf der Handlung ist mit geschickter Hand entwickelt, und das Werk darf als ein Ausläufer der klassischen Schule von den Literaturforschern wohl beachtet werden. Zum erstenmale aufgeführt wurde es am 3. August 1804 zur Geburtstagsfeier des Königs im königlichen Nationaltheater in Berlin, gedruckt 1805 von der Rengerschen Buchhandlung in Halle.

(Schluß folgt.)



Reisebriefe aus Italien vom Jahre 1882.

Aus dem Nachlasse von W. Roßmann.

(Fortsetzung.)

Rom, 8. November.



Früh fuhren wir zum Vatikan, um das sogenannte Museum, d. h. die Galerie der Antiken, zu sehen. Es ist das eine reiche, in den herrlichsten Räumen, Sälen, gekuppelten Rotunden und Korridoren aufgestellte Sammlung der hervorragendsten Skulpturen. Am berühmtesten sind wohl die Laokoongruppe und der Apollo vom Belvedere, so genannt nach dem achteckigen Hofe, in dessen einem Pavillon er steht. Nach Winckelmann ist er im Werte zu sehr degradirt worden; vor dem Original jedoch begreift man dessen ekstatische Beschreibung. Großen Eindruck machten uns auch durch ihre Monumentalität die Porphyrsarkophage der Mutter und der Tochter Konstantins. Wie gestern vollendet. Schöne tieffarbige Mosaikfußböden: Nereidengruppen, ein Blumenkorb.

An diese Sammlung schließt sich diejenige der etruskischen Altertümer: Terracotten, Bronzen, Vasen, goldner Schmuck. Wie hoch stand dies Volk und wie ganz nahe den Griechen! Terracottenköpfe von der feinsten individuellen Bildung, Bronzen von höchster Lebendigkeit. Sehr interessirte auch das alte Hausgerät, z. B. bronzene Kohlenpfannen, wie man sie noch heute braucht, mit Zange und Stocher. Dazwischen einige höchst bemerkenswerte römische Altertümer, z. B. eine Biga aus Holz, innen mit Leder, außen mit Bronze überzogen, die sich vollständig erhalten hat. Gerade solche Ueberbleibsel des gewöhnlichen Lebens interessiren oft mehr als Schöpfungen der hohen Kunst; sie enthalten einen Teil der unmittelbaren Selbstkopie des Lebens.

Wir sahen noch die Tapeten des Raffael. Die hiesigen Exemplare sind in den Lichtern mit Goldfäden gewirkt, aber im ganzen wirken sie doch nicht so har=

monisch wie die Dresdner, und die Karnation ist sehr ausgeblichen und die Lokaltöne der Gewänder wirken etwas bunt und grell.

Nachmittags fuhren wir nach der Basilika San Paolo außerhalb der Mauer hinaus, jener Prachtkirche, die an Stelle der im Jahre 1823 abgebrannten alten Paulskirche den Ort schmückt, wo der Apostel bestattet liegt, oder liegen soll. Es ist dies die größte Basilika der Welt und ohne Zweifel auch die prachtvollste. Sie ist fünfschiffig, ganz aus edelm Material ausgeführt; nicht weniger als vierundachtzig kolossale Granitsäulen, Monolithe vom Simplon, erheben sich im Innern, die Wandfüllungen bestehen aus Marmor, polirtem Porphyr und anderm glänzenden Gestein, der Boden reichste Marmormosaik. Ganze Malachit-Altäre. Und doch wirkt das Ganze einfach, ruhig und höchst feierlich. Die Mosaiken in der Tribuna und am Triumphbogen stammen noch aus der alten Kirche, ebenso das gothische Liborium. Ueber den Säulen läuft ein Fries, aus den musivischen Bildnissen aller Päpste gebildet; hoch oben die Fensterwand ist mit Fresken aus dem Leben des Apostels Paulus geschmückt. Es sind dies recht gute, feingestimmte Arbeiten neuester italienischer Künstler. Der Kreuzgang mit gewundenen Säulchen alt.

Von San Paolo zum protestantischen Kirchhofe an der Pyramide des Cestius, die unmittelbar am Thore liegt. Ein schöner, wohlgepflegter, stimmungsvoller Platz mit vielen Monumenten. So vielen Reliefbildnissen sieht man an, welche Krankheit die Schläfer einst hierhergeführt hat: die Schwindsucht. Uns interessirte vor allem das Grab des jungen Goethe zu sehen; von einer hohen, abgerundeten Stele geschmückt, liegt es am obern Rande unter vier schlanken Zypressen. Ich schrieb die, soviel ich weiß, von Goethe dem Vater herrührende Inschrift*) ab und skizzirte das Medaillonbildnis, so gut sich das stehend in zwei Minuten thun läßt. Man sieht, wie viel und wie wenig der Sohn vom Vater hatte; sehr bezeichnend ist namentlich der zwar feine, aber skeptische und eine gewisse unsittliche Kraftlosigkeit verratende Mund.

Sempers Grab noch ohne Denkmal, ist demjenigen des frühverstorbenen Malers G. A. Kuntz aus Dresden benachbart.

In das alte Marmorlager am Tiber versuchten wir vergeblich einzudringen; die Räume waren schon geschlossen.

Rom, 9. November.

Früh gingen wir zunächst wieder in den St. Peter, wo eine Messe gelesen und gesungen wurde, welcher die Domherren, die sogenannten Monsignori (durch einen Pelzkragen ausgezeichnet) beiwohnten. Die Musik war opernhaft, auf Rührung berechnet; die Gesangspartie verwaltete nur ein Männerquartett aus der Sistinischen Kapelle. Man muß sich unter den Leistungen derselben nicht zu viel vorstellen. Die Stimmen sind prachtvoll und mächtig, die Tonbildung sehr offen und vorgeschoben, was man italienische Schule nennt und was überhaupt die einzig zulässige Schule ist. Die Italiener üben diese Schule von selbst, ohne alle Anstrengung, weil sie auch für das Sprechen von Haus aus den Ton immer vorn im Munde bilden. Der Italiener ist geborner Sänger, wie er geborner Redner ist, das direkte Gegenteil des Engländers. Was nun aber den Ausdruck betrifft, so singen die Italiener (ich glaube aus Vergnügen am Vollklang ihrer Stimme) etwas „geradeweg" und möglichst ohne Gefühl.

*) Die Uebersetzung der lateinischen Worte lautet: Dem Vater vorangehend.

Nach der Messe machten wir wieder einen Umgang in der Kirche und wurden uns diesmal darüber klar, welch einen Anteil die feine Farbenstimmung des Ganzen, die sorgfältige Wahl der Töne des Marmors an der Wirkung dieses einzigen Bauwerkes hat. Welch eine Fülle von Geist, Erfindung, Technik, mühevollster Arbeit in diesem Wunderwerke!

Wir gingen dann in die Sistinische Kapelle hinauf, die eigentliche Hauskapelle des Papstes, die aber der gegenwärtige nicht mehr benutzt, sondern nur noch als Museum gelten läßt. Es war die höchste Zeit, sie dem Gottesdienst zu entziehen, oder vielmehr, der rechte Zeitpunkt dazu war schon versäumt. Es ist gut, daß man diese Kapelle aus verschiednen vorzüglichen Abbildungen kennt; denn auch ein Kunstfanatiker kann einen Eindruck von derselben kaum noch gewinnen, so sehr haben feuchte Ausdünstungen das Fresko angegriffen und der Qualm der Wachskerzen die Farben geschwärzt. Auf Michelangelos jüngstem Gericht unterscheidet man eigentlich nur noch die schwarzbraunen Figuren als Silhouetten gegen den schwarzblauen Himmel. Innerhalb der Figuren sind die Lineamente kaum noch zu erkennen. Kaum besser ergeht es den andern Gemälden, namentlich auch den ältern an den Wandflächen, die man sich, nebenbei gesagt, gewöhnt hat, im Gegensatz gegen Michelangelos Schöpfungen zu gering zu schätzen.

Aus der Kapelle in die Stanzen Raffaels, die ebenfalls stark gelitten haben. Die ergreifendsten und schönsten Darstellungen bleiben immer die Schule von Athen, die ich am höchsten stelle, und die Disputa. Leider gestattet man den Kopisten fortwährend, dieselben mit ihren großen Gestellen halb zu verdecken.

In der Konstantinsschlacht ist einzelnes schön, aber dem Ganzen vermag ich wenig Geschmack abzugewinnen, wie es mir übrigens mit den Schlachtenbildern überhaupt geht. Giulio Romano mit seiner mir sehr antipathischen Derbheit hat das Bild vollendet.

Von den Loggien gewannen wir nur einen allgemeinen Eindruck, da ein päpstlicher Gensdarm aus nicht mitgeteilten, uns nicht erkennbaren Gründen das Vorschreiten hier verhinderte; sehr zu meinem Bedauern, da gerade in der feinen Dekoration Raffael das Höchste geleistet hat. Zum Glück kennt man die Sachen aus vielen Nachbildungen. Hier hat Große mit Glück für die Loggien des Leipziger Museums studirt.

Dann in die Pinakothek. Diese Sammlung ist nicht durch Liebhaberei einer sammelnden Persönlichkeit entstanden, sondern sie ist das Depositum der Altargemälde, die man aus den größern Kirchen zu besserer Erhaltung hierher gerettet und an ihrer Stelle durch Mosaiken oder auf andre Weise ersetzt hat. Die drei Hauptstücke sind: die Transfiguration Raffaels, sein letztes Werk (er hat nur die obere Hälfte gemalt, die untere hat Giulio Romano fertig gemacht und vergröbert); das zweite ist die Madonna di Foligno, bedeutend, aber doch an Geistigkeit des Ausdrucks der Dresdner Sistina nicht gleichkommend; das dritte, das Abendmahl des heiligen Hieronymus von Domenichino, das bedeutendste Werk dieses Meisters und an sich durch höchste Farbenharmonie fesselnd.

Vom Vatikan ging es nach dem Palazzo Corsini, auf demselben Tiberufer. Der Palast selbst strahlt nicht mehr im vollen Glanze, wie die Familie wohl auch nicht. Derselbe enthält eine kleine Galerie mit einem der besten Werke Carlo Dolcis (einer Madonna), einem Andrea del Sarto, einem vorzüglichen Porträtt des Tizian. Sehr berühmt ist die in Silber getriebene antike Tasse, welche den Orest vor dem Areopag darstellt und nach Motiven des Aeschylos gearbeitet ist. In einem der jetzigen Galeriesäle starb die Königin Christine von Schweden.

Nunmehr stiegen wir zu der Kirche Pietro in Montorio hinauf, von wo man einen wundervollen Blick über Rom hat. Wir waren allein in der Kirche mit einem Bettler, der mühsam ein gedrucktes Gebet buchstabirte, und dem wachehaltenden Franziskaner, als plötzlich ein Kardinal erschien (Parrode, wie wir später erfuhren), der von einer Art geistlichem Adjutanten und von einem den Hut nachtragenden Bedienten begleitet wurde. Er ließ sich, nachdem er das rote Käppchen gelüftet, auf dem Betschemel vor dem Hauptaltar nieder. Sehr merkwürdig war die Wirkung auf das geringe Publikum. Der geistliche Adjutant machte an einer Seitenbank die Bewegungen des Herrn wie elektromagnetisch mit, der Bediente, zwei Bänke zurück und offenbar mit dem ungeistlichsten Temperamente von der Welt begabt, ließ seine leeren, funkelnden Augen in der ganzen Kirche umherschweifen, der Franziskaner zwinkerte uns zu, als könne diese Situation sehr lange dauern und würde am besten durch eine Zwiesprache zwischen uns und ihm übertragen, und der Bettler verfiel in eine ungeheure Andacht, aber gerade an dem Wege, den der Kardinal zurückzugehen hatte. Wir gaben dem guten Frate nach, und er zeigte uns die Bilder, wobei ich nur mit Mühe ein anständiges Piano bei seinen Erklärungen erwirkte. Dann führte er uns in den Hof, wo ein Tempelchen des Bramante auf der Stelle steht, wo Petrus den Kreuzestod erlitten haben soll. An sich sehr hübsch und fein dekorirt, aber im höhern Sinne doch geschmacklos. Wie kann man eine solche Stelle mit heitern, zierlichen Stuckornamenten schmücken! Der Frate holte etwas Sand aus dem Boden. Derselbe ist goldfarbig (wie an vielen Stellen in der Nähe Roms), und daher soll der Berg dann den Namen Montorio, Goldberg, erhalten haben. Die Zahl der Mönche ist sehr reduzirt, und in ihren ehemaligen Räumen hat sich die spanische Kunstakademie niedergelassen.

Hundert Schritt aufwärts führten uns zu dem mächtigen Brunnen, den der Papst Paul der Fünfte angelegt hat, daher Aqua Paola. Das Wasser stürzt in vier oder fünf Strömen frei in ein gewaltiges Becken. Diese stromreichen Brunnen mit dem schönsten Gebirgswasser sind überhaupt eine Zierde Roms.

Zum Schluß besuchten wir das Kloster San Onofrio in der Nähe des St. Peter, wo Tasso einsam in einer Zelle starb, nachdem es ihm unmöglich gewesen, das Gleichgewicht und die Gesundheit seines Geistes wiederzufinden. Einiges von seinen Kleidern, Möbeln, Schriften hat sich erhalten; auch die zur Büste geformte Totenmaske. Dann der Lorberkranz, mit dem er auf dem Kapitol gekrönt ist, sein Kruzifix, sein Spiegel. Welche Eindrücke mag Goethe hier empfangen haben! Die Eiche im Garten, unter der Tasso so gern weilte, steht und grünt noch. In der Kirche ein neues, wenig geschmackvolles Denkmal; der alte Bleisarg und die alte, vom Kloster gesetzte Denktafel finden sich oben im Zimmer.

In dem Korridor, auf welchen Tassos Zimmer mündet, ist ein reizendes Fresko von Lionardo angebracht: Madonna mit dem Christuskind, welches der Stifter des Ordens (der Hieronymiter) segnet.

Ich erwähne noch der Geißelung Christi von Sebastian del Piombo in Pietro in Montorio; es ist rauher, poröser gemalt als die Dresdner Kreuztragung, aber freilich auch ein Freskobild.

Rom, 10. November.

Früh besuchten wir eine Anzahl Kirchen. Nebenbei gesagt, hat Rom etwa vierhundert Kirchen, und etwa achtzig sollte man wegen der Architektur, Skulptur und Malerei besuchen. Zuerst also San Lorenzo in Lucina, mit manchem Altertum im Bauwerk; ein Teil der Apsis geht auf den Anfang des fünften Jahrhunderts

zurück. Hier liegt unter einem schönen Denkmal Nicolas Poussin († 1665) begraben, und der Hochaltar ist mit einem der schönsten Werke Guido Renis, der Kreuzigung, geschmückt. Sein grauer, etwas stumpfer Ton ist hier angebracht.

San Marcello ist, von der Fassade abgesehen, ein Werk Sansovinos (durch Clemens den Siebenten 1519 erbaut). Ich merkte mir Pierin del Vagas Erschaffung Evas im Gewölbe einer Kapelle. Dieser Schüler Raffaels steht dem Meister sehr nahe, näher als Giulio Romano.

Sant' Apostoli ist eigentlich eine Votivkirche, und zwar für die Befreiung Italiens von den arianischen Gothen errichtet, doch wie die Kirche jetzt ist, ein Werk aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Von schönen Verhältnissen das Renaissancegrabmal des Kardinals Raffaello Riario aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Nach Besichtigung dieser und einiger kleinen Kirchen gingen wir in den Konservatorenpalast auf dem Kapitol. Hier ist zur Entlastung des Vatikans ein zweites Antikenkabinet errichtet, in welchem zu einigen früher gefundenen berühmten Werken die Ergebnisse der neuen Ausgrabungen aufgenommen werden. Unter den alten Sachen sind am berühmtesten und in der That am schönsten: der Dornauszieher — ein Bronzewerk, welches mich von neuem darüber belehrt hat, daß die Alten die Haut der Bronzefiguren nicht so, wie man jetzt thut, mit Feilen und Meißeln rauh bearbeitet, sondern mit feinen Hämmern zusammengetrieben haben, was dann den schönen metallischen Glanz und später die edle Patina ergab. Ferner der Opferknabe Camillus aus der Zeit Augustus' und ein antikes Pferd. Die kapitolinische Wölfin mit den Zwillingen. Ein Bisellium mit zierlichen Reliefs.

Unter den neuern Erwerbungen ragt außer einigem Genremäßigen die esquilinische Venus hervor, jene schlichte, anmutige und lebenswahre Figur, welche dem Alma Taddema sein bekanntes Bild „Im Atelier eines Bildhauers" eingegeben hat. Ich finde sie schöner als die mediceische Venus, trotz einiger Absonderlichkeiten, die Fehler heißen können.

Hierauf in die kolossalen Trümmer der Caracallathermen. Es ist die Größe und Weiträumigkeit, welche hier imponirt; ein klares Bild von der Anlage eines römischen Bades läßt sich hier nicht gewinnen. Bauwerke von diesen gewaltigen Dimensionen — gegen welche selbst die neuesten Eisenbahnhallen verschwinden — ermutigten Michelangelo zu seinem St. Peter.

Nachmittags machten wir eine Fahrt die alte Via Appia entlang bis eine halbe Stunde über das Grabmal der Cäcilia Metella hinaus. Gleich vor der Stadt liegt links das Grab der Scipionen, ein Katakombenbau, in den man mit Wachskerzen eindringt. Da liest man mit Ehrfurcht die Originalgrabplatten des Africanus und Asiaticus und der übrigen. Dann besuchten wir ein in einem hübschen Weinberge gelegenes, vollkommen erhaltenes Columbarium mit den Resten der Hofleute der Cäsaren. Die Gedenktäfelchen, die Aschenurnen sind großenteils erhalten. Auf einer Marmorurne im Mittelpfeiler steht: Nolito tangere, o mortalis, et reverere Manes Deos. Ein schmales Steintreppchen führt in dies sehr umfassende Columbarium hinab.

Nicht weit davon das Kirchlein Domine quo vadis, welches die Stelle bezeichnet, wo Petrus dem Herrn begegnet sein soll, als er im Begriff war, dem Märtyrertode zu entfliehen. Christus antwortete auf seine Frage: „Ich gehe nach Rom, um mich zum zweitenmale in Rom kreuzigen zu lassen." Indem er verschwand, ließ er seine Fußspuren im Gestein der Straße.

Weiter San Sebastian, wo man in die Katakomben eintritt, die ich seinerzeit besucht hatte. Viele Reliquien, darunter einer der Pfeile, die den Heiligen getötet.

Und nun die Via Appia entlang mit Grabmalresten aus römischer Zeit rechts und links. Bald ein Relief, bald eine Statue, ein Säulenstumpf, ein Marmorgebälkstück, der Kern eines Gemäuers aus Backstein. Alles tiefe Einsamkeit; kein Mensch weit und breit zu sehen, und doch zuweilen ein Landhaus, eine Heerde. Hie und da hat man das alte Appische Pflaster gelassen; sonst ist der Weg, der in gerader Linie nach Neapel führt, chaussirt. Man kann sich kaum etwas Melancholischeres denken als diese Straße; aber man genießt des Blickes auf das Gebirge, auf die langgestreckten Reste des Aquäduktes, atmet die köstliche Luft und ist heiter und ruhig.

Abends suchte ich für mich allein nach einer möglichst originellen Osteria, um sie dann auch meiner Frau zu zeigen, und fand bald eine solche, die mir vollkommen genügte. Einige gewölbte kellerartige Räume; hinten der Hof von zwei Meter im Geviert, überdacht und zum Speiseraum eingerichtet. Zwischen diesem und den Gewölben, in denen einige Weinfässer an der Wand lagen, befindet sich der Herd, an welchem jeder vorübergehende Hausgenosse, die hemdsärmligen Küper, die Mama, die Mädchen sich irgendwie zu schaffen machen, sodaß, wenn eine von ihnen vorbeigegangen ist, es mit neuer Energie brodelt und spritzt. Ganz vorn im Raum sitzt eine Alte, die Michelangelo zu seinen Parzen gesessen haben könnte; aber sie sinnt niemandem Wehe, sondern brät sorgsam ihre Kastanien, kommt nur, wenn sie gerufen wird, und verkauft für einen Soldo erstickende Massen. Man trinkt hier einen ganz wundervollen, ziemlich süßen und sehr feurigen roten Grottaferrata, das Liter zu siebzig Pfennige. Einige junge Quiriten hatten wohl mehrere dergleichen zu sich genommen und sich infolge dessen beim Kartenspiele entzweit. Der eine erhob sich und sagte zornesbleich zu seinem Nachbar: „Ihr seid kein Römer, Ihr seid ein ganz kleiner.“ Hier hielt ihm der ältere Küper, der neben ihm stand, ruhig den Mund zu, und während diese Manipulation einen Deutschen wohl in Raserei versetzt haben würde, beruhigte sie unsern Vollbürger, und mit einigen Worten war alles ausgeglichen. Ja es schien, als sei er dem Küper dankbar, daß er ihn verhindert habe, sich zu vergessen. Die Höflichkeit geht hier durch alle Schichten, und sie unterscheidet sich darin von der französischen, daß der Römer, und man kann wohl sagen der Italiener überhaupt, nie ablehnend ist. Wenn man will, kann man eine stundenlange Konversation mit jedem Fremden haben, und er wird sich für die zerrupften Brocken Italienisch, die man ihm spendet, stets dankbar erweisen. Abends darauf habe ich meine Frau hierher geführt, und wir haben uns höchlich amüsirt. Die Menschen sind so taktvoll; sie gönnen jedem, von dem sie annehmen, daß er gesellschaftlich über ihnen steht, die volle Ehre, sind dabei aber für sich selbst nicht im mindesten genirt und scherzen in ihrer Art weiter.

Rom, 11. November.

Früh Santa Maria Maggiore, eine der vier Hauptbasiliken (San Giovanni in Laterano, Paolo fuori le mura, San Lorenzo fuori le mura, Santa Maria Maggiore) besucht. Im Innern imponiren die sechsunddreißig antiken ionischen Säulen von weißem Marmor, welche die drei Schiffe teilen. Das Interessanteste ist aber eine Reihe von Mosaiken oben über den Säulen, welche aus dem Jahre 432 stammen und in antikisirendem, ja eigentlich rein römischem Stil und römischer Tracht die Geschichte der Patriarchen bis zur Einnahme des gelobten Landes darstellen; eine

der wichtigsten Uebergangsglieder zwischen antiker und christlicher Kunst. Dann ruhen hier die Päpste Sixtus der Fünfte (knieende Figur von Valsoldo) und Paul der Fünfte aus dem Hause Borghese.

Dann zum Palazzo Colonna. Hier befindet sich, ein echt griechisches Werk, die reizende kleine Knöchelspielerin, leider stark restaurirt. Die Galerie der Gemälde hat nicht eben auffällig Bedeutendes, doch interessiren Familiengemälde von van Dyck, Gaetano und Novelli, vor allem aber dreizehn Temperalandschaften (zur Wanddekoration gehörig) von Casper Poussin. Ein besonders schönes Beispiel römischer Pracht ist nun aber der Festsaal mit mächtigen Säulen und Pilastern von Giallo antico. Die gewölbte Decke ist bemalt und stellt den Seesieg bei Lepanto dar, 1571, welchen Marc Antonio Colonna errang. Der Fußboden Marmor in reichsten Mustern, desgleichen die Wände, soweit sie nicht mit Gemälden und Spiegeln bedeckt sind. Diese Spiegel sind zum Teil mit Blumen (von Mario de Fiori) und mit Genien (von Carlo Maratta) bemalt. Vor den Pilastern stehen auf mäßig hohen Postamenten gute antike Marmorfiguren, darunter eine sehr schöne Venus, die sich das Haar ordnet. Unter den Gemälden Sachen von Rubens und Poussin. Die Vergoldungen der Ornamente könnten wohl ein wenig aufgefrischt werden; aber abends im reichen Kerzenlicht muß der Saal wahrhaft königlich wirken. Ich zählte zwanzig reiche Krystallkronleuchter und vierundzwanzig Armleuchter, vor Spiegeln placirt.

Will man auf solchem Marmorboden oder Estrich tanzen, so wird ein Segeltuch fest über den Boden gespannt, wie ich dies früher in Neapel gesehen habe.

Nachmittags sahen wir wieder ein Stück Campagna, indem wir auf Ponte Molle, dem alten Pons Milvius, über welchen Konstantin in die Stadt einzog, hinausfuhren. Das geschieht jetzt in ganz andrer Weise, mittels Tramway. Sowie man aber die Station verlassen hat, befindet man sich wieder in der unbegreiflichsten, tiefsten Einsamkeit. Man sieht Häuser, Weingüter, aber keine Menschen. Der Himmel war grau, wie er es etwa vor Sonnenaufgang ist, und wir hatten das Gefühl, als wanderten wir morgens drei Uhr durch ein Dorf, in dem noch alles schläft. Diese tiefe Einsamkeit — so nahe der Stadt — ist für die Campagna ebenso charakteristisch und wirksam wie das Lineament und die Farben, die beide einfach sind. Und dann kommt hinzu, daß alles von Verwitterung überhaucht ist: antike, mittelalterliche, Barockgebäude und neueste Landhäuser werden in diesem feinen grauen, melancholischen Ton zusammengestimmt.

Wir gingen bis an eine Terrainsenkung, die man das Thal des Poussin nennt, weil hier Casper Poussin (Dughet) gern seine Studien machte. Es fiel uns auf, daß mannshohes Schilf hier hoch die Hügel hinaufwächst.

Rom, 12. November.

Wir begannen früh mit der Besichtigung der Kirche Santa Maria sopra Minerva, der einzigen gothischen Kirche Roms, (welche ihren Namen daher hat, daß sie über Trümmer eines Minervatempels erbaut worden ist). Die seltene Verbindung der gothischen ausgemalten Gewölbe mit Marmorseiten wirkt sehr angenehm. Höchst bedeutende Namen sind an diese Kirche geknüpft. Hier, in einem der Seitenräume nach der Sakristei zu, wo die Sitzungen der Inquisition abgehalten wurden, verleugnete Galilei seine Ueberzeugung, und hier liegt Fiesole begraben. Unter einem nach der Todtenmaske gebildeten Reliefporträt, ganze Figur, findet sich folgende Inschrift:

Hic Jacet Vene[rabilis] Pictor Fr[ater] Jo[annes] de Flo[rentia] Ord[inis] P[rae]dicato[rum] † 1454.

Non mihi sit laudi quod eram velut alter Apelles,
Sed quod lucra tuis omnia Christe dabam,
Altera nam terris opera extant altera caelo.
Urbs me Joannem Flos tulit Etruriae.

Am berühmtesten aber ist die Kirche durch den Christus Michelangelos, der links vor dem Hochaltar an einem der beiden Hauptpfeiler steht. Die Statue thut hier indessen nur geringe Wirkung, weil der Raum zu dunkel ist; auch stört der bronzene Schurz, den man ihr umgethan hat. Gegen die Wirkung zahlloser Küsse ist der rechte Fuß durch einen Bronzeschuh geschützt. Sicher gilt dieser Christus dem gemeinen Volke als wunderthätig. Man sah die gebildete Welt hierherpilgern, das Werk zu bewundern, und verwechselte Bewunderung mit Andacht.

In dem nahe benachbarten Pantheon sangen Priester gerade irgend ein Offizium zu einer gewaltig dröhnenden Orgel. Der Wiederhall von dem mächtigen Halbkugelgewölbe (das übrigens in der Mitte eine Oeffnung hat) war außerordentlich stark. Aber diesem Betgesange, der vielmehr ein monotones Geplärr ist, möchte man wohl eine Reform wünschen. Diese Priester haben so wenig zu lernen, warum übt man sie nicht wenigstens im Singen? Natürlich haftet der alten kantilirenden Vortragsweise der Charakter des Mysteriösen und Priesterlichen an, nachdem sie sich einmal durch Mißbrauch so lange festgesetzt; aber hierin ließe sich, glaube ich, wirklich ohne zu große Schwierigkeit Wandel schaffen. — Hier ruht auf einer Seite eines Altars Raffael, auf der andern Annibale Carracci, den man dem Erstern für ziemlich ebenbürtig hielt. Beide noch ohne eigentliche Denkmäler. Hier ruht auch hinter dem Hauptaltar Viktor Emanuel. — Prachtvoll ist die antike Vorhalle vor diesem antiken Bau.

Vom Pantheon fuhren wir nach San Pietro in Vincoli, wo das berühmteste bildhauerische Werk Michelangelos aufgestellt ist, nämlich das, was er von dem Grabmale Julius des Zweiten hat vollenden können. Es ist dies der gewaltige Moses, der mit Ekel und Erstaunen auf das kleinliche Volk herabsieht, und neben ihm Lea und Rahel, als Personifikationen arbeitsamen und kontemplativen Lebens. Leider sind diese Figuren viel zu tief aufgestellt. Moses, der zürnend auf das Volk herabsehen sollte, sitzt mit demselben ziemlich in gleicher Höhe. — In dieser Kirche ist das einfach altertümliche Grabmal des deutschen Kardinals Nikolaus von Cusa (Kues an der Mosel).

Nachmittag besuchten wir die Basilika San Lorenzo vor den Mauern, die an der Stelle erbaut ist, wo Laurentius den Märtyrertod erlitt. Man zeigt hier auch den durchlöcherten Marmor, auf dem er gestorben sein soll. Die Säulen des Baues sind antik. Sehr altertümlich wirkt der musivisch verzierte Ambon für die Lesung des Evangeliums. Unter einer Seitenkapelle eine kleine Krypta, aus welcher man durch fensterartige Oeffnungen in düstere Katakomben hineinsieht. Hinter dem Hauptaltar der Hauptkirche ruht Pius der Neunte hinter einem sehr einfachen Grabmal, das seinem Testament zufolge nur 2000 Franks kosten durfte. Ich hatte für den alten würdigen Kirchenfürsten, der uns vor dreizehn Jahren ein großes Wohlwollen bewies,*) viel Sympathie. — Ein freundlicher Kapuziner führte uns in den Kreuzgang, der aus gewundenen, musivisch geschmückten Säulchen gebildet ist und in dessen Wände zahlreiche Grabtäfelchen aus den benachbarten Katakomben

*) Bei einer Audienz, welche dem Erbprinzen von Sachsen-Meiningen erteilt ward.

eingemauert sind, mit allerhand christlichen Symbolen; aber auch antike, denn diese Katakomben waren schon vor christlicher Zeit in Gebrauch.

Unmittelbar neben der Basilika ist der allgemeine Friedhof Roms mit einer Fülle von Marmordenkmälern, recht ergreifenden und höchst geschmacklosen. Hier ist es eine sehr verbreitete Sitte, das Porträt des Verstorbenen in Email in Lebensgröße (Brustbild) in das Denkmal einsetzen zu lassen, ein Bildnis gewöhnlich nach der Photographie gemacht, mit Vatermörder und Kravatte ꝛc. Dies wirkt durch den Kontrast höchst unangenehm. Der Tote ist uns für immer entrückt, und dieser Thatsache muß im Denkmal Rechnung getragen werden. Daher eine unbekleidete oder ideal drapirte Büste wohl das Angemessenste ist. Dabei ist die Aehnlichkeit gewahrt und doch eine gewisse Entfernung zwischen dem Dargestellten und uns geschaffen.

Manche Denkmäler stellen auch den Moment des Todes dar. Das ist dem Altertum nachgebildet, nur daß die Alten sich begnügten, im allgemeinen den Abschied zum Ausdruck zu bringen. Hier aber ist z. B. statuarisch in Lebensgröße eine junge Mutter sitzend, im Kranken-Negligee, dargestellt, die ihren zehnjährigen, modern und elegant gekleideten Knaben küßt. Darunter: „Ihre letzten Worte waren: Mein Sohn, liebe Gott, deinen Vater und dein Vaterland!“

Rom, 13. November.

Heute früh fuhren wir mit der Sekundärbahn nach Tivoli in etwa zwei Stunden. Die Bahn liegt auf der alten Via Tiburtina und steigt bis unmittelbar vor das Thor des hochgelegenen Städtchens hinan, zuletzt durch Olivenplantagen, welche mit den ältesten und größten Oelbäumen Italiens besetzt sind. Rechts vor der Stadt wird die Villa Hadrians berührt, ein großes, pflanzenüberwuchertes, jetzt zum Teil bloßgelegtes Trümmerfeld, das ich bei meinem ersten Aufenthalt durchsucht habe, und das wir jetzt nicht wieder zu begehen gedachten. Bald nach dem Eintritt in das schmutzstarrende Städtchen gelangt man zur Villa d'Este, die jetzt dem Kardinal Hohenlohe gehört. Ich hatte mich darauf eingerichtet, ihm meinen Besuch zu machen; aber er war eben nach Rom zurück, und wir hatten uns gekreuzt. Das Gebäude ist von außen sehr verwahrlost; auch an dem Park geschieht nicht viel, aber er übt durch seinen mächtigen Pflanzenwuchs, namentlich ein Rondell hoher und uralter Zypressen, durch den Reichtum an Kaskaden, halb verwitterten Renaissancebauten einen hohen poetischen Reiz. Rosenhecken von unglaublicher Blütenfülle.

Das Hauptziel des Ausflugs nach Tivoli bilden die mächtigen Wasserfälle des Anio, der von Subiaco herabkommt. Bis zu Gregors des Sechzehnten Zeiten schossen die Gewässer in einem gewaltigen Sturz; nur ein kleiner Emissar war neben der Hauptrinne durch Bernini angelegt. Nachdem der Anio aber bei zu starker Stauung einmal einen ziemlichen Teil des Städtchens abgerissen hatte, ließ der Papst zwei große Tunnel brechen, welche nunmehr die Hälfte des Wassers aufnehmen und so einen zweiten großen Fall bilden. Das Wasser ist sehr kalkhaltig und inkrustirt alles, was ihm nahe kommt. Hoch oben am Rande der Fälle ein kreisrunder Tempel der Vesta und ein altes Sibyllenheiligtum, jetzt in ein Kirchlein verwandelt.

Oben in der Nähe des Falles sieht man die Trümmer einer Villa des Vopiscus, unten des Horaz, gegenüber des Mäcen. Ueber die letztere ist jetzt ein Eisenwerk gebaut.

Wunderbar schöne Aussichten vom Rande der Stadt über die Campagna bis Rom.

(Fortsetzung folgt.)



Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)



rancesco biß sich auf die Lippen. Ihr spielt mit mir, Andrea, sagte er, seht Euch vor! Warum verführt Ihr mich zum vielen Reden? Was habt Ihr noch in Euerm Talar stecken? Ich wette: den Widerruf. Da laßt Euch sagen: mit dem fangt Ihr mich nicht. Oder habt Ihr geglaubt, Francesco hätte nicht auch seine geheimen Zuträger? Wir wissen genau, wie der Widerruf zustande gekommen ist. Mehr noch, wir wissen, daß wenig fehlte und das Fräulein sprang aus Reue über die ihr abgedrungene Unwahrheit hinterdrein in den Mincio. Ja, guckt mich nur verwundert an, Francesco ist nicht so leicht zu hintergehen. Seitdem hat sie sich bei einer alten Hexe drüben am Mühlendamm Rats erholt und scheint uns mit Keckheit zwingen zu wollen, ihren Worten Gewicht beizumessen. Aber ich sage Euch: zerreißt das Papier, zerreißt es in Gottes Namen. Es ist nicht mehr wert als die Asche jenes Dochts. So fängt man uns nicht, so nicht.

Altezza, gab Andrea mit einem ehrerbietig zustimmenden Kopfnicken zur Antwort, es ist bereits zerrissen.

Der Herzog verschränkte die Arme und blickte nach der Kerze; er wußte, daß sie noch immer nicht die vorgeschriebene Kürze hatte. Und wer gab Euch das Recht, den Widerruf zu zerreißen? fragte er, indem er seinen Gegner mit strenger Miene anblickte.

Andrea antwortete mit einem um Vergebung bittenden Blick: Altezza, die einst von dem gründlichsten Kenner des Justinianischen Gesetzbuches festgestellten und bald darauf von dem heiligen Vater bestätigten Anwaltsbefugnisse gaben es mir.

Was heißt: einst?

Einst, Altezza, heißt, wenn ich mich auf mein Gedächtnis verlassen darf, Anno domini 1135 oder 1136.

Hm! Da wollt Ihr sagen, der gelehrte Doktor Irnerius in Bologna trüge die Verantwortung?

Er und der heilige Vater.

Honorius der Zweite?

Um Verzeihung, Altezza, es war der Dritte.

Francesco hatte eine Leidenschaft für gelehrte Brocken. Daß er mit dem Namen Irnerius ins Schwarze und mit Honorius wenigstens annähernd ins Schwarze getroffen hatte, stimmte ihn wieder besserlaunig.

Ihr habt als ehrlicher Mann gehandelt, Meister Andrea, sagte er; Ihr konntet vielleicht nicht umhin, dem armen Mädchen anheimzugeben, ob sie ihren Vater durch den Widerruf ihrer Aussage retten wolle oder vielmehr dürfe; aber als Ihr mit Euerm Urteil über die innere Unwahrheit dieses Widerrufes im Klaren waret, da sagtet Ihr Euch: Nein, soweit reichen meine Befugnisse nicht, das kann der wohlselige Doktor Irnerius nicht gemeint haben, und Ihr zerrisset den Widerruf.

Altezza, verneigte sich der Anwalt, Ihr leset in den Seelen der Menschen, als seien es aufgeschlagene Bücher.

Und dennoch giebt es in diesen Büchern manche Seite, die mir unverständlich bleibt. Der Herzog klopfte dem kleinen Manne vertraulich auf die Achsel. Warum entzogt Ihr mir immer Eure Gegenwart, Signor Andrea? Hätte nicht schon mein Vater — Gott habe ihn selig — an Euch einen klugen Ratgeber, hättet nicht schon Ihr an ihm einen freigebigen Gönner haben können?

Altezza, meine geringen Kenntnisse standen immer zu Euers hochseligen Herrn Vaters Verfügung wie zu der Euern.

Und wohl nicht minder auch zu der meiner Feinde?

Giebt es deren, Altezza? Der Alte sah bei dieser Frage so kindlich aus, daß Francesco stutzte und sich, unter völliger Außerachtlassung der Kerze, in der That Mühe gab, die weitschichtige Buonacolsi-Prätendentenfrage in akademischer Vortragsweise zu erörtern, denn es mußte die endlich einmal sich darbietende Gelegenheit benutzt werden, den als Rechtskonsulenten der Buonacolsi-Anhänger schon unter mehr als einem Gonzaga den Interessen der letztern hinderlich gewesenen Andrea Primaticcio für die Sache der Gonzagas zu gewinnen.

Der sich immer mehr an seiner eignen Wohlredenheit berauschende Herzog war auf solche Weise noch lange nicht an das Ende seiner mit gelehriger Miene von dem Alten angehörten Auseinandersetzungen gelangt, als der Docht der Kerze in dem aufgelösten Wachsbrei umsank und nur noch mühsam mit einem kleinen Flämmchen gegen das Ertrinken ankämpfte.

Da haben wir's! rief der Herzog; wo ist die Wachsstange? Hier. Aber das Petschaft! Maledetto! Wo ist das Petschaft? Alles habe ich um des elenden Zollstabes willen durcheinander gewühlt. Helft suchen, guter Andrea!

Nicht dort. Hier links lag es. Nehmt die Scheere hier und haltet den Docht oben. Inzwischen wird sich's finden.

In der That fand sich's; aber der alte Anwalt hatte so viele Zeit verloren, ehe er in respektvoller Ferne sein Barett aus der Hand legte und war dann mit dem Hantiren der etwas ungewöhnlich geformten Scheere solange unbeholfen verfahren, bis im Augenblicke, als der Herzog das Siegeln vornehmen wollte, der Docht erlosch.

Der Herzog stampfte mit dem Fuße. Angeführt! brummte er in sich hinein; aber warte nur! Es war ihm ein Auskunftsmittel eingefallen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Man hatte zu jener Zeit bekanntlich noch keine Zündhölzer zur Hand. Dafür brannte immer in erreichbarer Nähe eine ewige Lampe.

Francesco sah sich im Zimmer um. Unter dem Bilde des heiligen Aloysius flammte ein helles Lämpchen.

Dort geht's ebensogut, sagte er, nehmt das Pergament, ich träufle das Wachs darauf. Wir sind ja unter uns.

Wie meint Ihr, Altezza? fragte der Anwalt, als habe er nicht recht verstanden.

Francesco hielt inne. Er merkte, was sich hinter der Frage verbarg, und wagte nicht, es auf einen Widerspruch des Alten ankommen zu lassen. Der abermalige siebzehntägige Aufschub war also vonseiten des schlauen Advokaten erreicht. Er hatte im Interesse seines Klienten den Herzog überlistet. Francesco sagte sich nach Niederkämpfung seines Ärgers, umso wichtiger sei es jetzt die angesponnenen Freundschaftsfäden nicht auch noch preiszugeben. Ein so gefährlicher Widersacher mußte wirklich gewonnen werden. Francesco fuhr mit der Hand über die Augen, als schäme er sich seiner Rührung. Dann sagte er: Ihr habt mir soeben einen großen Dienst erwiesen, Messer Andrea. In meiner Sorge um die möglichste Abkürzung einer Leidenszeit, die ich mir schlimmer vorstelle, als den Tod selbst, hatte ich das Mitleid zu sehr über mich Gewalt gewinnen lassen. Eure Frage rief mich zur Besinnung zurück. Er legte Wachs und Petschaft beiseite. Also siebzehn weitere Tage, fuhr er fort, wird der unglückliche Greis unter dem Richtschwerte verleben, siebzehn weitere Nächte wird er in angstvollen Träumen die eisige Schneide desselben in seinem Nacken fühlen. Aber es geht nicht anders. Sei's drum!

Er seufzte und faltete die Hände, indem er nach dem heiligen Aloysius hinüberblickte. Vergieb mir, ehrwürdiger Schutzpatron unsers schönen Mantua, sagte er, ich weiß, du warst nie grausamen Gemüts und dieses Hinausschieben eines unvermeidlich blutigen Abschlusses widerspricht deinem milden Sinn, der nie zugegeben hätte, daß die Leiden irgend einer Kreatur freventlich verlängert worden wären. Aber dein unwürdiger Nachkomme hat vor allem das Gesetz

heilig zu halten. Das Flämmchen vor deinem Bilde schien mir zuzuwinken: Komm, noch ist es Zeit. Winkte es in deinem Auftrage? Nein, es hatte dich mißverstanden, denn auch du stelltest das Gesetz höher als die Willkür. Ich werde dem Gesetze gemäß den Arm des Gerichts weitere siebzehn Tage vom Schlage zurückhalten. Aber ich werde an deinem Festtage Seelenmessen für Marcello Buonacolsi stiften. Betet für Eure Feinde, wandte er sich wieder zu dem alten Anwalt, und verzeiht denen, so euch Übles gethan haben — das war von jeher auch die Maxime der Gonzagas. Ihr habt uns lange verkannt, Signor Primaticcio, fuhr der Herzog fort, heute, denke ich, sind wir uns für alle Folgezeit als Freunde nähergetreten.

Es sind schöne, erhebende Worte, die Eure Herrlichkeit gesprochen haben, versetzte Andrea, ehrerbietig sich verneigend, und wenn Ihr mir jetzt gestatten wollt, Euch eine Mitteilung zu machen, mit der ich am liebsten gleich bei meinem Eintreten begonnen hätte, so wird die Muße, die nun vor uns liegt, Euch die Möglichkeit bieten, in Ruhe und Sammlung die völlig neue Sachlage zu erwägen, von der ich Euch Kenntnis geben muß.

Worauf wollt Ihr hinaus? fragte der Herzog verwundert; setzen wir uns — ohne Umstände, guter Andrea. Eine völlig neue Sachlage? Ihr tragt mir wohl die Freundschaft des alten Feuerkopfes an, der meinen in Gott ruhenden Vetter erschlug. Ich war längst auf solch einen Schachzug gefaßt. Nun der arge Verschwörer das Netz, in dem er sich fing, nicht zu zerreißen vermag, will er sein Leben für einen Judaskuß erkaufen. Daraus wird nichts! Gebt ihn auf, guter Andrea. Er ist ein toter Mann. Verliert nicht Eure Zeit mit einem so klägliche Interessen abwerfenden Handel. Tretet von dem Wrack auf unser Schiff über. Grazia a Dio, noch flattert sein Wimpel fröhlich im Winde!

Der Anwalt nahm, dem Herzog gegenüber, statt auf dem ihm zugewiesenen Polstersessel, auf dem niedrigen Betschemel Platz. Dabei zog er ein zusammengebogenes Aktenstück aus der Tasche.

Was ist das? fragte der Herzog.

Altezza, die Abschrift eines Protokolls. Er faltete es auseinander.

In Sachen Eures Klienten?

In Sachen Eures hochseligen Herrn Vetters.

Aber der ist ja tot —

Und zwar tot durch die Schuld Marcellos. Beliebet dennoch zu lesen, Altezza.

Der Herzog warf einen mißtrauischen Blick auf den Anwalt. Seht Euch vor! sagte er. Rasch erhob er sich und trat mit dem Papier ans Fenster.

Andrea stand ebenfalls auf.

Und was ist das für ein Beppo, der hier ausgefragt wird? rief Francesco.

Der vertraute Diener Euers hochseligen Vetters. Man hält ihn, Altezza, seit heute früh in sicherm Gewahrsam.

Aber wer kann diese Krähenfüße lesen? Francesco sah bloß nach den Unterschriften. Uguccione, las er, Farinata, Morasino, also die Herren vom peinlichen Gericht? Kommt her, Signor Primaticcio, und lest mir's vor.

Andrea gehorchte. Blatt 1 enthielt die Aussagen der zuerst allein ins Verhör genommenen Friaulerin über den Verschwörer Giuseppe Gonzaga, Blatt 2 diejenigen des darauf ebenfalls allein verhörten Beppo, Blatt 3 einige weitere Bekenntnisse desselben, Blatt 4 nochmalige Aussagen desselben.

Der Herzog war anfangs kreideweiß geworden, dann hatte er zu lachen begonnen und hatte zwischen dem Zuhören Worte ausgestoßen wie: Thorheit! Gut ersonnen! Wer's glaubte! Seid Ihr bald mit der Aufschneiderei am Ende?

Aber wenn Andrea aufhören wollte, hatte er doch befohlen: Fahrt fort! Ich wette, Euer Schlingel Beppo ist ein Landsmann Boccaccios oder Ariosts. Nie habe ich soviel Schnurren zu Papier bringen sehen. Mein Vorfahr Gianfrancesco, der große Poetenfreund, hätte ihm in seinem Musentreibhaus eine Freistelle angewiesen. Schade, daß der Bursche hier nicht ein- bis anderthalbhundert Jährchen früher auftauchte. Er stünde jetzt in Marmor ausgehauen mit einem Lorberkranz auf dem Kopfe neben Tasso und Bembo!

Dennoch runzelte der Herzog, während Andrea zu lesen fortfuhr, mehr und mehr die Stirn, und als bei der Lesung des letzten Blattes als Mitverschworene Giuseppe Gonzagas gar halb Verona denunzirt wurde, erblaßte er von neuem.

Man soll den Lügenbold mit einem Zentnerstein belastet in den Mincio werfen, wo das Wasser am tiefsten ist, rief er zornig, ich glaube nicht ein Wort. Aber er durchlief jetzt selbst das Protokoll. Ammenmärchen! brummte er, und konnte doch seine Miene nicht so verstellen, daß der Anwalt über den Grad der Besorgnis, welche den Herzog erfüllte, in Zweifel geblieben wäre.

Wieviel hat die Partei der Buonacolsis sich's kosten lassen, diesen Papagei abzurichten? fragte Francesco endlich und riß das Fenster auf, um Luft zu schöpfen.

Altezza, gab der Anwalt zur Antwort, Ihr nanntet die Planken, auf denen die letzten drei lebenden Wesen dieses Namens stromab dem Meere der Vergessenheit zutreiben, vorhin mit Recht ein Wrack. Ein venetianisches Sprichwort sagt: Rette dich aufs Land, Ratte, das Schiff will sinken.

Soll damit gesagt sein, fragte der Herzog, daß es keine Partei mehr giebt, welche zu dem sinkenden Sterne meiner Gegner hält?

Wer wäre Thor genug, die Sonne darüber zu vergessen?

Es giebt Blumen, welche nur bei Nacht den Kelch öffnen, welche also der Sonne die Sterne vorziehen.

Aber die Ausnahmen, heißt es, bestätigen nur die Regel, Altezza.

Und was ist die Regel?

Die Regel ist in der Sonnenblume ausgesprochen.

Der Herzog trat vom Fenster zurück. Es widerstrebte ihm, einem Advokaten etwas andres als das Wandeln auf krummen Wegen zuzutrauen. Dennoch wäre er gern die Sorge, es gebe noch eine ernsthaft zu nehmende Buonacolsi-Anhängerschaft, los gewesen.

Und wenn Ihr Buonacolsi-Leute diesen Namen also nicht mehr verdient, fragte er, indem er vor Andrea stehen blieb und ihn scharf anblickte, wenn es also keine Männer mehr giebt, die sich's etwas kosten lassen, uns zu beunruhigen, woher dann diese Masse von Personen, die sich gegen mich verschworen haben sollen?

Ich habe sogar noch einige Namen unterschlagen, Altezza.

Welche?

Gian Bismara.

Meinen Leibbarbier?

So glaube ich, Altezza.

Unerhört! Gian Bismara! Alle Morgen hat er mich unter seinem Messer!

Der Anwalt fuhr fort: Buzzi oder Puzzi.

Der bekannte Weinwirt auf der Piazza d'Erbe?

Ohne Zweifel, Altezza.

Er hat eine exquisite Sorte weißen Lavagnos in seinem Keller. Der Schurke! Und ich trinke also seit Jahren sorglos Wein aus der Mache eines Verschwörers!

Der Anwalt fuhr fort: Andrea Primaticcio.

Ihr selbst? Francesco wich zurück, als gelte es einen Dolchstoß zu pariren.

Ich selbst, Altezza.

O, Ihr habt mich also mit einem Scherze belustigen zu dürfen gemeint! Der Herzog verzog seine Miene zum Ausdrucke mißbilligender Vornehmheit.

Ich würde meine untergeordnete Stellung, Altezza, nie bis zu dem Punkte vergessen, daß ich mir die Rechte eines Hofnarren anmaßte, entgegnete Andrea ohne Ironie.

So seid Ihr also wirklich bei der Verschwörung beteiligt?

Dann befände ich mich in diesem Augenblick, Altezza, nicht mehr innerhalb der Grenzen Eurer Oberherrlichkeit.

Oder jener Beppo ist ein Lügner und wir haben ihm ohne Grund die Ehre erwiesen, uns mit ihm zu beschäftigen.

Altezza, versetzte der Anwalt, wer in bestimmten Lebenslagen nicht bei der Wahrheit bleibt, ist deshalb noch nicht mit Notwendigkeit ein Lügner. In dem Falle, welcher hier vorliegt, möchte überhaupt eher als von einem Lügner von einer Lügnerin die Rede sein.

Und wer wäre diese Lügnerin? Immer stecken hinter Komplotten auch Weiber! Es soll ihr teuer zu stehen kommen!

Altezza, diese Lügnerin ist die Folter.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Reinhold Koser und Henri de Catt. Eine glänzendere Rechtfertigung, als wie sie uns in dem soeben erschienenen Hefte von Sybels „Historischer Zeitschrift“ geboten wird, konnte uns schwerlich zuteil werden.

Zuerst wird natürlich wieder von der „Lücke in der Gesetzgebung“ gesprochen, eine Auseinandersetzung, die wir füglich auf sich beruhen lassen können; das Vorgehen des Verlegers ist völlig loyal gewesen.

Dann folgen beleidigende Aeußerungen über die Anonymität des Bearbeiters, die demselben nur hinsichtlich des Bildungsgrades des Herrn Koser interessant sind. Man veröffentlicht eben etwas anonym oder nicht, wie man will, und niemand hat das Recht, etwas daran auszusetzen.

Hierauf werden die historischen Licenzen zum, wir wissen nicht, wie vielsten male, aufgebauscht. Darauf erwiedern wir, daß wir Catts Memoiren niemals, wie Herr von Sybel es thut, für eine historische Quelle ausgegeben haben, sondern nur für ein höchst interessantes Memoirenwerk. Herr von Sybel dagegen sagt in einem in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 22. Januar 1884 gehaltenen Vortrage (Sitzungsberichte 1884, S. 37): „An der Echtheit der Aeußerungen kann kein Zweifel sein, wer hätte die Fähigkeit haben sollen, diese Dinge zu erfinden? Catt giebt denn auch mehrmals an, daß er gleich nach dem Ende jedes Gesprächs den Inhalt desselben in möglichster Treue aufgezeichnet habe.“ Da wir nun in der Vorrede ausdrücklich auf Kosers kritische Beleuchtung der Cattschen Mitteilungen hingewiesen haben, so ist der Vorwurf, wir hätten das Publikum mystifizirt, derartig, daß er nur dann von uns mit dem rechten Worte bezeichnet werden könnte, wenn wir in den Ton des Herrn Koser verfallen wollten.

Aber noch mehr: die Herren Sybel und Koser haben sich selbst eine Grube gegraben. Herr Koser wirft uns besonders vor, Catts Bericht über die Odendichtung am Vorabend der Schlacht bei Zorndorf in unsrer Uebersetzung gebracht zu haben. Und nun höre man Herrn von Sybel in demselben Vortrage in der höchsten wissenschaftlichen Körperschaft des deutschen Reiches (S. 42): „Der 24. verging in der unmittelbaren Vorbereitung für die am folgenden Tage bevorstehende Schlacht. Catt dachte sicher unter diesen Umständen nicht zum König befohlen zu werden. Es geschah aber dennoch abends um neun Uhr“ — und nun folgt die Erzählung wie in unsrer Bearbeitung S. 94 f., ohne daß mit einem Worte erwähnt würde, daß (S. 9 unsrer Vorrede) „manche kleine Irrtümer“ (hier in Betreff der Datirung) „mit unterlaufen.“

Genau ebenso steht die Sache mit der ersten Begegnung des Königs mit Catt. Herr Koser wirft uns vor, hier einen von ihm veröffentlichten Brief und nicht die Memoiren Catts zu grunde gelegt zu haben. Wie schade, daß er den Vortrag seines Herrn und Meisters nicht gelesen hat! Derselbe übersetzt (S. 35, 36) im Eingange geradeso wie wir den Brief, diese, wie der Schüler sie nennt, „eingeschmuggelte Erzählung“!

Darauf geht Herr Koser auf unsre Schnitzerverzeichnisse über und verwahrt die Archivverwaltung vor jeder Verantwortung, da nach dem Prospekte der Publikationen „jedem einzelnen Autor die wissenschaftliche Vertretung seiner Arbeit in vollem Umfange überlassen bleibt.“ Wir freuen uns über diese Aeußerung von Herzen und hoffen, daß der Name dieser Verwaltung nie wieder, auch nur indirekt, durch ein solches Meisterwerk wie die kritische Behandlung von Catts Memoiren kompromittirt werden wird.

Von den zahlreichen mehr oder weniger groben Schnitzern, die wir nachgewiesen hatten, weist Herr Koser ganze vier zurück, aber wie weist er sie zurück! Fast unglaublich ist es z. B., daß er uns einen Vorwurf daraus macht, (S. 317, 37) statt empereur geschrieben zu haben empereurs. Diese Stelle ist nämlich aus Friedrichs des Großen Brief an den Marquis d'Argens entnommen, den Herr Koser selbst anführt (Œuvres XIX, oder wie Herr Koser druckt IXX, S. 158), und worin der König sagt: Ces brigands d'empereurs, de rois u. s. w.!

S. 350, 37 heißt es in Catts Tagebüchern: Il a resté là jusqu'au 23. Pendant ce temps j'ai resté en ville. Hier hatten wir für il a resté geschrieben il est resté, und nun kommt Herr Koser mit Plötz' Schulgrammatik und beweist, daß „rester wohnen“ mit avoir konstruirt wird. Das ist es ja eben, und deswegen haben wir il a resté für falsch erklärt, aber nicht j'ai resté! Vielleicht versteht Herr Koser das Tagebuch, wenn wir den Satz übersetzen: „Der König blieb bis zum 23. dort. Während dieser Zeit wohnte ich in der Stadt.“

Ob S. 311, 3 von mehreren Männern wie Tottleben (les Totleben) die Rede oder nicht les eine einfache Dittographie des vorhergehenden les ist, mögen andre entscheiden. Herrn Koser dergleichen klar zu machen, dürfte vergeblich sein. Ebenso ist S. 408, 2 allerdings von Friedrichs und nicht von Catts übler Laune die Rede und die Verbesserung étant in était unumgänglich notwendig.

Das ist Herrn Kosers Zurückweisung unsrer Ausstellungen; auf alles andre, die größten sprachlichen Schnitzer, die sinnlose Interpunktion u. s. w. geht er mit keinem Wort ein. Am unangenehmsten sind ihm die in seiner Publikation vorkommenden griechischen und lateinischen Schnitzer, die nach unsrer Ansicht Catt nicht zuzutrauen sind. Er sucht über die Sache mit folgender weinerlichen Erklärung hinwegzukommen: „Bei aller Achtung vor der Bildung des seligen Catt glaube ich doch äußerlich dadurch vor ihm im Vorteil zu sein, daß mir der preußische Staat die Befähigung zur Erteilung des griechischen und lateinischen Unterrichts auf seinen Gymnasien urkundlich zugesprochen hat, sodaß ich mich einer Nachprüfung vor den Gelehrten der „Grenzboten“ wohl nicht zu unterziehen brauche. Dagegen könnte es mir nur erwünscht sein, wenn Herr Grunow eine Vertrauensperson bezeichnen wollte, die in Vertretung des durch seine Anonymität verhinderten Herrn Uebersetzers die im geheimen Staatsarchiv befindlichen französischen, lateinischen und griechischen Handschriften auf die Stellen hin prüfen möchte, an denen nach dem Anonymus im Abdrucke Schnitzer stehen sollen: ich habe mir die Mühe genommen, jede einzelne der bemängelten Stellen zu vergleichen, und bin demnach in der Lage, zu versichern, daß mit Ausnahme eines Falles, in welchem ein Druckfehler vorliegt, der Abdruck mit den Handschriften übereinstimmt.“

Hieraus geht mit Evidenz hervor (denn den „witzigen“ Teil dieses armseligen Geredes lassen wir auf sich beruhen), daß Herr Koser von Kritik und kritischer Herausgabe einer Schrift auch nicht die leiseste Ahnung hat. Wenn z. B. bei Catt steht (S. 176, 17) Vous trouvez donc cela bien fort et bien asséré, so ist asséré, was gar kein Wort ist, einfach ein Schreibfehler statt acéré, und wer das als Heraus-

geber nicht merkt, der versteht eben weder etwas von Französisch noch von Kritik. Und wenn in Catts Tagebuche zu lesen ist: S'ils nous aggressi erant, miles paullulum τύπτος erat ab ictu, so ist τύπτος erstens deswegen Unsinn, weil es kein griechisches Wort ist, und zweitens deswegen, weil der Sinn verlangt tutus: „Hätten sie uns angegriffen, so wäre der Soldat nur wenig gedeckt gewesen."

Doch wie soll man jemand, der Friedrich den Großen für fähig hält zu schreiben ces brigands d'emperour, beibringen, worin diplomatische Kritik besteht? Denn ganz ähnlich wie mit diesen, steht es mit den zahllosen andern Stellen, in welchen in den Tagebüchern der baarste Unsinn zu lesen ist, und von denen wir nur eine kleine Auswahl gegeben hatten.

Der Bearbeiter von Catts Denkwürdigkeiten.

Bismarck und die Sonntagsruhe. Wir lasen in den Tagesblättern unterm 29. Mai: „Trotz der letzten Rede, die Fürst Bismarck jüngst im Reichstage gehalten hat, hat die anfangs (sic) voriger Woche in Bielefeld versammelte lutherische Pastoralkonferenz betreffs der Sonntagsruhe an den Fürsten eine Adresse abgesandt, in welcher sie bitten (sic), Fürst Bismarck möge seinen mächtigen Einfluß zur Wahrung und Hebung der Sonntagsruhe und Heiligung einsetzen, damit Gottes Segen auf der sauern Arbeit des Volkes ruhe."

Die Fassung dieser Mitteilung läßt die Meinung des Referenten durchklingen, daß die Bielefelder Pastoralkonferenz sich mit ihrer Adresse im Unrecht befinde. Wir müssen dem doch widersprechen. Jene Pastoren befinden sich als Pastoren völlig im Recht, ja sie thun einfach ihre Schuldigkeit, wenn sie mit allen gesetzlichen und anständigen Mitteln für die Heiligung des Sonntages eintreten. Das religiöse Gebot der Sonntagsheiligung existirt und geht nicht allein die Pastoren oder die Organe der Kirche, sondern alle an, die den christlichen Namen beanspruchen. „Du sollst den Feiertag heiligen" — die Verbindlichkeit dieses Gebotes muß dem christlichen Bewußtsein außer allem Zweifel stehen. Auch kann man in bezug auf dieses Gebot keinen Unterschied machen zwischen einer altjüdisch strengen und einer christlich laxen Auslegung. Ein Unterschied besteht allerdings zwischen der jüdischen und der christlichen Auffassung. Christus wendet sich mit scharfer Rede gegen jene Gerechtigkeit, der die Erfüllung der Form genügt, indem er erklärt: Der Mensch ist nicht des Sabbaths wegen da, sondern der Sabbath des Menschen wegen. Oder habt ihr nicht gelesen, daß David die Schaubrote aß, da ihn hungerte? „Erbarmen will ich, nicht Opfer." Aber hierbei handelt es sich sichtlich nicht um eine Auflösung starrer Formen, sondern um eine Vertiefung der Feier, eine wahrhafte Heiligung des Feiertages. Man kann diese Aussprüche Christi nicht mit Unrecht dem englischen Sonntage entgegenhalten, an dem es verboten ist, auf der Straße zu pfeifen, an dem man sich aber in den Häusern betrinkt. Ich erinnere mich aus meinen Knabenjahren, daß wir am Sonntag in unserm Garten Ball schlugen, während ein amerikanischer Freund vor der Thür auf der Bank saß, jede Chance des Spiels mit Leidenschaft verfolgte, aber den Ball nicht anrührte. Was hatte das für Wert, und warum quälte sich der arme Mensch? Aber Christi Geist zur Verteidigung für die gegenwärtige Sonntagsentheiligung geltend zu machen, beruht doch auf einer Verkennung desselben. Und so verdenken wir es niemandem, den sein christliches Gewissen treibt, wenn er die Sonntagsarbeit und Sonntagsentheiligung bekämpft, eventuell auch gegen bestehende Staatseinrichtungen und herrschende Autoritäten. Ob freilich die Kreuzzeitung Recht hat, wenn sie annimmt, daß sich Bismarck, der von seiner persönlichen Ueberzeugung

in den Debatten vom 9. Mai kein Wort geredet hat, in ehrlichem Kampfe mit sich selbst befinde und ob die Absendung einer Adresse des oben angedeuteten Inhalts ein aussichtsvolles Unternehmen sei, läßt sich billig bezweifeln.

Uebrigens ist die Frage der Sonntagsheiligung bei der gegenwärtigen Bewegung zunächst zurückgestellt oder ausgeschieden worden, und zwar von rechts wie von links, von Stöcker wie von Singer. Es handelt sich vorerst darum, dem Raubbau an den physischen und sittlichen Kräften des Volkes, wie er durch die Sonntagsarbeit betrieben wird, ein Ende zu machen. Wenn hierfür mit Wort und That eingetreten, der eine an sein Recht, der andre an seine Pflicht erinnert wird, der Schwache gegen den Starken in Schutz genommen, für die Beobachtung der bestehenden Ordnungen gewirkt wird, so ist das alles in der Ordnung und findet von Bismarcks Seite nicht den geringsten Widerspruch, vielmehr möglichste Förderung. In der Vorlage des Reichstages vom 9. Mai handelte es sich jedoch um ganz andre Dinge, nämlich um ein staatliches Verbot der Sonntagsarbeit, und es fragt sich, ob der Staat die Aufgabe hat, ein solches Verbot zu erlassen, und ferner, ob hiermit etwas erstrebt wird, was überhaupt durchführbar ist. Man antwortet sogleich: Gewiß hat der Staat das Recht und die Aufgabe, denn er ist ein christlicher Staat und — es wird schon gehen.

Daß der Staat ein christlicher sei, soll nicht bestritten werden, es fragt sich nur, in welchem Sinne wir den Staat einen christlichen nennen. Der ursprüngliche, das ganze Mittelalter hindurch festgehaltene Sinn ist der, daß der christliche Staat ein Religionsstaat sei, nur von Christen gebildet und nur für Christen vorhanden. Der Jude ist Fremdling und muß den ihm gewährten Rechtsschutz teuer bezahlen, und der Ketzer, der mit dem christlichen Glauben auch seine bürgerliche Existenzberechtigung aufgiebt, wird von Staatswegen verbrannt oder als rechtlos und friedlos vertrieben. Mit diesem christlichen Religionsstaate, der noch heute vom Ultramontanismus vertreten wird, hat das deutsche Volk bis zum Westfälischen Frieden zu böse Erfahrungen gemacht, um an ihm ferner Geschmack zu finden.

Ebenso falsch wäre es aber auch, den Staat als einen religionslosen konstruiren zu wollen. Es greift ja nichts soweit in die verschiedensten bürgerlichen Verhältnisse hinein, als die religiöse Ueberzeugung eines Menschen. Der Staat kann dieselbe unmöglich ignoriren, wenn er sich selbst nicht zu jenem Nachtwächterberufe erniedrigen will, den man ihm einst zuweisen wollte. Dazu hat er auch die wohlerworbenen Rechte der Religionsgenossenschaften zu schützen.

Ganz einfach und realistisch angesehen, ist der christliche Staat ein solcher, in dem Regierer und Regierte ausschließlich oder der Mehrzahl nach Christen sind, und er ist insoweit christlich, als es diese beiden selbst sind. In Zeiten lebhaften religiösen Bewußtseins wird auch das staatliche Leben von gleichem Geiste getragen sein, in Perioden, in denen ein unchristlicher oder selbst widerchristlicher Geist die Massen ihrem Glauben entfremdet hat, gestalten sich auch die Gesetze und Einrichtungen des Staates in analoger Weise. Die Geistlichkeit, welche über den unchristlichen Staat klagt, möge doch nicht übersehen, daß sie die natürlichen weltlichen Folgen der kirchlichen Sünden des Volkes vor Augen hat. Wir wollen hiermit keine Theorien entwickeln, sondern einfach Thatsachen konstatiren.

Ist es denn nun ein Wunder, wenn ein Staatsmann, dessen anerkannte Größe darin besteht, daß er unbestechlicher Realist ist, die Theorie vom christlichen Staate beiseite legt und mit diesen faktischen Verhältnissen rechnet? Es wäre wahrlich ein schönes Schauspiel gewesen, wenn Bismarck ein Sonntagsgesetz unter der all-

gemeinen Zustimmung des Hauses eingebracht hätte; aber wäre dies möglich gewesen, so hätte die ganze Sonntagsfrage überhaupt nicht existirt. Dagegen ist es eine Thatsache, daß ein großer Teil unsers Volkes sich seinem christlichen Glauben entfremdet hat und die Sonntagsfeier nicht will. Bismarck als Staatsmann muß doch dies Volk nehmen, wie es ist, und mit ihm rechnen, so wie es ist. Ist es nicht ganz natürlich, daß er sich bei aller Anerkennung des Bedürfnisses und der Berechtigung des Sonntagsschutzes doch einige Reserve auferlegt, noch dazu bei einem so ungenügend durchgebildeten Gesetze, und daß er die Folgen erwägt, die entstehen, wenn von gewisser Seite dies Gesetz gegen den Staat ausgebeutet wird?

Die andre Frage war die: Ist das Gesetz bei dem gegenwärtigen Stande der Fabrikthätigkeit und des Verkehrs durchführbar? Daß eine Anzahl von Beschäftigungen ausscheiden müsse, wird von allen Seiten anerkannt; im übrigen lassen sich alle Gründe dafür kurz zusammenfassen in die Worte: Es wird schon gehen. Ich glaube selbst, daß es schon gehen wird, und habe auch meine Gründe dafür. Ich komme häufig in die Lage, mit Arbeitern über den Gegenstand zu reden, und habe gefunden, daß diese Leute nicht allein die Sonntagsruhe dringend verlangten, sondern sich vor dem Verluste von $^1/_7$ oder $^1/_{14}$ ihres Einkommens keineswegs fürchteten. Bei wirtschaftlicher Einrichtung des Haushaltes kann viel erspart werden, es lebt aber niemand teurer und unwirtschaftlicher als unsre arbeitenden Klassen, und durch nichts wird dies so sehr verschuldet wie durch die Sonntagsarbeit. Der Mehrverdienst lockt, aber den Vorteil hat das Wirtshaus, während die häusliche Wirtschaft herunterkommt.

Trotzdem kann man es nicht wagen, auf solche subjektive Erfahrung und Meinung hin die Verantwortung für ein so tiefeingreifendes Gesetz zu übernehmen. Es ist Bismarck wahrlich nicht zu verdenken, wenn er sich auf breitester Grundlage zu unterrichten wünscht.

Die Verhandlungen vom 9. Mai haben gezeigt, daß man mit einem Machtgebote die so überaus schwierige Sonntagsfrage nicht löst. Was aber kann geschehen? Wollte man sich auf theoretischen Standpunkt stellen, so könnte man sagen: Die Sonntagsnovelle der Gewerbeordnung, wonach niemand am Sonntag zur Arbeit gezwungen werden kann, hat bereits das Rechte getroffen — sogar nach protestantisch-kirchlicher Anschauung, nach welcher jeder seine eigne Verantwortung trägt. Aber praktisch ist das Gesetz wertlos, da der Arbeiter seinem Brotherrn gegenüber wehrlos ist. Man könnte diesen Herren Arbeitgebern auf die Finger sehen und die Frage nach der Dringlichkeit ihrer Sonntagsarbeit stellen, aber ich will keine Konjekturen, noch weniger Vorschläge machen. Es wird schon gehen — so wie seiner Zeit die Kolonialpolitik, welcher Bismarck öffentlich widersprach, während er sie im Stillen vorbereitete und zu richtigem Zeitpunkte ins Leben rief. Wir haben das volle Vertrauen, daß auch die Sonntagsfrage bei Bismarck in guten Händen ist und ihrer Zeit eine so gute Lösung finden wird, wie es überhaupt möglich ist. F. A.

Literatur.

Die staatssozialistische Bewegung in Deutschland. Eine historisch-kritische Darstellung. Von Dr. Moritz Ströll. Leipzig, Duncker und Humblot, 1885.

Aus Artikeln in der „Allgemeinen Zeitung" (München) entstanden, erhebt sich dieses Büchlein durch seine in jugendfrischer und kraftvoller Begeisterung gegebene

Darstellung, durch den sichern Untergrund wissenschaftlicher Studien, durch eine im praktischen Leben gewonnene Erfahrung und durch ein maßvolles Urteil weit über das Niveau der ephemeren Literatur. Der Verfasser tritt durchaus für den Staatssozialismus ein, den er nicht ansteht als die Bewahrung des uralten Vestafeuers der Kultur gegenüber zerstörenden, das Völkerleben entsittlichenden Einflüssen zu bezeichnen, als die zwangsweise auf der bestehenden Rechtsordnung erfolgende Durchführung des Gemeingeistes gegenüber den selbstsüchtigen Trieben des privatwirtschaftlichen Individualismus. Der Staatssozialismus ist für Deutschland und Preußen keine Neuheit, er hat bereits als Zierrat den altpreußischen Adler geschmückt, als das hohenzollernsche Königtum nach den harten Schicksalsschlägen des Tilsiter Friedens in der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung das Volk von den Fesseln der feudalen Grundherrschaft befreite, eine Befreiung, welche durch ein kraft- und einsichtsvolles absolutes Königtum zu einer Zeit ins Werk gesetzt wurde, als der Parlamentarismus in Süddeutschland noch engherzig dagegen ankämpfte. Der Verfasser zeigt dann, wie in Deutschland gegenüber dem Ringen nach politischer Freiheit noch im Jahre 1847 von einer sozialen Bewegung nichts zu merken war, wie die Zustände allmählich versumpften und einschliefen, bis sie in kraftvollem Ruf von Lassalle aus ihrer Ruhe emporgescheucht wurden. Mit wenigen, aber lapidaren Strichen wird dann die Herrschaft des Manchestertums gezeichnet, wie sie nach dem deutsch-französischen Kriege unter der Leitung Delbrücks bis zu dem Punkte führte, wo das ruchlose Attentat gegen das geheiligte Haupt der deutschen Nation den Ruf nach Umkehr und Staatshilfe allgemein erschallen ließ. Die Entstehung des modernen Staatssozialismus, welcher heute als Schmuck zu Häupten des Reichsadlers der geeinigten deutschen Nation prangt, das Eingreifen des Reichskanzlers und die durchführbaren Ziele der deutschen Sozialreform werden uns von dem Verfasser in klarem Bilde vorgeführt. Er versteht es aber auch, sich mit Geschick und überzeugenden Gründen sowohl dem wissenschaftlichen Sozialismus, wie der Sozialdemokratie gegenüber auseinanderzusetzen und das Verhalten der parlamentarischen und außerparlamentarischen Opposition mit kritischer Schärfe zu beleuchten.

Das Büchlein ist von einem Süddeutschen geschrieben, es ist dies umso bedeutungsvoller, als in dem Heimatlande des Verfassers bisher mehr noch der Partikularismus als die Sozialdemokratie giftige Blüten treibt. Wir sind überzeugt, daß die Stimme des Verfassers einen warmen Wiederklang in den Herzen seiner Landsleute dies- und jenseits des Mains finden wird.

Die drei staatswissenschaftlichen Systeme nach Begriff, historischer Entwicklung und Kritik, sowie ihre Stellung und Beziehung zu der Nationalökonomie der Gegenwart in Deutschland. Von A. Frhrn. von Henneberg. 2. Auflage. Berlin, Verlag der Kyffhäuser-Zeitung, 1885.

Das merkantil-physiokratische und das Adam Smithsche System werden hier in klarer und faßlicher Weise entwickelt und besprochen und an ihnen die von dem Reiche ins Werk gesetzte Schutzzollpolitik geprüft. Die kleine Schrift bringt nichts neues, aber was sie bringt, ist klar und verständlich und wohl geeignet, belehrend zu wirken.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Afghanistan und die Afghanen.

1.



Die ersten ausführlichen Nachrichten über das vielbesprochne Afghanistan und seine Bevölkerung hat Alexander Burnes in seinem Buche Cabool (1843) geliefert. Ergänzt wurden diese 1862 durch Bellow, der 1857 in politischer Mission das Land bereist hatte, und durch Bell, einen dritten Engländer, der 1869 ein Werk The Oxus and the Indus veröffentlichte. Auch Franzosen wie Ferrier und Langlois haben nach eigner Beobachtung in dankenswerter Weise zur Kunde des Landes beigetragen. Das Neueste und Beste darüber enthält aber das soeben in deutscher Übersetzung erschienene Buch des Russen Jaworski: Reise der Russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Buchara in den Jahren 1878 und 1879 (2 Bände, Jena, Costenoble), dessen Verfasser den famosen General Stoljeteff bei seiner Mission an den Hof von Kabul begleitete und später in Masari Scherif einige Zeit als Arzt in der Umgebung des Emirs Schir Ali verweilte. Er schildert das Land allerdings nur, soweit ihn der Weg der Gesandtschaft durch dasselbe und durch die Nachbargegenden führte, hat aber das, was ihm vor Augen kam, gut beobachtet und weiß es geschickt und lebensvoll darzustellen. Besondern Wert haben seine Mitteilungen über die Zustände, die Sitten und die Denkart der obern Klassen der Bevölkerung, mit denen er vielfach in Berührung kam, über die Politik, die Rußland Schir Ali gegenüber verfolgte, über das afghanische Militär und über das afghanische Turkestan, um das es sich bei dem gegenwärtigen Streite zunächst handelt. Auch für Mediziner, Botaniker und Naturforscher überhaupt bringt sein Werk mancherlei von Interesse, und Strategen und Politiker werden namentlich das

mit Nutzen lesen, was er über die Pässe sagt, die zwischen Samarkand und Kabul über den Hindukusch und seine Nebenketten führen.

Afghanistan ist ein nach Westen und Norden sich senkendes Hochland, zwischen dem obern Amu-Darja und dem obern Indus, das im Nordosten von der Hauptkette des Hindukusch und weiter westlich vom Paropamisus durchzogen wird. Im Südosten bildet der Gebirgszug des Solimankuh, im Westen die Wüste von Chorassan seine natürliche Grenze. Die Nachbarländer sind im Norden Russisch-Turkestan und das Chanat Buchara, im Osten Britisch-Indien, im Süden Beludschistan, im Westen Persien. Die Gipfel des Hindukusch und des Solimankuh erheben sich weit über die Schneegrenze, der Paropamisus ist niedriger, aber großenteils ebenfalls unwegsam. Von den zahlreichen Flüssen des Landes ist nur der Kabul, der sich in den Indus ergießt, schiffbar. Der Helmand und der Herirud sowie der Margab dienen nur zur Bewässerung des von ihnen durchströmten Gebietes. In den Bergen herrscht im Winter strenge Kälte, in den Ebnen sind die Sommer sehr heiß. Häufig wüten furchtbare Stürme, Regen fällt selten. Die Berge sind meist wenig bewaldet, die Thäler und Niederungen, wo sie bebaut sind, meist fruchtbar, doch ist die üppige Vegetation, der man hier begegnet, abgesehen von den schönen Grasteppichen an den Gewässern des Gebirges, fast ausnahmslos von der Hand des Menschen gepflanzt und gepflegt, und in einer Höhe von 7000 Fuß finden sich nur noch Gramineen. Bäume giebt es hier nur sehr wenige. Im Bamianer Thale z. B., das die russische Gesandtschaft auf ihrer Reise vom Amu-Darja nach Kabul durchzog, sah Jaworski nur einzelne Pappeln, wilde Äpfelbäume und Silberweiden. Dagegen gedieh die Gerste noch in einer Höhe von 11 000 Fuß. Dieses Thal ist allenthalben mit Getreidefeldern bedeckt, und man baut vorzüglich Weizen, Gerste, Sesam, Tabak, Bohnen, Erbsen und Hafer; der letztere kommt sonst in Afghanistan ebensowenig vor, wie in den benachbarten Gebieten Bucharas und Russisch-Turkestans. Im Thale Kagmard sahen die Reisenden eine Strecke von zehn Werst mit Reis besät, der wohlbewässert war und prächtig stand, und neben dem sich Felder mit Luzerne zeigten. Am Ufer des dortigen Flusses wuchs die wilde Dattel (Dschida) neben Weiden und niedrigen Pappeln. Im Thal Mader zogen sich vier Werst lang Gärten in ununterbrochener Reihenfolge hin, in welchen Pfirsiche, Aprikosen, Maulbeeren, Wallnüsse und Trauben reiften. Ähnliches berichtet Jaworski von andern Kesseln und Thälern, durch die ihn sein Weg führte, und wo auf den Feldern auch Mais und Hirse, in den Gärten auch Kirschen gebaut wurden. In der Ortschaft Hurem sah er Weinreben von einem Fuß Umfang. An einigen Stellen war der dortige Bach von Reben und Flachsseide überwölbt, lebendigen Brücken, an denen Massen von Trauben hingen. Hin und wieder breiteten riesige Tschinaren und Karagatschen (letztere sind ulmenartige Bäume) ihr Laubdach aus. Natürliche Wälder aber bekam man weder in den Bergen noch in den Thälern zu Gesicht.

Noch fruchtbarer und noch besser bebaut ist die Umgebung von Kandahar, und dasselbe gilt von der Oase der Wüste, in welcher Herat liegt. In Kabulistan aber, wo Jaworski seine Beobachtungen anstellte, ist das vom Kabul durchströmte, sechs bis sieben Werst breite Maidanthal von der Natur in besonderm Maße gesegnet. Die Gärten bilden hier wahre Wälder, und die Erträge der Getreidefelder machen diese Gegend zur Kornkammer für die ganze Provinz. Auch der Viehbesitz der Landstriche Afghanistans ist erheblich, und zwar besteht er vorzüglich in großen Schafherden von der fettschwänzigen Rasse. Ferner werden in vielen Gegenden, besonders in der von Kandahar, Pferde von guter Beschaffenheit in Menge gezüchtet. Endlich fehlt es auch nicht an Rindern und Kameelen, von denen jene meist Buckel haben und vielfach zum Tragen von Lasten verwendet werden, die Kameele aber der baktrischen Rasse angehören, welche zwei Höcker hat und in ganz Mittelasien zur Beförderung von Waaren und von Produkten der Landwirtschaft dient. Berühmt sind die Windhunde des Landes.

Die Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Afghanen oder Pathans. Dazu kommen viele Tadschiks, Hasaren, Kisilbaschi und Hindki und einige tausend Kurden und Armenier, desgleichen Juden, deren es auch in Turkestan und Buchara eine Anzahl giebt. Im ganzen soll die Bevölkerung zwischen 4 und 5 Millionen betragen, aber große Strecken sind als Wüsten unbewohnt, und selbst zum Anbau geeignete Teile des Landes, z. B. der Nordwesten, zwischen dem Margab und Herirud, wo einst zahlreiche Ortschaften mit seßhaften Bewohnern standen und der Acker- und Gartenbau blühte, sind gegenwärtig, da räuberische Turkmenen die Ansiedler in die Sklaverei weggeschleppt haben und die Bewässerungsanstalten meist verfallen sind, weithin zu Einöden geworden, in denen man, wenn überhaupt Menschen, nur wandernden Hirten begegnet.

Die Afghanen sind ein arisches Volk, das mit den Persern verwandt und im neunten Jahrhundert von Südwesten her hier eingewandert ist und die Ureinwohner in den schwerzugänglichen Nordosten, die Schluchten des Hindukusch, zurückgedrängt hat, wo sie als „Kafirs“ (Ungläubige, Heiden) in wildem Zustande leben und größtenteils ihre Unabhängigkeit behaupten. Die afghanische Sprache, das Paschtu, wurde früher den semitischen Idiomen beigezählt, wie die, welche sich ihrer bedienen, sich selbst für die Abkömmlinge der alten Juden, d. h. entweder Sauls oder der sogenannten „verlornen zehn Stämme,“ hielten — eine Meinung, der noch Schir Ali in seinen Unterhaltungen mit Jaworski huldigte. Beides ist unrichtig. Das Paschtu ist nach Spiegels und Trumpps Untersuchungen eine selbständige Sprache, die indes am Wortschatze und an den Flexionsgesetzen der Sprachen teilnimmt, welche in den westlichen und südöstlichen Nachbarländern gesprochen werden, und in ihren östlichen Dialekten mehr ein indisches Gepräge trägt. Die arabischen Wörter, die sie enthält, sind durch den Islam in sie gekommen, zu dem sich das Volk bekennt. Das Judentum

der Afghanen verdient keine Widerlegung, obwohl die ausgeprägt jüdischen Gesichtszüge, denen man häufig unter ihnen begegnet, und die unter den Afghanen wie unter den alten Israeliten herrschende Sitte, die Frau des verstorbenen Bruders zu heiraten, dafür angeführt werden können. Doch möge eine Sage, welche sie davon erzählen, als charakteristisch hier Platz finden. Saul, so berichtet dieselbe, fühlte, als er den Schatten Samuels heraufbeschwor, tiefe Reue wegen des ruchlosen Lebens, das er geführt hatte. Seufzend fragte er den Propheten: „Wie kann der Missethäter selig werden?“ Der Seher erwiederte: „Der Allbarmherzige nimmt deine Reue gnädig auf. Überlasse David deine Krone und ziehe mit deinen zehn Söhnen gegen die Ungläubigen. Ihr werdet im Kampfe fallen und als Blutzeugen der Religion in das Paradies eingehen. Dein Stamm aber wird nicht aussterben. Du wirst zwei gesegnete Frauen hinterlassen, die Söhne gebären werden, Barchia (Baruch) und Ermia (Jeremia) genannt, deren Nachkommenschaft im Buche der Zeiten eingeschrieben steht bis zum Tage der Auferstehung; sie werden tapfer sein und hochherzig, gewaltig und gerecht und zu Herren werden über weite Gebiete.“ Und siehe da, es geschah, was der Prophet verkündigt hatte. Barchias Sohn hieß Asif und der Sohn des Ermia Afghan, der eine wurde der Großwessir Salomos und der andre sein Feldhauptmann. Einige Zeit nachher aber gestattete Gott, daß Nebukadnezar sich die Länder Syriens unterwarf und die Kinder Israels gefangen wegführte. Sie wurden in Ghor, Kabul, Kandahar und Firuskuh angesiedelt, wo sie zahlreich wurden wie Sand am Meer und unaufhörlich gegen die Götzendiener kämpften. Unter ihnen waren auch die Nachkommen Asifs und Afghans. Andre aber suchten sich in Arabien neue Wohnsitze und verehrten hier den Tempel in Mekka, den Abraham erbaut hatte, und bei dem der letzte der Propheten geboren werden sollte. Fünfzehnhundert Jahre nach Salomos Tode erglänzte die Sonne der Schönheit Muhammeds. Der Jude Chaled aus dem Stamme Afghans erschien, nachdem er lange gegen ihn gestritten, vor seinem Angesichte und sprach das Glaubensbekenntnis: „Ich bekenne, es ist kein Gott außer Allah, und Muhammed ist der Gesandte Allahs.“ Muhammed antwortete: „Gelobt sei Gott, der dich zum Islam geführt hat! Schon lange, o Chaled, hoffte ich, du werdest mein vornehmster Jünger werden.“ Und hinfort erwies ihm der Prophet unbedingtes Vertrauen, in allen wichtigen Dingen nahm er zu ihm seine Zuflucht und mehr als irgendeinen andern seiner Begleiter erhob er diesen. Und wahrlich, er täuschte sich damit nicht. Noch im Jahre seiner Bekehrung gewann Chaled die Schlacht bei Mutah, die erste, in welcher der Islam außerhalb Arabiens siegte, weshalb der Prophet ihn mit den Worten segnete: „O Schöpfer, gewähre ihm deinen Beistand! Chaled ist das Schwert Gottes.“ Chaled sandte hierauf einen Brief an seine Brüder in den Bergen Ghors und verkündete ihnen: „Der letzte der Propheten ist erschienen.“ Und die Fürsten und Edeln, allen voran Kais, machten sich auf

und erschienen in Mekka, um sich zum Islam zu bekennen. Kais erhielt den Ehrentitel „Sohn des Gerechten," und alle Adlichen wurden fortan Malik, König, genannt. In der Glaubenstreue würden sie, so sagte der Engel Gabriel dem Propheten, stärker sein als alle andern Völker der Erde, und in ihrer Festigkeit sollten sie dem Holze Pathan gleichen, aus dem der Kiel neuer Schiffe gezimmert wird. Darum möge ihr Volk auch hinfort Pathan heißen. Kais kehrte dann mit seinen Genossen heim und bekehrte sein Volk, und seine Nachkommen mehrten sich dermaßen, daß aus ihnen dreihundertfünfundneunzig Stämme hervorgingen.

Die Afghanen sind meist von hohem Wuchs und dunkler Gesichtsfarbe. Ihr schwarzes Haar bleibt von der Scheere unberührt, und die Vornehmen pflegen den Bart nach persischer Sitte ganz oder teilweise rot zu färben. Der Religion nach sind sie sunnitische Muslime, und zwar sehr fanatische, sodaß sie nicht nur die christlichen und heidnischen Kafirs, sondern auch die unter ihnen lebenden Schiiten verabscheuen. Sie haben ein cholerisches Temperament, sind leicht zu erregen und händelsüchtig, grausam und treulos dem Fremden gegenüber, im Kriege unerschrocken und ausdauernd, und zeigen sich immer geneigt zu Parteiungen und zur Auflehnung gegen ihre Herrscher. Die ansässigen wohnen in Lehmhütten und Häusern aus Backsteinen mit flachen Dächern, die nomadisirenden in Zelten aus Filztuch. An den Abhängen der Berge trifft man viele kleine Kastelle mit Türmchen. Fensterscheiben, Tische und Stühle, Kamine und Tapeten finden sich selbst in den Wohnungen der Reichen und Vornehmen selten. Das Weib gilt hier mehr als sonst im Orient, auch unter den höhern Klassen, die in Bigamie leben, und die Lieblingsfrau Schir Alis übte eine Zeit lang Einfluß auch auf dessen Politik.

Die Monarchie steht in Afghanistan auf schwachen Füßen und vermag, obwohl sie despotisch gehandhabt wird, ihre Macht und ihren Willen keineswegs immer und überall zur Geltung zu bringen. Obwohl die Emire Dost Muhammed und Schir Ali viel für die Einheit des Reiches gethan und mancherlei in dieser Richtung erreicht haben, sind viele der Stämme und Fürsten desselben doch von der Zentralregierung in Kabul noch halb und unter Umständen ganz unabhängig, und die einzelnen Stämme und deren Unterabteilungen verwalten ihre Angelegenheiten durchaus selbständig. Die hauptsächlichsten dieser Stämme sind die im Nordosten wohnenden und großenteils von Feld- und Gartenbau lebenden Berdurani, die Gildschi, die sich westlich an diese anschließen und bis über Gasnah hinaus sitzen, und die noch weiter im Westen hausenden Durani, welche meist ein Nomadenleben führen. Ein jeder Stamm der Afghanen, oder, wie sie selbst sagen, ein jeder Ulus, zerfällt in eine Anzahl von Chails oder Klane, diese teilen sich in Gaugenossenschaften und letztere wieder in Gemeinden. Dazu kommen bei einigen Stämmen noch Vereine, deren Teilnehmer sich gegenseitig zu Schutz und Abwehr von Gewaltthat eidlich verbunden haben. Jeder

Stamm führt seinen Ursprung auf einen mythischen Helden als Ahnherrn zurück, und jede Markgenossenschaft, die ihre Herkunft in direkter Linie von einem solchen verehrten Urahn abzuleiten vermag, genießt innerhalb des Stammes besondre Achtung, sodaß sie für heilig und unverletzlich gilt. Als eine solche adliche Sippe standen früher die Hotoki bei den Gildschi, die Sudosi bei den Durani und die Bari bei den Jusoffi da, und noch jetzt erfreuen sich jene Familienverbände großen Ansehens und Einflusses. Aus ihrer Mitte werden die Stammfürsten gewählt und im Kriege die Führer genommen. Viele Stämme aber kennen weder ein erbliches noch ein zeitweiliges Oberhaupt, sondern regieren sich, soweit nicht der Emir in Kabul sie seine Macht fühlen lassen kann, in patriarchalisch-demokratischer Weise selbst. Über die allgemeinen Angelegenheiten wird auf Landtagen der Gaugenossenschaft, des Klans oder des Stammes beraten und abgestimmt. Diese Versammlungen heißen in der Paschtusprache Dschirga. Die Dschirga der einzelnen Gemeine setzt sich aus deren freien Gliedern, soweit sie Afghanen sind und ein gewisses Alter erreicht haben, zusammen. Tadschiks und andre Hintersassen, desgleichen Knechte haben hier keine Stimme. Aus den Dschirgas der Gemeinden wählt man eine Anzahl von Abgeordneten, die zusammen den Landtag des Klans bilden, und aus diesen Versammlungen gehen wiederum Vertreter des ganzen Stammes hervor, die dessen Willen auf einem allgemeinen Landtage repräsentiren. Was hier beschlossen wird, ist von Rechtswegen für alle Angehörigen des Ulus verbindlich. Die Überwachung des Vollzugs der Beschlüsse wird einem dazu gewählten Ausschusse oder auch einem einzelnen Mitgliede des Landtags übertragen, das durch Adel oder Besitz hervorragt. Bisweilen ernennt man in unruhigen Zeiten auch einen Dschehelmendschi, d. h. einen Diktator, der nach Beseitigung der Gefahr von seiner unumschränkten Gewalt zurückzutreten hat. Die Jusoffi haben die alte demokratische Art, sich zu regieren, streng festgehalten. Die andern Stämme zogen eine mehr aristokratische oder auch eine monarchische Einrichtung vor. Sie gehorchen einem Häuptling aus bestimmter Familie. Den Marken, Gauen und Dörfern stehen adliche Beamte vor, die als Maliks, Muschirs oder Spinseras (Weißbärte) lebenslängliche Befugnis haben. Die Vorsteher der Chails werden vom Volke mit Stimmenmehrheit gewählt und bedürfen keiner höhern Bestätigung. Dagegen wird der Chan eines jeden Ulus, wenn ein Emir in Afghanistan vorhanden ist, von diesem eingesetzt.

Wie bei allen muhammedanischen Völkern, so gilt auch bei den Afghanen der Koran mit seinen Kommentaren nicht bloß als religiöses, sondern auch als bürgerliches Gesetzbuch. Daneben aber existirt eine Sammlung von Rechtsgewohnheiten des Pathanvolkes, die Paschtani-Walli heißt und deren wesentlichste Bestimmungen in Satzungen bestehen, welche sich auf das Wehrgeld beziehen. Die Dschirga ist das öffentliche Schöppengericht, dessen Ausspruch, wenn es bei Streitigkeiten von den Parteien angerufen wird, für entscheidend anzusehen

ist. Ist ein Afghane beleidigt oder geschädigt worden, so treten die Verwandten, die ältern Leute und die besonders angesehenen Mitglieder des Chails zusammen, um die Sache auf friedlichem Wege zu schlichten. Gelingt dies nicht, so beginnt Fehde zwischen dem Verletzten, seiner Sippe und bisweilen der ganzen Markgenossenschaft und andrerseits dem Missethäter, dessen Familie und dessen Gauverband. Bevor Sühne erreicht ist, giebt es in solchen Fällen für den Afghanen weder Unverletzbarkeit von Gesandten noch Verbindlichkeit von Verträgen. Die Privatfehden dauern nicht selten Jahre lang fort und endigen nur dann, wenn die eine Partei vollständig befriedigt oder gänzlich unterlegen ist. Wird eine Volksversammlung zum Richten über eine Sache berufen, so spricht der Chan oder sonst ein angesehener Mann des Chails, nachdem der Mullah gebetet, in der Paschtusprache: „Gott gehört die That, dem Menschen nur der Rat." Dann trägt der Kläger seine Beschwerde vor, und wenn der Beklagte sich schuldig bekannt hat oder überführt worden ist, bestimmt man das Wehrgeld oder findet, daß diese oder jene Satzung auf den Fall anwendbar ist, und dann wird der Schuldige in die Hände des Klägers gegeben, damit er sich mit ihm vertrage. Zur Sühne schwerer Vergehen wird häufig eine Anzahl von jungen Mädchen aus der Verwandtschaft des Verbrechers mit Brüdern und Vettern des Verletzten verheiratet, was, da die Afghanen in gewöhnlichen Fällen sich ihre Frau kaufen, als Wehrgeld betrachtet wird. Unter den westlichen Stämmen wird ein Mord mit einem der verletzten Sippe dargebrachten Geschenke von zwölf Mädchen gesühnt, von denen die Hälfte eine Mitgift erhält; ein Ohr, ein Auge, eine Nase, eine Hand gilt sechs, ein Zahn drei Jungfrauen. Geringere Verletzungen werden mit Vieh gebüßt. Bei einigen Stämmen, wo die Chane mehr Macht haben, erhebt man außer dem Wehrgeld noch besondre Strafen. Widersetzt sich der Verurteilte dem Ausspruche der Dschirga, so überläßt man ihn dem Kläger, der nun mit ihm nach dem Satze: „Auge um Auge, Zahn um Zahn" verfährt.

Vor einigen Jahrzehnten lebte noch die Mehrzahl der Afghanen als nomadische Hirten, und noch jetzt findet man vorzüglich im Westen, in den Bergen zwischen Herat und Dschehestan, Klane der Durani, welche dieser Lebensweise huldigen. Ja der Stamm der Nassir, der 30000 Familien zählen soll, besitzt nicht einmal bestimmte Weideplätze, sondern läßt seine Schafe abwechselnd bald hier, bald dort im Gebiete andrer Stämme grasen. Im Frühjahr teilen sich die Hirten in kleine Haufen, durchwandern das Land, schlagen ihre schwarzen Zelte am Fuße eines Hügels, auf einer Flußwiese oder auf einer Alpenmatte auf und kehren, wenn der Winter naht, in die Ebne zurück, wo sie kreisförmige Lager um die Burg des Häuptlings bilden. Läßt ein Stamm sich irgendwo bleibend nieder, um Feldbau zu betreiben, so wird der Grund und Boden an die einzelnen Familien gleichmäßig verteilt, und damit die Gleichheit dauere, erfolgt von Zeit zu Zeit eine neue Teilung; denn das betreffende Land gilt

als Eigentum des Stammes. Die Jusoffi, die in alter Zeit in Beludschistan wohnten, dann aber als Eroberer in die Landschaften am obern Kabul eindrangen, haben diese Sitte am treuesten bewahrt. Das Land wird hier teils von den Herren selbst bestellt, teils von seinen ehemaligen Besitzern, die von den Eroberern zu „Fakirs," d. h. Pächtern, herabgedrückt wurden und nun schwere Abgaben vom Ernteertrag, sowie Frohndienste leisten müssen. Der Herr hat das Recht, seinen Fakir zu züchtigen, ja ihn zu töten, dagegen darf dieser ihn jederzeit verlassen, um anderswo Dienst oder Erwerb zu suchen. Ähnlich sind die „Basgars" oder Tagelöhner bei den Durani gestellt, und so werden diese wie jene durchschnittlich sehr mild behandelt. Neben ihnen existiren noch die Klasse der „Dikkan," Leute, die sich als freiwillige Arbeiter unter den Jusoffi niedergelassen haben, und die „Hamsajeh" oder Nachbarn, Hintersassen, die oft aus Afghanen bestehen, welche aus Armut ihren angestammten Ulus oder Chail verlassen haben und sich nun zu einem andern halten. Sie gelten im Unterschiede von den Fakirs und Basgars als freie Leute und sogar als Ebenbürtige, die bei den Beratungen der Gemeine und der Markgenossenschaft mitstimmen.

Nur wenige Afghanen treiben städtische Gewerbe oder Handel. Der letztere ist fast ganz in den Händen der Tadschiks, der Hindki und der Armenier. Die Tadschiks, welche ungefähr den zehnten Teil der Bevölkerung Afghanistans ausmachen, sind eingewanderte und ansässig gewordne Perser und finden sich besonders häufig in Herat und andern westlichen Gegenden des Landes. Auch sie sind meist große Leute von starkem Knochenbau und schwarzhaarig. Ihre Bezeichnung kommt von den hohen, kegelförmigen Lammfellmützen, mit denen sie den Kopf bedecken. Sie leben vorwiegend, fast ausschließlich in den Städten oder in deren Umgebung, und zwar nähren sie sich neben ihren kaufmännischen Geschäften, bei denen sie Verbindungen bis über den Amu-Darja hinaus unterhalten, auch vom Handwerke. Man schreibt ihnen die schlechtesten Eigenschaften, allerlei Betrug und Arglist, Neigung zum Diebstahl, Verlogenheit, Kriecherei und Verstellung zu. Sie sollen unnatürlichen Lastern fröhnen und in Sachen der Religion arge Heuchler sein. Aus diesen Gründen werden sie von den Afghanen vielfach verabscheut, wozu auch der Umstand beiträgt, daß diese Tadschiks Schiiten sind. Früher hatten sie viel von Bedrückung zu leiden, und Verfolgung und Mißhandlung derselben durch fanatische Sunniten waren nichts seltenes. Im Verlauf der letzten Jahrzehnte aber ist man duldsamer geworden, und selbst Wechselheiraten zwischen Afghanen und Tadschiks kommen ziemlich häufig vor. Die Hindki Afghanistans sind, wie ihr Name besagt, Hindus. Sie befinden sich vorzüglich in den ostafghanischen Städten, in deren Bazaren sie als Handwerker und Kaufleute thätig sind, besonders oft aber Geldgeschäfte betreiben, wie denn fast alle Wechsler, die kleinen auf der Straße wie die großen in den Läden, dieser Klasse der Bevölkerung angehören. Die Kisilbaschi sind Usbeken oder

Turkmenen, die Hasareh Mongolen. Beide Rassen spielten in der Geschichte des Landes früher eine bedeutende Rolle.

In betreff der Staatsabgaben und der militärischen Einrichtungen herrschte in Afghanistan bis auf die letzte Zeit keine einheitliche Ordnung. Noch unter Dost Muhammed entrichteten viele Stämme und Landschaften noch keine regelmäßigen Steuern, sondern man schickte dem Emir nur von Zeit zu Zeit Geschenke. Bald wurde nur von einer Hufe Landes, bald von mehreren ein Mann zu dauerndem Kriegsdienst einberufen, bald sollte jeder Freie, bald nur jeder Landeigentümer ins Feld ziehen. Von Sold war bei solchen Aufgeboten nicht die Rede, nur der Wert der Pferde wurde hin und wieder ersetzt. Die Chane und Sirdare sowie der Emir hielten neben dieser Landwehr stehende Truppen, meist usbekische Söldner. Dennoch brachten die Emire bei dem kriegerischen Geiste der Bevölkerung und dem fanatischen Sinne derselben bei Feldzügen gegen auswärtige Feinde sehr ansehnliche Heere zusammen, zumal wenn der Kampf auch Beute verhieß. Dost Muhammed, der das vielgespaltene Volk zu vereinigen und eine gewisse Ordnung einzuführen verstand, trat in den späteren Jahren mit Armeen von 50000 Mann Fußvolk und 12000 Reitern auf, und unter seinem Nachfolger Schir Ali wurde auch die Qualität dieser Soldaten wesentlich besser, wie denn überhaupt mehr Ordnung in die Verhältnisse des Reiches kam. Wir werden darüber sowie über einige andre hier in Betracht kommende Gegenstände in einem zweiten Abschnitt unsrer Berichte das Notwendigste mitteilen.



Zur Arbeiterwohnungsfrage.



Der sozialreformatorische Gedanke beginnt um sich zu greifen, und der Keim, welchen die Reichsregierung nach so vielen Kämpfen und Sorgen gepflanzt hat, treibt bereits in den weitesten Schichten der Bevölkerung Blüten und Früchte. Selbst ein so manchesterliches Blatt wie die Berliner „Nationalzeitung“ kann nicht umhin, in ihrem Leitartikelorgelton von den sozialen Bestrebungen zu reden, welche sich in allen Kreisen des Volkes regen. Diese Wiederbelebung des Gedankens an die ethische Bedeutung des Eigentums, diese Betonung des praktischen Christentums gegenüber den pietistischen Bestrebungen von rechts und den atheistischen Begehrnissen von links ist vielleicht nicht das kleinste Verdienst

der kaiserlichen Botschaft und der Sozialpolitik des Reichskanzlers. Nicht bloß weil sich das mobile Kapital der Gefahren bewußt wird, die ihm aus dem Anwachsen einer begehrlichen Masse entstehen, sondern weil das Gefühl angeregt wird, daß es Pflicht sei, für unsre schwächern Brüder zu sorgen, beginnt man allmählich auch in den der Bismarckschen Politik feindlichen Kreisen den Kern derselben als einen berechtigten einzusehen, wenn auch nicht der Wählerschaft gegenüber einzugestehen.

In der That ist es notwendig, daß nicht dem Reiche oder Staate alles überlassen werde. Das mag vielleicht manchen nicht zielbewußten sozialdemokratischen Köpfen vorschweben, aber der verständige Politiker und Bürger muß sich sagen, daß der Staat doch nur die schwersten Übelstände beseitigen und in vielen Fällen nur den Weg zeigen kann, der zum Heile der notleidenden Bevölkerung betreten werden muß. Es bleiben daneben noch viele Teile übrig, die nur durch das geschlossene Wirken der besitzenden Klassen bearbeitet werden können.

Zu solchen Restgebieten, so genannt, nicht als ob alles andre bereits gethan wäre, sondern weil sie neben allem andern gepflegt werden können, gehört auch die Arbeiterwohnungsfrage.

Vor einigen Tagen erhielten wir von befreundeter Seite die Mitteilung, daß der um das Wohl der ärmeren Klassen so hochverdiente Pastor von Bodelschwingh mit einigen Gesinnungsgenossen damit umgehe, die Arbeiterwohnungsfrage in die Hand zu nehmen und die ersten Schritte zur Gründung eines solchen Vereins bereits gethan habe. Als diese Nachricht uns zukam, lagen die jüngsten literarischen Bearbeitungen dieser Frage vor uns, ein Büchlein von Reichardt*) und eine größere Abhandlung von Ruprecht.**) Bei der Lektüre derselben trat uns wieder lebendig ins Bewußtsein, wie schwierig das Unternehmen ist, welches Pastor von Bodelschwingh ins Werk setzen will. Die rastlose und opfervolle Thätigkeit dieses Mannes giebt zwar die Gewähr, daß das, was er thut, nicht vergeblich gethan sein wird. Aber es sind uns doch auch die Grenzen klar geworden, die hier dem menschlichen Beginnen gesetzt sind. Um dieser willen danken es uns vielleicht einige Leser, wenn wir sie mit wenigen Worten über die Sache zu unterrichten suchen.

Über die Wichtigkeit der in Rede stehenden Frage sind alle Parteien einig; sie betrifft neben dem Unterhalt das ganze Leben der ärmeren Bevölkerung. Das Wort Disraelis, daß niemand zu gut wohnen könne, hat nirgends eine solche Bedeutung als gegenüber von Leuten, deren Behausung Gesundheit und Leben, Geist und Körper, Sitte und Ehre in gleicher Weise bedroht.

*) Dr. Erwin Reichardt, Die Grundzüge der Arbeiterwohnungsfrage. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1885.

**) Dr. Wilhelm Ruprecht, Die Wohnungen der arbeitenden Klassen in London. Göttingen, Vandenhoek und Ruprechts Verlag.

Von den beiden Büchern ist das ungleich bedeutendere das von Ruprecht, welches sich auf eigne in London gemachte Beobachtungen gründet und durch ein genaues Eingehen auf die englische Gesetzgebung dem deutschen Ökonomen ein reiches und wertvolles Material bietet. Die Abhandlung von Reichardt belehrt uns vorzüglich über die verschiednen Systeme, nach welchen die Möglichkeit gewährt wird, die Arbeiter zu Hauseigentümern zu machen.

Obgleich in dieser Beziehung schon zahlreiche und glänzende Versuche gemacht sind — wir erinnern nur an die große Peabodystiftung in London, an die Arbeiterstadt in Mülhausen (Elsaß) und an eine Reihe gemeinnütziger Baugesellschaften in Altdeutschland —, so ist doch das Ergebnis im Verhältnis zu der aus Millionen bestehenden Arbeiterbevölkerung ein sehr geringes. Es ist gewiß eine herrliche Sache um ein eignes Heim, welches dem Arbeiter nach vollbrachter Tagesarbeit so traulich winkt, mit dem Gärtchen, das ihm sein Gemüse liefert, ein Heim, das ihn ebensowohl von dem Wirtshause wie von den wüsten, ihn um sein irdisches und geistiges Wohl betrügenden Agitationen fernhält. Aber wir fragen uns, ob hier nicht zuviel angestrebt wird. Wieviel Leute giebt es, die ein solches Heim ihr eigen nennen können, wieviel Künstler, Gelehrte, Beamte, wieviel, die sich von dem Fabrikarbeiter nur durch die Bluse unterscheiden, an deren Stelle sie den Frack oder Rock tragen, erlangen ein solches Idyll? Und was kann es helfen, wenn gegenüber den fünf- oder zehntausend Arbeitern, welchen mit sehr schwerem Geldaufwand ein solches Haus geschaffen wird, hunderttausende in Spelunken, in dumpfen und ungesunden Wohnungen verkommen?

Wir wollen gewiß nicht abschrecken, wenn an geeigneten Stellen die Fabrikanten für ihre Arbeiter das leisten, was die Mülhauser gethan haben. Das wird ihnen den Nutzen einer stehenden, gesitteten Arbeiterbevölkerung gewähren, und den letztern ist gewiß der Genuß eines häuslichen Lebens zu gönnen. Freilich ist auch hier nicht alles Gold, was glänzt; die Arbeiter können leicht in eine gewisse Lohnabhängigkeit dadurch geraten, die Freizügigkeit wird für sie illusorisch, und ob das Verhältnis zu ihrem Arbeitgeber immer durch dieses sogenannte Cottagesystem gebessert wird, ist noch eine Frage. In Mülhausen ist die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen gewachsen; die Arbeiter fühlen vielleicht, daß, wo Cottages vorhanden sind, die Arbeitgeber auch für ihre Unterbringung bemüht sein müssen. Letztere beziehen ja auch eine Verzinsung von dem Kapital, das zur Erbauung hineingesteckt wird, und so betrachtet am Ende der Arbeiter die ganze Angelegenheit als ein geschäftliches System, bei dem Leistung und Gegenleistung abgewogen sind. Nur freiwillig gewährte Gaben erzeugen Dankbarkeit in dem Herzen des Empfängers; sind diese Gaben, sei es durch Gesetz, Statut oder Umstände erzwungen, so werden sie nicht bloß unterschätzt, sondern häufig auch mißachtet.

Die Lösung der Frage muß unsers Erachtens mehr in der Quantität als in der Qualität gesucht werden. Das Cottagesystem wird nur in einzelnen kleinern Orten, bei einzelnen Fabrikanten Anwendung finden können. Hier sind es diese selbst, in deren Interesse es liegt, sich eine seßhafte und zufriedne Arbeiterbevölkerung zu verschaffen. Im übrigen muß gegen das Massenelend eingeschritten werden, wie es namentlich in den großen Städten überhaupt oder in den Zentren der Industrie vorhanden ist.

Vom Staate kann man zunächst nicht erwarten, daß er Arbeiterwohnungen herstelle. Wir sind zwar nicht der Meinung, daß dies der Aufgabe des Staates fernliege. Aber zur Zeit sind seine Ziele und die mit ihnen in Verbindung stehenden Aufgaben nach andrer Richtung gewendet. Die Sicherheit nach außen, die Stärkung der Industrie, um den Arbeitern auch Arbeit zu verschaffen, die Versicherung gegen Unfälle und Invalidität sind in erster Linie zu verwirklichen. Der Staat kann nur durch seine Gesetzgebung eingreifen; er kann nicht die Fabrikanten nötigen, für die Wohnung ihrer Arbeiter Sorge zu tragen. Denn je größer die Leistungen sind, welche der Staat hier auferlegen würde, desto weniger leicht würde die einheimische Industrie die Konkurrenz auf dem Weltmarkte bestehen können, und jede Schädigung mindert die Gelegenheit zur Arbeit. Zwar glaubt man diesem Einwand dadurch begegnen zu können, daß man eine internationale Regelung der Arbeiterfrage ins Auge faßt. Allein abgesehen von der Schwierigkeit, die verschiednen Interessen der Staaten hier in Einklang zu bringen, würde Deutschland immer ein schlechtes Geschäft machen. Die deutsche Regierung und das deutsche Beamtentum fassen ihre Verpflichtungen stets sehr ernst auf; mit der größten Gewissenhaftigkeit führen sie die übernommenen Verpflichtungen aus, und dasselbe Gesetz erhält ein ganz andres Aussehen, je nachdem dessen Ausführung in deutsche oder französische, englische u. s. w. Hände gelegt wird. Wir haben in dieser Beziehung im Elsaß ganz besondre Erfahrungen gemacht, was es heißt, ob ein Gesetz unparteiisch oder nach Gunst und Laune der jeweiligen Machthaber geübt wird.

Der Staat kann nur Vorschriften treffen, welche Erfordernisse an die normale Beschaffenheit einer Wohnung zu stellen sind, wieviel Räume einer Familie zur Verfügung stehen müssen, in welcher Weise ein Zwang gegen pflichtvergessene Eigentümer geübt werden muß. Soweit hier die einzelnen Bauordnungen noch Lücken aufweisen, wird es Sache des Reiches und der Einzelstaaten sein, dieselben in entsprechender Weise auszufüllen. Die englische Gesetzgebung, wie sie das Ruprechtsche Buch darstellt, giebt hierfür ein gutes Vorbild. Zwar hat sie, wie derselbe Schriftsteller nachweist, noch nicht sonderliche Früchte getragen, allein der Grund dieses Mangels liegt in den ausführenden Behörden. Es sind dies die Stadtbehörden (vestries), welche einerseits selbst aus Eigentümern bestehen und keine Lust bezeugen, sich selbst zu belasten, und andrerseits

zu ungebildet sind, um in verständiger Weise die ihnen durch das Gesetz verliehene arbiträre Gewalt zu gebrauchen.

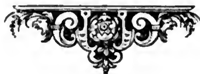
Viel weiter muß man dagegen schon die Verpflichtung der Gemeinden, namentlich der großen Städte, auffassen. Die Landgemeinden, in denen sich Fabrikanten aus Gründen der Billigkeit und Zweckmäßigkeit ansiedeln, wird man freilich nicht verpflichten können, daß sie für die Arbeiter eines Fabrikherrn besondre Vorsorge treffen. Aber die großen Städte, welche Industrie und Handel in ihre Mauern ziehen, und deren Bewohner gerade von diesen Gewerben leben, haben auch die Pflicht, für die Arbeiter zu sorgen. Es hat uns immer befremdet, wenn sich die Fürsorge der Stadtbehörden für den Komfort ihrer Bewohner hauptsächlich auf diejenigen Gegenden erstreckte, in welchen der besser situirte Teil der Bewohner lebt. In Berlin hat man mit der Kanalisation im Westen angefangen, dort sind die meisten Schmuckplätze, die Verpflichtung zur Anlegung von Vorgärten ruht im Westen, die Asphaltirung der Straßen wird den reicheren Stadtgegenden zu teil. Wie wenig dabei das Bedürfnis des Verkehrs maßgebend ist, beweist z. B. die Pflasterung der Drake- oder Rauchstraße mit Asphalt, die lediglich als Wohnsitz der reichen Börsenleute oder Künstler in Betracht kommt. Demgegenüber ist das Pflaster in den Arbeitervierteln geradezu empörend. Für Arbeiterwohnungen hat die Stadt Berlin überhaupt noch nichts gethan. In England ist man praktischer; man faßt gesunde Arbeiterwohnungen vom Standpunkt einer Prämie der Besitzenden gegen die Herde ansteckender Krankheiten und revolutionärer Unzufriedenheit auf. Wie wenig sympathisch auch diese Begründung ist, nicht auf die Motive soll es uns ankommen, sondern Thaten sind es, die wir sehen wollen. In den großen Städten und namentlich in Berlin ist es gerade die Mietssteuer, welche den kleinen Leuten die Wohnungsbedürfnisse immer mehr verteuert. Man führt zwar das große Wort gegen die Getreidezölle und spricht von der Steuer auf das Brot des armen Mannes, aber man scheut sich nicht, in der Mietssteuer Licht und Luft zu besteuern — und diese sollten doch wenigstens frei sein. Man reißt die engen Stadtviertel nieder, wo der kleine Mann ein schlechtes, aber billiges Quartier fand, und führt statt deren Prachtstraßen auf, aber man sorgt nicht dafür, daß die auf die Straße gesetzten Armen ein gleich billiges Quartier in der Nähe finden. Der Staat hat jene billigen Arbeiterzüge hergestellt, mit denen die Arbeiter aus den Peripherien in die Arbeitsstätten fahren können; die Aktiengesellschaften der Pferdebahnen weigern sich sogar, Arbeiter in ihren Arbeitsanzügen zu befördern. Wie hier Wandel geschafft werden kann, davon giebt die englische Gesetzgebung ein belehrendes Beispiel, und unsre Stadtobrigkeiten, die so gern das englische Vorbild befolgen, wenn es sich darum handelt, manchesterliche Opposition zu treiben oder prächtige Markthallen für die wohlhabende Bevölkerung herzustellen, könnte hier einmal von ihren politischen Freunden etwas andres lernen. Nach der englischen Gesetzgebung und insbe-

sondre nach einem Gesetze aus dem Jahre 1875 soll keine Genehmigung zu einem Bauplane erteilt werden, wenn nicht gleichzeitig für das Unterkommen der obdachlos gewordenen Arbeiterbevölkerung gesorgt wird. Wenn überhaupt die Mietssteuer beibehalten wird, so sollten gewisse kleinere Mietsbeträge freigelassen und die höhern dazu verwendet werden, um billige Arbeiterwohnungen herzustellen, die gleichzeitig den Anforderungen der Gesundheit und der Sitte entsprechen. Es wäre gewiß auch besser, wenn weniger asphaltirt und die städtischen Schulgebäude auf einen bescheidneren Fuß gestellt und dafür billige Arbeiterwohnungen geschaffen würden. Jetzt aber wird geradezu Neid und Sozialdemokratie großgezogen, wenn das Kind in den Vormittagsstunden in den Schulpalästen zubringt und den übrigen Teil des Tages in ungesunden Wohnungen, eingepferdht in engen Räumen, wo die verschiednen Geschlechter vermischt jede Scham verlieren, lebt und sich des Gegensatzes zwischen dem, was es hat, und dem, was es haben kann, erst recht bewußt wird.

Daneben bleibt dann der Werkthätigkeit der Einzelnen ein weites Feld. Was ein solcher hier vermag, beweist Miß Octavia Hill in London, die eine arme Lehrerin ist und im Jahre 1864 mit dem Bau einiger kleinen Arbeiterhäuser begonnen hat. Heute steht ihr ein Kapital von 1 200 000 Mark zur Verfügung und eine Schaar von Helferinnen, welche, von ihrem Geiste beseelt, ihr opferfreudig in ihrem schweren Werke Beistand leisten. In unsern wohlhabenden Familien wissen die Mütter oft nicht, wie sie ihre herangewachsenen Töchter beschäftigen sollen. Daher grassirt die Klavierwut, die Singetollheit, das Beklexen von Leinewand mit Farben, die Kochschulen und ähnliche Beschäftigungen, dem lieben Herrgott zum Raub der Zeit, den Mitmenschen zur Qual und dem weiblichen Herzen zur Eitelkeit ohne Befriedigung des Gemütes. Wenn hier eine Organisation eintreten wollte, dann wären noch herrliche Ergebnisse zu erzielen, ohne daß es nötig wäre, den Arbeiter durch ein Geschenk zu demütigen.

Das sind mit wenigen Worten die Grenzen, die ein Verein zur Herstellung von Arbeiterwohnungen zu beobachten hätte, und innerhalb deren er die segensreichste Ernte halten könnte.

Nicht diejenige Stadt ist schön, in der sich die meisten Paläste und monumentalen Bauwerke befinden, sondern diejenige, wo auch der Ärmste eine Heimstätte hat, die er nach gethaner Arbeit mit Freuden aufsucht, wo ein Familienleben noch möglich ist, der Körper gesund bleibt und die Seele nicht Gefahr läuft, in Trunk und Völlerei zu grunde zu gehen.



Das sächsische Sibirien.



Es war ein unwirtliches Gebirge, der alte Miriquidiwald, dieser mächtige natürliche Grenzwall zwischen Sachsen und Böhmen, der sich von den Hochflächen des Elstergebirges ohne tiefere Paß-einsenkungen über zwanzig Meilen lang in nordöstlicher Richtung bis nahe an das Elbthal erstreckt. Die alten Skribenten wußten viel zu berichten, wie rauh und unfreundlich diese „wilde und furchtsame Ecke" gewesen sei mit ihren dichten, hohen Wäldern, ihren Felsenabgründen und Sümpfen, und welche Gefahren dem Wandrer außerdem durch reißende Tiere gedroht hätten, des vielfachen Teufelsspukes garnicht zu gedenken. „Da hörte man, so schreibt einer dieser Chronisten, viele Meilen weit nichts als der Raben Rappen, der Bären Brummen, der Wölffe Heulen, der Hirschen Börlen, der Füchse Bellen, der Auerhähne Pfaltzen, der Ottern Zischen, der Frösche *κοὰξ βρεκεκεκεκέξ* Quacken und Racken, das machte einen Reisenden so lustig, als hätte er Fliegenschwämme und Krän im Leibe." Und wer den Kamm des Gebirges glücklich hinter sich hatte, der glaubte Gott für seine Rettung ganz besonders dankbar sein zu müssen. Der Name eines Städtchens am nördlichen Abhange des Gebirges, Elterlein, d. i. Altärlein, bezeichnet noch heutigen Tages die Stätte, wo in Ermangelung eines Gotteshauses an einem Altare auf offner Straße von den Mönchen des nahen Cistercienserklosters Grünhain Messe gelesen wurde, sobald eine Anzahl Reisender von Böhmen aus wohlbehalten hier eingetroffen war.

Fast möchte man glauben, daß die Mehrzahl der modernen geographischen Werke bei ihrer Schilderung des sächsischen Erzgebirges aus jenen alten Autoren geschöpft haben. Was finden sich da, sogar noch in einigen der allerneuesten Schriften, für wunderliche Vorstellungen von dem „sächsischen Sibirien." Dem sächsischen Sibirien! Ja dieser Name allein, den Gott weiß wer aufgebracht hat, ist viel mit daran schuld, daß jener Landesteil so in Verruf gekommen ist. Wahrhaftig, die Bewohner des sächsischen Hochlandes wären von Herzen zu beklagen, wenn alle die Beschreibungen davon zuträfen, wenn man dabei die vorhandnen Schattenseiten einzelner Gegenden nicht stark übertrieben und auf das ganze Gebirge übertragen, die Vorzüge nicht allzuoft übersehen hätte.

Wer noch in solchen Vorurteilen befangen ist, der möge nur mit eignen Augen die landschaftlichen Reize des Erzgebirges kennen lernen; er wird bei einer Wandrung gerade in dem ehemals so gefürchteten höchsten Teile staunen

über die großartige Natur desselben, über die schroff nach Süden zu abfallenden und daher entzückende Blicke in das Böhmerland gestattenden Gneismassen, die mit weit ausgedehnten prächtigen Forsten bedeckt sind, über die bisweilen in ganz grotesken Formen auftretenden kleinern Graniterhebungen und die nicht minder wunderlich gestalteten Basaltberge; er wird sich freuen an dem schmucken Aussehen der Bergstädte, die, zum großen Teile selbst auf mäßigen Erhebungen angelegt, meist von höhern Bergen auf verschiednen Seiten überragt werden. Und wenn er den sich sanft abdachenden Nordabhang besucht und den Thälern der zahlreichen Flüsse und Bäche folgt, wird er überrascht sein von dem anmutigen Wechsel von romantischen Felspartien, durch welche das frische Gebirgswasser sich rauschend drängt, während von der Höhe Burgen und Schlösser teils wohlerhalten, teils in Trümmern herabschauen, überrascht von lieblichen Thalerweiterungen mit Feldern und Wiesen und gewerbfleißigen Ortschaften. Und was das Klima betrifft, so schrieb schon 1874 ein Freund des Erzgebirges, Otto Delitsch, in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Aus allen Weltteilen" (5. Jahrgang), das Erzgebirge mit seiner massiveren Erhebung, seiner durchschnittlich größern Höhe über dem Meere, seinen ausgedehnteren Fichten- und Tannenwäldern sei ein gesünderer, frischerer Aufenthalt als die so vielbesuchten Gebirge Harz und Thüringerwald. Die Ursache dafür, daß bis dahin das Erzgebirge noch so selten das Ziel Erholungsuchender gewesen war, erblickte Delitsch in zwei Umständen, in der Form des Gebirges, derzufolge die Schönheiten der Gebirgsnatur über eine größere Landschaft zerstreut sind und namentlich dem von Norden kommenden nicht so ohne weiteres entgegentreten, und sodann in den Verkehrswegen. Was den letztern Punkt betrifft, so hat sich da seit 1874 manches geändert, zahlreiche Bahnen führen jetzt nach dem Kamm des Gebirges und auf seinem Abhang entlang, drei überschreiten dasselbe bereits, die Weiterführung einer vierten Linie wird geplant.

Aber es liegt nicht in unsrer Absicht, hier auf die landschaftlichen und klimatischen Vorzüge des Erzgebirges näher einzugehen, ebenso wie wir es andern überlassen müssen, seinen industriellen Aufschwung vorzuführen. Vielmehr soll im folgenden auf eine bemerkenswerte Bewegung unter der erzgebirgischen Bevölkerung hingewiesen werden, welche in ihren Anfängen zwar schon auf die Mitte unsers Jahrhunderts zurückgeht, aber erst in dem letzten Jahrzehnt bestimmtere Gestalt angenommen und bereits sehr erfreuliche Früchte gezeitigt hat. Wir möchten sie als hervorgerufen bezeichnen durch das Aufleben des Selbstbewußtseins bei den Bewohnern, infolge dessen sie die Vorzüge des ererbten Landes erkennen und schätzen, für seine Vorzeit Interesse gewinnen und auf die eignen Fähigkeiten mehr als früher achten.

Bereits Ende der fünfziger Jahre mögen sich an verschiednen Orten des Gebirges kleine Vereine gebildet haben, welche der Geschichte der engern Heimat ihr Interesse zuwendeten. An die Öffentlichkeit ist von ihrer Thätigkeit

nichts gedrungen. Der erste, der zu Bedeutung gelangte, war der „Freiberger Altertumsverein," gegründet im März 1860, der es sich zur Aufgabe machte, „durch Forschen und Sammeln, Schrift und Wort die städtischen und vaterländischen Geschichtsquellen zu erschließen, sowie die Zeugen denkwürdiger Vergangenheit der altehrwürdigen Berghauptstadt Sachsens der Mit- und Nachwelt zu erhalten." In der That hätte kaum eine andre Stadt des Gebirges ein so reiches Arbeitsfeld bieten können wie gerade Freiberg, dessen Gründung in das gleiche Jahrhundert fällt wie die erste Besiedelung des Gebirges durch Deutsche überhaupt, nämlich noch in das zwölfte Jahrhundert. Jetzt liegen 22 starke Hefte von Mitteilungen dieses Vereins vor. Natürlich wird hier in erster Linie von Freiberg selbst gehandelt, von den geschichtlichen Ereignissen, deren Schauplatz die alte Berghauptstadt gewesen, von seinen Einrichtungen, vor allem den mit dem Bergbau zusammenhängenden, seinen Bildungsstätten, der Bergakademie und dem Gymnasium, von Freiberger Patriziergeschlechtern u. s. w. Doch ziehen sie, von Freiberg als Mittelpunkt ausgehend, auch weitere Kreise, die nähere und fernere Umgebung der Stadt mit in Betracht und liefern endlich wertvolle Beiträge zur Geschichte des sächsischen Fürstenhauses wie zu der des Landes überhaupt. Die „Mitteilungen," an denen tüchtige Kräfte arbeiten, werden auch außerhalb Freibergs geschätzt.

Über ein Jahrzehnt blieb der Freiberger Altertumsverein mit seinen Bestrebungen allein. Da konstituirte sich im Dezember 1872 ein „Verein für Chemnitzer Geschichte," der durch Vorträge, historische Exkursionen und gleichfalls durch Veröffentlichung von „Mitteilungen" Interesse für die Geschichte und Topographie der Stadt Chemnitz und ihrer Umgegend zu wecken suchte. Die in zwanglosen Heften herausgegebenen Jahrbücher des Vereins, deren letztes 1884 erschienen ist, bringen manche gediegene Arbeiten, die allgemeines Interesse in Anspruch nehmen. Hervorgehoben seien hier die zum Teil nur in verkürzter Form veröffentlichten Aufsätze von Dr. A. Scholtze, welche, aus bisher unbenutzt gebliebenen handschriftlichen Quellen schöpfend, Zustände während des dreißigjährigen und siebenjährigen Krieges behandeln, ferner ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters von demselben, nämlich das Leben des aus Chemnitz stammenden Mannheimer Schauspielers Johann David Beil, der als vertrauter Freund Ifflands durch dessen Selbstbiographie (Meine theatralische Laufbahn) bekannt geworden ist, von C. Kirchner die Lebensgeschichte Johann Theophilus Lessings, der, ein jüngerer Bruder des Dichters, 1808 als Rektor des Lyceums zu Chemnitz starb, u. a.

Von einer allgemeiner werdenden Bewegung zu gunsten des ganzen Gebirges kann jedoch erst vom Jahre 1878 an die Rede sein. Im Mai des genannten Jahres wurde zu Aue-Zelle ein „Erzgebirgsverein" gegründet, hauptsächlich zu dem Zwecke, auf die Schönheiten des Gebirges die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken, sie — soweit es nötig — leichter zugänglich zu machen

und zum Fremdenbesuch einzuladen; sodann aber auch um den Wohlstand der Bewohner durch Eröffnung neuer Erwerbszweige an Stelle eingegangener alter zu fördern und für die Geschichte des Landes, für seine Sprache, seine Sagen, für den tieferen Sinn seiner Sitten und Gebräuche Teilnahme zu erregen. Zum Sitz des Gesamtvorstandes wurde eine der eigentlichen Bergstädte, Schneeberg, ausersehen, den Vorsitz in demselben übertrug man dem durch seine Forschungen auf dem Gebiete vogtländischer Altertumskunde wohlbekannten Dr. Köhler, dessen umsichtiger Leitung der Verein sich noch jetzt erfreut.

Wie sehr es an der Zeit gewesen war, einen solchen Verein ins Leben zu rufen, beweist das stete Wachstum desselben: schon im Jahre seiner Entstehung, im Dezember 1878, bestand er aus zehn Zweigvereinen und 475 Mitgliedern, im September 1880 aus zehn Zweigvereinen und 1414 Mitgliedern, und gegenwärtig ist die Zahl der über alle Teile des Gebirges verbreiteten Zweigvereine auf vierunddreißig, die der Mitglieder auf weit über 3000 gestiegen. Aber erfreulicher noch als diese Thatsache ist die andre, daß die Thätigkeit des Vereins in jeder Hinsicht die besten Erfolge gehabt hat. Ihm hat es das Gebirge vor allem zu danken, daß die über dasselbe außerhalb gehegten Vorurteile sich mehr und mehr zu zerstreuen beginnen, daß es — wie der zunehmende Fremdenverkehr zeigt — immer mehr Freunde gewinnt.

Und noch eine andre bemerkenswerte Seite haben diese Bestrebungen, sie haben, wir möchten sagen eine nationale Bedeutung. Der Verein erhält sich mit andern Gebirgsvereinen in der Nähe und Ferne in steter belebender Verbindung, und vor allem mit den Erzgebirgsvereinen des angrenzenden Böhmens, deren Mitglieder ebenfalls nach Tausenden zählen. Das in denselben entschieden vorwiegende deutsche Element erhält durch die lebhaften Beziehungen zu den Stammesbrüdern jenseits der Grenze einen nicht zu unterschätzenden Rückhalt. Ein Beispiel möge das Gesagte bestätigen. Am 3. August vorigen Jahres fand auf dem unmittelbar an der sächsischen Grenze sich erhebenden höchsten Punkte des ganzen Gebirgszuges, dem Keilberge, die Einweihung eines zu Ehren Kaiser Franz Josefs errichteten massiven Aussichtsturmes statt. Dieses Fest wurde von einer großen Anzahl von Gebirgs-, Militär- und andern Vereinen begangen, und die Feier gestaltete sich zu einer durchaus deutschnationalen. Nur deutsche Lieder wurden gesungen, und alle Redner bekundeten, daß die Erzgebirgsvereine Böhmens entschlossen seien, festzuhalten an deutscher Sitte und deutscher Sprache. Das Organ des sächsischen Erzgebirgsvereins „Glück auf!" welches seinen vierten Jahrgang beschlossen hat, dient vorzugsweise Vereinszwecken, doch bringt es auch, besonders in neuerer Zeit, häufig gute Aufsätze über Geschichte, Topographie, Altertümer, Sagen und Sitten des Landes.

Teils unabhängig von der eben geschilderten Bewegung, aber von gleich warmer vaterländischer Gesinnung zeugend, teils direkt oder indirekt durch den Erzgebirgsverein angeregt, hat sich zu gleicher Zeit auch eine nichtperiodische

erzgebirgische Literatur entwickelt, über welche wir hier einen kurzen Überblick geben möchten. Natürlich beschränken wir uns dabei auf die neuesten, auch weitere Kreise interessirenden Erscheinungen.

Da ist zunächst als ein Kompendium alles Wissenswerten über das Erzgebirge zu nennen der siebente Band des unter Redaktion von G. A. von Klöden und Rich. Oberländer erscheinenden Werkes Unser deutsches Land und Volk, welcher den Spezialtitel führt: Bilder aus dem sächsischen Berglande, der Oberlausitz u. s. w. Herausgegeben von Heinrich Gebauer (Leipzig, O. Spamer, 1883). Der weitaus größere Teil des 532 Seiten starken Bandes beschäftigt sich mit dem Erzgebirge. In populär gehaltener, aber auf gewissenhaftes Quellenstudium oder eigne Anschauung sich gründender Darstellung giebt der Verfasser ein wohlausgeführtes Bild von dem ganzen Gebirgskomplex wie von einzelnen Landschaften, von der Vegetation und Tierwelt, dem Klima, den Verkehrswegen, von der Bevölkerung und ihren Erwerbsquellen, namentlich dem Bergbau und den verschiednen Zweigen der Industrie, von den wichtigsten Städten und ihren Bauwerken, unter steter Berücksichtigung der Geschichte des Landes. Auch einige der berühmtesten Söhne des Landes lernen wir kennen; mancher andre hätte vielleicht noch mit erwähnt werden können, denn eine ganze Reihe Namen von gutem Klang auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst gehören dem Erzgebirge an, so der alte Rechenmeister Adam Riese, Georg Agricola, der Begründer der wissenschaftlichen Mineralogie, der Lehrer des Natur- und Völkerrechts Samuel Freiherr von Pufendorf, der Naturphilosoph Gotthilf Heinrich von Schubert, die Dichter Paul Fleming, Gellert, Julius Mosen, Christian Felix Weiße, der Orgelbauer Gottfried Silbermann und Robert Schumann. Wer sich im allgemeinen über das Gebirge zu orientiren wünscht, dem kann das Gebauersche Werk bestens empfohlen werden.

Die meisten der andern Schriften beschäftigen sich mit den Bewohnern des Gebirges und ihrer Sprache. Außer in einer Anzahl von Monographien, welche den obersächsischen Dialekt im allgemeinen oder die Ortsnamen im Gebirge, besonders die slawischen, zum Gegenstande haben, ist die Mundart des sächsischen Erzgebirges von Ernst Göpfert (Leipzig, Veit u. Komp.) in ihren Lautverhältnissen, ihrer Wortbildung und Flexion untersucht werden, gerade noch zur rechten Zeit, ehe sie infolge des zunehmenden Verkehrs noch mehr von ihren Eigentümlichkeiten aufgiebt.

Von besonderm Interesse ist eine Sammlung bergmännischer Ausdrücke von M. F. Gätzschmann. Zweite, wesentlich vermehrte Auflage, besorgt von Dr. Adolf Gurlt (Freiberg, Craz und Gerlach, 1881). Dieselbe verfolgt den Zweck, Nichtbergleuten und Anfängern im Studium der Bergwissenschaft eine kurze Erklärung der hauptsächlichsten, beim Bergbau, namentlich dem sächsischen, gebräuchlichen Bezeichnungen, sowie einiger hüttenmännischen Ausdrücke zugleich mit den entsprechenden englischen und französischen Benennungen zu bieten. Wes-

halb wir hier auf das Buch zu sprechen kommen, hat einen besondern Grund. Dem Deutschen, der seine Muttersprache wert hält, ohne in einseitige Sprachreinigungswut zu verfallen, muß es eine Freude sein, hier ein Sprachgebiet zu finden, das sich von dem Einflusse des Fremden fast gänzlich rein erhalten hat. Kommen doch auf die 1234 Nummern des Verzeichnisses wenig über ein Dutzend Fremdwörter und fast ausschließlich solche, die uns auch sonst geläufig geworden sind. Das ist ein Verhältnis, wie es bei einer Sammlung fachmännischer Ausdrücke sich schwerlich ein zweitesmal nachweisen lassen wird. Und welch ein Reichtum liegt in der Sprache des Bergmanns mit ihrem treuen Festhalten am guten Alten, ihrer frischen Anschaulichkeit und Knappheit, die sich besonders in kühnen, aber bezeichnenden Zusammensetzungen offenbart! Nur wenige Proben davon. Das brüchige Gestein wird vom Bergmann als „feig" bezeichnet, die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „zum Tode reif" hat sich also hier noch erhalten. Die Höhe des Lohnes wird durch Übereinkunft festgesetzt, eine solche treffen, heißt „ein Gedinge schließen" — akkordiren sagt jetzt der Handwerker, der auf „Bildung" hält. Der Lohn ist jedoch mit dem Verdienst des Arbeiters nicht gleichbedeutend, das „Ungeld" muß noch in Abzug gebracht werden, die Auslagen, die — Spesen! Wer beim Einfahren in die Teufe (mhd. tiufe) das Unglück hatte, „fahrtlos" zu werden, oder wer an der „Bergsucht," einem Lungenleiden, erkrankte, kann froh sein, wenn er mit dem Leben davongekommen und nur „bergfertig" geworden ist — invalid würden wir sagen. Das sind nur einige Beispiele; die ganze Sammlung legt ein glänzendes Zeugnis ab von der soviel verkannten Leistungsfähigkeit der deutschen Sprache.

Der Dialekt des Erzgebirges ist in neuerer Zeit auch wiederholt zu literarischer Verwendung gelangt, so vor allem in den sechs Heften Alte und neue Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart (Annaberg, Hermann Graser, 1882—1884). Die für die Interessen des Gebirges so thätige Verlagshandlung ist mit der Herausgabe dieser Sammlung zunächst einem unter der heimatlichen Bevölkerung selbst entstandenen Wunsche entgegengekommen. Kleine Dichtungen, zum Teil aus dem Anfange unsers Jahrhunderts, in denen volkstümliche Stoffe mundartlich behandelt waren, hatten sich, meist durch Überlieferung von Mund zu Mund lebendig erhalten, und das Wohlgefallen, welches man an denselben fand, legte den Gedanken nahe, sie dauernd zu erhalten und zugleich mit neueren ähnlichen Erzeugnissen durch den Druck auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. So werden denn hier eine Reihe teils sinniger, zum größern Teil jedoch heiterer Gedichte vorgeführt, welche den biedern Charakter des Erzgebirgers, d. h. des Erzgebirgers, soweit er noch eng mit seiner Scholle verwachsen ist als Waldarbeiter oder Bergmann oder Hausgewerke, nicht des vielfach entarteten Fabrikarbeiters, wiederspiegeln sollen: seine Treuherzigkeit und Derbheit, seine Zufriedenheit in den bescheidensten Verhältnissen,

seinen Humor, der ihn trotz aller Entbehrungen eines mühevollen Lebens nicht verläßt, aber auch seine Beschränktheit, die sich gegen alles Neue mißtrauisch und eigensinnig verschließt. Größer als die Zahl der Gedichte ist die der Prosaerzählungen. Leider tritt namentlich in diesen der zuletztgenannte Charakterzug sehr hervor, öfters zur Karikatur übertrieben. Im Interesse des Unternehmens, das ja auch außerhalb der Grenzen der engern Heimat seine Freunde sucht, wäre es zu wünschen, daß in dieser Beziehung etwas vorsichtiger verfahren würde. Mag es auch einzelne Geister von einer so unglaublichen Beschränktheit geben, wie sie uns hier wiederholt vorgeführt werden, so erhält doch der Fernstehende von dem Typus des Erzgebirgers leicht ein Zerrbild, das mit der Wirklichkeit im Widerspruch steht. Freilich trifft dieser Einwand nicht die vorliegende Sammlung allein, sondern in gleicher Weise die Mehrzahl der neueren mundartlichen Aufzeichnungen überhaupt: über dem Bestreben, dem Leser heitere Stunden zu bereiten, verlieren sie nur zu oft das höhere Ziel, ein wirklich getreues Spiegelbild des Volkscharakters zu geben, aus dem Auge, und suchen dabei die beabsichtigte Wirkung weniger durch Erfindung und Schilderung scherzhafter Situationen als vielmehr durch die ziemlich wohlfeile Einführung lächerlicher Personen zu erreichen. Eine der Prosaerzählungen „'N Ward sei Sängerras' nach Hamborg" (des Wirtes Sängerreise nach Hamburg) füllt nicht weniger als zwei ganze Hefte aus. Ein schlichter Erzgebirger, der in seinem Leben nichts weiter kennen gelernt hat als seinen Heimatsort, in demselben aber bis zum Gemeindevorstandsbeisitzer befördert worden ist, entschließt sich, ein Sängerfest in Hamburg zu besuchen, und seine Unkenntnis und Unbeholfenheit läßt ihn dabei, namentlich auf der Eisenbahn, die er bisher nur vom Hörensagen kannte, allerlei ergötzliche Abenteuer erleben. Als Probe der Gedichte in erzgebirgischer Mundart möge ein aus älterer Zeit stammendes Wiegenliedchen hier seinen Platz finden:

Poiheia! Mei Madele, schlof ball ei'!
Sist ruff iech geleich na Hons Rupprich rei':
Dar fackelt sei net, dar nimmt diech miet,
Nooch werscht de diech wunnern, wie der'sch gieht.

Poiheia! Mei Madele, schlof gu ei'!
Do ruff iech morng ah's Bornkinnl*) rei';
Dos brengt dir Rusining un Eppeln un Niß,
Do wersch de 'mol schmotzn, die schmeckn siß.

Poiheia! Mei Madele, schlof sei ei'!
Iech ruff ah's Hahnl un 's Hihnl rei';
Mei Hihnl legt Gackele, weiß un schie,
Mei Hahnl thut krehe: Kikrekih!

*) Christkindchen.

Poiheia! Mei Madele, schlof gor ei'!
De liem Engele kumme rei',
Se setzen sich olle miet in dei' Wieg',
Un spieln nochert miet dir, un harzen diech.

Poiheia! Mei Madl schleft nu ei'.
Sell ah a Madl vun Zucker sei'!
Do schlof, un schlof nu in Gottes Orm,
Jech setz der derweil dei' Milich worm.

Eine zweite Erscheinung derselben Art führt den Titel: Aus den Bauerstuben des Zschopauthales. Charakteristische Bilder in mittelsächsischer Mundart von Wilhelm Werner (Mittweida, Reinh. Schultze, 1882). Der Verfasser ist selbst in einem Dorfe des Zschopauthales, in der Nähe von Mittweida, aufgewachsen und schreibt daher in der ihm von Kindheit auf geläufigen Mundart. Wie die Sprache, so soll auch die Lebens- und Anschauungsweise der Landbevölkerung in diesen kleinen Dichtungen zur Geltung kommen. Sitten und Gebräuche werden nur bei der Schilderung des Hauptfestes auf dem Lande, der „Karmß“ (Kirmes), vorgeführt. Drei Tage lang halten da die Bauern, die sonst das ganze Jahr hindurch alles zusammengenommen und zu Gelde gemacht haben, offnes Haus für Nachbarn und „Große aus der Stadt,“ wie z. B. die Kaufmannsfrau und einige Freundinnen, deren Männer Schreiber sind, und es ist die Hauptsorge der Hausfrauen, daß ihre Vorräte aus Küche und Keller, vor allem Kaffee und Kuchen, in gehörigen Massen abgehen. Freilich laufen gelegentlich auch etwas sauersüße Empfindungen bei Ausübung dieser Gastfreundschaft mit unter. Freunde ländlichen Humors werden das Heftchen, wiewohl es auf dichterischen Wert keinen Anspruch erhebt, mit Vergnügen lesen.

Was die oben besprochene Sammlung alter und neuer Geschichten beabsichtigte, den Charakter der erzgebirgischen Bevölkerung wiederzuspiegeln, das wird in der That erreicht durch die Volkslieder aus dem Erzgebirge, gesammelt und herausgegeben von Dr. Alfred Müller (Annaberg, Hermann Graser, 1883). Der Herausgeber, selbst ein Obererzgebirger und von warmer Liebe zur Heimat beseelt, führt uns hier eine stattliche Zahl von Liedern und Reimen vor, welche er unmittelbar aus dem Volksmunde aufgezeichnet hat, und zwar soll das hier Gebotene nur der Vorläufer einer späteren vollständigeren Ausgabe der erzgebirgischen Volkslieder sein, für welche er Mitarbeiter zu werben sucht. Die vaterländischen und Kriegslieder, welche den Reigen eröffnen, sind meist jüngeren Ursprungs. Die Soldatenlieder, die von den zur Reserve entlassenen Mannschaften mit in die Heimat gebracht und dort weiter gesungen werden, sind zum größern Teile Gemeingut aller sächsischen Truppen, manche von ihnen — natürlich mit gewissen Abänderungen — sogar des deutschen Heeres. Soweit sie Kriegserlebnisse besingen, beziehen sie sich namentlich auf den 1866er Krieg und auf die Jahre 1870/71, nur wenige gehen auf die Frei-

heitskriege oder den dänischen Feldzug von 1864 zurück. Die Mehrzahl der Lieder ist der Liebe mit ihren Freuden und Leiden gewidmet. Das erste Sehnen im Herzen des kaum Erwachsenen:

Und ist das Bürschlein noch so klein,
So will es schon geliebet sein,

die Unruhe und glühende Sehnsucht des Verliebten, das volle Glück einer erwiederten, der Kummer einer einseitigen, der tiefe Schmerz der betrogenen Liebe, frohes Wiedersehen oder bittere Enttäuschung nach langer Trennung, Scheiden und Meiden für immer:

Ich wollt', ich läg und schlief
Viel tausend Klaftern tief
Im Schoß der kühlen Erden,
Weil du mein nicht kannst werden,
Und nichts zu hoffen hab,
Als nur das kühle Grab —

das sind die Klänge, welche diese Lieder durchziehen. Finden sich bereits unter dieser Gattung hie und da Variationen bekannter Volkslieder, so begegnen uns unter den nun folgenden Balladen — freilich in mehr oder weniger abweichender Fassung — manche alte Bekannte aus des Knaben Wunderhorn, aus Uhlands Volksliedern und andern Sammlungen; so das Lied vom Gastwirtssohn, der nach langer Wanderschaft, nur von der Schwester erkannt, im Vaterhause einkehrt und nachts von seiner eignen Mutter erschlagen wird, von Schön Ulrich, der als zwölftes Opfer seiner Lust Trautendelein ermordet und dafür aufs Rad geflochten wird, Die Judentochter, Verrat und Rache, Schnöder Handel, Traurige Hochzeit und viele andre. Die meisten dieser Balladen haben die tiefernste Geschichte von genossenem Liebesglück und dem namenlosen Elend und dem Tode der in ihrer Schmach Verlassenen zum Inhalt. Dahin gehört das folgende Lied von Joseph und Lina:

Ach Joseph, ja lieber Joseph, was hast du gedacht,
Daß du die schöne Lina in das Unglück gebracht?

Ach Joseph, ja lieber Joseph, mit der Lina ist's nun aus;
Denn sie wird ja nun geführt zum Richtplatz hinaus.

Der Richter kam gegangen, ein Schwert in seiner Hand,
Und machte der schönen Lina ihr Unglück bekannt.

Ach Richter, ja lieber Richter, richte scharf und mach' geschwind!
Denn ich will ja gern sterben, daß ich komm' zu meinem Kind.

Ihr Schwestern und lieben Brüder, die ihr alle um mich weint,
Trocknet ab eure Thränen, die ihr alle um mich weint!

Ach Joseph, ja lieber Joseph, die Lina ist nun tot,
Gott sei gnädig der teuren Seele, die in Ewigkeit ruht.

Die Form, in welcher eine Anzahl dieser Lieder noch erhalten ist, zeigt, daß es höchste Zeit war, sie aufzuzeichnen; lassen doch manche rätselhafte Gedankensprünge, Unklarheiten und einzelne triviale Wendungen deutlich erkennen, daß sie bereits jetzt vielfach entstellt sind, und schon aus diesem Grunde muß man es dem Verfasser Dank wissen, daß er sich der mühsamen Aufgabe mit soviel Umsicht und Feingefühl unterzogen hat.

Für das Erzgebirge besonders charakteristisch ist der zweite Teil der Sammlung, die „Tschumperliedeln," die Wiegenlieder, die von den Kindern bei ihren Spielen gesungenen Liedchen, die Auszählverse und andre Reime aus der Kinderwelt und endlich die Zählverse der Spitzenklöpplerinnen, durch welche der Fleiß der Arbeitenden angespornt wird. Die „Tschumperliedeln," zu denen Dr. Müller im „Glückauf" kürzlich eine reiche Nachlese veröffentlicht hat, sind ganz den bairischen Schnaderhüpfeln zu vergleichen. Junge Leute gesellen sich, besonders auf dem Tanzsaal während der Pausen, zu einander und fangen nun an, durch Verschen, wie sie ihnen gerade in den Sinn kommen, sich gegenseitig zu necken, und auch beim Tanzen selbst wird diese Unterhaltung gern noch fortgesetzt, wozu dann die Tanzmusik die Melodie hergeben muß. Aus diesen kunstlosen, aber frisch und warm empfundenen Reimen, die zum größern Teile ganz im Dialekt vorgeführt werden, tritt uns das ganze Liebesleben der erzgebirgischen Jugend in all seinen Entwicklungsstufen entgegen. Wir greifen ein paar Proben heraus, wenn die Wahl auch schwer wird:

Je höch'r d'r Turm,
Deste schenn'r 's Geleit,
Je weit'r zun Schatz'l,
Deste greff'r de Freid. —

Ich lieb, was fein is,
Wenn's auch nich mein is,
Mein auch nich werden kann,
Hab ich doch meine Freude dran. —

Ach wenn'r neer käm',
Daß er miech nähm',
Daß ich doch endlich
Vom Klipp'lsack käm'!

Nu is'r kumme
Un hat miech genumme,
Nu bin ich noch farner (sehrer, mehr)
Zun Klipp'lsack kumme.

Wie aus den zusammengehörigen beiden letzten hervorgeht, sind auch hier ernste Töne nicht ausgeschlossen.

Diese Volkslieder aus dem Erzgebirge müssen jedem gefallen; sie gehen zum Herzen, weil sie vom Herzen kommen. Die in ihnen ausgesprochenen Empfindungen sind so einfach, wahr und allgemein menschlich, daß sie in jedem

Hörer verwandte Seiten wiederklingen lassen; die besungenen Erlebnisse, die freudigen wie die ernsten, sind nicht erdichtete oder nur den Einzelnen berührende, sondern solche, die zu allen Zeiten wiederkehren und von jeher die Menschenbrust am tiefsten bewegt haben. Die Müllersche Sammlung, die übrigens dem Erzgebirgsverein zugeeignet ist, muß daher dem Besten zugerechnet werden, was die erzgebirgische Literatur bis jetzt hervorgebracht hat.

Die Arbeiten, welche sich mit anderweitigen Äußerungen des Volkslebens befassen, mit den Bergreien, den Weihnachtsspielen, mit Aberglaube, Sitten und Gebräuchen im Erzgebirge, sind meist schon etwas älteren Datums. Auch die Sagen des Landes wurden wiederholt gesammelt von Dietrich und Textor, Segnitz, Ziehnert, Grässe u. a., haben aber erst in neuester Zeit eine abschließende Behandlung erfahren, welche demnächst im Druck erscheinen wird. Ihr Herausgeber ist der auf diesem Gebiete bereits bewährte Vorsitzende des Erzgebirgsvereins, Dr. Köhler. Die Sammlung wird, wie wir hören, über 750 Nummern in 9 Gruppen geordnet umfassen; jeder Gruppe geht eine besondre Einleitung voraus, und den einzelnen Sagen sind Anmerkungen teils erklärenden Inhalts, teils mit Hinweisen auf verwandte Überlieferungen in andern deutschen Gebieten beigegeben. Nach den früheren Arbeiten Köhlers zu urteilen, wird derselbe gewiß ein gediegenes und zuverlässiges Werk bieten.

Ein Teil der erzgebirgischen Sagen, nämlich die, welche sich auf den Bergbau beziehen, ist übrigens kürzlich auch von Fr. Wrubel zusammengestellt worden (Bergmännische Sagen, Freiberg, Craz und Gerlach, 1883). Welcher Beruf wäre wohl reicher durchwoben von abergläubischen Vorstellungen und sagenhaften Überlieferungen als der des Bergmanns! Wird die Phantasie des Menschen durch nächtliches Dunkel überhaupt angeregt, so noch vielmehr, wenn er sich einsam in tiefem Schachte befindet, zu dessen Grabesstille jedes Geräusch in schauerlichen Gegensatz tritt. Will es gar der Zufall, daß das schwache Grubenlicht, durch welches die Finsternis wenigstens auf einige Schritte etwas erhellt wurde, plötzlich verlöscht, daß irgendein außergewöhnlicher Vorfall das ernste Schweigen unterbricht, dann tauchen vor dem erregten Geiste seltsame Bilder auf, und Furcht und Angst lassen diese Bilder die Gestalt von verfolgenden Gespenstern gewinnen. Wrubel zeigt an einer wahren Geschichte eingehend, auf welche Weise die Vorstellung von dem Dasein eines Berggeistes entstehen konnte. Bergleute wollen am Montag früh die Arbeit wieder aufnehmen, da hört der erste, welcher unten im Schacht ankommt, klappernde Schritte und ein lautes höhnisches Lachen. Bleich vor Schrecken fährt er wieder aus; ein andrer, der hinabsteigt, kommt ebenfalls zitternd zurück. Schließlich übernimmt es der Steiger, ein hitziger Mann, der über die Feigheit seiner Leute heftig schilt, diese an ihre Arbeit zu führen. Auch er hört das Klappern und das Hohngelächter, geht aber mutig darauf zu. Da nähert sich ihm eine Gestalt mit zwei großen Augen im Kopfe, einem langen Barte und zwei Hörnern.

Nun glaubt er selbst den Berggeist zu sehen, er flieht und drängt die andern zurück, von dem Geiste verfolgt. Schon hat er seinen Fuß auf die erste Sprosse der Fahrt gesetzt, da erhält er einen heftigen Stoß in die Kniekehle und bricht ohnmächtig zusammen. So muß der Obersteiger, ein ehrwürdiger, im Dienste ergrauter Herr, selbst in die Tiefe hinab, und siehe, neben dem noch immer besinnungslos am Boden liegenden Steiger steht, freudig ihm entgegenmeckernd, ein Ziegenbock, der in den aus Versehen den Sonntag über unbedeckt gebliebenen Schacht hinabgestürzt und auf dem sumpfigen Boden unversehrt angekommen war. Da die Bedingungen, welche das Aufkommen von bergmännischen Sagen begünstigen, allerwärts fast dieselben sind, so kann es uns nicht wundern, wenn die gleichen Erzählungen sich in wenig veränderter Gestalt in Sachsen, Schlesien, im Harz, am Rhein, in Süddeutschland, Österreich und andern Bergwerksdistrikten wiederfinden. In vielen Fällen wird die Ähnlichkeit aber auch daraus erklärt werden müssen, daß die Sage von auswandernden Bergleuten in die neue Heimat verpflanzt worden ist. Erhalten haben sich die Sagen im Munde der Arbeiter fast nur bei den Bergleuten auf Erzgruben, selten in den verhältnismäßig jungen Kohlenwerken, und sie schwinden von Jahr zu Jahr, je mehr der Bergmannsberuf aufhört, einen in sich abgeschlossenen Stand zu bilden, je mehr er zur Nebenbeschäftigung etwa von Bauern, Maurern und Zimmerleuten herabsinkt, welche sich den Winter über als Bergleute anlegen lassen und im Frühling zu ihrer leichteren und lohnenderen Arbeit über der Erde zurückkehren. Der gesamte Stoff wird von Wrubel in vier Gruppen vorgelegt: 1. Wie Bergwerke gefunden wurden. 2. Sagen vom Berggeist, wobei bemerkenswert ist, daß die ursprüngliche Sage nur einen Berggeist kennt, dessen Macht sich lediglich auf die unterirdischen Räume erstreckt; Sagen, in denen eine Mehrzahl auftritt, oder in denen der Geist auch außerhalb der Grube erscheint, sind durch Vermengung mit Zwergsagen entstanden. 3. Sagen von den Venedigern, d. h. von italienischen Alchymisten, die goldhaltige Erze aus Deutschland holten, und denen selbst oft dämonische Kräfte beigelegt sind. 4. Vermischte Sagen. Der Verfasser ist zu seiner Arbeit in hervorragendem Maße berufen gewesen. In einem Bergwerksdistrikte geboren und erzogen, selbst Bergmann und zugleich wissenschaftlich gebildet, besitzt er alle erforderlichen Eigenschaften, um seine Schrift zu einem anziehenden Beitrage zur Sagenforschung zu gestalten: ein warmes Herz und volles Verständnis für das Bergmannsleben und seine Poesie, dazu zweckmäßige Methode, welche ihn vor dem so vielen Sagensammlungen anhaftenden Dilettantismus im ganzen bewahrt hat. Als ein Zugeständnis an den Geschmack des großen Publikums ist es freilich zu bezeichnen, daß mehrere Sagen in novellistischer Form mitgeteilt sind. Der Sammlung geht ein warm empfehlendes Vorwort von Professor Dr. Anton Birlinger, dem Lehrer Wrubels an der Universität Bonn, voraus, worin dem Buche verdiente Anerkennung zuteil wird.

Das Erzgebirge in die schöne Literatur einzuführen, war bereits vor einer Reihe von Jahren versucht worden, und Elfried von Taura's (Peters) Erzgebirgische Dorfgeschichten, sowie seine Geschichten aus dem Sachsen- und Böhmerland, zum Teil in der „Gartenlaube" zuerst veröffentlicht, hatten sich ihrer Zeit großer Beliebtheit zu erfreuen; ebenso wurden die Erzgebirgischen Dorfgeschichten von August Wildenhahn viel gelesen. Einen erneuten Versuch in dieser Richtung unternahm Hugo Rösch in dem von ihm herausgegebenen Jahrbuch für das Erzgebirge und seine Freunde (1. Jahrgang. 1884; Leipzig, Karl Reißner). Das Jahrbuch will eine dem Boden des Erzgebirges entsprossene und in ihm wurzelnde Literatur anregen; was in dem ersten Jahrgange geboten wird, ist ein erfreulicher Anfang dazu und läßt hoffen, daß das Organ sich mit der Zeit zu einer reichen Fundstätte für die Kenntnis des Erzgebirges entwickeln werde. Hier finden wir außer lokalgeschichtlichen und literarhistorischen Studien auch drei anmutige, zum Teil in der Mundart geschriebene kleine Erzählungen, zu denen das Leben und Arbeiten der Gebirgsbewohner den Stoff geliefert hat, auch einige sagenhafte Züge sind geschickt mit eingeflochten. Besondre Erwähnung verdient die eine dieser Novelletten: „Das goldene Kind, eine alte Geschichte aus dem Grenzwalde."

Zum Schluß wollen wir noch mit wenigen Worten der über das Erzgebirge vorhandnen Touristenliteratur gedenken. Wir thun dies nicht bloß der Vollständigkeit halber, sondern auch aus einem andern Grunde. Falls es diesen Zeilen gelingen sollte, dem sächsischen Hochlande einige neue Freunde zu erwerben, welche es aus eigner Anschauung kennen lernen möchten, so werden ihnen ja hier die ersten Fingerzeige geboten, wie sie Land und Leuten nähertreten können, doch beschränken wir uns auch hier auf das Wichtigste. Wir beginnen mit dem bereits seit zwölf Jahren als treu und zuverlässig bewährten Wegweiser durch das sächsisch-böhmische Erzgebirge von Professor Br. Berlet, vierte vermehrte Auflage (Annaberg, H. Graser, 1884). Was für den Reisenden in erster Linie nötig ist, darauf wird hier der Hauptwert gelegt: das Buch sucht über alles zu orientiren, was die zu durchwandernden Ortschaften zur Zeit an Sehens- und Wissenswertem bieten, unter kurzem Hinweis auf die geschichtliche Bedeutung und Entwicklung, und es giebt auch sonst manchen wertvollen Wink. Die vorgeschlagenen Reisepläne zerfallen in fünf Haupttouren von 7 bis 23 Tagen von Dresden, Zwickau und Chemnitz aus und sechzehn kleinere Spezialtouren. Die beigefügte Karte (Maßstab 1:250000) ist sorgfältig ausgeführt und für einen Wandrer, der im wesentlichen die Hauptstraßen benutzt, ausreichend.

Zwei Spezialführer für eine sehr lohnende Partie in das östliche Erzgebirge, nämlich für das Thal der roten Weißeritz, durch welches die alte Straße von Dresden über Dippoldiswalde und Altenberg nach Teplitz führt und das seit 1882 durch eine schmalspurige Sekundärbahn noch zugänglicher gemacht

worden ist, sollen hier beiläufig erwähnt werden: K. W. Clauß, Führer auf der Fahrt durch das Weißeritzthal (zweite Auflage, 1883) und Friedrich Polle, Führer durch das Weißeritzthal nach Schmiedeberg und seiner Umgebung (Dresden, 1883). Letzterer zeichnet sich durch die Beigabe einer hübschen Orientirungskarte aus, verliert sich aber zu sehr in Einzelheiten. Reisenden, welche nicht sowohl zusammenhängende Fußtouren zu unternehmen beabsichtigen, als vielmehr unter Benutzung des jetzt so weitverzweigten Eisenbahnnetzes nur die Hauptorte desselben besuchen und von da aus in die nähere oder entferntere Umgegend Ausflüge unternehmen wollen, kann empfohlen werden: Gampes Erzgebirge mit Einschluß der böhmischen Bäder u. s. w. (Dresden, Bleyl und Kämmerer). In knapper und übersichtlicher Form enthält das Buch alles Wesentliche über die lokalen, geschichtlichen und industriellen Verhältnisse, begnügt sich jedoch damit, für die vorgeschlagenen Fußtouren nur die zu berührenden Ortschaften anzugeben und überläßt es dem Wandrer, sich durchzufragen, besser jedenfalls, als ihn durch unklare Beschreibung irrezuführen. Der Anhang enthält Vorschläge für eine industrielle Exkursion durch das Obererzgebirge und für eine Tour längs des Kammes oder am südlichen Steilabhang des ganzen Erzgebirges hin, wobei jederzeit Benutzung der Bahn möglich ist, und empfiehlt endlich auch Winterpartien ins Erzgebirge.



Goethe und Levezow.

Nebst ungedruckten Briefen Goethes.

Von Ernst Elster.

(Schluß.)



Das andre der klassischen Richtung angehörige Drama Levezows konnte ich leider nicht zur Durchsicht erlangen; ich muß mich daher damit begnügen, aus einer Mitteilung des Dichters,[1]) sowie aus einer Zeitungsbesprechung Inhalt und Wert desselben anzudeuten. Das Drama hat den Titel „Ratibor und Wanda," aber unter dieser wenig antik klingenden Bezeichnung verbergen sich Odysseus und Penelope. Der Dichter hat es nämlich für angemessen gehalten, den „hoch-

[1]) Levezow ließ in der Zeitschrift „Der Gesellschafter" (Mittwoch den 23. Juni 1819, S. 407 ff.) eine kleine Abhandlung drucken, welche zum Vorwort seines Dramas bestimmt war.

dramatischen Stoff" der letzten Odysseegesänge seines griechisch-heroischen Gewandes zu entkleiden und ihn in die heidnisch-slawische Vorzeit der Insel Rügen zu verlegen, wozu ihn Mitteilungen bei Snorri Sturluson in der „Heimskringla" und Stellen bei Torfäus anregten: die Angaben über den rügischen Seekönig Ratibor erinnerten an Odysseus, und dessen Zug nach Konghälla (Kongelf) ließ sich mit dem Trojanerkriege vergleichen. Der Dichter fand ohne Zweifel Gelegenheit, das rügensche Lokalkolorit, sowie das „Meer- und Inselhafte," welches von Jugend an ihm Phantasie und Gefühl bewegte, diesem Stoffe mitzuteilen, und so konnte sich hier seine klassische Begeisterung mit der Vaterlandsliebe zu gemeinsamer Wirkung vereinigen. Bei der Aufführung am 7. Juli 1819 erzielte das Drama einen schönen Erfolg. In der „Abendzeitung" vom 7. August desselben Jahres (Nr. 188) erfuhr es folgende Würdigung: „Das Drama gefiel, und hat gewiß entschiednen Wert, wenn man darin gleich neben der Tiefe auch einige Breite findet. Der Stoff ist reichhaltig und anziehend, denn er gründet sich auf die Odyssee; Ulysses ist hier Ratibor, Penelope Wanda, Ithaka die Insel Rügen u. s. w.; die Verse sind größtenteils sinnvoll und technisch sorgfältig gebaut, nur vermißt man in ihnen hin und wieder Leichtigkeit und gefälligen Fluß der Perioden."

An diese beiden klassischen Dramen reihen wir eine allegorisch-romantische Tragödie (nicht gedruckt), in welcher der Dichter weder seine klassische Bildung noch seine Vaterlandsliebe, sondern lediglich die Tüchtigkeit seines Charakters entwickeln konnte. Diese Tragödie, „Innocentia" betitelt, behandelt ein bekanntes Thema: die Verfolgungen, welche weibliche Unschuld von den Begierden eines Fürsten zu erdulden hat. Die Heldin Innocentia ist eine Waise, welche, an den Hof des Fürsten gelockt, dort aufs beste gepflegt wird und zunächst durch schmeichelnde Worte, dann durch eine sinnbethörende Pantomime von Amor und Psyche, endlich durch Gewalt den Wünschen des Verführers willfährig gemacht werden soll. Sie bleibt aber standhaft, selbst als man sie in den Kerker geworfen hat, aus dem sie später durch einen schlichten Hirten Antonio, der sie liebt, wieder befreit wird; in einem erbitterten Kampfe der Hirten und des Fürsten wird der letztere getötet, aber auch Innocentia verwundet. Die Hirten tragen sie hinweg, und die Sterbende wird als die früher von Räubern entführte Schwester des Antonio erkannt. — Wie schon Innocentia durch ihren Namen als eine allegorische Verkörperung der Unschuld bezeichnet wird, so sind zwei andre Hauptfiguren, Arete und Hedone, die personifizirten Begriffe der Tugend und der Wollust; auch wird von diesen Figuren an mehreren Stellen der Schleier der Allegorie gelüftet. Dazu tritt die Tugend zweimal als überirdische Erscheinung aus den Wolken hernieder, während die Wollust schließlich zur Unterwelt hinabfährt. An diesem Fehler der Allegorie, des Wunderbaren und Opernhaften mußte die Tragödie scheitern. Der Fehler war auch durch eine oft gehobene Sprache, glänzende Szenerie und edelste Gesinnung nicht wett zu

machen. Wie die schließliche Erkennung der Liebenden als Geschwister an den „Nathan“ erinnert, so ähnelt der ganze Verlauf der Handlung dem in der „Emilia Galotti.“ Es ist keine Frage, daß das letztere Stück fast in allen Beziehungen dem Levezowschen überlegen ist; aber der ethische Kern ist ansprechender bei dem Epigonen, indem dieser einerseits dem Verführer den gebührenden Lohn erteilt, andrerseits die Unschuld nicht bloß duldend, sondern in heroischem Kampfe, frei von aller auch nur psychischen Ansteckung des Lasters, unterliegen läßt. Bei der Aufführung im königlichen Schauspielhause in Berlin am 30. Juni 1823 wurde das Werk mit einem „Achtungserfolge“ abgelehnt. (Vergl. „Abendzeitung“ 1823, Nr. 254, S. 1016.)

Bevor wir zu den vaterländischen Festspielen Levezows übergehen, mögen noch einige Kleinigkeiten Erwähnung finden. Ein Drama „Die Totenfeier,“ welches nach der Angabe in Teichmanns Literarischem Nachlaß (S. 464) im November 1805 über die Berliner Bühne ging, ist mir unter diesem Titel nicht bekannt geworden; ich vermute aber, daß darunter eine kleine, mir im Manuskript vorliegende Gelegenheitsdichtung gemeint ist, in welcher das Andenken Schillers gefeiert wird. Der Priester der tragischen Muse bringt darin den Manen des entschlafenen Dichterfürsten ein Opfer dar, drückt in bewegten Worten den Schmerz des Vaterlandes über den zu früh Verlorenen aus, und läßt an seinem Geiste die Hauptgestalten der Schillerschen Dramen vom Karlos bis zum Tell sowie der beiden großen Geschichtswerke vorüberziehen. Der Schmerz über den Verlust des Gewaltigen, der vielen Berlinern durch seinen dortigen Aufenthalt vom Jahre 1804 noch in lebhafter persönlicher Erinnerung vorschwebte, und der würdige Ton der Levezowschen Gedächtnisworte mochten im Publikum wohl eine tiefe Bewegung hervorrufen. — Als Zeugnisse der emsigen Thätigkeit unsers Dichters für die Berliner Bühne mögen noch die Übersetzung des französischen Dramas „Die Templer“ (von dem romanischen Sprachforscher Raynouard), sowie das „Dramaturgische Wochenblatt“ genannt sein, welches Levezow vom Juli 1815 bis zum Juni 1817 „in nächster Beziehung auf die königlichen Schauspiele in Berlin“ herausgab.

Seiner patriotischen Gesinnung hat Levezow durch eine größere Anzahl von Reden und Prologen Ausdruck gegeben, welche bei Aufführungen im Theater und bei andern Gelegenheiten gesprochen wurden. Insbesondre hat er dieselbe aber durch drei kleine Dramen bekundet, von denen das eine auf Kolbergs ruhmvolle Verteidigung 1807, das andre auf die Schlacht bei Groß-Beeren, das dritte auf die bei Waterloo Bezug nimmt. Das zweiaktige Singspiel „Die Fischer bei Kolberg“ (ungedruckt) behandelt die Rettung eines verwundeten preußischen Offiziers, welcher bei treuen pommerschen Fischern vor den Nachstellungen der Franzosen bewahrt bleibt. Zur Belohnung erwirkt der Offizier dem jungen Fischer die Einwilligung des Vaters zu einer bis dahin verweigerten Heirat. Das Werk wurde mit Musik von Rungenhagen am 31. August 1814

in Berlin aufgeführt, ohne aber einen durchschlagenden Erfolg zu erringen. (Vergl. „Morgenblatt" vom 29. September 1814, Nr. 233.) Der „Abschied von der Heimat oder die Heldengräber bei Groß-Beeren" wurde mit Musik des Epimenideskomponisten Bernhald Anselm Weber zum Gedächtnis der berühmten Schlacht am 23. und 27. August 1815 im königlichen Opernthcater in Berlin aufgeführt. Die Handlung spielt im Mai 1815: ein preußischer Gefreiter erzählt einem süddeutschen Wandrer auf dem Schlachtfelde von Groß-Beeren von dem Hergange des Kampfes. Später nehmen preußische Krieger, die zu erneutem Rachekampfe ausziehen, auf der geweihten Stätte rührenden Abschied von ihren Lieben. Ein Kritiker des „Morgenblattes" erwähnt, daß der Mangel an Handlung wohl allgemein empfunden worden sei (1815, Nr. 236, S. 944).[1]) Aber das kleine Werk wurde doch der Stimmung des Augenblicks einigermaßen gerecht und ging nicht ohne Eindruck vorüber.

Zur richtigen Würdigung des vaterländischen Festspieles, durch welches Levezow den Goethischen „Epimenides" unter dem Titel „Des Epimenides Urteil" fortsetzte, muß man sich durchaus die Kürze der Zeit vergegenwärtigen, in welcher dessen Herstellung von ihm ermöglicht wurde. Am 18. Juni fand die Schlacht bei Waterloo statt, und das Schauspiel, welches diesen Sieg feiern sollte, ging bereits am 16. Juli über die Bretter. Levezow sagt in der Vorrede: „Idee und Plan dazu konnten nur das Werk weniger Minuten sein, die Ausführung nur das Werk weniger Tage. Kaum blieb Zeit genug übrig, den ersten Erguß der Empfindung durch eine Reinschrift von des Verfassers Hand völlig zu ordnen und zu gestalten; denn schon harrten Schauspieler auf ihre Rollen, Dekorateur, Theatermeister, Maschinist, Garderobier, jeder auf die Aufträge, welche mit ebensoviel Eile ausgeführt werden sollten, als sie entworfen waren." Unter diesen Umständen war es angemessen, daß sich der Dichter im wesentlichen an das allegorische Werk Goethes anschloß und die dort auftretenden Personen, den Epimenides, die Tugenden (außer der Beharrlichkeit), die Dämonen, und auch, da neue Kompositionen nicht hergestellt werden konnten, mit geringen Änderungen den Text der Goethischen Chöre herübernahm. Neu hinzu brachte er die symbolischen Gestalten der Borussia, der Britannia, der Gallia und der Lutetia, sowie einen preußischen Krieger. — Die Handlung spielt zu anfang, wie bei Goethe, vor dem Palast des Epimenides. Die Eintracht meldet, daß die Dämonen der Unterdrückung, des Krieges und der List wiederum aus der Hölle Schlund emporgestiegen seien; man will zu neuen Thaten die bedrängten Völker wecken, und mutig hinaufblickend zu des Schutzes Unterpfand, der Viktoria des Brandenburger Thores (welche schon bei Goethe auf dem wieder erbauten Palaste des Epimenides prangt), erwartet man, daß der guten Sache der Sieg nicht fehlen werde. Bald erscheinen die Dämonen mit ihrem Heere, dem unermeßner

[1]) Den Hinweis auf diese Kritik verdanke ich Herrn Professor Bernays.

Lohn für tapfere Thaten versprochen wird. Ein verwundeter preußischer Kürassier, den Glaube und Liebe pflegen, erzählt hierauf von einer schmerzlichen Niederlage (bei Ligny), Epimenides fürchtet, daß ein Unglück nicht vereinzelt erscheine, und schon berichtet der eine Genius unter fernem Kanonendonner, daß wieder gefochten werde; Epimenides fleht in brünstigem Gebete um die Hilfe der Götter, von dessen Erfüllung dann auch bald die Botschaft des andern Genius meldet, wonach die Verbündeten einen glänzenden Sieg davongetragen haben und bereits nach des Dämons Räubersitze eilen, wo Epimenides über die Besiegten Recht sprechen solle. Die Szene verwandelt sich darauf in einen Platz am Thore St. Martin zu Paris, wo Gallia in Trauergewanden Worte tiefsten Schmerzes und bitterster Reue ausspricht. Ein Buhle hat ihr den Schmuck der Hoheit geraubt, und demütig muß sie jetzt um Frieden flehen; die Geister ihrer zahllosen, einer falschen Freiheit geopferten Kinder umschweben sie und lassen ihr Herz in Reue erbeben; mitleidsvoll grüßt sie aber der fromme Schatten ihres „königlichen Sohnes," von dem sie in ihrem Schmerze Trost erfährt. Der Genius von Paris, Lutetia, bringt die Stadtschlüssel zur Übergabe für den Sieger herbei, nur von ihren Lastern und ihrem Hochmut ist alles Leid Gallias veranlaßt worden. Es folgt der große und feierliche Einzug der Verbündeten unter allgemeinem Triumphgesange. Borussia empfängt von Lutetia die Stadtschlüssel und fordert den Epimenides auf, das Urteil zu sprechen, welches dann dahin geht, daß er die schlimmen Dämonen wieder zur Hölle hinabschickt, während er Gallia und Lutetia zwar ihren Raub nimmt, aber Gnade angedeihen läßt. Unter Glockengeläute, Kanonendonner und Fahnenschwingen schließt das Stück. Es kann dieser Gelegenheitsdichtung nicht zum Vorwurf gereichen, daß sie an einigen Stellen an literarische Vorbilder erinnert: der gebildete Philologe schilderte im Anschluß an Äschylos' Perser das Unglück im feindlichen Lager, die Furien der Gallia erinnern an die des Orest, und das unvertilgbare Blut an ihren Händen hat auch Lady Macbeth schaudernd empfunden. Was aber das Verhältnis zu Goethes „Epimenides" betrifft, so hatte der Weimarische Meister zunächst eine weit größere Zeitspanne symbolisch darzustellen: er verkörpert den Zusammenbruch des Reiches, die Fesselung von Glaube und Liebe, die endliche Erlösung; Levezow hatte nur kurz auf die Rückkehr des höllischen Dämons hinzuweisen. Bei Goethe sind ferner die geschichtlichen Personen und Ereignisse selten direkt genannt, meist bleiben sie in der allegorischen Maske verborgen; nur an einigen Stellen bricht die Wirklichkeit hindurch, so in den Worten des kretischen Sehers: „Bei Friedrichs Asche war's geschworen," was auf den von Friedrich Wilhelm dem Dritten und Alexander zu Potsdam 1805 an Friedrichs des Großen Sarge geschlossenen Bund sich bezieht; zuletzt erscheinen im Festzuge preußische Soldaten, (auf die Goethe ursprünglich durch die Tracht der preußischen Ordensritter nur hinweisen wollte), der Triumphwagen des Brandenburger Thores wird auf dem

symbolischen Palaste des Epimenides sichtbar; und so noch einige andre Züge. Bei Levezow dagegen tritt ein preußischer Krieger redend auf; zuletzt findet ein großer Einzug in Paris statt; die Gestalten der Borussia, der Britannia, der Gallia und der Lutetia gewähren eine deutlichere Anschauung als der orientalische Despot, der römische Krieger, der Hofmann des sechzehnten Jahrhunderts u. a. bei Goethe; kurz, die Wirklichkeit tritt bei Levezow klar und unverkennbar hervor, und der Berliner Witzbold wird sich hier schwerlich veranlaßt gefühlt haben, aus „Epimenides" ein „I, wie meenen Sie des" zu bilden. Zu dieser deutlicheren Bezeichnung gesellen sich aber auch stärkere theatralische Wirkungen: der verwundete Preuße weckte in vielen das unmittelbar rührende Gedächtnis der verlornen Lieben; der Einzug in Paris vergegenwärtigte das größte Ereignis der jüngsten Vergangenheit; die Höllenfahrt der bösen Dämonen war ein drastischer Theatereffekt. Die Verse stehen freilich an Schönheit, Gedankenreichtum und knapper Fassung bedeutend hinter den Goethischen zurück. Aber wie mißlich ist, selbst bei solchen Gelegenheitsdichtungen, für einen geringern Genius der Vergleich mit dem größten Manne der Zeit, und besonders bei einer Arbeit, deren eilige Herstellung jede Feile unmöglich machte! Das Werk, welches gleich am Tage nach der ersten Aufführung wiederholt wurde, fand begeisterte Aufnahme. Eine Kritik des „Morgenblattes" vom 9. August 1815 (Nr. 189, S. 756) berichtet: „Die Vorstellung war mit möglichster Pracht bereitet, und der Jubel der Versammlung wurde mehrmals laut. Von der Dichtung ging viel verloren, weil einige von den Darstellenden noch in der Kindheit der Kunst sind, und also entweder nicht die nötige Kraft oder Schallberechnung hatten." Gedruckt wurde das Festspiel in Berlin 1815.

Hiermit ist unsre Betrachtung der dichterischen Leistungen Levezows beendigt: darf man denselben auch keine große Bedeutung zuschreiben, so erfreuen sie doch durch gediegne Bildung, edeln Charakter und ein schönes Talent für poetische Darstellung. Goethe, dem der Berliner Professor „Des Epimenides Urteil" zugesandt hatte, antwortete hierauf durch folgendes Schreiben, welches derselben Hand, wie der frühere Brief, diktirt worden ist (1 Bogen in Quart):

Wäre mein kleiner Aufsatz über gemeinschaftliche Arbeiten fürs Theater besonders in Fällen, wo Gelegenheitsgedichte verlangt werden,[1]) Ew. Wohlgeb. zur Zeit bekannt gewesen, als Sie die Fortsetzung des Epimenides unternahmen, so hätten Sie keinen Augenblick in Zweifel stehen können, dass mir nicht ein solches Werk höchst angenehm seyn würde. Denn auch diese Arbeit kann als eine gemeinsame angesehen [2] werden, wenn der zweite Dichter den Faden da aufnimmt, wo ihn der erste gelassen hat, das erste wird als Exposition angesehn, das zweite als Folge

[1]) Gemeint ist der Aufsatz „Ueber die Entstehung des Festspiels zu Ifflands Andenken" (Werke XXIX, 314 ff.). Mir selbst gelang es nicht, das Richtige zu ermitteln, da ich nur nach Aufsätzen suchte, welche vor der Abfassung dieses Briefes veröffentlicht worden waren. Auf eine Anfrage bei Herrn Professor Bernays erhielt ich jedoch umgehend die erwähnte Auskunft. Der Aufsatz wurde erst am 18. März 1816 im „Morgenblatte" gedruckt, war aber bereits im Mai 1815 geschrieben worden.

und Schluſſ, wie es denn in dem gegenwärtigem Falle ganz eigentlich gefordert wurde.

Nur ſo viel ſage ich gleich nach meiner Rückkunft vom Rhein und Mayn, dankbar für das überſendete dramaturgiſche Blatt,[1]) für welches vielleicht bald etwas einſende. Des Herrn Graf. v. Brühl Hochgeb. bitte meine gehorſamſte Empfehlung auszurichten, mit Entſchuldigung daſſ ich nicht auch ſeinen Brief ſogleich beantwortend erwiedere. ergebenſt

Weimar d. 15 Octbr 1815. JWvGoethe[2])

Zum Schluß mag noch ein kleines Billet von Goethes eigner Hand hier abgedruckt werden, das ſich unter Levezows Papieren gefunden hat, von dem es aber fraglich iſt, ob es an ihn gerichtet worden war. Es iſt ein Blatt in Quart, an der linken Seite iſt deutlich zu ſehen, daß etwas abgeriſſen worden iſt; jedenfalls iſt es alſo nur das Ende eines längern Briefes. Das Billet lautet:

Leider habe ich gegenwärtig das Stück nicht zu Hauſe, ſobald ich es wieder erhalte ſteht es mit Vergnügen zu Dienſten. Ich wünſche nur daß nähere Bekanntſchaft die lebhafte Theilnahme nicht vermindern möge, wodurch Sie mir eine ſo beſondere Freude gemacht haben.

Der ich mich, mit aufrichtigen Wünſchen für Ihr Wohl u mit wahrer Hochachtung unterzeichne Ew Wohlgeb.

W. d. 26 Juli ganz ergebenſter Diener
1803. Goethe



Sollen wir unsre Statuen bemalen?



Der Umſtand, daß dieſe Frage in neuerer Zeit, welche doch äſthetiſchen Intereſſen im ganzen nur geringe Aufmerkſamkeit zu ſchenken geneigt iſt, zur brennenden Tagesfrage geworden iſt und durch praktiſche Verſuche beantwortet zu werden beginnt, muß uns dieſelbe hochbedeutſam für unſre Kunſtentwicklung erſcheinen laſſen. Umſomehr haben wir die Verpflichtung, in der Diskuſſion die Frage möglichſt vorurteilslos zu prüfen und allen Standpunkten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, bevor wir durch agitative Parteinahme die Grundlage der Diskuſſion verrücken. G. Treu, der wohl zuerſt in unſern Tagen die Frage in der in der Überſchrift zitirten Form in die allgemeine Diskuſſion gezogen hat, nachdem ihre wiſſenſchaftlich hiſtoriſche Erörterung über das Stadium der

[1]) Das „Dramaturgiſche Wochenblatt," herausgegeben von Levezow.
[2]) Ein kräftiger Schnörkel und die Worte „ergebenſt JWvGoethe" von des Dichters Hand.

Diskussionsfähigkeit hinaus bereits zu einem gewissen Abschluß gediehen war, giebt in seiner unlängst erschienenen Broschüre*) eine unbedingt bejahende Antwort, indem er von dem archäologisch-historischen Nachweis der polychromen Skulptur ausgeht. Wir glauben indes, die ästhetische Erledigung einer unser heutiges Kunstleben unmittelbar berührenden Frage von der historischen Betrachtung durchaus trennen zu müssen, und stellen uns für die nachfolgende Auseinandersetzung auf einen möglichst voraussetzungslosen Standpunkt ästhetischer Betrachtung, nicht um Treus Ausführungen im einzelnen zu widerlegen, vielmehr um sie objektiv zu ergänzen und vor einseitiger Auslegung zu bewahren.

Durch die Physiologie ist festgestellt, daß unser Gesichtssinn nur für Lichteindrücke empfänglich ist; die sinnliche Empfindung von der räumlichen Ausdehnung eines Körpers gewinnen wir durch das Gefühl, und erst mittels gewohnheitsmäßiger Abstraktion erhalten wir durch das Gesicht Vorstellungen von Körpern. So sind wir denn auch gewöhnt, Statuen als körperlich zu betrachten, obwohl auf der Netzhaut unsers Auges stets nur ein Flächenbild derselben entworfen wird. Wird nun durch die mehrfarbige Bemalung von Körpern unser Sehnerv gereizt, so wird für die ästhetische Empfindung die genannte Abstraktion unnötig, und wir werden für die spezifisch körperlichen Reize einer Statue (schöne Rundung, feine Durcharbeitung der plastischen Details ꝛc.) erst in zweiter Linie oder nur insofern interessirt, als dieselben schöne Konturen für die einzelnen Farbenfelder bilden; denn der Reiz der Farbe ist derber und intensiver als derjenige körperlicher Durchbildung. Naturgemäß wird also auch der Künstler diese letztere zu gunsten der Farbenwirkung vernachlässigen. Beide können nicht gleichzeitig zu voller Geltung kommen, weil unser Gesichtssinn bei intensiver Anstrengung, wie ästhetische Betrachtung sie fordert, nicht fähig ist, einmal in seiner spezifischen Eigenschaft als Farbensinn und zugleich als Vertreter des Tastsinnes zu fungiren, wie uns auch die Wahrnehmung im täglichen Leben lehrt. Wir betrachten nämlich meist die farbigen Körper unsrer Umgebung nur einseitig im Hinblick auf ihre Körperlichkeit oder auf ihre Farbigkeit. So kann man sich von der Gestalt eines eben gesehenen Menschen sehr gut eine Vorstellung bewahren, aber man wird merken, daß, je deutlicher diese ist, desto verschwommener die Erinnerung an die Farben seiner Kleidung haften geblieben ist. Umgekehrt wird man in dem farbenprächtigen Gedränge einer Festgesellschaft sicherlich die Figuren nach den Farben ihrer Gewänder unterscheiden, aber nicht nach ihrem Wuchs, der eben hier hinter dem Eindruck der Farben völlig zurücktritt. Ebenso würde farbige Plastik die Aufmerksamkeit des Beschauers sowohl wie des Künstlers zersplittern. Freie Plastik und Malerei ergänzen sich also nicht,

*) Sollen wir unsre Statuen bemalen? Ein Vortrag von Professor Dr. Georg Treu. Berlin, Oppenheim, 1884.

sondern benachteiligen einander in der ästhetischen Wirkung; dies ist das Ergebnis unsrer auf rein physiologischer Grundlage gemachten Beobachtung, auf die auch Herder seine originelle Betrachtungsweise der „Bildhauerkunst für das Gefühl"*) gründet, welche in alle seine ästhetischen Ansichten hinüberspielt, leider aber auch mit diesen einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen zu sein scheint. Zugleich sei auf einen höchst lesenswerten Aufsatz des bekannten Berliner Psychologen Lazarus über „Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste" im Deutschen Kunstblatt von 1854 hingewiesen, in dem der feinsinnige Beobachter sich über die Aufgaben der Skulptur und der Malerei folgendermaßen ausspricht: „Die Aufgabe der Skulptur ist es, körperliche Gestalten zu bilden, so bestimmt, so genau und sicher und individuell, daß sie den Schein lebender Gestalten erwecken; ideal angesehen, daß man in der innern Anschauung die Farbe, welche allein das volle Leben bezeichnet, nicht entbehrt; die Aufgabe der Malerei: die flüchtige Erscheinung des Lebens, die wechselnde Farbe, die Umrisse und [die] Oberfläche, worauf es sich spiegelt, so zu fesseln, so vollendet wiederzugeben, daß es zum Scheine gestalteten Lebens wird, ideal betrachtet, daß man hinter den farbigen Linien den Körper nicht entbehrt. Sollten nun aber beide Künste sich vereinigen und etwa mit Lebensfarbe bemalte Statuen darstellen, dann würden uns alle drei Elemente der natürlichen Anschauungen gegeben, aber eben dadurch geht der ästhetische Reiz verloren." Dieser Reiz besteht nämlich, fügen wir hinzu, zum größten Teil darin, daß der Phantasie des Beschauers etwas zu thun übrig bleibt. Diese ergänzende Thätigkeit der Phantasie macht wesentlich den ästhetischen Reiz aus, mit ihr fällt auch dieser bei bemalter Skulptur weg.

Indes liebt es die moderne Kunstbetrachtungsweise, den Kunstwerken gegenüber jede abstrakte Voraussetzung fallen zu lassen, und das einzelne Kunstwerk aus sich und den Bedingungen seiner Entstehung heraus für stilvoll oder stillos zu erklären. Wir können uns auf diesen Standpunkt nicht unbedingt stellen, glauben vielmehr mit H. Brunn (Sitzungsberichte der Münchner Akademie der Wissenschaften, 1884), daß jeder Kunststil im weitesten Sinne bedingt ist durch den schaffenden Künstler, beziehentlich durch die in ihm zum Ausdruck kommende Geistesrichtung seiner Zeit, zweitens durch den gewählten Gegenstand der Darstellung und seine Bestimmung, und durch das Material, welches der Künstler für seine Darstellung gewählt hat. Fragen wir uns nun darnach, ob man die polychrome Plastik für unsre Zeit „stilvoll" nennen darf?

Die Bewegung zu gunsten mehrfarbiger Skulptur in unsern Tagen ist nicht aus Künstlerkreisen als ein naturnotwendiges Produkt der künstlerischen Zeitrichtung hervorgegangen, sondern beeinflußt durch kunstgelehrte Forschung und die Ergebnisse historischer Betrachtung. Es ist stets ein mißlicher, meist ein

*) Vgl. seine 1778 erschienene Abhandlung über die Plastik.

fruchtloser Versuch gewesen, der zeitgenössischen Kunst von wissenschaftlichem Standpunkt aus die Richtung vorzuschreiben. Auf die schlimmen Folgen eines solchen Verfahrens weist Treu selbst hin, indem er angiebt, daß „die Polychromie aus der Plastik erst durch ein archäologisches Mißverständnis der Renaissancezeit hinausgedrängt worden ist.“ Wer bürgt dafür, daß wir nicht heute auf dem besten Wege sind, sie durch ein „archäologisches Mißverständnis“ wieder in unsre Kunst einzuführen? Ich halte es sogar für ein sehr verderbliches Mißverständnis von kunstwissenschaftlicher Seite, den Naturalismus der heutigen Kunst zu unterstützen und auf Wege leiten zu wollen, auf welche er trotz seiner sonstigen Unbefangenheit sich noch nicht gewagt hat. Ist denn aber dieser Naturalismus wirklich ein Ausdruck der gesamten Geistesrichtung unsrer Zeit, oder nicht vielmehr nur ein gährendes Übergangsstadium, dessen Ende man beschleunigen, aber nicht hinausschieben sollte? Ist, was unsre spezielle Frage anlangt, für die Ansicht Treus bereits eine Majorität gewonnen, die zu so entschiedenem Auftreten im Namen unsers so „realistisch und farbenlustig gestimmten Geschlechtes“ berechtigt? Ich glaube, nein.

Ich selbst habe die Erfahrung gemacht, wie weit historisch gewonnene Erkenntnis von einer ästhetischen Überzeugung verschieden ist. Ich hatte mich mit dem literarischen Material, das die Diskussion über polychrome Plastik schon seit langer Zeit niedergeschlagen hatte (bereits vor Quatremère de Quincy hatten sich Winckelmann, Herder u. a. mit der Frage beschäftigt), ziemlich vertraut gemacht und daraus die Überzeugung gewonnen, daß an der historischen Überlieferung der Polychromie kein Zweifel sei, obschon diese Überlieferung nur die von Kugler (Kleine Schriften I, 265) zusammengestellten Belegstellen anführen konnte und damit Grenzen zog, welche Semper u. a. nicht anerkennen mochten. Ich war sogar von Sempers weitergehenden und zu geistvollen Antithesen zugespitzten Ausführungen ziemlich überzeugt, als ein Zufall mich in die Dresdner Sammlung führte, wo gerade Professor Treu seine Versuche anstellte. Er hatte damals als Objekte seiner Experimente die Gipsabgüsse der Dresdner Amazone in halber Lebensgröße und des Kopfes der melischen Aphrodite gewählt. Frappirte mich schon die Bemalung der Statuette, so empfand ich die naturalistische Bemalung des Venuskopfes geradezu als Beleidigung meines ästhetischen Gefühls. Keine Überredung von der historischen Wahrscheinlichkeit, keine noch so oft wiederholte Betrachtung konnte diesen Eindruck in mir verwischen. Mir war, man verzeihe den Vergleich, als sehe ich ein hochverehrtes ideales weibliches Wesen, das in meiner Phantasie kaum Farben gewonnen, plötzlich geschminkt und gepudert auf mich zuschreiten in der unnatürlichen Wirklichkeit gemeinen Lebens. Ein Gefühl der Enttäuschung und des Ekels bemächtigte sich meiner. Nicht so heftig empfand ich die Bemalung der Amazonenstatuette. Die Erklärung dieser Verschiedenheit des Eindrucks führt uns zu der zweiten Bedingung des Kunststiles, nämlich zu dem Gegenstande der Darstellung und seiner Bestimmung,

sei letztere nun eine künstlerische oder eine außerhalb dieser Sphäre gelegene. Zunächst ist die Plastik einzig befähigt, gewisse abstrakte Vorwürfe zu gestalten, die einer polychromen Behandlung widersprechen. Nicht nur Allegorien sind hierunter zu verstehen, sondern auch Idealbildungen, die erst durch die Abstraktion von der äußern Lebenswahrheit zu solchen werden. Goethe bezeichnet es sogar einmal als die höchste Aufgabe jeder Kunst, „durch den Schein die Täuschung einer höhern Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, so fährt er fort, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur noch das Gemeine übrig bleibt.“ (Wahrheit und Dichtung, III.) Keine archäologische Untersuchung wird mich belehren, daß unsre Vorstellungen von den Idealgestalten griechischer Götter sich mit größerm ästhetischen Erfolg in farbiges, derb irdisches Gewand kleiden, als durch den Adel reiner, ungetrübter Formenschönheit ausdrücken lassen. Wenn Phidias seinen olympischen Zeus in den Glanz chryselephantiner Farbenpracht hüllte, so war nicht dieser Materialprunk, der sich schließlich auf orientalische Tradition zurückführen läßt, als vielmehr das Mächtige der Formen und Maße das künstlerische Mittel, welches die Begeisterung religiöser Verehrung belebte und steigerte. In den erhaltenen Resten griechischer polychromer Plastik findet sich übrigens ein entschiedenes Abnehmen der Bemalung zwischen der teilweise noch unter traditionellem Banne stehenden chryselephantinen Technik der phidiasischen Zeit und der spätern alexandrinisch-römischen mit ihrer Freude an stofflicher Pracht und naturalistischer Nachbildung. Doch wir wollten ja den historischen Standpunkt dieser Frage gegenüber ganz beiseite lassen, da faktisch erwiesen ist, daß die polychrome Plastik in Hellas ebenso historisch geworden und ausgebildet worden ist, wie in der neuern Kunst seit dem bekannten „archäologischen Mißverständnisse“ sich die monochrome Plastik historische Berechtigung erworben hat. Oder dürften für eine solche nicht die Statuen eines Michelangelo, Giovanni da Bologna bis herab zu Thorwaldsen, Canova, Rauch und Rietschel sprechen?

Nicht weniger aber als der Gegenstand der Darstellung beeinflußt die Bestimmung des Kunstwerkes seinen Stil. In die Umgebung polychromer Architektur gehört allerdings eine harmonisch gefärbte Skulptur, wobei wohl zwischen dekorativer und naturalistischer Färbung zu unterscheiden ist. Zu welchem Zwecke man z. B. in die naturfarbige Sandsteinfassade eines modernen Baues, dessen Einfarbigkeit durchaus nicht übel empfunden wird, polychrome Statuen einfügen sollte, ist nicht einzusehen, es würde sogar ein grober stilistischer Mißgriff sein, wollte man naturalistisch gefärbte Figuren in tektonischem Sinne verwerten, denn die tektonische Bestimmung der Plastik verlangt unbedingte Unterordnung derselben im Dienste der Architektur. Polychrome Architektur aber zur Regel zu machen, stieße außer auf ästhetische Bedenken auch auf materielle Schwierigkeiten in unserm rauhen und heftigem Temperaturwechsel ausgesetzten Klima. Die farbige Architektur und Skulptur ist unter südlichem

Himmel entstanden und kann sich bei uns nicht einbürgern, wie dort. Aus dem Beispiel Griechenlands und Italiens folgt daher nichts für die absolute Durchführbarkeit der Polychromie, wie denn überhaupt immer wieder darauf hingewiesen werden muß, daß die antike und mittelalterliche Skulptur auf durchaus andern Grundlagen ruht als die moderne Plastik seit der Renaissance, und daß, was für eine breite, ideale Formbehandlung, wie die griechische, nicht schädlich, für eine naiv unbeholfene, wie die mittelalterliche, nicht entbehrlich, für unsre naturalistische und technisch raffinirte Richtung der Skulptur ein verderbliches Zuviel ist, welches die ästhetische Wirkung in ihr Gegenteil verkehrt. Wer wollte sich wohl einreden, an den unsrer Zeit vielleicht allein zu vergleichenden italienischen Porträtskulpturen des fünfzehnten Jahrhunderts und ihrer naturalistischen Frechheit ein rein ästhetisches Wohlgefallen zu empfinden? Und doch ist die Porträtbüste die einzige Kunstgattung, wo wir einen stärkern naturalistischen Zug in der Skulptur billigen und genießbar finden können. Anders dagegen die Statue, die, durch das Postament aus der sie umgebenden buntfarbigen Wirklichkeit herausgehoben, eine farblose Oberfläche bieten und selbst bei Porträtdarstellungen ihrem monumentalen Charakter entsprechend die wechselnde, von der farbigen Umgebung abhängige Farbe des Lebens abstreifen muß, um uns den unveränderlichen wesentlichen Kern des dargestellten Charakters von kleinlichen Äußerlichkeiten befreit zu zeigen. Giebelskulpturen als Teile einer farbigen Architektur können eine diskrete Bemalung erhalten, jedoch immer so, daß sie sich der Architektur harmonisch unterordnen, da sie ja nur dieser zur Belebung in tektonischem Sinne dienen. Naturalistisch bemalte Skulpturen an dieser Stelle würden die komische Vorstellung erwecken, als bewegten sich dort oben im Giebelfelde einige Menschlein zu ihrem Vergnügen, etwa der schönen Aussicht wegen. Sie würden den Gesamteindruck des Baues stören und die Aufmerksamkeit des Beschauers ablenken. Reliefs und namentlich Basreliefs vertragen Bemalung, weil sie ein Mischgebilde aus Fläche und körperlicher Form sind. Hier kann eine Verschmelzung von Malerei und Plastik eintreten, und ich darf für eine solche nur an die Thonreliefs der italienischen Frührenaissance erinnern. Bedenklich erscheint die Polychromie jedoch auch hier, wenn das Relief ein tektonisches Glied der Architektur bildet. Dem scheint zwar der Umstand zu widersprechen, daß die Hellenen z. B. den Reliefsfries des ionischen Tempels bemalten; doch bleibt zu bedenken, daß dies an wenig beleuchteten Stellen der Cellawand der Deutlichkeit zuliebe geschah, und daß sie den Fries als wirkliches Bild betrachtet wissen wollten, welches das Architekturglied verkleiden sollte, ohne es zu symbolisiren. Wohl haben farbige Reliefs ihre volle Berechtigung für den Schmuck unsrer Innenarchitektur, wo sie in der farbigen Dekoration und andern kunstgewerblichen Schmuckgegenständen des Zimmers harmonische Umgebung finden. Für kunstgewerbliche Plastik und ihre Produkte ist überhaupt die Polychromie niemals beanstandet worden. Nur verschone man die monumentale Bildnerei damit.

Treu aber sieht „durchaus nicht, was der Annahme entgegenstehen sollte, daß z. B. der Hermes von Olympia und die Venus von Milo, als sie noch in ihrem vollen Farbenschmucke prangten, im Großen wesentlich so ausgesehen haben, wie eine tanagräische oder kleinasiatische Terracotte im Kleinen.“ Diesem Schluß steht das fundamentale Stilgesetz entgegen, welches Semper in folgende Worte kleidet: „Es darf das Kleine niemals in der Kunst eine Reduktion des Großen sein, noch das Große eine Amplifikation des Kleinen.“ Abgesehen davon bleibt aber auch der Unterschied wesentlich, daß die Terracotten eben Terracotten, d. h. gebrannte Thonfiguren, die genannten Statuen aber monumentale Marmorskulpturen waren. Und damit kommen wir zu der letzten Bedingung des Kunststiles, nämlich zu der Materialfrage. Gerade Semper betont es zu wiederholten malen, daß die schöne Form stets als Funktion der technischen Mittel charakterisirt werden muß. Die Stoffe der Bildnerei wechseln, aber ist auch nur einem derselben Mehrfarbigkeit wesentlich? Im Gegenteil sträuben sich die beiden Hauptstoffe, Stein und Metall, gegen eine mehrfarbige Bemalung durch die technischen Schwierigkeiten, welche sie derselben entgegensetzen. Zunächst muß die Skulptur aber denjenigen Eigenschaften gerecht werden, welche allen Stoffen gemeinsam sind, und das ist im weitesten Sinne ihre körperliche Ausdehnung und Formfähigkeit. Daß demnach besondre Materialien, also Thon, Stein, Holz, Metall, besondre formale Stilisirung verlangen, ist eines der trivialsten Gesetze der praktischen Ästhetik. Dieser aus der Beschaffenheit der Stoffe sich ergebende Stil wird aber durch das Accidens der Übermalung in seiner Reinheit getrübt, da sie den Unterschied der Stoffe für das Auge aufhebt, während die Formverschiedenheit unmotivirt bleibt und dadurch unorganisch erscheint. Wenn man z. B. die Transparenz des parischen Marmors durch Bemalung trübt oder gar deckt, so vernichtet man damit einen Hauptreiz der Marmorskulptur überhaupt und beraubt sie der ihr eigentümlichen Wirkungen, von der ästhetischen Widerwärtigkeit der mit künstlicher Patina gefärbten Bronzen ganz zu schweigen. Thon- und Holzplastik vertragen Bemalung, obwohl sie ihnen in ästhetischem Sinne durchaus nicht unentbehrlich ist. Das Bedürfnis des Schutzes gegen Witterungseinflüsse kann schließlich für jedes Material geltend gemacht werden; diese Zweckmäßigkeitsfrage kommt aber nicht in Betracht bei der ästhetischen Beurteilung. Für diese bleibt der Versuch, durch bemaltes schlechtes Material den Eindruck eines bessern hervorzurufen, stets Lügenkunst und eine Täuschung, keine ästhetische Illusion.

Fassen wir unsre Betrachtungen zusammen, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß die Polychromie für die Skulptur in vereinzelten Fällen als ein ästhetischer Vorteil zu betrachten ist, in sehr vielen Fällen aber als ein entschiedener Nachteil, da sie die organische Einheitlichkeit der Bildnerkunst stört. Gleichwohl gebührt den Bestrebungen Dank, welche durch Versuche und Ausstellungen Möglichkeit und Veranlassung geben, das Urteil über diese Frage

an konkretem Material zu bilden und das Votum des Geschmackes abzugeben. Denn auch wir hoffen, daß Sempers Wort Wahrheit behalten werde: „Konvention und Geschmack, das sind die beiden heilsamen Gegengewichte schrankenloser Freiheit in der Kunst.“

L. K.



Die österreichischen Wahlen.



ie sogenannte liberale Presse in Österreich und einige Gesinnungsgenossen außerhalb sind in großer Aufregung, weil mehrere Wahlbezirke zur Abwechslung einmal nicht einen Juden zu ihrem Vertreter im Reichsrat ernannt haben. Es giebt kaum ein Schmähwort, welches den Wählern nicht angehängt würde. Der fremde Zeitungsleser könnte glauben, daß gewisse Vorstädte Wiens fast nur von Trunkenbolden und unmündigen Knaben bewohnt seien, von denen die letztern merkwürdigerweise im Besitze des aktiven Wahlrechtes sein müßten. Sogar die sonst nur bei den Tschechen beliebte Kornblumendenunziation wird von „deutschliberalen“ Blättern nicht verschmäht. Und doch haben jene und noch verschiedne andre Wahlen eine Seite, welche im allgemeinen interessanter und noch besonders geeignet ist, die Journalistik zum Nachdenken anzuregen. Die „Antisemiten,“ die „Demokraten“ und die „Jungdeutschen,“ welche im nächsten Reichsrate sitzen werden, haben nämlich gar keine oder höchstens solche Blätter zur Verfügung, welche wöchentlich oder in noch längeren Fristen erscheinen, nicht von Inseraten, sondern kümmerlich vom Abonnement der Parteifreunde leben; diese Parteien sind auch nicht in der Lage, große Summen für Wahlagitationen aufzuwenden. Und dennoch haben sie über Gegner den Sieg davongetragen, welche, häufig in einflußreichen Stellungen, sich der energischen Unterstützung aller weitverbreiteten Zeitungen zu erfreuen hatten. In so vielen Tausenden von Exemplaren wurde täglich dem Wähler die Versicherung erteilt, er könne sich unendlich glücklich schätzen, daß die altbewährten Kämpen, die Säulen des Verfassungslebens, sich noch einmal herbeilassen wollten, ein Mandat zu übernehmen — die Existenz von Gegenkandidaten wurde den meisten Lesern erst durch den Ausgang der Wahlen bekannt. Unmöglich kann die „sechste Großmacht“ verkennen, daß sie es ist, welche die schwerste Niederlage erlitten hat; und wenn sie glaubt, durch Schelten und Verdächtigen aller Menschen von unabhängiger Gesinnung

und durch Selbstberäucherung die Aufmerksamkeit von dieser unangenehmen Thatsache ablenken zu können, so wird sie damit ebensowenig erreichen, wie mit dem Verschweigen aller ihr unangenehmen politischen Persönlichkeiten. Bei einigen Matadoren der alten Verfassungspartei scheint wohl die Erkenntnis aufzudämmern, daß diese Partei durch nichts so geschädigt worden ist und noch fortwährend geschädigt wird, als durch ihre innige Verbindung mit einer Presse, welche keinen Gott kennt neben dem Kapital, den ihr stets aufs neue entgegengeschleuderten Vorwurf der Korruption mit lächelnder Verachtung straft und jeden Andersdenkenden zu terrorisiren sucht. Wohl mancher fühlt sich in dieser Gemeinschaft so wohl wie Götz von Berlichingen als Bauernhauptmann, traut sich aber nicht die eiserne Faust zu, um jeden großmäuligen Metzler niederzuschlagen. In Wahrheit wäre jedoch nur etwas mehr moralischer Mut vonnöten. Die Kleinbürger der südlichen Vorstädte Wiens haben ihn bewiesen; in aller Stille (was ihnen auch zum Vorwurfe gemacht wird!) hatten sie sich geeinigt, für Männer ihres Vertrauens zu stimmen, und nun lassen sie ruhig die Flut von Schimpfwörtern über sich ergehen. Nicht einmal mehr das Stigma „Antisemit“ fürchten sie, und das hat ausdrücklich die Presse bewirkt.

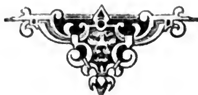
Denn diese beurteilt den Menschen nur noch nach seiner Stellung zur Judenfrage. Genießt er nicht den Vorzug, wenigstens von Juden abzustammen oder mit Juden verschwägert zu sein, und kann er sich nicht als Philosemit legitimiren, so ist er ein Antisemit, d. h. ein Feind „der Humanität, der Zivilisation, der Freiheit,“ so ist er vogelfrei und muß mit allen Mitteln überall verfolgt werden. Anfangs ließen die Deutschösterreicher, denen in ihrer großen Mehrzahl religiöse Intoleranz gänzlich fernliegt, sich dadurch schrecken. Allein die maßlose Anwendung des Mittels schwächte dessen Wirkung ab, man sah Personen, an deren wahrhaft humaner Denkart nicht zu zweifeln ist, unter die Ketzer geworfen, und die Frechheit einer geduldeten Rasse, sich zum Richter über die Mehrheit aufzuwerfen und Urteile ausschließlich von ihrem Rassenstandpunkte aus zu fällen, reizte nach und nach auch die Langmütigen. Der ausgesprochne Antisemitismus ist jetzt allerdings sehr im Wachsen in allen Schichten der Bevölkerung, ohne Hinzurechnung aller jener, welche mindestens nicht die Leitung aller allgemeinen Angelegenheiten in jüdischen Händen wissen möchten. Übrigens ist auch jetzt, nachdem es einige Mandate eingebüßt hat, das jüdische Element im Reichsrat weit über das entsprechende Prozent der Bevölkerung vertreten; Wien allein stellt zwei jüdische Abgeordnete, von welchen einer zwar plötzlich entdeckt hat, er sei ein Landpfarrerssohn; mehrere kommen aus den sogenannten Vororten. Dagegen wird nunmehr Herr von Schönerer an der Spitze einer kleinen Gruppe stehen.

Ob dieser Gruppe sich die „Demokraten“ anschließen werden, ist mehr als zweifelhaft. Sie nehmen einen ähnlichen Standpunkt ein wie die deutsche „Volkspartei,“ haben kosmopolitische Neigungen und zeichnen sich, soweit sie

bisher in die Öffentlichkeit hervorgetreten sind, nicht eben durch Klarheit der Anschauungen aus. Sie werden daher von den Altliberalen kaum gefürchtet; umsomehr die „Jungdeutschen," da diese wahrscheinlich Anziehungskraft auf manche Abgeordnete ausüben werden, welche bisher ziemlich widerwillig der Fahne der „Vereinigten Linken" gefolgt sind. Fast dieselbe Erscheinung haben wir bereits einmal erlebt. Um das Jahr 1870 sagte sich eine Schaar jüngerer Abgeordneten von der Linken los, weil diese ihnen nicht entschieden genug deutsch und zu sehr mit den Geldmächten „verbandelt" war. Die Presse der Mehrheit beehrte diese „Jungen" mit dem kräftigsten Hasse, umsomehr, als sie es wagten, ein eignes Blatt, die „Deutsche Zeitung," zu gründen, die namentlich auch in wirtschaftlichen Fragen unabhängig sein sollte und das wirklich längere Zeit hindurch gewesen ist. Während des Hohenwartschen Regiments wurden die Verfehmten zu Gnaden angenommen, man konnte ihre frischen Kräfte und ihre resolute Opposition gut verwenden. Zwei Böhmen, die sich nicht kaptiviren lassen wollten, wurden aus dem Reichsrate verdrängt. Von diesen hat einer, Pickert in Leitmeritz, jetzt Genugthuung genommen, indem er den Gewaltherrscher, den „greisen Führer der Deutschböhmen," Geheimrat Herbst, aus dem Sattel gehoben hat. Mit ihm kehrt Dr. Knotz zurück, dessen leidenschaftlicher Protest gegen die Unterdrückung der Deutschen in Böhmen so großes Aufsehen gemacht hat, und ihnen werden sich zunächst verschiedne Neue aus Böhmen, Niederösterreich, Steiermark anschließen. Sie bilden die Partei der „schärfern Tonart," die Partei, welche das Deutschtum ohne diplomatische Rücksichten ebenso geltend machen will wie die verschiednen Slawen ihr Slawentum. Sie werden also ungefähr zu den Altliberalen stehen wie die Jungtschechen zu den Alttschechen. Die Blätter der alten Verfassungspartei greifen sie mit großer Erbitterung an, vorgeblich nur im Interesse der Einheit und der Regierungsfähigkeit der Deutschen. Sie haben indessen noch einen andern Grund. Das Zentrum der Deutschnationalen bildet nämlich der „Deutsche Verein" in Wien, und dieser hat den guten Gedanken gehabt, ein „Politisches Wörterbuch für die Deutschen in Österreich" (Wien, Pichlers Verlag) herauszugeben, in welchem über alle Fragen und Schlagwörter des politischen Lebens in Österreich kurz, sachlich, verständlich und verständig Auskunft erteilt wird. Da findet sich denn unter dem Schlagwort „Presse" ein (abgesehen von der zu glimpflichen Behandlung der „Deutschen Zeitung") leider sehr treues Bild dieser Zustände; unverhohlen wird einmal dem Leser gesagt, wessen Eigentum die „unabhängigen" Zeitungen sind und welche Interessen sie vertreten. Kann man es diesen verargen, wenn ihnen der Gedanke, daß so gefährliche Menschen im künftigen Reichsrate sitzen, wohl gar eine nicht totzuschweigende Fraktion bilden werden, unerträglich ist? Zu alledem lastete noch auf ihnen die Sorge, daß es Herrn Lienbacher gelingen könne, eine deutschkonservative Partei zu bilden, wovor ihnen augenscheinlich noch mehr graut als vor dem künftigen „Deutschen Klub." Der ge-

meine Menschenverstand hat niemals begriffen, weshalb die Partei, welche gezwungen ist für ihre Nationalität zu kämpfen, und welche auf konstitutionellem Wege an das Staatsruder gelangen möchte, Stammesgenossen, die ebenso für die Nationalität eintreten und deren Unterstützung allein ihr wieder zur Mehrheit verhelfen könnte, förmlich mit den Füßen von sich stoßen müsse, weil jene Nachbarn in Fragen, welche mit dem Deutschtum nichts zu thun haben, sich zu andern Ansichten bekennen als die Linke; und in Böhmen wurde auch zum Teil für das Zusammengehen aller Deutschen ohne Rücksicht auf die Konfession und den Grad der Gläubigkeit agitirt. Aber gegen solche Bestrebungen schäumte förmlich die tonangebende Journalistik; denn das Deutschtum ist nur Aushängeschild, in Wahrheit führt man die Geschäfte einer ganz andern Nationalität, welche von den Konservativen nichts Gutes für sich erwartet. Lieber soll der absolut aussichtslose Kampf fortgesetzt werden; die Partei, welche eine nicht unerhebliche Anzahl von Sitzen teils an die slawisch-feudal-klerikale Mehrheit, teils an mehr links stehende Parteien verloren hat, soll eigensinnig auf ihrem Programm bestehen, bis — was eintritt? Bis die Regierung sich mit der Majorität überwirft, bis Graf Taaffe müde wird, bis der Kaiser sich zu einem kleinen Staatsstreiche herbeiläßt, ein Ministerium aus der Minderheit wählt und demselben alle Befugnisse erteilt, eine künstliche Majorität für sich herzustellen! Auf was die Herren sonst warten, ist nicht abzusehen. Vorläufig trösten sie sich mit dem Gedanken, daß die Regierungspartei die Zweidrittelmehrheit nicht erlangt hat, also Verfassungsgesetze nicht ändern kann, und mit der Hoffnung auf Zwistigkeiten innerhalb jener Partei, eine Hoffnung, welche sie noch jedesmal im Stiche gelassen hat.

Vielleicht kommt mit dem neuen Blute auch mehr politischer Verstand in die Versammlung. Auf jeden Fall hat die Diktatur der erbgesessenen Mandatsinhaber und ihrer journalistischen Verbündeten, welche unter Einigkeit willenlose Unterwerfung unter ihr Gebot verstehen, einen Stoß erlitten, und das ist immerhin ein Erfolg.





Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Herzog schloß seine Augen, wie er in Augenblicken der Verlegenheit zu thun pflegte. Dann sagte er: Ihr habt eine besondre Methode, zu fechten, aber lassen wir das; es ist mir lieb, daß ich, was meinen Leibbarbier und was den Lavagnowein betrifft, mit dem bloßen Schrecken davonzukommen scheine. Wollt mir nun in zusammenhängendem Vortrage sagen, was Ihr denn als ehrlicher Mann von der ganzen Enthüllung haltet, und lasset uns dazu — der Herzog und der quasi gegen ihn Verschworene — eine Flasche jenes verdächtigen Weißweins gemeinsam ausstechen.

Er klingelte, der Page trat wieder ein; die beiden ungleichen Männer setzten sich — auf einen Sessel jetzt auch Andrea —, und der Anwalt begann seinen Vortrag.

Die Blätter 3 und 4 des Protokolls wurden dabei, als unter dem steigenden Druck der berüchtigt wirksamen Mantuaner Folterwerkzeuge entstanden, nur beiläufig berührt. Kaum jemals hatte sich deutlicher als in diesen Aussagen gezeigt, daß auf der Folter jeder durch den Gefolterten eines beliebigen Verbrechens bezichtigt werden konnte, auch solche Personen, deren Namen der im peinlichen Verhör befindliche nie früher als aus dem Munde des Inquirenten vernommen hatte. Selbst die drei zuletzt Genannnten zählten zu den auf solche Weise bloßgestellten, was den Anwalt nicht hinderte, für Beppo das Wort zu führen. Denn, Altezza, sagte er, ohne gesunde Gliedmaßen sind wir Menschen nur unvollkommen imstande, hienieden die uns vom Weltenschöpfer zugewiesenen Lebensaufgaben zu erfüllen, und könnte ich beispielsweise, in einer Lage wie der arme Beppo, die Gefahr, zum Krüppel zusammengeschroben oder zum Gespenst

auseinandergezerrt zu werden, nur dadurch abwenden, daß ich Eure Herrlichkeit der Verschwörung gegen Eure Herrlichkeit selber anklagte — ich vermute, Altezza, ich würde es thun.

Trinkt! sagte der Herzog lachend und schenkte ein.

Mit verstohlenem Blicke lauerte er auf die Miene Primaticcios, indem er selbst nur zum Scheine das Glas an die Lippen setzte.

Aber der Anwalt that, als merke er nichts, leerte das Glas bis auf den Grund, lobte die Köstlichkeit des Trankes mit einem beifälligen Schnalzen und fuhr dann in seinem bis auf eine einzige Auslassung durchaus erschöpfend genauen Vortrage ruhig fort.

Am Ende desselben kam er auf seine Bitte um die Begnadigung Marcellos zurück.

Der Herzog blickte wieder finster. Ich brauche Euch nicht erst zu sagen, versetzte er, daß Anhören und Glauben zwei verschiedne Dinge sind. Aber erklärt mir doch eins. Ihr habt, um diese Bitte zu rechtfertigen — so scheint mir's —, etwas sehr Wichtiges zu erwähnen vergessen.

Und das wäre, Altezza?

Die Kenntnis Marcellos von dem — wenn ich Euch glauben wollte — schwarzen Anschlage meines Vetters. Der Alte erschlug in Giuseppe, wie ich dann annehmen müßte, weniger den Verführer seiner Tochter, als denjenigen, der Marcello Buonacolsi selbst hatte verführen wollen; er erschlug in ihm nicht den Gonzaga schlechtweg, sondern den entarteten Gonzaga, den Buben, der um ein paar hübscher Augen willen den letzten Rest von Familienstolz und Ehrgefühl unter die Füße trat, und für dessen schmähliches Ansinnen einer Waffenbrüderschaft der alte Marcello Buonacolsi — denn nie habe ich an seiner Ehrenhaftigkeit gezweifelt — nur die eine Antwort hatte und haben konnte: die Antwort mit dem Schwerte.

Andrea ließ sich einige Augenblicke Zeit, ehe er antwortete, und der Herzog strich sich den Bart, indem er niederblickte, um den ihm Gegenübersitzenden nicht erraten zu lassen, ob und welche Falle sich hinter der an ihn gerichteten Frage verberge.

Ich hatte so wohlwollende Worte, entgegnete der Anwalt, aus Euerm Munde, Altezza, nicht erwartet — daher mein verlegnes Verstummen; wollet es gnädig verzeihen. Die Wahrheit zu gestehen, es haben niedrigdenkende Menschen sich nur zu oft beflissen gezeigt, das hohe Herrscherhaus, welchem Mantua Glück, Ruhm und Gedeihen verdankt, als von Mißtrauen gegen die Schattenexistenz der Buonacolsis erfüllt darzustellen. Urteilt darnach über den Grad der Freude, die ich empfinde, nun Ihr selbst, Altezza, bekennt, nie an Marcellos Ehrenhaftigkeit gezweifelt zu haben — goldne Worte, Altezza, vor allem, weil ein Mund sie sprach, welcher der Verstellung und Lüge, wie ganz Mantua weiß, unfähig ist.

Der Herzog räusperte sich und sagte dann: Sehr artig! Sehr fein gegeben! Aber Ihr umgeht meine Frage.

Ich war eben im Begriff, sie zu beantworten, Altezza: Marcello ahnte von dem politischen Vorhaben Euers Vetters nicht das Mindeste.

Des Herzogs graue Augen funkelten, aber er machte eine bedauernde Miene. Das thut mir aufrichtig leid, sagte er, denn der Tod, dem er entgegengeht, wäre dann ein umso ehrenhafterer gewesen.

In den Augen der Mehrzahl meiner Mitbürger, erwiederte Andrea, gilt vor allem das Reinhalten der Hausehre für ehrenhaft. Diese hat er gegen einen nächtlichen Einbrecher verteidigt. Mantuas Stolz war, im Gegensatz zu Verona, Venedig und Mailand, seit Menschengedenken auf diese Seite der heimischen Sitte gerichtet, und dank unsrer erhabenen Herrscher umgiebt den Kreis der Mantuaner Häuslichkeit eine gewisse Schutzherrlichkeit. Wer es gut mit dem erlauchten Geschlechte der Gonzagas meint, glaubt daher nicht daran, daß die Verurteilung Marcellos etwas andres bedeuten kann, als eine Euch, hoher Herr, erwünscht gekommene Gelegenheit, Gnade walten zu lassen und vor aller Welt darzuthun, daß Ihr zu hoch stehet, um vor einem dem Grabe zuwankenden Greise zu zittern.

Der Herzog sagte wegwerfenden Tones: Ihr wählt Eure Worte schlecht, Signor Primaticcio!

Je öfter mir künftig die hohe Ehre zuteil werden wird, Eurer Herrlichkeit aufzuwarten, entgegnete Andrea, bescheiden sich verneigend, desto besser wird meine Zunge die Wahrheit sagen lernen, ohne das Ohr des hohen Hörers zu verletzen.

Francesco war aufgestanden. Ihr bleibt ein Advokat, sagte er, indem er dem ebenfalls aufgestandenen Anwalt den Rücken wandte und wieder ans Fenster trat, daher könnt Ihr mich wohl überreden, aber nicht überzeugen. Gut, ich gebe zu, Mantua mag über das Todesurteil verschiedner Meinung sein; ich gebe zu, Gnadenakte sind für die Menge Kennzeichen der Kraft und Sicherheit und meinetwegen auch der Seelengröße dessen, welcher begnadigt; ich gebe sogar zu: die Sachlage ist seit dem heutigen Tage eine völlig andre geworden. Aber wenn ich Euch wie einen Freund behandeln soll, wenn Ihr nicht bloß als Advokat plädirt habt, warum schweigt Ihr dann von einer wichtigen, schwer ins Gewicht fallenden Kombination völlig?

Von welcher, Altezza?

Ihr wißt, wovon ich rede.

Durchaus nicht, Altezza.

So muß ich glauben, daß Euer Gedächtnis Euch zu Zeiten wie ein fauler Knecht bedient. Ich rede von dem Neffen Marcellos, von Abbondio Buonacolsi.

Das war in der That die Auslassung, welche sich dem Anwalt nachweisen ließ.

Er antwortete aber ohne alle Befangenheit: Auch über ihn steht Eurer Herrlichkeit jede etwa wünschenswerte Auskunft auf Verlangen zur Verfügung.

Ich brauche keine von Euch erst zu erbitten, sagte der Herzog mit einem Blick nach dem Schranke, in welchem er geheime Mitteilungen über alle in Mantua ihm Verdächtigen aufbewahrte, aber Euch kam es zu, für die Harmlosigkeit des von dem alten Buonacolsi geplanten Bundes Glaubhaftes zu erklügeln. Daß Ihr über diesen offenkundigen Beweis für die Zähigkeit, mit welcher Marcello auf seinem Prätendentenstandpunkte beharrt, hinwegzuschlüpfen versuchtet, beweist mir, daß Ihr doch noch nicht ganz auf der für diplomatische Aufgaben erforderlichen Höhe steht. Der Staatsmann muß vor allem imstande sein, den Schein voller Aufrichtigkeit zu wahren.

Altezza, antwortete der Anwalt, als vermöge er noch immer den Herzog nicht ganz zu verstehen, ich befinde mich in einiger Verlegenheit. Die Mitteilungen, welche durch Beppos Aussagen zutage gekommen sind, konnte Euch noch kein Agent hinterbracht haben; sie waren sozusagen Wecken, welche ich Euch aus dem Backofen heiß zutrug. Alles sonst mit dem Zodiaco-Gäßchen in Verbindung stehende ist Euch aber doch selbstverständlich längst berichtet worden, und von so bekannten Dingen Euch auch noch erst unterhalten zu wollen, hieße Eure Geduld mißbrauchen. Seid Ihr wider Erwarten über Einzelnes nur unvollständig unterrichtet, so befehlt.

Gut, versetzte der Herzog, so beliebt mir zu sagen, was Ihr von folgendem Auskunftsmittel haltet, ich meine von folgender, mir eben durch den Kopf gehenden Idee, entsprungen aus dem Wunsche, Euch durch einen Gnadenakt zu verpflichten und zugleich mein teures Mantua endlich in betreff jenes Prätendentengeschlechts zur Ruhe kommen zu lassen.

Er setzte sich von neuem, schenkte ein, ließ auch den Anwalt wieder Platz nehmen, stieß mit demselben an und leerte gleich diesem das Glas bis auf den Grund. Zu gedeihlichem Abschluß unsrer Verhandlung! fügte er hinzu.

Gott gebe seinen Segen! stimmte der Anwalt zu und nahm, inmitten starker Zweifel an den ehrlichen Absichten seines hohen Trinkgenossen, wiederum seine Zuflucht zu dem Ausdrucke kindlich gläubiger Erwartung.

Also zur Sache! Es hat sich im Laufe der Verhandlung herausgestellt — so steht es ja bei uns, die Zeugenaussagen zu wenden —, es hat sich, sage ich, herausgestellt, daß Marcello zwar zum Verteidigen seines Hausrechts das Schwert zog, daß aber, wie man von der Straße aus gesehen, Abbondio den Todeshieb führte und den Erschlagenen dann eigenhändig vom Balkon hinabstürzte. Soweit die neue Lesart, auf Grund deren sich's vielleicht verantworten ließe, daß ich Euerm Klienten Zeit gönnte, dereinst in seinem Spätzchenpalast an Altersschwäche den Geist aufzugeben.

Welche neue Glorie um das ruhmgekrönte Haupt Francescos des Gütigen! rief Andrea, indem auch er einen andächtigen Blick nach dem Bilde des heiligen Aloysius entsandte.

Nicht zu vorschnell, guter Freund! warnte der Herzog, den einen Vogel halte ich in der Hand, den andern nicht; soll ich jenen frei lassen, so muß ich diesen haben. Oder steht Ihr auch zu seiner Sache, Andrea?

Der Anwalt machte eine verneinende Geberde.

Francesco schenkte nochmals ein.

Nicht wahr, wir sind Freunde, guter Andrea? fragte er.

Altezza, Ihr überschüttet mich mit Dankesverpflichtungen.

Laßt gut sein! Wir sind Freunde! Jetzt Vertrauen um Vertrauen. Wo ist Abbondio zu finden?

Der Anwalt zögerte und blickte nach dem Pergament hinüber, das neben den Gläsern und der Flasche seinen Platz auf dem Tische behauptet hatte; die Riesenlettern und der Schnörkelzug Francescos prangten zwar noch nicht unter dem Todesurteil Marcellos, aber die Unberechenbarkeit des fürstlichen Herrn rechtfertigte die Pause, in welcher sich der Anwalt Marcellos Zeit zum Überlegen seiner Antwort ließ.

Nun? drängte der Herzog.

Altezza, sagte Andrea, ein Weiser des Altertums wurde einst gefragt: Womit im Leben man sich so lange wie irgend möglich Zeit lassen solle? Er antwortete: Mit dem Anborgen eines Freundes. Ihr habt mir heute zu mehreren malen diesen schönen Namen beigelegt —

Ich borge kein Geld ab, guter Andrea, lachte der Herzog, schweift nicht ab! Wisset Ihr, wo Abbondio zu finden ist?

Altezza, man borgt nicht allein Geld; was man borgt, darauf kommt es überhaupt nicht an; ob man es wieder zu erstatten vermag, das ist das einzig Wichtige beim Borgen. Angenommen, ich wüßte nur allein in meiner Eigenschaft als Marcellos Rechtsbeistand, wohin sich sein Neffe vor Euerm so gerechtfertigten Ingrimm geflüchtet hat, und ich beginge durch Beantwortung Eurer Frage den Bruch eines Amtsgeheimnisses, mithin eine Unehrenhaftigkeit, könntet Ihr, Altezza, mir meine unbefleckte Ehre wiedergeben?

Ihr vergeßt, daß ich ja Mittel habe, um Euch zum Reden zu zwingen.

Altezza, ich wüßte keine.

Denket nach.

Keine, Altezza.

Thörichter Alter — die Folter!

Andrea schüttelte ungläubig den Kopf. Der Freund dem Freunde? lächelte er, diesmal ironisch.

Dreißigstes Kapitel.

Ihr seid der dreisteste Kumpan, mit welchem Francesco Gonzaga je zu schaffen gehabt hat, rief der Herzog zwischen Verdruß und guter Laune; aber ich will die Frucht dieser Stunde pflücken — hier, seht her, Andrea, und auch du, ehrwürdiger Aloysius, sei mein Zeuge — sagt mir, Andrea Primaticcio, wo jener mir vor allem verhaßte Abbondio sich befindet und, bei meiner fürstlichen Ehre! ich zerreiße dies Pergament und gebe damit Marcello Buonacolsi seiner Freiheit zurück. Noch heute! Er legte die Schwurfinger auf das Kruzifix.

Jetzt kann ich antworten, Altezza, sagte der Anwalt.

Also heraus damit: wo befindet sich Abbondio?

Altezza — in Florenz.

Der Herzog sprang auf, klingelte und beschrieb dann hastig einen Zettel.

Der Page trat ein: An Vitaliano! rief er, geschwind! Und der Page enteilte mit dem Zettel.

Andrea hatte sich ebenfalls erhoben. Seine Hand zitterte, als er das Pergament unter dem Kruzifix hervorholte. Er hatte ein gefährliches Spiel gespielt. Es konnte ihm den Kopf kosten. Aber er fürchtete schlimmeres: es konnte im letzten Augenblick noch mißlingen, Marcello konnte dafür büßen müssen. Dieser, nicht jener Gedanke machte ihn zittern.

Mit sanftem, dankbarem Lächeln um die blassen Lippen stand er da und hielt dem Herzog das Bluturteil zum Zerreißen hin.

Francesco runzelte die Stirn; er zögerte. Wie war doch unser Pakt? fragte er.

Altezza, Zug um Zug — Leistung gegen Leistung.

Der Herzog legte die Finger auf das Kruzifix und blickte nach dem Bilde seines Ahnherrn hinüber; ich löse mein Versprechen ein, Andrea Primaticcio, sagte er, aber wenn mir Abbondio lebendigen Leibes entkommt, so habt Ihr Euch um Euern Kopf geredet.

Damit zerriß er das Pergament und warf es auf den Estrich.

Der Anwalt holte tief Atem. Das wird er nicht, sagte er und griff mit bebender Hand in die Tasche seines Talars. Verzeiht! Eine Schwäche wandelte ihn an, er mußte sich auf den Sessel sinken lassen, und seine Wangen wurden fahl.

Um Gotteswillen! Was ist Euch? rief der Herzog. Mit entsetzter Miene schlug er sich vor die Stirn und eilte zur Thür. Die Doktoren sollen kommen! rief er hinaus, auf der Stelle! Beide oder gleichviel auch nur einer! Wer gerade zur Hand ist!

Er taumelte ins Zimmer zurück, denn ihm war es plötzlich, als habe sein Schlund sich in einen Flammenherd verwandelt, und als beginne das Gift auch in seinen Eingeweiden zu wühlen. Ja so stark stand seine Einbildungskraft in

diesem Augenblicke unter dem Einfluß seiner heute nicht zum erstenmale über ihn gekommenen Furcht vor dem Vergiftetwerden, daß er fast ohnmächtig sich gegen die Wand lehnen mußte und nicht Kraft genug zu haben glaubte, um vor seinem und Mantuas Schutzpatron niederzuknieen.

Elender! stammelte er, indem er in seiner Aufregung jetzt in dem alten Anwalt einen jener Fanatiker erblickte, die, um einen politischen Mord auszuführen, ihr eignes Leben wegwerfen; wie er mich sicher machte, der Heuchler, und mit welchen glatten Worten er das Gebräu der Hölle pries, damit auch mir der Mund danach wässern sollte! Aber warte nur, Molch!

Die Stimme versagte ihm. Mit krampfhaftem Lachen stieß er eine Menge unverständlicher Laute heraus, während seine weit aus ihren Höhlen herausgetretenen Augen angstvoll hin und her rollten.

Endlich nahten draußen eilige Schritte. Das Geräusch derselben gab ihm wieder einige Kraft zurück.

Die Doktoren kommen, rief er; mich werden sie retten, du aber, Nichtswürdiger, sollst mit brechendem Auge sehen, daß du dich umsonst für deinen Popanz Marcello geopfert hast.

Sie kamen nicht. Der Page meldete, beide Leibärzte Seiner Herrlichkeit seien vor einer Stunde aufs Land gefahren, vermutlich nach einem der Klöster, mit deren Priors sie Verkehr pflegten.

Auch sie also im Komplot! murmelte der Herzog und griff verzweifelnd nach dem Rosenkranze an seinem Gürtel.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Die Stellung der Polizei im Strafverfahren. Zu meinem in Nr. 7 und 8 dieser Blätter abgedruckten Aufsatze über diesen Gegenstand bringt Karl Parey in Nr. 21 eine Besprechung, deren wohlwollenden Ton ich bereitwillig und dankbar anerkenne, die aber doch einer, wenn auch nur ganz kurzen Entgegnung bedarf, damit nicht das Schweigen darauf als ein Einräumen der von Parey ausgesprochnen Ansichten erscheine. Bei aufmerksamem Lesen meines Aufsatzes wird man zunächst finden, daß ich keineswegs das „hoheitliche Institut der Polizei" und die „Handhabung der Polizei durch die dazu berufenen Behörden und Beamten, namentlich die Polizeiexekutivbeamten" verwechselt habe. Parey bestätigt aber meine Ausführungen selbst, indem auch er die Handhabung der Polizei durch die Behörden und Beamten als eine solche darstellt, gegen welche besonders strenge Kontrolen geschaffen werden müssen, wenn er auch anfangs erklärt, das „Ansehen" einer Behörde hänge nicht „von der wohlgeregelten Kontrole der amtlichen Hand-

lungen" ab. Gegen eine möglichst strenge Kontrole wird sich kein Beamter sträuben, jeder Beamte, welchem es mit Erfüllung seiner Berufspflichten Ernst ist, wird dieselbe sogar wünschen müssen, und so begehrt auch mein Aufsatz nicht deren Beseitigung, sondern er erörtert nur, von wem und in welcher Weise dieselbe geführt werden solle. Die Frage ist: Soll diese Kontrole von Behörden geführt werden, welchen spezieller Sachverhalt beiwohnt, oder nur nach allgemeinen juristischen Grundsätzen? soll der als Vertreter der Obrigkeit handelnde Polizeibeamte gezwungen sein, darzulegen, daß er rechtmäßig gehandelt habe, oder soll nach der allgemeinen Rechtsregel: Quisquis praesumitur bonus die Rechtmäßigkeit seiner Handlungen vermutet und dem Gegner der Beweis der Unrechtmäßigkeit auferlegt werden? soll es endlich den Polizeibehörden überlassen sein, ihre Rechte und Interessen vor den Gerichten selbst zu vertreten, oder sollen sie mit gebundnen Händen der Vertretung der Staatsanwaltschaft unterworfen sein? Da Parey selbst zugiebt, daß in meinem Aufsatze viel Beachtenswertes sei, so darf ich mich der Hoffnung hingeben, daß sich alle, welche mit den angeregten Fragen im Leben zu thun haben, sich der Prüfung derselben ernstlich und praktisch unterziehen; es wird sich dann schon bald ein Resultat entwickeln, welches der Stellung der Polizeibehörden nur günstig sein kann, denn der jetzige Zustand ist unerträglich und unhaltbar.

Otto Gerland.

Julius Benedict. Mit Julius Benedict, der in vergangener Woche (5. Juni) in dem hohen Alter von 81 Jahren sanft entschlafen ist, ist eins der hervorragendsten Glieder aus der Kette von Künstlern dahingeschieden, welche die Neuzeit mit der großen klassischen Aera verbinden, ein Mann, der als Knabe die Anleitung Hummels genoß, der ein Schüler und Freund Karl Maria von Webers war und der sich der persönlichen Bekanntschaft Beethovens erfreute.

Benedict, der 1804 in Stuttgart das Licht der Welt erblickte, war gleich dem ihm befreundeten Mendelssohn der Sohn eines jüdischen Bankiers. Als Webers „Freischütz" im Jahre 1821 in Berlin aufgeführt wurde — so erzählt Baron Max Maria von Weber, der Sohn des Komponisten —, befanden sich unter der zahlreichen und begeisterten Zuhörerschaft auch der 17jährige Julius Benedict, Webers Lieblingsschüler, Heinrich Heine, der um vier Jahre ältere Vetter Benedicts, und Felix Mendelssohn, der fünf Jahre nach ihm geboren war und leider schon 38 Jahre vor ihm starb. Benedict, Heine und Mendelssohn saßen dicht beieinander, und während die beiden erstern nur enthusiastisch applaudirten, begnügte sich der letztere, der Knabe von zwölf Jahren, nicht mit begeistertem Händeklatschen, sondern „er schrie und jauchzte vor Entzücken."

Im Jahre 1824 finden wir den begabten jungen Benedict, auf Webers Empfehlung, schon an einem Wiener Theater als Dirigenten von Opernvorstellungen engagirt, und anderthalb Jahre später sehen wir ihn in gleicher Stellung an dem berühmten San Carlo-Theater in Neapel. In diese Zeit fallen seine ersten Opernkompositionen. Giacinta ed Ernesto erfreute sich zwar im ganzen einer günstigen Aufnahme, indes erschien dem allgemeinen italienischen Publikum, das damals nur für Rossini schwärmte, Benedicts Musik infolge der starken Beimischung von Weberscher Romantik als „zu deutsch," während umgekehrt seine im Jahre 1830 in Stuttgart aufgeführte Oper I Portoghesi in Goa den deutschen Geschmack als „zu italienisch" nicht ansprechen wollte. Benedict sah ein, daß er mit seiner gemischten Kompositionsart weder in Italien noch in Deutschland ein eignes Wirkungsfeld finden würde. In Paris, welches zu jener Zeit den Sammelpunkt für die Heroen der Ton-

kunst bildete und wo Auber, Halévy, Herold, Berlioz, Meyerbeer, Rossini, Bellini und Donizetti das Feld behaupteten, zeigte ihm ein erster Versuch, daß er nicht am rechten Platze sei. Die berühmte Malibran, mit der er in Paris zusammentraf, gab ihm den rechten Fingerzeig, als sie ihn auf England als ein noch freies Eroberungsfeld hinwies, auf England, damals das Land der musikalischen Barbarei, wo man den „Barbier von Sevilla" ausgezischt hatte und den „Erlkönig" in Gestalt einer Quadrille spielte. Außer den Abonnenten der italienischen Oper und der Philharmonischen Konzerte gab es nur wenige Personen in London und in England überhaupt, die ein Verständnis und ein aufrichtiges Interesse für Musik zeigten. Klingemann, Mendelssohns Freund, giebt kein unrichtiges Bild von dem, was man zu jener Zeit „englische Oper" nannte, wenn er es als ein Bastarderzeugnis bezeichnet, welchem das Werk eines ausländischen Komponisten zum Gerippe diente, das man dann mit allerhand bunten Fastnachtsflittern, in Gestalt von populären Liedern für Primadonna und Tenor, zu behängen pflegte. Dies war das Feld, auf dem Benedict im Jahre 1834 sein Arbeitszelt aufschlug, und auf dem er einundfünfzig Jahre lang, ohne Ruhe und Rast, mit unglaublicher Energie als Komponist, als Pianofortespieler, als Lehrer und Dirigent gewirkt und geschaffen hat. Seine Hilfsquellen schienen unerschöpflich. Wenn man die Tageschronik der musikalischen Ereignisse der letzten fünfzig Jahre liest, so möchte man fast glauben, daß ein halbes Dutzend Benedicts zu gleicher Zeit in Thätigkeit gewesen seien: so wunderbar war seine Arbeitskraft. Das fünfzigste seiner Jahreskonzerte wurde im Juni 1884 gegeben. Mit unzähligen größern und kleinern Unternehmungen erscheint sein Name in engster Verbindung: die Oper unter Alfred Bunn und später unter Mapleson fand in ihm einen unermüdlichen und fähigen Dirigenten; die Monday Popular Concerts verdanken ihm ihre Entstehung, und lange Zeit bildete er die eigentliche Seele derselben. Und wenn es heutzutage überhaupt eine des Namens werte englische Oper giebt, wenn der musikalische Geschmack der Engländer soweit gehoben ist, daß sich in London ein aufmerksames und selbst begeistertes Auditorium sogar für Wagner finden läßt, so hat man das in erster Linie der fruchtbaren Thätigkeit und dem Takte Julius Benedicts, dessen Fußtapfen Männer wie Balfe, Wallace, Costa und Sterndale Bennett folgten, wesentlich zu verdanken. So ist es natürlich, daß man sich daran gewöhnt hatte, auf Benedict als den eigentlichen Repräsentanten des musikalischen Englands zu blicken; und mit den Virtuosen, Sängern und Komponisten, welche innerhalb des letzten halben Jahrhunderts in England Berühmtheit erlangt haben, von der Malibran und Grisi bis zur Patti und Albani, von Spohr bis zu Joachim und Sarasate, von Mendelssohn bis zu Dvořak stand Julius Benedict in mehr oder weniger intimen Beziehungen. Vielen jungen Künstlern, die nach London kamen, um ihr Glück zu versuchen, war er ein Führer und Freund, stets liebenswürdig und hilfreich, und immer bereit, aufkeimendes Talent zu pflegen und zur Entfaltung zu bringen: nichts lag seiner Seele ferner als Eifersucht im Wirkungskreise seines Berufs.

Als Komponist hat er sich in allen Zweigen der Tonkunst von der Etüde bis zur Symphonie, vom einfachen Liede bis zur Kantate, zum Oratorium und zur Oper versucht, ohne indes in irgendeiner Richtung etwas wirklich Großes und Geniales zu leisten. Als seine besten Werke darf man die beliebte Oper „Die Lilie von Killarney" und das große Oratorium „St. Peter" bezeichnen. Benedict zählte sich, wie schon angedeutet, keiner besondern Schule zu, und man konnte ihn häufig mit gleicher Begeisterung von den Tagen der alten italienischen Oper wie von der Zukunftsmusik (? D. Red.) reden hören. In seinen Werken tritt also auch keine stark

ausgeprägte Individualität, keine originelle Erfindungs- und Schöpfungskraft hervor, er war ein Eklektiker, der sich allen Musikarten und Schulen anzupassen wußte.

London, im Juni 1885.



Literatur.

Bilder aus dem alten Rom. Von Frances Elliot. Deutsche, von der Verfasserin besorgte Ausgabe, eingeführt von Professor Dr. Viktor Schultze. Mit einem Lichtdruckbild. Leipzig, Georg Böhme, 1884.

Es sind wirklich anschauliche und lebensvolle Bilder, die uns die Verfasserin entwirft. Durch eine Reihe historisch bemerkenswerter Orte der Weltstadt wird der Leser hindurchgeführt und mit all den Erinnerungen, die sich an sie knüpfen, bekannt gemacht. Das Ganze ist in elegantem und fesselndem Stile geschrieben. Dabei bekundet die Verfasserin große Vertrautheit mit den antiken Autoren; freilich wird wohl hie und da diesen Gewährsmännern, deren Urteil bekanntlich nicht immer ungetrübt ist, gar zu vertrauensvoll gefolgt, und manches aus dem Leben der Siebenhügelstadt in der Kaiserzeit dürfte etwas gar zu schwarz geschildert erscheinen. Besonders die Cäsaren selbst sind in finstere Nacht getaucht. Auch die interessanten psychologischen Betrachtungen, zu denen der Verfasserin die uns erhaltenen Büsten der Kaiser Anlaß geben, finden nicht immer unsern Beifall (wie z. B. die über Hadrian und Vespasian u. a.); doch wird man nicht umhin können, sie geistreich zu nennen. Besonders hervorheben wollen wir das zweite Kapitel, welches „Das Leben im alten Rom" behandelt, und den Abschnitt über die Katakomben. Die Einleitung zu diesem macht den Eindruck, als wäre sie von einem kompetenten Gelehrten geschrieben. Sehr anziehend wird die Lektüre gemacht durch die historisch-vergleichende Betrachtungsweise der Verfasserin, die uns meist die Menschen und Sitten, wie sie in den verschiednen Phasen der geschichtlichen Entwicklung auf gleichem Boden herrschten, vor Augen führt.

Die vorliegende deutsche Ausgabe — das Original kennt Referent nicht und weiß daher auch nicht, wie es sich zur Uebersetzung verhält — wird eingeleitet durch ein kurzes empfehlendes Vorwort von Viktor Schultze, dem besonders auf dem Gebiete der christlichen Archäologie als hervorragend anerkannten Gelehrten.

So können wir das Büchlein Freunden einer gewählten und zugleich interessanten Lektüre nur empfehlen.

Karl Friedrich Eichhorn. Sein Leben und Wirken nach seinen Aufzeichnungen, Briefen, Mitteilungen von Angehörigen, Schriften, beschrieben von Dr. Joh. Friedrich von Schulte, Geh. Justizrat und ordentl. Professor der Rechte in Bonn. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1885.

Die Verdienste Eichhorns um die deutsche Rechtswissenschaft sind so unbestreitbar, daß sie keiner besondern Hervorhebung bedürfen; jeder Fachmann kennt sie, einem Laien wird man schwer einen richtigen Begriff davon geben können. Dies ist auch offenbar nicht der Zweck der vorliegenden sechzehn Bogen umfassenden Schrift, sie will das Leben dieses großen Juristen erzählen. Sein Leben aber bietet verhältnis-

mäßig wenig Interessantes. Als dem Sohne eines „berühmten Philologen" und Verwandten akademischer Lehrer war Eichhorn die akademische Laufbahn von vornherein geebnet, außerdem war ihm durch Empfehlungen manches Haus hochgestellter Männer eröffnet, sodaß es ihm nicht schwer war, in Kreise zu kommen, die ihm in seiner ferneren Laufbahn rasch forthalfen. Dazu kam seine vorzügliche Begabung. Was Wunder, daß er schnell emporstieg zu hohen akademischen und Beamtenwürden. Das einzige hervorragende Ereignis in seinem Leben war die Beteiligung an den Freiheitskriegen in der Landwehr, und auch diese teilte er mit den meisten gesunden Männern, die, wie er, das Herz auf dem rechten Flecke hatten. Im übrigen bietet das Leben Eichhorns nichts besondres. Umsoweniger hätte es einer Biographie von ihm bedurft, in der mit bienenhaftem Fleiß und in einer Kommentarform, als ob es sich um die Erläuterung einer Sophokleischen Tragödie handelte, eine solche Fülle von Material zusammengetragen ist. Das ganze Werk wirkt ermüdend, zumal da durch dasselbe nicht einmal ein Zeitbild gewährt wird.

Corfiz Ulfeld. Trauerspiel von W. Anhäuser. Trier, Fr. Lintz, 1884.

Ueber dieses Werk eines unsers Wissens noch wenig bekannten, aber jedenfalls nicht gewöhnlich begabten Autors ließe sich viel sagen; doch müssen wir uns kurz fassen.

Die Gestalt des „nordischen Wallenstein," wie man den Reichshofmeister von Dänemark bezeichnet hat, ist in der That eine Erscheinung von seltner Tragik. Genial angelegt, eine glänzende Erscheinung, ein kluger Diplomat, Schwiegersohn des Königs Christian, der ihm die Tochter Leonore aus der morganatischen Ehe mit Kirsten Munk zum Weibe gegeben hat, muß ihm die Unterordnung unter den schwachen Nachfolger Christians, seinen Schwager Friedrich, natürlicherweise schwer fallen. Da Dänemark ein Wahlreich ist, kann ihm auch der Gedanke, selbst des Thrones würdiger zu sein, schuldlos nähertreten. Aber der friedliebende und gutmütige Friedrich hat die energische, über der absoluten Souveränität eifersüchtig wachende Sophie Amalie zur Frau, und würden sich auch Corfiz und Friedrich miteinander verständigen, so leidet sie doch nicht den übermächtigen Kanzler am Hofe, bis sie einen derartigen Bruch provozirt, der ihn zur bittersten Feindschaft gegen den Hof veranlaßt. Ulfeld geht nach Schweden zum dänischen Erbfeinde; mit einem feindlichen Heere überzieht er das Vaterland und gedenkt das alte politische Ideal, die Vereinigung der drei nordischen Königreiche, zu verwirklichen. Als es aber zum Frieden mit dem gedemütigten Dänemark kommt, da verleitet ihn seine unerloschene Heimatsliebe, nachsichtiger zu sein, als er von Karl Gustav beauftragt war. Dieser jagt ihn als einen Verräter davon, verleugnet den Friedensschluß und zieht gegen das gährende Kopenhagen, wo sich das Volk gegen den herrschenden Adel erhoben hat. Corfiz war dorthin vorausgeeilt, den König und die Stadt vor dem treulos anrückenden Schwedenkönig zu warnen, doch wird er als Verräter empfangen und stirbt im Kampfe um die in Fesseln gelegte Leonore gegen die Diener des Königs.

Dies in flüchtigen Umrissen die Handlung des Stückes. Ihre Schwächen sind leicht ersichtlich. Einheit besitzt diese Handlung nicht, und ebensowenig klar sind ihre Motive. Aus andern Gründen kommt Corfiz dazu, mit dem Hofe zu brechen; der Zank der beiden Frauen Sophie Amalie und Leonore, von denen die erstere die letztere um den Besitz des genialen Mannes beneidet; wäre Corfiz unvermählt geblieben, der stille Liebhaber der Königin, so hätte er am Hofe bleiben können, und die ganze Tragödie bliebe aus; und wieder ganz andre Motive schaffen seine

Schuld: der Kampf gegen das Vaterland, der ihm übrigens durchaus nicht als solcher, sondern, ganz im Geiste seiner Zeit, als persönliches Duell mit dem Könige erscheinen muß. Von einer tragischen Schuld im Bewußtsein des Helden, von einer Läuterung desselben ist gar keine Rede, sowenig als die eigentlich Schuldige, Sophie Amalie, irgendwelche Sühne leistet, nur daß die Gattin Ulfelds schließlich noch sentimental als Märtyrerin hingestellt wird. So wirkt auch der Tod Ulfelds keineswegs als erhebende Ausgleichung sittlicher Wirrnis.

Dieser Grundfehler schadet dem Werke sehr, das sich übrigens durch einen flüssigen Vers, durch manche dramatische Szene und durch das freilich nicht immer glückliche Streben nach scharfer Charakteristik auszeichnet und in dem Autor einen ernsten, gebildeten Mann erkennen läßt.

Indes ist das Merkwürdigste, daß die Tragödie des Corfiz Ulfeld schon geschrieben wurde, und daß Anhäuser, von dem man kaum annehmen kann, daß er dies garnicht gewußt habe, da heutzutage nichts unbekannt bleibt und jenes Werk ziemliches Aufsehen machte, sich gleichwohl an den Stoff machte! Es werden in diesem Herbste genau zehn Jahre sein, daß am Wiener Stadttheater der „Corfiz Ulfeldt" von Martin Greif zur Aufführung kam und im Publikum und bei der strengen Wiener Kritik eine glänzende Anerkennung fand. Das Werk ist auch im Buchhandel (Wien, Wallishauser, 1876) erschienen. Den Vergleich mit der Tragödie Martin Greifs hält nun das Werk Anhäusers keineswegs aus. Es ist der Unterschied zwischen dem gebildeten Talent und dem wirklich schöpferischen Dichter den beiden Werken auf die Stirn gedrückt! Greif schuf in seinem Ulfeld eine tief empfundene und wahrhaft tragische Gestalt des leidenschaftlichen Ehrgeizes. „Wir haben in der dramatischen Charakteristik schon lange keinen wirklichen Mann wie den Helden Corfiz Ulfeld erlebt," schrieb damals der gelehrteste Wiener Kritiker, Joseph Bayer. Und eben diese hohe, schöne, ernste Männlichkeit, welche aus jener Dichtung atmet, in der auch die beiden zankenden Frauen in die gebührende zweite Stellung zurückgeschoben sind, wurde als ihr bedeutendstes Merkmal hervorgehoben. Wird man bei Anhäuser ganz verwirrt von der Fülle der Motive, die er wirken läßt, und läßt den Leser seine Staatsaktion schließlich ganz kalt, so entzückt einen das Greifsche Werk gerade durch die klare Einheit, in der sich das Schicksal des Helden nach seinen eignen Entschlüssen entwickelt und wofür uns ein warmes, rein menschliches Interesse eingeflößt wird. Mit wenigen Meisterstrichen sind alle die andern Gestalten gezeichnet, und obgleich Greif weit weniger Ereignisse aus der Geschichte Ulfelds auf die Bühne gebracht hat, ist sein Bild des Helden doch von höherer historischer Wahrheit als das Anhäusers.

Diese Bemerkungen mögen genügen, das Unternehmen des jüngern Autors als ein mindestens unvorsichtiges zu bezeichnen. Duplikate, sagt Hebbel einmal, sind in der Kunst überflüssig. Sollte sich Anhäuser durch den Umstand, daß die Bühnen das Greifsche Werk nicht bringen, zu der neuen Bearbeitung veranlaßt gefühlt haben, so war es ein sehr voreiliger Schluß. Denn die Kritik der Bühnenleiter kann wahrlich nicht als maßgebend bezeichnet werden, sonst wären die meistgespielten Moser und Schönthan große Dichter. Auch für den „Corfiz Ulfeld" von Greif wird die Zeit kommen, wo er im Repertoire jeder größern Bühne stehen wird — freilich muß der Autor, wie es in Deutschland zu gehen pflegt, erst gestorben sein.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Soziologie.



Die exakten Wissenschaften beginnen ihr Herrschaftsgebiet zu erweitern, und insbesondre die Anschauung, welche der Darwinismus in dem Bereiche der Naturwissenschaften vertritt, fängt auch da zu wirken an, wo man es am allerwenigsten erwarten sollte. Das geistige Leben des Menschen hat man bisher nur in abstrakten Studien zu erforschen gesucht; Geist und Seele des Menschen, die man doch lediglich in ihren Reflexwirkungen erkennt, wie sie sich in den Handlungen und Thaten der Einzelnen und der Gattungen zeigen, hat man stets in Spekulationen zu erforschen und zu ergründen gesucht. Die Motoren jener Wirkungen konnte man weder unter das Sezirmesser noch unter das Mikroskop legen, und die Experimentirmethode wie die Vivisektion verboten sich von selbst. Daher kam es, daß alle philosophischen Systeme nur ebensoviele verschiedne Anschauungsweisen waren, daß der Subjektivismus vorherrschend blieb und nur die mehr oder minder bestrickende Dialektik es war, welche einem neuen philosophischen System Anhänger erwarb.

Auch der Darwinismus ist, wenn man will, eine neue Anschauungsweise, welche das ganze Leben durchtränkt, aber er unterscheidet sich dadurch, daß er auf gewissen exakten Forschungen und Gesetzen beruht, die in einzelnen Gebieten gefunden, durch Hypothese und Phantasie verallgemeinert werden. Der Darwinismus ist eine Methode, und zwar — wer wollte es leugnen — eine bestrickende. Nicht das letzte Rätsel, aber doch diejenigen Probleme, welche demselben unmittelbar vorhergehen, scheinen ihre Lösung gefunden zu haben. Man braucht dabei nicht einmal soweit zu gehen, als es die deutschen Darwinisten mit Häckel an der Spitze gethan haben.

Warum soll man nun den Menschen von dieser Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte ausnehmen? Es ist kein Grund, warum nicht die gefundnen Sätze und Hypothesen auf ihn Anwendung finden sollten; sie haben die Vermutung für sich, und Sache der Gegner ist es, dieselbe zu widerlegen. Die Descendenten-Vererbungs- und Anpassungstheorie ist so natürlich, daß ihre Anwendbarkeit auf den Menschen sich von selbst versteht; denn sie kann nur absolut unrichtig oder richtig sein. So kommt Zola zu seinem naturalistischen Roman, zur Schilderung einer Familie, deren Mitglieder teils an Branntwein, teils an Aphrodiasis zu grunde gehen müssen, weil die Urgroßeltern dereinst am Säuferwahnsinn gestorben sind. Die Fälle, in denen aus elenden Verhältnissen sich kraftvolle Männer entwickelt haben — der noch nicht naturalistisch gebildete Römer hatte hierfür sogar ein Sprichwort —, die Fälle, wo tüchtige Söhne unedler Väter ihr Geschlecht zu Ehren brachten, werden als angebliche Ausnahmen — obgleich hierüber eine Statistik nicht besteht — einer Beachtung nicht für wert gehalten. Auf Grund dieser naturalistischen Anschauung bildet sich in Italien bereits eine neue kriminalistische Schule. Auch der Wille des Menschen ist darnach nur ein physisches Produkt, nur das Ergebnis der physischen Elternnatur. Der Mörder mußte den Mord begehen, denn eine Untersuchung seiner Familiengeschichte ergab, daß Großvater und Vater gewohnheitsmäßige Säufer, Großmutter und Mutter hysterische Frauen gewesen sind. Deshalb werden auch im Gehirn des Mörders besondre Difformitäten entdeckt und auf Grund derselben seine Anlagen zum Morde dargethan, trotzdem daß doch noch niemand die Funktion eines Gehirnes nach ihrer psychischen und voluntären Richtung zu erklären vermag. Ja nicht bloß die Abkunft ist es, welche dem Menschen sein Thun aufzwingt, auch Klima und Jahreszeit, Wein- und Getreidepreise rufen dasselbe mit physischer Notwendigkeit hervor, und der Statistiker des preußischen Justizministeriums zeigt sogar in genauen graphischen Abbildungen, wie mit der Steigerung der Getreidepreise auch die Kriminalität steigt. Dabei wird freilich die Frage außer Betracht gelassen, ob mit jener Steigerung auch die Arbeitslosigkeit zugenommen hat; denn hohe Getreidepreise würden doch sicherlich nicht auf die Kriminalität einwirken können, wenn die Arbeitsnachfrage gestiegen wäre. Wenn auch das billigste Brot nicht gekauft werden kann aus Mangel an Arbeitsgelegenheit, so scheint dies eher ein Grund für die Begehung von Verbrechen zu sein, als wenn das teure Brot bei günstigem Arbeitsmarkte seine Abnehmer findet. Die naturalistischen Gesetze auch auf das Gebiet der Kultur- und Rechtsgeschichte zu übertragen — il n'y a qu'un pas. In dem letzten Menschenalter sind uns bisher unbekannte Ländergebiete dank dem mutigen und mühseligen Vorgehen unerschrockener Forscher erschlossen, neue Völkerstämme in Amerika, Australien und Afrika sind entdeckt, ihre Natur, ihre Sitten und Gebräuche sind gesammelt und nicht nur untereinander, sondern mit den Nachrichten verglichen worden, die uns von den Urzuständen der Kultur-

völker überliefert worden sind. Dabei zeigten sich einige frappante Ähnlichkeiten, andre wurden mit großer Spitzfindigkeit herausgefunden, und so konnte bereits der berühmte Reisende und Ethnologe Bastian daran denken, die Psyche des Völkergedankens zu ergründen und eine Völkerpsychologie auf Grund der von den neueren Naturwissenschaften gewonnenen Ergebnisse aufzubauen.

Es gilt jetzt nur noch aus diesen neu gefundenen Sätzen ein System zu bereiten, und dieses ist von dem Professor Gumplowicz in Graz unternommen worden, der nach einigen vorbereitenden Arbeiten insbesondre über den Rassenkampf nunmehr dazu schreitet, die Grundlinien einer „Soziologie" zu entwerfen.*) Zwar ist Begriff und Wissenschaft nicht neu. Schon aus dem Satze des Aristoteles, daß der Mensch ein Gesellschaftstier sei (ζῶον πολιτικόν), läßt sich der Gedanke einer Soziologie begreifen. Sie hat ihre erste Ausbildung in Auguste Comte und ihre höhere Entwicklung in Herbert Spencer gefunden. Sie bildet die Lehre von den Naturgesetzen, welche die menschliche Gesellschaft als solche beherrschen; sie will deren Existenz und deren Unabänderlichkeit darstellen, dergestalt, daß Forscher und Staatsmann, Philosoph und Herrscher darauf verzichten müssen, die Welt zu verbessern. Auf solche Weltverbesserungspläne haben freilich die Soziologen bisher nicht verzichtet, und sie sind nach Ansicht von Gumplowicz sowohl in diesen wie in der Aufstellung der Gesetze deshalb nicht glücklich gewesen, weil sie einerseits nur die europäische Kultur in den Kreis ihrer Untersuchung zogen und andrerseits stets von dem Einzelnen, von dem Menschen als solchem biologisch in ihren Forschungen ausgingen und verfuhren. Gumplowicz verfährt ungleich radikaler; auch er unternimmt es nicht, der Weisheit höchsten Schluß zu ziehen und das letzte Rätsel zu lösen. Sein letzter Ausgangspunkt ist nicht der einzelne Mensch, sondern die einzelne Horde. Was vor dieser liegt, will er nicht untersuchen, weil wir hierüber keine Quellen haben; aber nicht bloß die europäische Menschheit, sondern die Menschheit der Erde ist den Betrachtungen zu grunde zu legen. Dabei sind alle Bilder und Gleichnisse für die Erklärung der menschlichen Vergesellschaftung zu verwerfen; in herbem Tadel wird deswegen gegen Schäffles großes Werk von dem Bau und Organismus des sozialen Körpers vorgegangen und in der Kritik eine Unerschrockenheit und Kühnheit geübt, die eigentlich nur von einer Wissenschaft mit sehr sichern Grundlagen und sehr positiven Ergebnissen erklärlich — wenn auch nicht gerechtfertigt — erschiene.

Daß sich Gumplowicz solcher Resultate rühmen könnte, scheint uns bei dem ganzen Charakter der Soziologie mehr als zweifelhaft.

Der Verfasser giebt zunächst eine geschichtliche Übersicht der soziologischen Systeme und stellt, um nachzuweisen, daß seine Wissenschaft der realen Grundlagen

*) Grundriß der Soziologie von Dr. Ludwig Gumplowicz, Professor der Staatswissenschaften an der k. k. Karl-Franzens-Universität in Graz. Wien, Manzscher Verlag, 1885.

nicht entbehre, eine Reihe soziologischer Gesetze auf, so die Gesetze der Kausalität, der Entwicklung, der Periodizität, der Komplizirtheit u. dgl. m. Allein diese Gesetze sind doch so allgemeiner Natur, daß ihre Anwendung auf die soziologischen Erscheinungen lediglich dem subjektiven Urteil entspringt, und daß die wichtigsten soziologischen Erscheinungen gerade ohne jede Erkennbarkeit eines Gesetzes sich entwickeln. Denn was ist mit dem großen Ergebnis gewonnen, wenn mit Emphase verkündet wird, daß die Aktionen der wilden Horden, der Gesellschaften und der Staaten durch ein blindes Naturgesetz beherrscht werden? Die exakten Wissenschaften verschmähen das blinde Naturgesetz, das Zusammenwirken blinder Kräfte; nicht bloß die gewöhnlichen Erscheinungen der elementaren Natur, auch die ungewöhnlichen, wie Erderschütterungen und vulkanische Ausbrüche, haben ihre Erklärung gefunden. Für die bedeutendsten Erscheinungen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens soll dagegen nur ein blindes Naturgesetz gelten. Setzen wir an dessen Stelle das unerforschliche Walten der Vorsehung, und wir sind zu demselben Ergebnis gelangt. Nach Gumplowicz sind die Entstehung von Gesellschaft und Staat und die Evolutionen innerhalb derselben stets durch das Vorhandensein eines Bedürfnisses und die Befriedigung desselben mittels Zwanges gegen andre bedingt. Das ist ein Satz, zu dessen Erkenntnis es weder ethnologischer Forschungen, noch einer soziologischen Propädeutik bedarf. Schon der Sachsenspiegel sieht die Entstehung der Sklaverei in der unrechten Gewalt, die durch die lange Zeit der Übung für Recht gehalten wird. Und wer denkt nicht an jenen Schillerschen Vers:

Einstweilen bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie [die Natur] das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Vom Standpunkte dieses Grundgesetzes werden von Gumplowicz die sozialen Elemente und ihre Verbindungen geschildert; ein einfacher Satz, der nur beweist, daß das wirtschaftliche Bedürfnis das erste ist, der aber doch nicht genügen kann, um aus ihm all das Streben und Weben der Menschheit zu erklären.

Es scheint mir aber auch, daß die Horden als Substrate der Soziologie keine richtige Grundlage bilden. Die letztere nimmt die wilden Horden, welche die modernen Forscher entdeckt haben, als den normalen Zustand der ersten Vergesellschaftung an. Weil man bei den Alforen oder Moxos übereinstimmende Gebräuche findet, die vielleicht bei den alten Italern und Germanen einen Anklang haben, so schließt man ohne weiteres, daß auch diese sich aus den gleichen Vorstufen entwickelt haben. Und doch liegt es so nahe, zu fragen, warum gerade von diesen und in Europa sich Zivilisation und Kultur zu so hoher Entwicklung gebildet haben und nicht in Sibirien und in Afrika? Das blinde Naturgesetz sollte doch da wie dort gelten.

Hand in Hand mit dieser Soziologie von Gumplowicz geht seine Auffassung von dem Verhältnis des Individuums zu seiner sozialen Gruppe. Auch bei dem sogenannten blinden Walten der Natur sind es doch immer die einzelnen Faktoren, welche die Wirkung hervorrufen. Anders soll es in der menschlichen Gesellschaft sein. Hier soll die Annahme, daß der Mensch denke, der größte Irrtum sein; nicht er denkt, sondern sein soziales Medium, und er muß so handeln, wie dieses will. Wenn nun Gumplowicz behauptet, daß das einzelne Individuum nur die Rolle des Prismas spiele, in welches die sozialen Gedanken seiner Gruppe einfallen, so fehlt es uns doch an den Gesetzen, welche das Verhältnis dieses sozialen Ein- und Ausfallwinkels bestimmen. Ja der Verfasser erklärt sogar — und mit Recht —, daß die Wissenschaft darauf verzichten müsse, die unzähligen Schattirungen individueller Gestaltungen und Situationen zu bearbeiten, und doch setzt sich aus denselben der gesellschaftliche Prozeß zusammen. Auf diesen Grundlagen kommt Gumplowicz zu ganz andern Auffassungen von Moral und Recht, von der Geschichte und ihrer Gerechtigkeit, und mit welcher Dialektik auch seine Ausführungen geschrieben sind, sie können höchstens blenden, aber nicht überzeugen.

Die Gesellschaft ist eben eine Summe von Individuen, und so wenig wie sich aus der physischen, wirtschaftlichen und psychischen Natur des Einzelnen mit aller Bestimmtheit die Gesetze aufstellen lassen, nach denen seine Handlunngen sich zu richten haben, so wenig lassen sich bestimmte Normen für die gesellschaftlichen Gruppen angeben, oder sie sind so allgemein, daß sie uns nicht befriedigen können.

Wir haben den Lesern dieser Zeitschrift nur ein allgemeines Bild von dieser neuen Soziologie geben wollen; es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, das höchst interessante Buch von Gumplowicz in allen seinen Grundzügen darzulegen. Das wäre eine Aufgabe, die den Raum dieser Zeitschrift und die unsrer Muße überschritte. Das Buch ist ein Zeichen der Zeit, überall dehnt sich der menschliche Geist aus, um die Grenzen unsers Wissens zu überschreiten, überall aber stößt er sich an dem harten und bittern Worte: Ignorabimus. Der Grundfehler dieser Untersuchungen liegt in der monistischen Anschauung, welche die materiellen und intellektuellen Eigenschaften des Menschen den gleichen Naturgesetzen unterwerfen will. Aber für die letztgedachten Beziehungen sind diese Gesetze doch nur zu einem geringen Teile gefunden, und soweit sie es sind, erscheinen sie nicht ausreichend, um zu einer abschließenden Lehre über Plan und Entwicklung der Gesellschaft und des Staates zu gelangen. Deshalb mag dem einen blindes Naturgesetz sein, was dem andern das Produkt des freien menschlichen Willens und das Walten der Vorsehung ist. Was aber das Bedenkliche bei allen diesen neuen Ideen ist, das liegt in der Kühnheit, mit welcher Hypothesen als feste Grundsätze ausgegeben werden. Der Mangel an bescheidner Selbsterkenntnis, der seiner Zeit von Virchow mit Recht gewissen Bestrebungen

der exakten Naturwissenschaft vorgeworfen wurde, haftet auch den Werken an, welche das Vorbild der letztern auf dem Gebiete des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens befolgen. Das schließt nicht aus, daß man aus genauen Beobachtungen desselben zur Annahme gewisser Erfahrungssätze gelangt, welche unser Leben in der Regel beherschen, und wenn sich dabei zeigt, daß die Produkte des menschlichen Geistes und Willens diese wiederspiegeln, so ist es eben naheliegend und für unser Verständnis fördernd, wenn wir die Gesellschaft und den Staat mit dem Organismus des menschlichen Körpers vergleichen. Gumplowicz wendet sich mit Schärfe gegen die alleinseligmachende Lehre der Statistik und beweist, wieviel auf diesem Gebiete gesündigt wird. Was ist mit Zahlen nicht schon alles bewiesen und gerechtfertigt worden! Aber wir fürchten, daß mit seinen Naturgesetzen nichts andres erreicht ist, als die Vertreibung des Teufels durch den Beelzebub, und der Kreislauf der Entwicklung, von welchem er spricht, wäre eigentlich wieder bei dem türkischen Kismet angelangt. Nach seiner Lehre muß der Einzelne machtlos dem blinden Walten der Natur zusehen:

Müssig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.



Afghanistan und die Afghanen.

2.



Die jetzigen militärischen Einrichtungen in Afghanistan rühren im wesentlichen von Schir Ali her, der überhaupt vielfach schöpferisch und reformatorisch wirkte. Nachdem er 1868 seinen letzten Gegner und Nebenbuhler, seinen Neffen Abdurrachman, den jetzigen Emir, und seinen Bruder Asim Chan besiegt und zur Flucht ins Ausland genötigt hatte, befand sich das gesamte Reich, das er von seinem Vater Dost Muhammed geerbt hatte, unbestritten in seinem Besitze. Ein gewöhnlicher Geist hätte sich damit begnügt und auf seinen Lorbern der Ruhe gepflegt. Er aber vermochte nicht lange unthätig zu bleiben, und so machte er sich sofort an Verbesserung der Zustände und entwarf dann weitere reformatorische Pläne, deren Verwirklichung ihm allerdings nicht gelingen sollte, da der Einbruch der Engländer ihn schließlich zur Flucht nach Russisch-Turkestan zwang und er während derselben in Masari Scherif starb. Vor allem wendete Schir Ali seine Aufmerksamkeit den Heereseinrichtungen zu. Bisher hatte es, abgesehen von einer

nicht sehr bedeutenden Söldnerschaar, in Afghanistan keine stehenden Truppen gegeben, und jene Söldner ließen sich mit regulären Soldaten europäischer Armeen nicht vergleichen. Die Landwehr trat nur in Notfällen zusammen und war weder wohlgeübt noch gut bewaffnet. Die wilde Tapferkeit der „Gasi" (der Glaubenskämpfer, die sich gleich den Derwischen des Mahdi todesmutig und die Freuden des Paradieses im Auge in den Kampf mit den fremden Kafirs stürzten) vermochte diese Mängel nicht auszugleichen. Der Emir gedachte sich eine Armee nach europäischem Muster zu schaffen, hatte aber weder die dazu gehörigen Waffen und Instruktoren noch das nötige Geld, und da er an die Hilfe Rußlands damals (1870) nicht wohl denken konnte, weil dieses seinem bisherigen Rivalen Abdurrachman in Samarkand ein Asyl und Subsidien (25 000 Rubel Jahrespension) gewährte, so mußte er sich wohl oder übel an seine alten Gegner, die Engländer, wenden. Diese zeigten sich jetzt, wo er über die von Kalkutta her protegirten Rebellen die Oberhand erlangt hatte, zum Beistande bereit, sie erblickten in seiner Bitte eine gute Gelegenheit, Einfluß auf ihn zu gewinnen und sich ihn zu verbinden. So beglückwünschten sie ihn zu seiner Thronbesteigung und trugen ihm ihr Bündnis an. Gleichzeitig erhielt der Emir von ihnen eine halbe Million Rupien, eine Anzahl Gewehre und einige Lehrmeister zur Einübung seiner Truppen. Besseres wurde ihm für die Zukunft in Aussicht gestellt, auch dieses Versprechen nicht lange nachher erfüllt. Schir Ali folgte der Einladung des Vizekönigs von Indien, mit ihm in Ambala zusammenzutreffen, und es schien hier, als wolle er ganz nach dessen Wünschen handeln. Es war aber nur Schein, er wußte, was ihm von den „Firindschis" bevorstand, wenn er sich mit ihnen aufrichtig verbündete, er erinnerte sich des Verfahrens derselben gegen die Glaubensgenossen der Afghanen am Indus, er dachte, als er sich in Ambala einstellte, nur an weitere Subsidien und Waffenlieferungen für seine Freundschaft, und während er zum Bundesgenossen gewonnen und dann zum Vasallen gemacht werden sollte, gewann er neue Mittel, seine Macht gegen englisches Umsichgreifen zu stärken. Ob das jetzt bei Abdurrachmans Besuch in Raul Pindi ähnlich gewesen ist, wird man in einiger Zeit, vielleicht bald, innewerden.

Nach seiner Rückkehr ging der Emir mit Eifer an die Reorganisation seines Heeres. Das englische Militärreglement wurde in die Paschtusprache übersetzt und bei den afghanischen Truppen eingeführt. Dieselben wurden nach Möglichkeit wie die indischen Sipoys ausgerüstet und eingeteilt. Ein Hauptmangel der einheimischen Regimenter Indiens, ihre Schwerfälligkeit, der ungeheure Train und Troß, den sie bedürfen, wurde von den Afghanen vermieden; sie waren leichter zu mobilisiren, beweglicher und rascher. Schir Ali wußte aus Erfahrung, daß die Rekrutirung der Armee durch die Werbetrommel schwierig und unzuverlässig ist, er suchte deshalb die allgemeine und gleiche Wehrpflicht einzuführen, jeder eingeborne Muslim sollte hinfort nach Erreichung eines gewissen

Alters einige Jahre als Soldat dienen. Diese Maßregel sowie die Entwaffnung mehrerer Bezirke riefen Widerstand vonseiten vieler Sirdars hervor, welche zunächst ihre Verwandten, dann auch andre abhielten, dem Befehle des Emirs nachzukommen. Um sie, die immer noch sehr mächtig waren, umzustimmen, griff Schir Ali zu einem eigenen Mittel: er ließ seinen Bruder Reif Muhammed als Gemeinen in das Heer einreihen und zwei volle Jahre dienen, und in gleicher Weise verfuhr er später mit seinem Enkel Achmed Ali, worauf die Opposition zwar nicht verschwand, aber bedeutend abnahm. Bemerkenswert ist, daß die Armee nur Rekruten ohne den geringsten physischen Mangel in ihre Reihen aufnehmen durfte; selbst Leute mit spärlichem Haarwuchs wurden zurückgewiesen. Zu Ende seiner Regierung besaß der Emir sechzig Bataillone Infanterie, die gut formirt und von denen mehrere mit schnellfeuernden Gewehren versehen waren, und auch an Feldartillerie fehlte es ihm nicht. Jaworski sah in Masari Scherif den Teil des Heeres, den der Emir bei seiner Flucht aus Kabul nach der Provinz im Norden des Hindukusch mitgenommen hatte. Er berichtet darüber, daß der Emir beim Einzug in die Stadt auf einem Elefanten ritt, daß er dabei durch Ehrenpforten passirte, an welchen mit breiten, grünen Turbantüchern Exemplare des Koran befestigt waren, und daß er mit 101 Kanonenschüssen empfangen wurde. Dann fährt er fort: „Als wir dahin kamen, wo die Truppen aufgestellt waren, hatten wir ein malerisches Bild vor uns. Einige Abteilungen standen noch in Reih und Glied, andre zogen in Kolonnen oder zerstreuten Gruppen nach der Stadt zurück. An einigen Stellen ergötzten sich die Soldaten mit Spielen. Vor einem Scheiterhaufen, dessen gelbliche Flammen sich scharf von der Decke des frischgefallnen lockern Schnees abhoben, führten zwei Afghanen mit blanken Säbeln in der Hand ihren Nationaltanz auf. Ihre Bewegungen waren rasch, feurig und gewandt. Der Tanz wurde von einem originellen Orchester begleitet, welches aus einer Handpauke, zwei melancholischen Flöten und einer Kamantscha bestand. Die Gesamtzahl der hier versammelten Truppen war nach Mitteilungen des Wessirs folgende: 10 Bataillone Infanterie, 6 Regimenter Reiterei und 4 Batterien Artillerie mit je 6 Geschützen.... Die glänzenden Bronzekanonen waren etwa von demselben Kaliber wie unsre Neunpfünder, und jedes Geschütz war paarweise mit zwölf Pferden bespannt; auf jedes Paar kam ein reitender Artillerist auf dem linken Pferde. Während unsrer Anwesenheit rückte auch die berittne Gebirgsartillerie aus, bei der jedes Geschütz mit Zubehör, Lafette, Rädern, Protzkasten und dergleichen von acht Pferden getragen wird; das Rohr trägt ein besonders kräftiges Tier. ... In der Bekleidung der Mannschaften erkannte ich drei verschiedne Uniformen: Jacken vom Schnitt unsrer früheren Monturen, Hosen von schwarzem Tuch und weiße Turbane, blaue Jacken und weiße Beinkleider und Mützen von schwarzem Lammfell, endlich rote Jacken und blaue Hosen und rote Mützen mit einem Rande von Pelzwerk. Das Fußvolk trug an den Füßen Pantoffeln

von dickem, hartem, ungeschwärztem Leder und war mit gezognen Vorderladern bewaffnet, welche ein Pistonschloß und ein Bajonnet hatten; bei einigen hingen am Gürtel Säbel oder lange Messer."

Die Stärke seiner Armee gab Schir Ali selbst auf 60000 Mann an, seine Einkünfte hatten, wie er sagte, bis zum Ausbruche des Krieges jährlich zwanzig Millionen Rupien betragen. Zur Steuereinhebung hatte er das Land in Kreise eingeteilt, von denen jeder einzelne einen Hakim zur Oberaufsicht hatte. Die Steuern wurden weniger in Geld als in Naturalien, Getreide und Vieh entrichtet. Auch dem Verkehre hatte der Emir seine Aufmerksamkeit zugewendet. Auf seinen Befehl waren die Hauptstraßen verbessert worden, und es existirte eine Postverbindung zwischen Kabul und den übrigen großen Städten des Reiches. Die Post stand nicht bloß der Regierung, sondern auch Privatleuten zur Verfügung. Die Briefe wurden durch Reiter und Boten zu Fuße besorgt, im Winter, soweit es die Wege über den Hindukusch betraf, nur durch Fußgänger. Man hatte sogar Briefmarken eingeführt, die in Kabul gedruckt wurden, und deren es vier Arten gab, eine zu einer ganzen, eine zu einer halben, eine zu einer Viertel- und eine zu einer Zehntel-Rupie. Am Hofe gab es englische Zeitungen, die sich Schir Ali übersetzen ließ, und aus denen er über europäische Verhältnisse und Ereignisse nicht übel unterichtet war, wie er sich denn über die Ursachen des deutsch-französischen Krieges gegen Jaworski recht verständig äußerte.

Von besonders hohem Interesse sind die Mitteilungen Jaworskis über die Verhältnisse des nördlichen Teiles von Afghanistan, da sich der letzte Streit zwischen dem Emir Abdurrachman und England auf der einen und Rußland auf der andern Seite um eine Strecke im Westen desselben drehte, und da wahrscheinlich bald auch im Osten, weiter nach dem Amu-Darja hin, russische Ansprüche Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten geben und schließlich Erfüllung finden werden. Das Land, um das es sich hier handelt, wird auf der Karte durch die Städte Maimene, Sarypul, Balch, Chulm und Kundus bezeichnet und bildet eine besondre Provinz des Reiches Abdurrachmans, welche das Vilajet Tschaar heißt, von den Russen aber „Afghanisch-Turkestan" genannt wird. Die Bevölkerung ist hier eine sehr gemischte, was beiläufig von ganz Zentralasien gilt. Das Hauptelement derselben bilden die Usbeken in ihren verschiednen Stämmen, und einige Bezirke, z. B. die Gegenden von Chulm, Andcho, Kundus und Schiberchan, die früher mehr oder minder unabhängige Chanate waren, sind fast ausschließlich von diesem Volke bewohnt, das als Überrest der großen Urtajus anzusehen ist. In Kundus, Tasch-Kurgan und der Nachbarschaft dieser Orte sitzt hauptsächlich der usbekische Stamm Katagan, in Masari Scherif und Balch begegnet man den Stämmen Saraj und Ming. Die Gesamtzahl der im Vilajet Tschaar wohnenden Usbeken wird nach Jaworskis Angaben auf ungefähr 400000 Köpfe geschätzt. Die Tadschiks, welche in alter Zeit die Mehrzahl

der Bevölkerung dieser Landstriche Baktriens ausmachten, sind von dem großen usbekisch-mongolischen Völkerschwall, der im Mittelalter diese Gegenden überflutete, bis auf verhältnismäßig geringe Überbleibsel verschlungen worden; sie zählen hier gegenwärtig kaum noch 100 000 Seelen, und man findet sie nur in den Städten. Am reinsten haben sie sich in den gebirgigen Thälern des Gebiets, vorzüglich in Badagschan, erhalten. Von andern Völkerschaften giebt es hier Turkmenen, Kirgisen, Perser, Awscharen, Hindus und Juden, die Gesamtzahl derselben übersteigt aber schwerlich 50 000. Das Vilajet Tschaar mag also eine Bevölkerung von etwa 600 000 Seelen haben, und darunter werden sich höchstens einige hundert eigentliche Afghanen (Pathans) befinden.

Die Hauptbeschäftigung der Bewohner dieser Provinz, soweit sie seßhaft sind, ist der Ackerbau, daneben treiben sie wie die nomadisirenden Stämme Viehzucht. Man baut hier dieselben Nährpflanzen wie im russischen Turkmenenlande, d. h. Sommer- und Winterweizen, Sorgho oder Dschugara, Gerste, Hirse, Reis, Klee und Sesam, und die Ernten fallen oft sehr reichlich aus, der Weizen giebt z. B. durchschnittlich das fünfundzwanzigfache Korn. Doch werden solche Ernten nicht bloß durch den guten Boden (Lös), sondern auch durch künstliche Bewässerung bewirkt. Der Obstbau könnte wie im russischen Turkestan glänzende Ergebnisse liefern, steht aber auf niedriger Stufe; denn es giebt zwar bei jeder Niederlassung Gärten, aber die Bäume darin erfreuen sich nur geringer Pflege, und von Pfropfen und Veredeln hat man keine Vorstellung. Aber wie primitiv auch die Behandlung von Feld und Garten ist, so wird doch im Vilajet Tschaar nicht nur das Bedürfnis der örtlichen Bevölkerung an Getreide und Obst hinreichend durch sie befriedigt, sondern sie liefern auch Produkte für die Ausfuhr nach Buchara und Badagschan in Fülle. Ähnliches ist von der Viehzucht zu sagen, welche die Usbeken dieser Landstriche betreiben. Trotz der despotischen Verwaltungsmethode der afghanischen Regierung und ihrer willkürlichen Requisitionen besitzen diese Usbeken bedeutende Reichtümer an Vieh, große Schaf- und Pferdeherden, Massen von Rindern und Dromedaren. Die Abgaben, welche sie davon an die Provinzialbehörden und den Emir in Kabul entrichten, belaufen sich nach Jaworskis Erkundigungen jährlich auf etwa drei Millionen Rupien, d. h. sechs Millionen Mark, eine sehr bedeutende Summe, nach welcher jeder Steuerpflichtige im Durchschnitt jährlich zehn Rupien zu zahlen hätte. „Hieraus erklärt sich auch, sagt unsre Quelle, der Haß der Usbeken gegen die Afghanen, welche das Vilajet als eine Vorratskammer betrachten, der sie soviel entnehmen, als ihnen beliebt.“ Der Handel ist schwach entwickelt, die Industrie unerheblich. Man hat Versuche gemacht, Seidenraupen zu züchten, und gewinnt auch etwas Seide. Die Schafherden liefern Massen von Wolle, aus denen Teppiche und grobe Stoffe gewebt werden. Aber mit dem Absatze dieser Waaren ist es übel bestellt, die einheimischen Märkte sind damit überfüllt, und der Transport der-

selben nach entlegnen Mittelpunkten des Handels ist bei den schlechten Verkehrswegen fast unmöglich. Wenn man hier immerhin mancher großen Karawane begegnet, so dient sie immer fast nur dem Transit indischer, d. h. englischer Waaren, die nach Buchara, dem Hauptmarkte Mittelasiens, gehen. Seit einiger Zeit treten hier auch Erzeugnisse der russischen Industrie auf, darunter selbst Kerzen und Streichhölzchen.

Als mittlere Jahrestemperatur ergiebt sich nach Burnes, Gerard und Jaworski 14,4 Grad Celsius. Der heißeste Monat ist der Juli, der kälteste der Januar. Nach Burnes friert der Amu-Darja in den Gebieten von Kobadjan und Kundus nicht selten zu, nach Jaworski käme dies im Meridian von Masari Scherif niemals vor, er sah im Dezember bei 8 Grad Celsius wohl eine schmale Eiskruste an den Ufern, aber keinen Eisgang. Bemerkenswert sind die schroffen Schwankungen der Tagestemperatur, welche im Sommer stattfinden.

Nächst diesem nördlichen Striche Afghanistans interessirt uns für jetzt und eine nahe Zukunft vor allem die nordwestlichste Provinz des Reiches Abdurrachmans, das Chanat Herat, welches eine Ausdehnung von 160 000 Quadratkilometern hat, und dessen Einwohnerzahl auf 800 000 Seelen geschätzt wird. Im Osten von der Hesara, einem öden Berglande, dem Ausläufer des Paropamisus, im Norden von den Steppen Turkestans, im Westen von Chorassan und im Süden von der iranischen Salzwüste begrenzt, ist es eine Senkung des Tafellandes von Iran, die in zwei Hälften, eine südliche und eine nördliche, zerfällt. Jene ist mit Ausnahme der Flußniederungen des Helmand und einiger andern Flüsse, da anarchische Zustände die alten Bewässerungsanstalten verfallen ließen, zum großen Teil eine baumlose, glühend heiße und unbebaute Einöde, diese dagegen noch heute eine äußerst fruchtbare und ertragreiche Landschaft. Besonders gilt dies von ihrem Mittelpunkte, dem breiten Thale des Herirud, wo es schöne Wälder, wasserreiche Quellen und Bäche, Gärten und wohlbestellte Äcker giebt, und wo ein mildes Klima wie ein ewiger Frühling herrscht. Die Bevölkerung setzt sich aus Tadschiks, welche die Majorität ausmachen und meist Ackerbau und Gärtnerei treiben, aus Turkmenen und Arabern, die als Hirten umherwandern, aus Afghanen, welche die Eigentümer des Bodens sind, den die Tadschiks als Pächter bestellen, und aus Hindu-Kaufleuten zusammen. Die Hauptstadt Herat, von persischen Dichtern als „Ort des Segens“ und „Perle der Welt“ gepriesen, liegt sehr anmutig im Thalkessel des Herirud und hatte früher weit über 100 000 Einwohner, während deren Zahl jetzt kaum 50 000 betragen wird. Sie bildet ein Viereck, dessen Langseiten etwa 1600, dessen Breitseiten etwa 1400 Schritte sich hinziehen, und das von einem Erdwall eingeschlossen ist, auf welchem sich eine dicke Mauer aus ungebrannten Ziegeln erhebt. Der Wall hat ungefähr 50, die Mauer 25 bis 30 Fuß Höhe, das Ganze umgiebt ein breiter und tiefer Wassergraben. Am nördlichen Ende verstärkt eine Zitadelle diese Befestigungen. Auf dieser Seite hat die Stadt zwei

Thore, während die andern Seiten nur je eins haben. Von jedem Thore führen Reihen von Läden für Kaufleute und Handwerker, vier große, oben bogenförmige Bazare bildend, nach einem freien Platz im Mittelpunkte Herats. In den Hallen jener Bazare und auf diesem Platze fluten die Wogen eines bunten Volkslebens hin und her. Sonst besitzt die Stadt 17 Karawanserais, 20 öffentliche Bäder und zahlreiche Moscheen, Schulen und Derwischklöster, sowie einige Paläste. Die übrigen Gebäude aber sind meist unansehnlich, die Gassen krumm, schmal und dunkel, und die stolzen, vornehmen Bauwerke der Glanzperiode Herats verfallen von Jahr zu Jahr mehr und sind infolge von Belagerungen, innern Parteikämpfen und orientalischer Vernachlässigung zum Teil schon längst bloße Trümmerstätten geworden. Selbst die einst prachtvolle Hauptmoschee neigt sich dem Einsturze zu. Der Königsgarten, ehedem als Weltwunder gerühmt, ist jetzt nur noch ein Haufe von Ruinen zusammengesunkener Paläste. Zu den interessantesten Baudenkmälern der Stadt gehört die Massala, eine Art Mausoleum, welches ursprünglich bestimmt war, die jetzt in Mesched aufbewahrten Gebeine des berühmtesten Heiligen der Schiiten, Iman Riza, aufzunehmen. Gleichfalls sehr vom Zahne der Zeit benagt, überrascht dieser Bau doch in der Hauptsache noch heute durch Großartigkeit und Schönheit. Um ein mächtiges Kuppelgewölbe ziehen sich Säulengänge mit Mosaikbildern, die in weißen Quarztafeln und bunten Glanzziegeln ausgeführt sind. Aus den Ruinen ragen zwanzig Minarets mit Bogen und Säulennischen empor. Von dem höchsten dieser schlanken Türme überschaute Conolly mit Entzücken die „Stadt mit den zehntausend Gärten“ und ihre malerische Umgebung von Buchenwäldern, Obstbaumpflanzungen, Gemüse- und Blumenbeeten, Weinbergen und Saatfeldern, die sich wie ein riesiger grüner Kranz um ihre grauen Mauern legte. Im Innern aber stieß der englische Reisende allenthalben neben Ruinen und unansehnlichen Häusern auf Schmutz, Kotlachen, Dünger- und Kehrichthaufen, Äser von Hunden, Katzen und Eseln, und andern Greuel morgenländischer Städte.

Die Stadt Herat war und ist in manchen Beziehungen noch jetzt eine wichtige Handelsstadt und kann es durch eine Eisenbahn, welche vermutlich eher von russischer Seite als von englischer hergestellt werden wird, wieder mehr werden. Stapelartikel sind gegenwärtig „Ink,“ d. h. Asafötida, und Safran, Manna, Mastix, Pistaziennüsse, Birzund, ein Gummi, Ispiruk, ein gelber Färbstoff, Pferde und getrocknetes Obst, welches besonders nach Ostindien ausgeführt wird. Die Schwertfeger der Stadt fertigen die berühmten Säbelklingen von Chorassan, die Weber prachtvolle Teppiche von Seide und feiner Wolle, von denen die kostbarsten mit tausend Rupien bezahlt werden. Das hier gewonnene Rosenöl wird selbst dem von Schiras vorgezogen. Die Handelsartikel, welche Herat aus dem Industhal, aus Kaschmir und Buchara empfängt und großenteils wieder nach den persischen Städten Mesched, Jesd, Kerman und Ispahan ausführt, bestehen in Shawls, Zitz, Musselin, Leder, Zucker und Indigo, und

die letztgenannten Märkte bezahlen diese Waaren den Kaufleuten Herats mit feinem Tuch, Kupfer- und Silbergeschirr, Pfeffer und Datteln.

Von den andern großen Städten ist zunächst Kandahar zu erwähnen, welches in der Provinz gleiches Namens liegt und etwa 360 Kilometer von Herat und 350 Kilometer von der Hauptstadt Kabul entfernt ist. Die Provinz, bis vor ungefähr 45 Jahren noch ein selbständiges Chanat, ist in den Thalebnen des Gebirges im Norden fruchtbar und baut hier namentlich viel Weizen und Obst. Nach Süden hin nimmt die Fruchtbarkeit mehr und mehr ab, und der Westen ist Wüste. In den Bergen ziehen afghanische Hirtenstämme mit großen Kameel- und Schafherden umher. Die seßhafte Bevölkerung besteht aus Tadschiks, Afghanen und Hindus. Die Stadt, das arachosische Alexandria des Altertums, liegt am Fuße eines Bergzuges zwischen dem Argand Ab und Tarnak, Nebenflüssen des Helmand, die hier eine dichtbevölkerte und wohlangebaute Ebne durchströmen. Sehr regelmäßig angelegt, bildet sie ein großes Rechteck, dessen Seiten im Norden und Süden ungefähr 2200, im Osten und Westen 3600 Schritte lang sind. Sie ist mit dicken Mauern von ungebrannten Lehmziegeln umgeben, an denen in Zwischenräumen von 800 Fuß runde Türme stehen, und hat sechs Thore. Ihre Befestigungen sind indes sehr verfallen, und 1874 stürzte ein großer Teil der Stadtmauer zusammen. Die vier Hauptstraßen sind ungewöhnlich sauber gehalten und ziemlich breit, wogegen die übrigen Gassen so eng sind, daß zwei Reiter sich darin kaum ausweichen können. Von jenen Hauptstraßen, die sich in der Mitte unter einer Kuppel kreuzen, läuft die eine auf einen freien Platz vor dem Nordthore zu, wo sich die Zitadelle befindet. Außerdem wird die Stadt von einem Kanal durchschnitten, auch schließt sie mehrere Teiche ein. Kandahar, welches als Durchgangspunkt zwischen Persien und Indien kommerzielle Bedeutung besitzt, war einst stark bevölkert, hat aber jetzt kaum mehr als 15000 Einwohner, und mehr als der vierte Teil der Häuser steht leer. 1840 verteidigte der britische General Nott Stadt und Zitadelle gegen Dost Muhammeds Heer mit Erfolg, und im August 1880, nach der Schlacht bei Maiwar, behaupteten sich die Engländer unter Primrose und Burrows einige Wochen hier gegen Ajubs siegreich gewesene Heratis, bis von Kabul Entsatz kam. Aber gegen eine starke Artillerie ist die Stadt keine acht Tage zu halten.

Kabul, die Residenz des Emirs, liegt in einem Kessel des Kabulflusses, in den nicht fern von hier der Logar mündet, in einer Höhe über dem Meeresspiegel, die fast 2000 Meter beträgt, und soll etwa 70000 Einwohner haben. Es ist von einer wallartigen Mauer umgeben und im Innern durch andre Mauern mit schmalen Thoren in eine Anzahl von Quartieren getrennt, in denen sich zwei große Bazare befinden. Der schönere derselben, von Orangsib erbaut und eins der prachtvollsten Architekturwerke Mittelasiens, wurde vom General Pollock während des Feldzuges, den die Engländer 1842 gegen Dost Muhammed

unternahmen, um Rache für die Niederlage zu üben, die sie das Jahr vorher erlitten, und bei der sie in den Chaiberpässen ihr ganzes Heer verloren hatten, in die Luft gesprengt und ist seitdem ein Trümmerhaufe geblieben. Die übrigen öffentlichen Bauten sind nicht von Bedeutung. Auch der Palast des Emirs, der mit der Zitadelle verbunden ist und am südöstlichen Ende der Stadt liegt, hat zwar eine beträchtliche Ausdehnung, aber sonst nichts besonders Merkwürdiges. Die Privathäuser sind größtenteils nur als Hütten zu bezeichnen, die enge und krumme, oben mit Matten überspannte Gassen bilden. Die Stadt, welche einst nächst Buchara der Hauptmarkt Zentralasiens war, ist bei den häufigen Kriegen und Unruhen der letzten Jahrzehnte sehr herabgekommen, und was infolge der politischen Zustände und Ereignisse nicht zu grunde ging, wurde vielfach durch natürliche Katastrophen, namentlich durch Erdbeben, die nicht selten sind und bisweilen mit furchtbarer Gewalt auftreten, in großem Umfange zerstört. Am 14. Oktober 1874 z. B. stürzten bei einem solchen gegen 1000 Häuser ein. Jaworski erlebte hier, am 31. Juli 1878, morgens in der achten Stunde, ebenfalls ein Erdbeben von mehreren Stößen, welche das Gebäude, in welchem man die russische Gesandtschaft untergebracht hatte, so heftig erschütterten, daß die Fenstergewände krachten und die Scheiben klirrten. Auch berichtet er von einem „Buran“ (Orkan), der ihn im Garten des Emirs überfiel und alles in Staub hüllte. Der Garten war nichts weniger als schön oder großartig, eher armselig. Einige Gemüsebeete, gewöhnliche und spiral- oder ringförmig gekrümmte Riesengurken von 4 bis 4½ Fuß Länge, Melonen, Arbusen und Eierpflanzen, einige Aprikosen-, Pfirsich- und Birnbäume, die letztern mit den sehr wohlschmeckenden Samarkanderbirnen, und ein kleiner, schlechtgepflegter Weinberg, das war so ziemlich alles, was in diesem königlichen Garten zu finden war. Wir bemerken noch, daß Kabul wegen seiner hohen Lage keine gesunde Stadt ist, daß der Typhus hier oft epidemisch auftritt, und daß das Kabuler Fieber weithin gefürchtet wird.



Johannes Bugenhagen
und die Reformation in der Stadt Braunschweig.

Zum 24. Juni.



or zwei Jahren beging die evangelische Christenheit aller Länder die vierte Säkularfeier Martin Luthers als des Mannes, der, wie viele auch teils mit, teils neben ihm am Werke der Reformation gearbeitet haben, doch kraft seiner übermächtigen Persönlichkeit der Sache für alle Zeit den Namen gegeben hat. Heute hat ein engerer Kreis in dankbarer Erinnerung eines seiner Jünger zu gedenken, der, in praktischer Thätigkeit seine rechte Hand wie in gelehrten Dingen Melanchthon, zur Ausbreitung und innern Festigung der neuen Kirche gewirkt hat wie kein andrer — Dr. Johannes Bugenhagen.

Es ist ein Leben von seltener Einheit und Energie und, selbst an den Besten der Zeit gemessen, von seltener Größe und Reinheit des Erfolges, das sich vor uns ausbreitet, wenn wir die Laufbahn des pommerschen Bürgersohnes von Anfang bis zu Ende verfolgen. Seit seinem zwanzigsten Jahre Rektor der lateinischen Schule zu Treptow, wohin sein Name Schüler aus allen Gegenden des deutschredenden Nordens zieht, humanistisch gründlich durchgebildet, ein Kenner der Schrift wie wenige, dazu von einem ehrlichen Drange nach Wahrheit in Lehre und Leben beseelt, bleibt er doch arg- und ahnungslos befangen in dem Vorstellungskreise der mittelalterlichen Kirche, bis Luthers Schrift „Von der Babylonischen Gefangenschaft“ ihm die Binde von den Augen nimmt. Nun siedelt er nach Wittenberg über, um bei dem, der „allein die Wahrheit siehet,“ zu lernen, bald während dessen Abwesenheit zu Worms und auf der Wartburg selbst ein Lehrer des Evangeliums und ein Führer der Gemäßigten gegen Karlstadt und die andern Schwarmgeister. Nach Luthers Wiederkehr als Universitätslehrer und Pfarrer zu Wittenberg eingesetzt, nimmt er wesentlichen Anteil an allem, was fortan zum Ausbau des evangelischen Kirchenwesens von hier aus geschieht. Seine eigentliche Lebensarbeit aber beginnt er 1528 mit der selbständigen Neuordnung des Kirchen- und Schulwesens der Stadt Braunschweig, über die im weitern Verlauf dieses Aufsatzes eingehender berichtet werden soll, da sie für sein Wirken nach dieser Seite hin als typisch gelten darf. Von Braunschweig ruft ihn 1525 die gleiche Aufgabe nach Hamburg, 1530 läßt sich die lübische Kirche von ihm reformiren, wenige

Jahre später nimmt seine alte Heimat Pommern, endlich 1537 Dänemark seine unermüdliche Thätigkeit zu gleichem Zwecke in Anspruch. Fünf Jahre verbringt er — sein Wirken in den deutschen Ländern der dänischen Krone eingerechnet — mit kurzen Unterbrechungen hier im Norden, auch die verfallene Kopenhagener Universität neuorganisirend und selber als Lehrer daran zeitweilig thätig. Ihn dauernd hier oder dort zu fesseln, dies Bemühen, so oft und dringlich es auch an ihn herantreten mag, scheitert stets an seinem zugleich bescheidnen und thateneifrigen Reformatorensinne, nicht minder an seiner Vorliebe für Wittenberg, das Herz der Reformation, und für den Kreis edler, gleichgesinnter Männer, der von hier aus mit Antrieb und Zügelung den Fortgang der evangelischen Sache in deutschen Landen leitete. Nach seiner Heimkehr aus Dänemark hat er nur noch zweimal auf kürzere Zeit Wittenberg verlassen, um in dem von den Schmalkaldenern besetzten Lande Braunschweig, sowie im Stadtgebiete von Hildesheim die neue Ordnung durchzuführen, mittelbar aber verdanken ihm noch eine ganze Reihe niederdeutscher Städte die Organisation ihres Kirchen- und Schulwesens insofern, als sie sich nach dem Muster seiner Kirchenordnungen selbst reformirten. Den Rest seiner Lebenszeit verbringt er ausschließlich in Wittenberg. Hier, wo er einst Luthers Ehe eingesegnet, hält er seinem großen Lehrer und Freunde die Grabrede, hier trotzt er, wie vor Jahren den Schrecken der Pest, so in dem verhängnisvollen Frühling 1547 auch den nicht minder argen Schrecken der kaiserlichen Belagerung, hier harrt er, zwar an Kräften und Einfluß, nicht aber an redlichem Wollen und Bemühen nachlassend, inmitten von mancherlei Anfechtungen einer jüngern heißspornigen Generation von Reformatoren, milde und Mensch mit Menschen aus bis an seinen Todestag, den 20. April 1558.

Dies im Umriß das äußere Leben „unsers Doktor Pommer," wie ihn seine Zeit und Luther selbst mit Vorliebe zu nennen pflegte. Ein volles Bild seiner Persönlichkeit gewinnen wir erst, wenn wir ihn auf einem besondern Felde seiner Thätigkeit bei der Arbeit selbst beobachten, Schwierigkeiten, Mittel und Erfolge vergleichen und abschätzen können. Gelegenheit dazu bietet uns eine Festschrift, die, am Luthertage beschlossen und begonnen, eben jetzt zur Bugenhagenfeier rechtzeitig zum Abschluß gelangt ist. Es ist dies die im Auftrage des Magistrats vom Stadtarchivar Ludwig Hänselmann besorgte Neuausgabe der Braunschweiger Kirchenordnung von 1528*) oder wie sie im Originaltitel heißt: „Der Ehrbarn Stadt Brunswig Christlike Ordeninge, to denste dem hilgen Evangelio, Christliker leve, tucht, frede unde eynicheit. Ock

*) Bugenhagens Kirchenordnung für die Stadt Braunschweig nach dem niederdeutschen Drucke von 1528 mit historischer Einleitung, den Lesarten der hochdeutschen Bearbeitungen und einem Glossar. Im Auftrage der Stadtbehörden herausgegeben von Ludwig Hänselmann. Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag, 1885.

dar under vele Christlike lere vor de borgere. Dorch Joannem Bugenhagen Pomern bescreven."

Die Ausgabe ist, um dies kurz vorweg zu schicken, kein Facsimiledruck des sehr selten gewordnen Originals. Wendet sie sich doch nicht an Sprachforscher und Kenner der mittelniederdeutschen Mundart, sondern an weitere Kreise der Theologen und Geschichtsfreunde. So hat denn der Herausgeber zwar die Sprachformen des alten Textes unverändert beibehalten — von vereinzelten hochdeutschen Formen abgesehen, die sich entweder durch Schuld des Wittenberger Setzers oder aber durch gelegentliche Abweichungen ins Oberdeutsche vonseiten Bugenhagens selber eingeschlichen haben —, er hat sich jedoch eine Vereinfachung der regellosen und oft bis zur Unverständlichkeit überladnen Orthographie und eine gleichmäßige Interpunktion nach modernen Grundsätzen gestattet. Was dadurch etwa der Germanist von der strikten Observanz verliert, ist der Mehrzahl der Leser gewonnen: auch ein des Niederdeutschen wenig kundiger wird sich bald in diesen einfachen und klaren Wortbildern zurechtfinden, deren ungefüge Originale ihn nach den ersten Zeilen zurückgeschreckt haben würden. Wo die Bedeutung eines Wortes ihm unklar sein könnte, hilft das treffliche Glossar, welches zugleich die hochdeutschen Ausdrücke der spätern Ausgaben bietet; dem aber, der das Buch zu wissenschaftlichen Zwecken benutzen will, kann ein beigegebenes Verzeichnis der irgend wesentlichen Abweichungen der Originaldrucke mit der durch den nächsten Zweck gebotenen relativen Freiheit der Sprachbehandlung versöhnen. Daß der stattliche Band von mehr als fünftehalbhundert Seiten eine Musterleistung des deutschen Buchdrucks aus der Drugulinschen Offizin in Leipzig ist, mag nur nebenher für den Bücherfreund im engern Sinne bemerkt sein.

Uns interessirt neben dem Texte der Kirchenordnung vornehmlich die historische Einleitung, in der auf etwa siebzig Seiten eine Fülle bisher unverwerteten Materials aus dem Braunschweiger Stadtarchiv in mustergiltiger Weise verarbeitet ist, dergestalt, daß die Vorgänge bei der Einführung der Reformation in der Stadt Braunschweig und namentlich Bugenhagens persönliche Thätigkeit dabei vielfach in ein neues Licht treten. Ich lege dieselbe der folgenden Darstellung zu grunde, bemerke aber dabei von vornherein, daß ich bei der Kürze des mir zugemessenen Raumes und bei dem ungemein inhaltreichen und gedrungenen Stile, der dieser Einleitung wie den historischen Darstellungen des um niederdeutsche Städtegeschichte hochverdienten Verfassers überhaupt eigen ist, nicht daran denken kann, auch nur den wesentlichen Inhalt derselben zu erschöpfen.

Wie überall in den Städten Niedersachsens, waren auch in Braunschweig bald nach Luthers entschiednem Bruche mit der römischen Kirche die ersten Samenkörner der neuen Lehre aufgegangen. Schon 1522 hatte sich der Rat und die Union der Prälaten genötigt gesehen, gegen einige Hauptketzer, darunter einen jungen Mönch von St. Ägidien, Gottschalk Kruse mit Namen, einzu-

schreiten und sie aus der Stadt zu verweisen, eine Maßregel, die Ostern 1525 nochmals gegen den lutherisch gesinnten Prädikanten Curt Grotewall in Anwendung gebracht wurde. Hatte aber dies Vorgehen des Rates von der Nachfolge abschrecken sollen, so verfehlte es seinen Zweck. Stetig wuchs nicht nur die Bekennerschaft der neuen Lehre unter den Bürgern, sondern auch die Zahl der mutigen Prädikanten, welche sich unterwanden im neuen Geiste zu predigen, ohne daß der Rat, der in seinen fortwährenden Finanznöten den guten Willen der Gemeinen dringend nötig hatte, auch stürmische Bewegungen des niedern Volkes, wie sie sich an andern Stellen gezeigt hatten, befürchten mußte und zudem in der nächsten Nachbarschaft, wie im Lüneburgischen, die evangelische Sache wachsen und die Herrschaft erlangen sah, in der alten Weise einzugreifen gewagt hätte. Gestützt auf die Mehrheit der Bevölkerung, konnten die beiden Prädikanten zu St. Magni Ende des Jahres 1527 den Anfang machen, deutsch zu taufen und das Abendmahl unter großem Zulauf in beiderlei Gestalt auszuteilen. Schon zu Anfang des nächsten Jahres zwang die drohende Haltung der Evangelischen, die trotz des strengen Verbots des alten Echtedinges Versammlungen abgehalten und „Verordnete" bestellt hatten, den in seiner Mehrheit immer noch der alten Kirche zugethanen Rat, sich mit den letztern in Unterhandlungen über eine durchgreifende Änderung der Kirchenverfassung einzulassen. Freilich über den Grad und die Mittel dieser Umgestaltung gingen nicht bloß die Meinungen der Laien, sondern auch die der antipapistischen Geistlichen weit auseinander. Zur Not einig in dem Gegensatze gegen die römische Kirche, zeigten sich die letztern doch in sehr wesentlichen Punkten, beispielsweise in der Abendmahlslehre, von den verschiedensten Ansichten, welche darüber im Schwange gingen, namentlich auch von Zwinglischen Lehren beeinflußt, und keiner von ihnen stand als Charakter oder Ingenium so hoch über den andern, um nach der einen oder andern Seite den Ausschlag geben zu können. Dem ärgerlichen Hader der Prädikanten, der Gewissensnot und Verlegenheit des Volkes, der offnen und geheimen Freude der Gegner ein Ende zu machen, schlugen die Evangelischen durch ihren Wortführer, den Juristen Autor Sander, dem Rate vor, einen gelehrten Theologen von auswärts zur Herstellung einer einheitlich geschlossenen Kirche im neuen Geiste zu berufen.

Die erste Wahl, welche man vereinbarte, war keine glückliche. Wohl war der ehemalige Halberstädter Mönch Heinrich Winkel, der zur Zeit in Jena als Prediger amtirte, eine durchaus reine Natur; um des Evangeliums willen hatte er seine Heimat aufgegeben, mit Freuden folgte er jetzt dem Rufe nach Braunschweig, predigte und lehrte hier unermüdlich und suchte mit bestem Willen und heiligstem Ernste die ihm gewordne Aufgabe zu lösen. Aber es fehlte ihm neben jeder Schärfe die weltkluge Gewandtheit, welche zwischen offnen und versteckten Feinden, eigenwilligen, lauen und übereifrigen Freunden den rechten Weg zu finden vermag. Man verstand es von gegnerischer Seite, Mißtrauen

und Zwietracht zwischen ihn und die lutherischen Prädikanten zu säen, bald erneuerten sich die widrigen Szenen von Hader und Zerfahrenheit, bilderstürmerische und selbst aufrührerische Bewegungen schändeten und schädigten die reine Sache, und so mußten denn nur zu bald selbst die getreuesten Anhänger Winkels erkennen, daß mit diesem Manne das geplante Werk nicht zustande gebracht werden könne.

Also ein andrer an seine Stelle oder neben ihn! Aller Augen richteten sich nach Wittenberg, dort hatte seinerzeit Johannes Bugenhagen Kirche und Schule aus ähnlichen und ärgeren Wirrnissen errettet und in gedeihliche Bahnen gelenkt. Ihn, den Doktor Pommer, erbaten sich jetzt die Wortführer der Evangelischen zu Braunschweig samt dem Rate zum Helfer und Leiter bei ihrem Vorhaben, brieflich zuerst, dann, als Luther und sein Kreis den, wie sie meinten, Unentbehrlichen nicht hatten ziehen lassen wollen, zum andernmale durch förmliche Gesandtschaft. Ihren Bitten und Vorstellungen ward nachgegeben, am 13. Mai reiste Bugenhagen mit den beiden Braunschweigern ab und traf am 20. an dem Orte seiner neuen Wirksamkeit ein.

Noch an demselben Tage begann er sein Werk, und zwar bei dem schwersten und wichtigsten Punkte. Es galt vor allem, den Eigenwillen und Eigendünkel der Prädikanten, die jetzt, dreizehn an der Zahl, die Berufung eines neuen Obern nicht alle mit günstigen Blicken ansahen, zu einem gedeihlichen Zusammenwirken gefügig zu machen. Dazu entbot sie Bugenhagen in die Andreaskirche, und nachdem er sich durch Vorweisung des Rats- und Gemeinenschreibens als Mitarbeiter legitimirt, erklärte er, „ohne ihre Zustimmung das Mindeste nicht weder mit Lehren noch mit Predigen vornehmen“ zu wollen, ja er ließ sich zum Schluß von sämtlichen Prädikanten durch Handauflegung in seinem Amte bestätigen. Dieses zugleich entschiedne und gewinnende Auftreten verfehlte seine Wirkung nicht, weitere Kreise aber überzeugte die gewaltige Predigt, welche er am nächsten Tage, als Himmelfahrt, in der Brüdernkirche that, daß in ihm der rechte Mann gefunden sei. Und wer trotz der Frische und Überzeugungskraft seiner Rede noch nicht hätte an seinen Erfolg glauben mögen, der mußte es von Tag zu Tag mehr angesichts seiner geradezu unerschöpflichen, für die bequemen Herren von Braunschweig kaum begreiflichen Arbeitskraft, welche er in seiner von früh bis spät angespornten Thätigkeit zutage treten ließ.

„Völlig mühelos, berichtet Hänselmann nach zeitgenössischen Aufzeichnungen, ohne jemals einen Anflug von Ermüdung an sich spüren zu lassen, mit stets gleicher Freudigkeit entledigte er sich all der mannichfachen Aufgaben, die ihm sein eigner Eifer und die gegebnen Verhältnisse stellten. Dreimal in der Woche sah man ihn auf einer der Kanzeln, fast täglich hielt er im Konfessorium der Minoriten lateinisch eine Vorlesung für die Gelehrten: den Römerbrief und beide Briefe an Timotheus legte er in der kurzen Zeit seines Bleibens dort aus. Eifrig betrieb er daneben zunächst die äußerliche Reinigung

der Kirchen von allem, worin er Überbleibsel des papistischen Aberglaubens und Götzendienstes erkannte.... Was irgend der Strenge evangelischer Erkenntnis zum Anstoß werden konnte, Altäre, Lichterkronen, Tafel- und Steinbilder — nun ward es vollends bis auf wenige unscheinbare Reste beiseite geschafft. Freilich nicht mit ungeteilter Billigung. Auch unter den Liebhabern des Evangeliums meinte schon derzeit gar mancher, dies und das von diesem Erbe der Frömmigkeit langer Jahrhunderte dürfte wohl ohne Schaden, ja zur Förderung der Andacht unangerührt bleiben; einzelne sogar, daß man die Kirchen am allerbesten in ihrem dermaligen Zustande beließe. Andrerseits aber war nicht zu leugnen, daß solcher Zierrat die Gotteshäuser stark beengte, in denen ohnehin schon nicht Raum genug war für die Gemeinden, welche nunmehr in ungleich größerer Zahl als vordem Verlangen nach Predigt und Sakrament trugen, und dieser Augenschein gab denjenigen Recht, die mit Bugenhagen auf einer gründlichen Auskehr bestanden und die Oberhand behielten. Daheim dann warteten seiner noch mancherlei andre Verrichtungen. Bis spät auf den Abend ward es in seiner Herberge nicht leer von Männern und Frauen, welche seines geistlichen Rates begehrten. Am meisten wurde er derart um Ehesachen in Anspruch genommen.... Zu alledem dann vielfältige Beredungen mit den Prädikanten und den Vertrauensleuten des Rates über all die zahlreichen Punkte, welche für die gewollten neuen Ordnungen der Kirche in Betracht kamen, und endlich — nicht das leichteste von dem, was ihm oblag — die schriftliche Abfassung der vereinbarten Normen, ihre Begründung, Erläuterung, Rechtfertigung gegenüber den Anfechtungen der Bekenner des Alten und der neuaufschwärmenden Rottengeister, wie dies alles am Ende die fertige Kirchenordnung in sich begriff. Die Bedenklichen durften in der That wohl zweifelnd fragen, wie er soviel Geschäfte in der Frist, die ihm von Wittenberg her gesetzt war, gehörig beschicken wolle. Bugenhagen jedoch brachte es fertig und fand überdies immer noch die Muße, all den Gastmählern Ehre anzuthun, zu denen die Vornehmen ihn häufiger baten, als ihm lieb sein mochte. Daß er sich bei solchen Gelegenheiten mit Würde als ein fröhlicher Tafelgesell zeigte, war nicht die letzte unter den Gaben, die je länger je mehr ihn in dieser um ihrer phäakischen Geselligkeit willen in alter Zeit vielgepriesenen und mehr noch verspotteten Stadt die Herzen gewannen, seiner anfänglichen Widersacher nicht weniger als seiner Gönner von Haus aus."

Ich habe geglaubt, diesen Abschnitt meiner Vorlage unverkürzt wiedergeben zu sollen, weil mir in dieser detaillirten Schilderung von Bugenhagens Thätigkeit für unsern Zweck kein Zug nebensächlich erschien. Sie zeigt nebenher, wie trotz des Gegensatzes gegen die Bilderstürmer, der auch in dem Abschnitte der Ordnung „Van den belden" sorglich betont wird, doch praktische Rücksichten und das eifrige Bestreben, einer Wiederkehr oder heimlichen Fortübung papistischen Wesens in den reformirten Kirchen nach Kräften vorzubeugen, über alle

etwaigen Bedenken der Pietät, von Kunstinteresse, das kaum vorhanden war, zu schweigen, den Sieg davontrug. Dem derben Pommern heißt an der angeführten Stelle die Masse des bildlichen Kirchenschmuckes „logenbelden unde unnutte klotze.“

Der neue Impuls, welchen durch Bugenhagen die reformatorische Bewegung in der Stadt empfangen hatte, begann mehr und mehr auch beim Rate seinen Einfluß zu üben. Die Drohungen und Mahnungen Kaiser Karls und Herzog Heinrichs traten bei den einen hinter den Forderungen des eignen Gewissens, bei den andern hinter der Befürchtung zurück, der gestaute Strom möchte sich gewaltsam Bahn brechen und dabei die ganze Ratsherrlichkeit mit fortschwemmen. Gegen Ende August waren die Grundzüge der neuen Kirchenverfassung zwischen Bugenhagen, den Verordneten des Rates und den Prädikanten vereinbart und wurden nunmehr sofort abschriftlich als „Korte vortekeninge der dinge, darup eyn Erbar Rat mit der gemeyne eyne christlike ordeninge bedrepende, to handelen heft, beschreven dorch den Pomern“ den Gilden und Gemeinheiten der fünf städtischen Weichbilder zur Begutachtung übergeben.

Diese „Korte vortekeninge,“ welche unser Herausgeber am Schluß der Einleitung abdruckt, handelt bald knapp, bald ausführlicher von der Einrichtung zweier lateinischen Schulen, von „Scholmestern unde gesellen,“ ihrer Besoldung und Aufgabe, weiter vom „Superattendenten und synem hulper,“ von den Prädikanten — je zwei an den fünf Pfarrkirchen der Stadt —, sowie von Küstern und Organisten. In der Vorlage über die „hilligen Dage“ werden außer den Sonntagen und den drei großen Festen zur Beibehaltung empfohlen „Circumcisionis, Epiphanie, Marien kerkgangk, Marien vorkundinge, des heren himmelfart, Johannis baptiste, Marien berchgangk“ und Michaelis. St. Autors, des legendaren Beschützers der Stadt, und St. Valentins Tag, an welchem 1492 den Städtern der Sieg von Blekenstedt zu teil geworden, werden auf den nächsten Sonntag gelegt und als Dankfeste für sonderliche göttliche Hilfe gefeiert. Entscheidung in Ehestreitigkeiten wird dem Rate zugewiesen. Grundlegend aber ist vor allem die Ordnung der Armenpflege, sowie der Kirchen- und Schulfinanzen. In jeder der vier Pfarrkirchen werden zwei Kasten aufgestellt, der eine in der Kirche selbst für die freiwilligen Opfer, aus denen nach wie vor die Kosten der Armenpflege bestritten werden — daneben sammelt der Klingelbeutel —, der andre in der Sakristei. In dem letztern, dem „gemeynen schatkasten,“ sollen die Einkünfte aus dem Kirchenvermögen, dazu die Vierzeitengelder, testamentarische und sonstige Zuweisungen, die bestehenden Legate für Seelenmessen, Lichter und dergleichen gesammelt werden, damit daraus Kirchen- und Schulkosten allerart, soweit die letztern nicht durch das Schulgeld gedeckt sind, bestritten werden. Für jeden Kasten werden vier Vorsteher, „Diaken“ oder „kastenheren,“ bestellt. Den Pflegern des gemeinen Schatzkastens, von denen je einer ein Ratsherr sein muß, liegt es nebenbei ob, im Einvernehmen mit

dem Rat neue Geistliche anzunehmen und zu verpflichten. Der Rat erhält überhaupt die Oberaufsicht über die Durchführung der ganzen Ordnung, sowie die Strafgewalt gegen solche, welche „hyr enboven wes nyges, sunderliges und betliges vornemen."

So in den Grundzügen der Entwurf, welcher den Gemeinen zur Kenntnisnahme und Meinungsäußerung zuging. Von den Gutachten sind noch heute eine ganze Reihe im Stadtarchive vorhanden, unschätzbare Dokumente über die Stimmungen, Neigungen und Gedankenkreise der gemeinen Bürgerschaft zu dieser Zeit, wie sie schwerlich eine andre Stadt besitzen dürfte. Mit Fug hat daher der Herausgeber die wesentlichen und charakteristischen Stücke derselben, nach den Punkten der Vorlage geordnet, seiner Darstellung einverleibt. Sie zeigen, mit welchem Ernste auch die Mehrheit der Bevölkerung an die neue Ordnung hinantrat. Mit Lobpreisung der göttlichen Gnade, mit Dank gegen Dr. Pomeranus und den Rat beginnt das Gutachten der Hagengemeinde, die sich fast unbedingt der Vorlage anschließt. Andre haben wohl dies und jenes daran auszusetzen, wünschen Ermäßigung des Schulgeldes, schärfere und sofortige Einziehung der aus katholischer Zeit bestehenden Pfründen und Lehen, die nach der Vorlage nur nach jeweiliger Erledigung durch den Tod ihrer Inhaber in den gemeinen Schatzkasten fließen sollten. Überall aber tritt neben gelegentlichen Härten und Knausereien doch der ehrliche Wille hervor, die Sache zum sachlichen Besten zu beschicken — ein schönes Zeichen dafür die durchweg beantragte Erhöhung des vorgeschlagenen Predigersalars. Ob jener ehrliche Wille auch immer beim Rate zu finden sein werde, ist manchem nach frühern Erfahrungen bedenklich, und so wird derselbe denn wiederholt vermahnt, sich nun aber auch selber unter die Ordnung zu stellen und keinen aus den eignen Reihen mit Zucht und Strafe zu schonen. Den allseitig mit Freuden begrüßten Satz der „Vortekeninge," wonach Ehebruch inskünftige nicht nur durch kirchlichen Bann, sondern auch durch weltliche Strafe des Rats geahndet werden soll, führt das etwas gröbliche Gutachten der Schmiede dem Rate selber eindringlichst zu Gemüte; auch der Pfaffen wird gedacht, „die unserer Bürger Ehefrauen bei sich haben," wie es denn auch nicht an Stimmen fehlt, die jede Art Unzucht verbannt und gestraft wissen wollen — treffliches Beweismaterial gegen Janssens These vom Niedergange der Sittlichkeit durch die den Glauben an die Stelle der Werkgerechtigkeit setzende Reformation.

Soviel von den Gutachten der Genossenschaften. Ein mehreres empfehle ich jedem Freunde der Reformationsgeschichte an ihrem Orte, wo sie ziemlich zwei Bogen füllen, nachzulesen. Die „Korte vortekeninge" war Ende August zur Ausgabe gelangt, als die Niederschrift der Kirchenordnung selbst bereits dem Abschlusse nahe war. Auf Grund der Gutachten wurde nur einiges wenige geändert, Ermäßigung des Schulgeldes, Erhöhung des Predigersalars gewährt und ein elfter Prädikant bei Unser lieben Frauen beibehalten — es handelte

sich um den beim Volke beliebten, obwohl der geordneten Kirchenverfassung nicht unbedingt zugethauen Johannes Kopmann; im übrigen blieb es bei der Vorlage, die, selbst ein Kompromiß, auch Bugenhagen einige Zugeständisse — Aufhebung der Apostelfeste und Weglassung der Nachmittagspredigten in vier Pfarrkirchen — gekostet hatte.

Nicht allen Beteiligten war das Resultat recht, die Prädikanten klagten über Überbürdung. „Allein Bugenhagen, selber ein Mann von robuster Kraft und Gesundheit, dem die längsten Predigten keine Beschwerde, sondern eitel Lust waren, verstand derartige Bedenklichkeiten nicht, und froh seines Glaubens, die Begierde nach Gottes Wort, welche damals die Kirchen der Stadt bei jeder Gelegenheit bis auf den letzten Platz füllte, werde für alle Zeit gleich unersättlich bleiben, hätte er sich selber als ungetreuen Hirten verdammt, wenn er die Hand zu einem Nachlaß geboten, wodurch diesen Schäflein an ihrer Weide das mindeste abgebrochen wäre." Auch das erhöhte Salarium befriedigte vielfach die Ansprüche nicht, die man — und Bugenhagen ursprünglich selber mit — machen zu dürfen geglaubt hatte. Da wies er die Klagenden auf die katholischen Prädikanten hin, die noch weniger hätten, und weissagte, daß es nicht an Leuten fehlen würde, die ihnen auch das jetzt Gewährte noch als ein Überflüssiges mißgönnen würden, ein Wort, das die Zeit nur zu bald wahr machte.

Am 5. September ward die neue Kirchenordnung von Rat und Bürgerschaft gutgeheißen und am andern Tage, als einem Sonntage, ihre Annahme mit Tedeum in allen Kirchen verkündigt. In der ausgearbeiteten und vervollständigten Form, wie sie bald darauf bei Joseph Kluck zu Wittenberg im Druck erschien, ist sie das Muster eines geistlichen Volksbuches. Kein dürres Schematisiren, kein starres Gesetz, überall eine zum Verstande nicht bloß, sondern auch zum Herzen sprechende Motivirung, vielfach auch breit und behaglich ausgeführte Lektionen über christliche Lehre und Lebensführung, wuchtige Polemik gegen die hauptsächlichsten Irrtümer und Fehler, denen Bugenhagen in der Stadt hatte begegnen müssen — das alles in einer Sprache von kerniger Einfalt, die der Geringste verstand und an der der Gelehrteste seine Freude haben mußte, und über dem allen der Geist fröhlichen Glaubens, der seines Jubels kein Ende finden kann über die göttliche Gnade, die das reine Wort wieder habe ans Licht treten lassen.

Nur ungern versage ich es mir, das eine oder andre Stück im vollen Umfange wiederzugeben; ich begnüge mich damit, als kurze Sprach- und Darstellungsprobe den Eingang des Abschnittes „Van den scholen" hierherzusetzen. „It is billich unde christlik recht, alse gesecht is, dat wy unse kinderken Christo tor dope bringen. Overs ach leyder, wen se upwassen unde de tyt kumpt, dat me se leren schal, so is nemant darheyme, nemant vorbermet sick over de armen kindere, dat me se so lerede, dat se mochten by Christo blyven, deme se in der dope geoffert sind. Nemant vorsumet gerne den kinderken de dope, alse ok recht

is, overs wedderumme, nemant gedenket, dat uns nicht alleyne bevalen is, de kindere to dopen, sunder ok, wenn de tyt kumpt, to leren, alse gescreven is tovorne van der dope. De gedopten kinderken leven in der gnaden Gades, alse Adam unde Eva vor der sunden imme paradyse, weten nichtes gudes noch boses, wowol se van unser suntliken nature halven to torne unde tome bosen geneget sint. Se hebben de tosage Christi: Sulker is dat ryke Gades. Wenn overs de tyt kumpt, dat se vornunftich beginnen to werden, so kumpt ok de slange alse to Adam unde Even, unde beginnet de kindere to leren alle undoget, unde darto de vornuft darhen to leyden, dat se lestere de artikele des christliken lovens unde vorachte den vorbunt, mit Christo gemaket in der dope. Denne is it tyt, denne wert von uns gevordert, dat me se leren schal."

Gern hätten die zu Braunschweig — nunmehr auch weitaus die Majorität des Rates — ihren erprobten Führer als Superattendenten behalten, denn daß mit der Niederschrift der Ordnung noch nicht jeder Unordnung vorgebeugt sei, daß vielmehr in so unruhigen Zeitläuften eine Persönlichkeit vom Schlage des Doktor Pommer an der Spitze des Kirchenwesens auch ferner notthun würde, sah jeder, der sehen wollte. Aber Bugenhagen konnte und mochte sich nicht länger als unumgänglich nötig fesseln lassen, umsoweniger, da er bereits die Berufung nach Hamburg erhalten hatte. So schied er Ende September oder Anfang Oktober aus der Stadt, nachdem er zuvor an seiner Stelle den aus Torgau berufenen Martin Görlitz feierlich hatte einführen und verpflichten sehen. Über diesem sollte als Coadjutur oder „hulper" der treue Winkel wirken, der neidlos, wie er Bugenhagen bewundert hatte, sich jetzt auch Görlitz unterordnete.

Wie schwer es beiden wurde, das so kräftig und glücklich begonnene Werk fortzuführen, das zu berichten liegt außerhalb meiner Aufgabe und gehört auf ein andres Blatt. Nur erwähnen muß ich es, um zu zeigen, welcher Abstand auch die besten unter diesen Reformatoren zweiten und dritten Ranges von einem Bugenhagen trennte. Noch zweimal kehrte der letztere in den folgenden Jahren nach Braunschweig zurück, das erstemal im Mai 1529, von Görlitz und Winkel zu Hilfe gerufen, um gegen die Heterodoxen, namentlich Zwinglischer Richtung, zu predigen und mit ihren Führern zu disputiren. Sechs Wochen wandte er daran, der Erfolg war ein unbestrittner, aber nach seinem Weggange brach der Unfug von neuem los, und zeitweilig schien es, als wolle das ganze Werk noch jetzt wieder in sich zerfallen. Nicht die von Görlitz veranstalteten Colloquien der Geistlichen schufen endlich Ausgleich und Einheit, wie die ältern Darstellungen dieser Ereignisse uns glauben machen wollen — der äußere Fortgang der evangelischen Sache in deutschen Landen, die politische Bedeutung und Geschlossenheit, welche dieselbe mehr und mehr gewann, gaben den Ausschlag. Am Sonntag Trinitatis 1531 trat Braunschweig dem Schmalkaldischen Verständnis bei und verriegelte damit ein für allemal dem Papsttum wie dem Sektenwesen die Thore. Als Bugenhagen 1532, auf der Heimreise von Lübeck begriffen, zum letztenmal

in der Stadt einkehrte, fand er den Bestand seines Werkes gesichert und konnte getrost heimziehen nach Wittenberg.

Braunschweig. Wilhelm Brandes.



Eine neue Schiller-Biographie.



ls jüngst am Sarge Viktor Hugos mit Emphase das große Wort ausgesprochen wurde, Hugo sei der Geisterbeherrscher des neunzehnten Jahrhunderts wie Voltaire der des achtzehnten Jahrhunderts gewesen, so konnte diese Tirade in Deutschland nur spöttisches Lächeln und gutherziges Lachen hervorrufen. Über die Unrichtigkeit des Ausspruchs braucht man ja keine Worte weiter zu verlieren. Allein zu nicht ganz unfruchtbarem Nachdenken dürfte uns jene Prahlerei doch den Anlaß bieten. Die unendliche Mannichfaltigkeit, welche die Beziehungen des europäischen Völkerlebens während eines Jahrhunderts auf allen Gebieten aufweisen, läßt sich niemals völlig entsprechend unter die Bannformel eines Namens bringen. Will man dies aber doch thun, so erscheinen Friedrich der Große, Voltaire und Rousseau als die gewaltigsten Vertreter des achtzehnten, Goethe und Bismarck als die Repräsentanten des neunzehnten Jahrhunderts. Im achtzehnten Jahrhundert aber sehen wir den preußischen König dem Genius der französischen Literatur, die sich in Voltaire verkörpert hat, seine Huldigung darbringen; Voltaires Stellung und Wirken erscheint dem jungen Dichter und Literaten Lessing als erstrebenswertes Ziel, des Schweißes der Edeln wert. Voltaire und Rousseau, der Prophet der Revolution, werden in Frankreich, Deutschland, Italien, wie überhaupt überall als die geistigen Führer anerkannt. Die Einsicht, daß es sich bei dem Kampfe des Hamburger Dramaturgen um weit mehr handle als um eine ästhetische Frage über Form und Aufgabe der Tragödie, haben von den Zeitgenossen doch nur sehr wenige gewonnen. Als Voltaire starb, ließ allerdings ein Mitglied des um Goethe geschaarten jugendlichen Kreises, Heinrich Leopold Wagner, einen Protest gegen die erneute Proklamirung der Herrschaft Voltaires ausgehen in seinem nicht eben geistreichen Pamphlet „Voltaire am Abend seiner Apotheose" (Frankfurt, 1778). Doch auch dieser Protest konnte ja die unleugbare Thatsache von Voltaires Herrschaft nicht ändern, allzuwenig des Positiven, der eignen Leistungen konnten wir dem literarischen Freunde Friedrichs des Zweiten und seinen unsterblichen Leistungen entgegenstellen. Noch

vermochten wir dem literarischen Urteile, das Paris fällte und die Correspondance littéraire an den meisten deutschen Fürstenhöfen verbreitete, uns nicht zu entziehen. Die Übermacht des französischen Geistes ward durch die Schlacht von Roßbach nicht gebrochen. Und nicht die herrlichen Siege unsrer Waffen haben es bewirkt, daß wir heute einer Proklamirung neuer französischer Geistesherrschaft gar kein ernstes Wort der Abwehr mehr entgegenzusetzen brauchen. Die Prophezeiung Friedrichs des Großen über unsre Literatur hat sich im neunzehnten Jahrhundert erfüllt. Zum Beginn dieses Jahrhunderts, da Deutschland selbst als geographischer Begriff allmählich zu verschwinden drohte, warf Schiller das kühne Wort hin: „Die deutsche Sprache wird die Welt beherrschen.“ Die deutsche Literatur hat diese Erbschaft übernommen. Unter ihrem bestimmenden Einflusse vollzog sich die Verjüngung der englischen Literatur, und die französischen Romantiker, deren Führer nun auf einmal der erste Geistesheros des Jahrhunderts sein soll, haben in der Zeit der literarischen Kämpfe selber ihre Abhängigkeit von der deutschen Literatur anerkannt. Goethe und Shakespeare waren die Meister, in deren Namen einst die Mitarbeiter des Globe die Romantik in Frankreich auszubreiten strebten.

So dankbar wir auf den preußischen König zurückblicken müssen, der zuerst wieder von deutschem Waffenruhm die Welt erzählen machte und den ersten Grund zur Neugestaltung des Reiches legte, ebenso dankbar haben wir der großen Gründer und Führer unsrer Literatur zu gedenken, deren Verdienst es ist, daß wir nicht mehr gleich Friedrich dem Zweiten selbst uns der literarischen Herrschaft des Auslandes beugen müssen. Die großen Heroen der Wiedergeburt unsers geistigen Lebens sind eine Erscheinung, wie sich kein andres Volk in ähnlicher Weise ihrer rühmen kann. Achtzig Jahre sind seit Schillers, dreiundfünfzig seit Goethes Tode verflossen; mit mehr oder minder Geschick haben sich in diesen Dezennien zahllose Kärrner um die hohen Bauten, welche die Könige errichtet, zu schaffen gemacht. Nicht eben von der allgemeinen Gunst getragen, hat sich das Studium der deutschen Literaturgeschichte immer mehr entwickelt; vielfach ist man dabei auf Abwege geraten. Wäre es wahr, daß die Literaturgeschichte in letzter Linie eine Geschichte des Stils sein solle, so wäre sie freilich der Teilnahme der Nation nicht wert, ein wenig fruchtbares Spiel der gelehrten Zunftgenossen. Wie aber jede Literatur, die diese Bezeichnung überhaupt verdient, Nationalliteratur ist, und berufen das Gefühls- und Gedankenleben eines Volkes zum künstlerischen Ausdrucke in Worten zu bringen, so ist auch der Literaturgeschichte eine große nationale Aufgabe durch die Sache selber bereits zugewiesen. Und gewiß nicht der undankbarste Teil dieser Aufgabe ist es, Leben und Wirken der großen Männer, auf deren Thaten die Entwicklung der Literatur selber beruht, zu durchforschen und in würdiger Weise zu erzählen. Man braucht nur die vorhandnen Biographien zu mustern, um sich zu überzeugen, daß diese Arbeit unsern großen geistigen Führern gegenüber nicht gerade

eine leichte ist. Wir haben es, vielleicht eben weil wir die entgegenstehenden Schwierigkeiten besser erkannten, Engländern überlassen, die ersten Biographien Schillers und Goethes zu schreiben. Daß eine umfassende Goethebiographie vor Erschließung des Weimarischen Archivs nicht möglich war, versteht sich von selbst. Die früher als abschließendes Werk gepriesene Lessingbiographie Danzels fand man im Laufe des Fortganges der literarischen Studien nicht mehr genügend. Was Rudolf Haym für Wilhelm von Humboldt bereits seit langem geleistet, das wird er für Herder hoffentlich bald vollenden. Klopstock, Wieland, Schlegel, Tieck, Arnim u. a. haben noch keinen Biographen gefunden, oder wenigstens sind die Arbeiten ihrer Biographen noch nicht zum Abschluß gebracht. An Schillerbiographien haben wir keinen Mangel, und wer wollte Hoffmeisters trockener Gründlichkeit, Palleskes anziehender, nirgends aber in die Tiefe dringender Darstellung, Düntzers übersichtlich und einsichtsvoll zusammenfassender Anordnung das gebührende Lob versagen? Wie unschätzbar bleibt, was Schillers Witwe und Schwägerin, sein treuester Genosse Körner und seine Jugendfreunde von ihm erzählt haben! Allein alle diese und ähnliche Arbeiten haben sich zum Teil, wie Hoven, Streicher, Düntzer, Fielitz, nur engbegrenzte Ziele selber gesetzt oder ihre große Aufgabe nur einseitig, wie Johannes Scherr, oder oberflächlich, wie Gustav Schwab, behandelt.

Eine große Anzahl von Briefwechseln, der wichtigste unter ihnen wohl der mit dem Herzoge von Augustenburg, die Originalentwürfe der „Briefe über ästhetische Erziehung" enthaltend, und der ganze umfangreiche und inhaltreiche Nachlaß Schillers sind erst lange nachdem Palleske, Hoffmeister und Viehoff ihre Arbeiten ausgeführt hatten, bekannt geworden. Goedekes „historisch-kritische Ausgabe" von Schillers sämtlichen Schriften (Stuttgart, 1867—1876) hat Schillers ganzen Entwicklungsgang als Dichter und Schriftsteller, die Gründlichkeit und sittlich-künstlerische Sorgfalt seiner Arbeitsmethode in einer bis dahin ungeahnten Weise anschaulich gemacht. Die Änderungen und Fortschritte in der Behandlung unsrer Literaturgeschichte stellen jetzt an einen Biographen ganz andre Anforderungen, als zur Zeit des großen Schillerjubiläums erfüllt werden mußten. Die Aufgabe selbst und die zu ihrer Lösung sich darbietenden Mittel haben sich verändert. Eine umfassende Geschichte von Schillers Leben und Wirken zu schreiben ward nachgerade eine dringende Aufgabe, umsomehr als manche Umstände, wie z. B. die auf Kosten der Philosophie erfolgte einseitige Teilnahme für die Naturwissenschaften, dem liebevollen Verständnis für Schillers große Thaten Hindernisse zu bereiten schienen. Von einem solchen Werke über Schiller liegt nun der erste von vier in Aussicht gestellten Teilen vor,*) Schillers

*) Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. Von Richard Weltrich, kgl. Professor an der Kriegsakademie und dem Kadettenkorps zu München. Erste Lieferung. Mit dem Bildnis der Danneckerschen Schillerbüste. Stuttgart, J. G. Cotta, 1885.

Jugendgeschichte bis zu der am Jubilatesonntag des Jahres 1781 erfolgten ersten Ausgabe der „Räuber“ erzählend. „Das Werk müßte fertig sein, sagt Lessing einmal in einem ähnlichen Falle, wenn man von der Ökonomie desselben urteilen wollte“; man müsse abwarten, wie der Schriftsteller sich aus dem Labyrinth herausfinden werde. Weltrich selber bittet die Kritik, über den Plan seiner Arbeit nicht nach dem vorliegenden Bruchstücke zu urteilen, sein Buch sei als ein Ganzes gedacht: „die Verteilung des Stoffes kann sich erst, wenn das Ganze vorliegt, vollständig rechtfertigen; manches, dessen Aufnahme vielleicht auf den ersten Anblick befremdet, wird als Teil des Gesamtplanes nach und nach erst sich erklären.“ Nicht viel mehr als der Unterbau zu dem Denkmal Schillers ist in den vorliegenden viernndeinhalb Kapiteln gegeben: Geburt und Elternhaus (S. 1—35); Heimat und Kindheit (S. 36—82); Herzog Karl und seine pädagogischen Schöpfungen (S. 83—140, bereits in den beiden ersten Heften der Cottaschen „Zeitschrift für allgemeine Geschichte“ 1885 abgedruckt); Schiller als Zögling der herzoglichen Militärakademie (S. 141—330); Schiller als Regimentsmedikus in Stuttgart; die „Räuber“ (S. 331—384); die Gedichte der Anthologie; Schillers Flucht.

In der kurzen Zeit, seit welcher die erste Lieferung von Weltrichs Arbeit vorliegt, ist bereits ein spöttischer Tadel gegen den Inhalt des zweiten Kapitels laut geworden. Gerade in dem Abschnitte „Heimat“ tritt uns Weltrichs eigenartige Behandlungsweise im Gegensatze zu den frühern Biographen entgegen. Von der Familie des Dichters geht Weltrich im ersten Kapitel aus; der väterliche Stammbaum Schillers läßt sich bis 1587, der mütterliche bis 1640 zurückverfolgen. Von Vater und Mutter werden scharfumrissne Charakterbilder entworfen. Nachdem aber schon im Anfang (S. 16) hervorgehoben worden, daß „Marbach, die Heimat der Mutter des Dichters, an der Grenze der schwäbisch-fränkischen Mischungszone“ gelegen sei — Markbach (Grenzbach) war der ursprüngliche, auf fränkische Gründung hinweisende Name des Städtchens —, läßt sich der Verfasser im folgenden zu einer weitausgreifenden Untersuchung der Stammesart von Schillers Heimat verleiten. Er ist sich dieser Digression selber völlig bewußt, „denn die vorliegende Biographie möchte überhaupt auf Art und Erscheinen des deutschen Volkstums, wo immer ein Anlaß gegeben ist, Bezug nehmen.“ Die literarischen und anderweitigen Einflüsse, welche bestimmend auf die Entwicklung unsrer Dichter und Denker eingewirkt haben, zu untersuchen, ist längst für den Biographen Regel geworden. Sind aber nicht auch viel tieferliegende, von der Natur gegebene Einflüsse wahrzunehmen und so viel als möglich darzulegen? Während die große Masse unsers Volkes in gewöhnlichen Zeiten nur allzugern sich einer charakterlosen Philisterhaftigkeit ergiebt, treten in unsern großen Männern, wie sie in gleicheigentümlicher Weise und Erhabenheit eben nur Deutschland zu allen Zeiten erzeugt hat, die durch keine internationale Kulturverflachung vertilgbaren großen Charakterzüge ger-

manischer Stammesart in scharfer Ausprägung hervor. Die unverwüstliche Stahlkraft und der freudige Kampfeszorn in Luther und Bismarck, die lautere Wahrheitsliebe Lessings, der strengsittliche Ernst im Erfassen der größten wie der kleinsten Aufgaben und die Selbstbescheidung bei Goethe, der kühne Idealismus Schillers sind ebensoviele Züge, wie sie uns an den Helden der germanischen Mythen entgegenleuchten. Wie die von einzelnen Stämmen zuerst ausgebildeten Sagenhelden, gehören auch die großen Geistesführer in ihrer Ausbildung und ihrem Wirken Gesamtdeutschland an. Die Wurzeln ihrer Kraft dagegen ruhen in dem gesonderten Stammesboden, aus ihm sind sie erwachsen. Die charakteristischen Eigenschaften und Anlagen des Stammes treten in idealer Potenzirung in seinen größten Söhnen wieder hervor. So ist nach Weltrich „Goethe in seiner allseitigen Empfänglichkeit, geistigen Versatilität, harmonischen Milde und freudigen Lebensbeherrschung die feinste und glückliche Spiegelung des fränkischen Geistes; Schiller in der Macht seines Ideenlebens, in seiner Hingabe an idealistische Seelenstimmung, in der Hoheit und Strenge seines ethischen Willens der großartigste Repräsentant des schwäbischen Geistes." Treffend charakterisirt Weltrich, dem Vorgange Vischers in „Auch Einer" folgend, den Typus des würtembergischen Schwaben nach seiner Lichtseite hin: „Es sind innerliche Menschen; tiefkräftig, schwer zugänglich, in sich gefestet, voll Eigenwillens; natürlich begabt für jede höchste Thätigkeit des Geistes; auf das Phantasieleben angelegt, das in Lied und Sage, in der Anschaulichkeit der Rede gleich einer immer sprudelnden Quelle hervorbricht, nicht minder jedoch auf den philosophischen Gedanken, auf die unerbittliche Strenge der Forschung." Von dem Stamme, der im sechzehnten Jahrhundert der Nation Kepler und Frischlin, im achtzehnten und neunzehnten neben Schiller noch Wieland, Schubart, Hölderlin, Schelling und Hegel, Mörike, Uhland, Hermann Kurz und Strauß geboren, darf dies gerühmt werden. Wenn aber Weltrich, ehe er charakterisirt, durch einen kurzen historischen Rückblick auf die ethnographischen Verhältnisse von des Dichters Heimatlande sich einen festen Boden für die Charakterisirung zu sichern strebt, so ist dies durchaus zu billigen. Würde Hermann Fischer das von Adalbert von Keller begonnene schwäbische Idiotikon bereits vollendet haben, so hätte Weltrich sich wohl kürzer fassen können. Wessen Kosmopolitismus sich durch die starke Betonung der in unsern großen Dichtern fortwirkenden germanischen Stammesart verletzt fühlt, der möge Weltrichs Worte beherzigen: „Nur der hat wahres Leben, in welchem der wirkliche, der konkrete Geist seines Volkes sich wiedererkennt, sich selbst entbindet, dem Schaffen den Puls giebt."

Mit diesem Ausspruche hat er auch bereits das Urteil über den Fürsten gefällt, in dessen Schule der Eleve Schiller aufgewachsen ist. Herzog Karl Eugen, der undankbare und ungeratene Zögling des großen Preußenkönigs, ist von manchen Biographen Schillers in möglichst günstiges Licht gestellt worden; und in der That, ein unbedeutender Mensch ist der würtembergische „Herodes,"

wie Schiller ihn nennt, nicht gewesen. Allein wenn Schiller, der Sohn einer bürgerlichen protestantischen Familie, uns als Vertreter deutscher Stammesart erscheint, so tritt uns in dem katholischen Herzog des protestantischen Landes der Herrscher nach französischer Schablone entgegen. Der edle Markgraf Friedrich Karl von Baden scherzte einmal: „Ich gebe mir alle Mühe, mein Land emporzubringen, und der Herzog von Würtemberg läßt sich's sauer werden, das seinige zu ruiniren." Dieser Herzog hat Schillers Erziehung geleitet, der von ihm geübte Druck rief in dem Karlsschüler den oppositionellen Geist hervor, welcher in den „Räubern" und in der „Luise Millerin" seinen monumentalen Ausdruck gefunden hat. Weltrich hätte sich in der Schilderung der Militärakademie etwas kürzer fassen können; von Wiederholungen ist sein Buch auch sonst nicht frei, vielleicht Spuren der öftern Umarbeitungen, welche der gewissenhafte Autor vorgenommen hat. Doch werden gerade sein drittes und viertes Kapitel im ganzen als musterhafte Leistungen betrachtet werden dürfen. Die praktische Erfahrung, welche er als Lehrer an militärischen Anstalten gesammelt, giebt seinem Urteile über Studiengang, Disziplin und Wert der hohen Karlsschule Selbständigkeit und treffende Sicherheit. Eine bessere wissenschaftliche Ausbildung hätte zur gleichen Zeit keine andre Unterrichtsanstalt dem jungen Schiller bieten können, aber in dieser nur fürstlichem Egoismus dienenden Akademie herrschte keine pädagogische Einsicht, der freie Geist, welcher die gemeinsame Arbeit von Lehrer und Schüler beleben soll, konnte in dieser Schöpfung fürstlicher Willkür nicht gedeihen.

Schillers Festreden und medizinisch-philosophische Abhandlungen, die in der Karlsschule entstanden, unterzieht Weltrich einer eingehenden Zergliederung, für die ihm Tomaschek und Überweg Vorarbeiter waren. Schillers medizinische Kenntnis erklärt er wohl mit Recht für gründlicher, als man gewöhnlich annimmt. Auf die allgemeinen literarischen Verhältnisse wird nur ein sehr beschränkter Ausblick gegeben; trat doch die Poesie dem Eleven der medizinischen Abteilung nur verstohlen mit einzelnen Werken nahe. Für die Entstehungsgeschichte der „Räuber" unterscheidet Weltrich zwei Perioden. 1777 habe Schubarts Erzählung „Zur Geschichte des menschlichen Herzens" (im Januarhefte des „Schwäbischen Magazins" 1775 erschienen, von Weltrich wieder abgedruckt) und das biblische Motiv vom verlornen Sohn zusammengewirkt. Motive aus Shakespeares „Lear," Klingers „Zwillingen," Leisewitzens „Julius von Tarent" und „Den beiden Alten" von Lenz schmolzen mit den Motiven zusammen, welche Schiller bereits 1776 in seinem Trauerspiele „Kosmus von Medici" verwertet hatte. „Der Accent liegt noch auf einem christlich-religiösen Gedanken, wenn auch der Antagonismus zweier Charaktere den Dichter beschäftigt." Im zweiten Stadium der Erfindung aber — 1780 — ward „das Schwergewicht des Stückes vom Psychologischen auf das Soziale verlegt. Jetzt erst wächst der Bau zu seiner Riesengröße, Erfahrungen über die wirkliche Welt, in welcher Schiller lebte, Einblicknahme(!) in sozialpolitische Zustände und eine energische

innere Selbstbefreiung müssen diese Umwandlung begleitet haben." Weltrich gesteht, daß er die dramatische Größe der „Räuber" von Schiller selbst später nicht wieder erreicht finde; das war bekanntlich auch L. Tiecks Meinung. Man muß diesem Urteile eine gewisse Berechtigung zusprechen, wenn man ihm auch nicht beistimmen mag. Daß die „Räuber" „nicht allein unter dem Gesichtspunkt des Ästhetischen betrachtet werden dürfen," ist unzweifelhaft. Nach ihrem Keimen, ihrem Erscheinen und ihren Wirkungen weist Weltrich sie den sozialpolitischen Thaten der allgemeinen Kulturgeschichte zu. Rousseaus Ideen sind auch in Schillers Jugenddramen lebendig geworden. Eine Revolution ist auch in der deutschen Literatur gepredigt worden, und die französische Nationalversammlung hat nicht ohne Grund dem Dichter der „Räuber" das Bürgerrecht erteilt. Allein der Dichter der „Räuber" hat der französischen Revolution nichts weniger als sympathisch gegenübergestanden. In tendenziöser Absicht hat er ihr gegenüber in der „Jungfrau von Orleans" das angeborne Volkskönigtum gefeiert. Die Freiheit, welche in der französischen Literatur von Rousseau bis Viktor Hugo nur als eine bestimmte Regierungsform gedacht werden kann, ist bereits dem Dichter der „Räuber" nicht als etwas äußerliches erschienen. In seinem eignen Innern muß jedes Individuum durch eigne Kämpfe sich die Freiheit erobern. Ist nur diese erst von einer großen Gesamtheit errungen, so wird eine die freie Entwicklung hemmende Staatsform sich von selber umgestalten müssen. Das sind Ideen, die Schiller dem Herzoge von Augustenburg gegenüber ausgesprochen hat, und wie grundverschieden sind sie von der formalen Freiheit, für welche romanische Völker sich begeistert haben!

Stehen wir heute nicht nur politisch, sondern auch in unsern Anschauungen und Ideen nicht mehr wie in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts unter dem Einflusse der vom Auslande gebrauchten Schlagwörter, so haben wir dies in erster Linie dem großen Sinne und den großen Thaten der Führer unsrer Literatur, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, zu danken. Ihren Geist in jeder Generation lebendig zu erhalten, den Inhalt ihrer Werke uns anzueignen, durch die Betrachtung ihres Entwicklungsganges, ihres Lebens und Strebens, Leidens und Streitens uns zu gleichem Idealismus zu stärken, ist eine nationale Pflicht und Aufgabe, deren volle Bedeutung leider nicht oft genügend erkannt wird. Möchte die nach jeder Seite hin treffliche Geschichte, welche uns von dem Leben Schillers erzählt, dazu beitragen, Liebe und Verständnis zu wecken und zu mehren für den Dichter, der als „ein Fürst im Frieden des Geistes, doch auch als ein Held seines Volkes und ein Vorkämpfer im gewaltigsten Streit" sich nun seit einem Jahrhundert bereits erwiesen.

Marburg i. H. Max Koch.



Modeliteratur.



Wer etwa geglaubt hat, daß durch die Öffnung zahlreicher neuer Berufsarten für das weibliche Geschlecht dieses von der Schriftstellerei werde abgelenkt werden, muß heute seinen Irrtum bereits erkannt haben. Im Gegenteil kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß manche jüngere oder ältere Dame, welche tagsüber hat am Rechenpult oder am Schalter sitzen müssen, in stiller Nacht sich für den Zwang und die prosaische Beschäftigung durch wilde Ritte auf dem Hippogryphen schadlos zu halten und zugleich an der schnöden Welt Rache zu nehmen suche. Zwar hatte die so oft und vielleicht über Gebühr verspottete Gouvernanten-Romantik, welche niedliche Backfische am Arme junger Männer „mit prächtigem blondem Vollbart“ glücklich werden läßt, längst nicht mehr das Feld allein behauptet; namentlich in jüdischen Gesellschaftskreisen entstand eine George Sand um die andre, entschlossen, die schwierigsten sozialen Probleme novellistisch zu lösen. Allein auch diese sind überholt von verwegenen Ritterinnen vom Geist. Gänzlich frei von dem leichten Anfluge von Pedanterie, den auch die zweite Gattung nie ganz los wird, nimmt die dritte spielend jedes Hindernis, sei dies nun von der Logik, der Grammatik, der Ethik oder welcher lästigen —ik sonst aufgeworfen worden; je leichter ihr Gepäck an Wissen ist, desto mehr Lesefrüchte aus neuen Feuilletonromanen birgt dasselbe.

Vor wenigen Jahren tauchte zum erstenmale der Autorname Ossip Schubin auf, gegenwärtig gehört dessen Träger bereits zu den „Berühmtheiten,“ mit welchen Unterhaltungsblätter prahlen. Damals wurde geheimnisvoll angedeutet, hinter dem Pseudonym verberge sich ein alter Diplomat — eine nicht sehr geschickte Reklame, denn wer nur drei Seiten von Ossip Schubin gelesen hatte, wußte, daß dieser Diplomat auf jeden Fall einen Unterrock tragen müsse. Und hat man erst das Vergnügen gehabt, mehrere ihrer Werke zu lesen, so geht man mit ziemlicher Sicherheit weiter im Signalement. Frau oder Fräulein Ossip ist entweder in Österreich geboren oder hat lange genug dort gelebt, um sich gewisse Unarten anzugewöhnen. Bei ihr sitzt der Kutscher „am“ Bock, sie gebraucht „bis“ wie „um“ oder „wann,“ „nachdem“ wie „weil,“ den Imperativ „hilf“ anstatt des Konjunktivs „helfe“ u. a. m. Sie hat auch einen Einblick in das Leben gewisser aristokratischen Kreise Österreichs gewonnen, etwa durch die Thürspalte oder das Schlüsselloch. In frühern Zeiten würde man durch die Sucht, Fremdwörter und Zitate aus allen möglichen Schriftstellern zu gebrauchen, ver-

leitet worden sein, ihr die Stellung einer Gouvernante in einem vornehmen Hause zuzutrauen; doch in der Gegenwart werden die Erzieherinnen so strengen Prüfungen unterzogen, daß von ihnen vorausgesetzt werden darf, sie würden richtig zitiren und das Wörterbuch zurate ziehen, bevor sie morbidezza mit „verzehrende Glut“ übersetzen u. dergl. m. Vielmehr fühlen wir uns in ein Domestikenzimmer versetzt, dessen Bewohner einander renommistisch mitteilen, welche Schwächen und Geheimnisse sie der Herrschaft abgelauscht haben wollen, und gleichzeitig verzweifelte Anstrengungen machen, Manieren und Ausdrucksweise eben jener Herrschaft nachzuahmen. In bevorzugter Stellung ist dabei natürlich die Kammerjungfer, welche die gnädige Frau auf Reisen und in die Bäder begleitet, die Welt gesehen und mit Nutzen allerlei gelesen hat: Reisehandbücher, welche heutzutage so gefällig sind, uns zu sagen, was wir bei dem Anblick eines Kunstwerkes oder einer Gegend empfinden müssen, und alle Romane, die auf dem Nachttische der „Gnädigen“ liegen: Wilkie Collins und Augustus Sala, Daudet, Zola und Claretie, Turgenjew, Dostojewski, Kraszewski u. s. w. Auf solche Weise lernt man viel, wird bei einiger Anlage dazu eine kühne „Realistin,“ und das Auditorium, welchem mit solcher Geläufigkeit von Paris und Rom, vom Kleiderschnitt und der Todesstarre der Medusa, von dem Zauber der Campagna und den anstößigsten „Liaisons“ erzählt und eine „geistreiche“ Wendung über die andre aufgetischt wird, wie „launenhafte Tabakswölkchen, langweiliger Geruch, gedrückter Eindruck“ — das Auditorium hat Recht, wenn es begeistert ausruft, die Erzählerin plaudere wie gedruckt, die Romanschreiber des Wochenblättchens verstünden es nicht besser.

Wie wir gesehen haben, erfreuten sich aber die ersten Romane von Ossip Schubin eines viel größern Erfolges als die Romane im Wochenblättchen. Das lag am Stoff — wir sagen ausdrücklich nicht an den Stoffen, denn der Stoff ist immer derselbe. Das Gemisch von deutschen, slawischen, italienischen und magyarischen und noch mancherlei Elementen, welches sich österreichische Gesellschaft nennt, übt auf den deutschen Leser den Reiz des Exotischen aus. Einen so starken Fremdenzuzug auch die böhmischen Bäder von altersher haben und soviel auch jetzt die Alpengegenden bereist werden, so bestehen doch immer noch ziemlich romanhafte Vorstellungen von jener Welt, in welcher endloser Grundbesitz vom Hochgebirge bis in die Puszta mit chronischer Geldverlegenheit, Strenggläubigkeit mit Frivolität, Hochmut mit treuherzigem Entgegenkommen, Schliff mit Unbildung, Ritterlichkeit mit Rohheit sich angeblich zu einer an Zigeunermusik erinnernden Harmonie vereinigen sollen. Und derartigen Vorstellungen entsprachen die Schilderungen Schubins, und der auf den bekannten gemütlichen Dialekt gepfropfte Kavaliersjargon schien ihnen den echten Lokalton zu geben. Leider erwies sich bald, daß an jedem neuen Buche eigentlich nur der Titel neu war. Ein halb Dutzend Figuren, zwei bis drei „Stimmungen“ und eine recht widerwärtige Familiengeschichte werden immer wieder in etwas

andrer Gruppirung vorgeführt; der ehemalige Kavallerieoffizier und die bezaubernde Komtesse, Nicki und Vicki, oder Mucki und Losi, oder welcher anmutigen Kosenamen sie sich sonst rühmen, dazu die ahnenstolze alte Dame, die klatsch- und naschhafte arme Verwandte, der lächerliche Fabriksjunker führen unermüdlich ihre banalen Gespräche, und von Zeit zu Zeit fällt ihnen die Verfasserin ins Wort, um im schlechtesten Feuilletonstil, verschwenderisch mit Epithetis und geizig mit Hilfszeitwörtern, mitzuteilen, daß der Mond scheint oder daß Gewitterschwüle herrscht — was jedoch in der Regel auf den Gang der Handlung keinen Einfluß hat. Man möchte darauf schwören, daß der Dame das unglückselige Romanschreiben niemals eingefallen wäre, hätte sie nicht so viel von Zola und von Turgenjew gelesen, und gemeint, der brutale Realismus des einen, die scharfe, porträtmäßige Charakteristik des andern seien leicht nachzuahmen; Ehebrüche und von Slawen bewohnte Steppen kommen ja auch in Österreich vor! Daß ihre Zeichnungen von anfang an oberflächlich waren und durch die stete Wiederholung manierirt geworden sind, wird jeder Leser gewahr, genaue Kenner von Land und Leuten vermissen sogar den Grad von Treue, den man auch von einer skizzenhaften Schilderung fordern dürfe. Nach ihrer Ansicht ist die österreichische Aristokratie nur zu verstehen, wenn die historische Entwicklung derselben im Auge behalten werde, die immer nur teilweise Verschmelzung des feudalen mit dem Hofadel, der aus allen europäischen Ländern sich rekrutirt hat, mit den rheinischen, belgischen, irischen 2c. Katholiken, die nicht sowohl dem deutschen Kaiser als dem Beschützer ihrer Kirche im Felde oder in der Diplomatie dienen wollten, mit den Lothringern, welche ihrem letzten Herzoge Franz Stephan folgten, mit den Hannoveranern und Mecklenburgern, welche rasches Avancement in der Armee suchten, u. s. f. Auch bestehe die Scheidewand zwischen der alten Aristokratie und dem Börsen- und Fabrikantenadel großenteils nur noch in der Einbildung, seitdem die Träger der stolzesten Namen sich gern die Verwaltungsratseinnahmen gefallen lassen, und Fürstinnen und Bankiersfrauen einträchtiglich miteinander Bälle und Theatervorstellungen arrangiren. Das Bild, welches Ossip Schubin male, sei der österreichischen Gesellschaft nicht ähnlicher als das mit dem Namen le comte Paul Vasili bezeichnete der Berliner — was demnach wieder auf den Kammermädchengesichtspunkt zurückleiten würde.

Die vielen Auflagen, welche die ausländischen Realisten erleben, richten überhaupt manches Unheil an. Was ist z. B. aus Friedrich Spielhagen geworden! Wir hätten Veranlassung, demselben recht nachsichtig zu begegnen, da er in seinem neuesten Roman Reklame für die Grenzboten macht: ein Dichter wird als Mitarbeiter unsers Blattes vorgestellt, ein Dichter freilich, wie er in einem Spielhagenschen Romane steht. Immerhin ist es gut gemeint. Aber der Wahrheit muß doch die Ehre bleiben: wäre die Identität nicht durch jedes Konversationslexikon festzustellen, man könnte glauben, daß eine andre schreib-

selige Emanzipirte den Schriftstellernamen Spielhagen gewählt habe. Auch hier die schlechte Kopie der neuesten Franzosen, die krampfhaften Anstrengungen, in der deutschen Gesellschaft dieselben Fäulnissymptome zu entdecken, wie in der französischen und russischen, das ängstliche Suchen nach den gemeinen Seiten der menschlichen Natur. Dabei scheint der Verfasser einen Unterschied garnicht zu bemerken. Daudet z. B. lehrt uns seine Menschen kennen, wie sie von andern gesehen sein wollen; nach und nach, durch ihre Handlungen, gewinnen wir Einblick in ihr Inneres. Spielhagens Herren und Damen wollen um keinen Preis verkannt sein, weder von den Nebenpersonen, noch von uns, gleich schlechten Schauspielern, die Bösewichter zu spielen haben, und fürchten, der Zuschauer könne ihre tugendhaften Reden für Ernst nehmen. Die Intriganten verschwören sich, das Glück des Guten zu untergraben, und man meint den Präsidenten und seinen Sekretär in Schillers Jugenddrama zu hören; ihre Opfer aber spielen so erbarmungswürdige Figuren, daß jedermann ihnen ihr Schicksal gönnen muß und nur über die Zumutung staunt, sich für sie interessiren, ihrer langsamen Hinrichtung vielleicht durch mehrere Bände beiwohnen zu sollen. Wir haben Spielhagen niemals hoch stellen können, hätten jedoch nicht erwartet, daß er auf ein solches Niveau sinken würde.

Um nicht mißverstanden zu werden: dem unersättlichen Lesehunger der großen Menge ist mit gediegener Kost niemals gedient. Er muß Massen zum Verschlingen haben, leicht verdauliches Futter. Welche Autoren waren die allgemeinen Lieblinge, als Schiller kaum gestorben war und Goethe noch in voller Schaffenskraft dastand! Wir wollen also deshalb unsrer Zeit nichts böses nachsagen, weil auch sie ihre van der Velde und Henriette Hanke braucht. Aber die van der Velde und Hanke waren nicht nur bescheidne Leute, welche die Grenzen ihrer Begabung erkannten, sie haben auch nicht schädlich gewirkt. Und vergleichen wir genau, so überzeugen wir uns mit Bedauern, daß ihre Nachfolger noch außerdem viel flacher sind.

Auch eine neue Gattung von Dichtungen in gebundener Rede fordert den Vergleich mit Erscheinungen vor einem halben Jahrhundert heraus. Jugendliche Poeten, von beneidenswertem Selbstgefühl erfüllt, machen aus ihren „großen Schmerzen" teils „kleine Lieder" mit ebensoviel Affektation, doch etwas weniger Talent als Heine, oder verkünden in Epen, Mysterien u. dergl. neue Heilswahrheiten in so schwülstigem Tone, daß eine gewisse Ähnlichkeit mit der Apokalypse sich nicht verleugnen läßt. Der fruchtbarste scheint Richard Kralik zu sein, aus dem wohl noch etwas werden kann, falls er eine Krisis durchmacht, wie Herr Amandus von Nebelstern in Hoffmanns „Königsbraut." Dem kam nämlich nach einer (allerdings etwas drastischen) Erschütterung sein bisheriges poetisches Streben albern und verkehrt vor (Hoffmann drückt sich stärker aus), er „vertiefte sich in die Werke der großen und wahren Dichter der ältern und neuern Zeit," sodaß „kein Platz übrig blieb für einen Gedanken an sein eignes Ich.

Er gelangte zu der Überzeugung, daß ein Gedicht etwas andres sein müßte als der verwirrte Wortkram, den ein nüchternes Delirium zutage fördert, und wurde, nachdem er alle Dichtereien, mit denen er sonst, sich selbst belächelnd und verehrend, vornehm gethan, ins Feuer geworfen, wieder ein besonnener, in Herz und Gemüt klarer Jüngling, wie er es vorher gewesen." Quod bonum felix faustumque sit!



Das Sterben auf der Bühne.

Von Karl Borinski.

ie nachstehenden Betrachtungen wurden angeregt durch zwei medizinisch gewiß sehr merkwürdige Fälle letaler Agonie, die wir kürzlich auf den ersten Bühnen Berlins zu studiren Gelegenheit hatten: den Wahnsinnstod des nach drei Jahren bei uns wieder auferstandenen Fräuleins „Adrienne Lecouvreur" und den Krampftod des Herrn Dragonerrittmeisters Baron Hubert in Heyses „Ehrenschulden."

Wir wollen hier nicht mit denen rechten, denen mit Faust „das Schaudern der Menschheit bestes Teil" ist; wir wünschen im Gegenteil, daß erfahrene Literaturärzte, etwa die Herren Stettenheim und Schmidt, ihnen baldmöglichst statt der einen Szene bei Heyse und des einen Aktes bei Scribe ein ganzes Drama schenken möchten, welches alle Stadien eines langsam fortschreitenden Todeskampfes — derselbe kann ja auch eine Theaterzeit dauern, und der Wahrscheinlichkeit wäre kein Abbruch gethan — gewissenhaft zur Darstellung brächte. Wir beschränken uns darauf, mit ihnen einmal die Frage zu erörtern, die gewiß einer eingehenderen Behandlung als durch diese wenigen Zeilen würdig wäre, die Frage: Was bedeutet der Tod auf der Bühne und wie weit ragt die qualfrohe Hippe seiner hohläugigen Majestät hinein in die Welt des schönen Scheins?

Der Tod im Drama ist die natürliche Lösung eines unentwirrbar gewordenen Kausalnexus, der letzte Moment in dem Kampfe des freiheitträumenden Individuums gegen die Notwendigkeit des Alls, diesem Kampfe, der den ewigen Vorwurf des Dramas bildet. Er ist nicht niederschmetternd, er ist erhebend, denn er bringt dem Individuum wirklich das, was es im Grunde

ersehnt, Aufgebung des Ichs, Befreiung. Der kalte Stahl, der in das Herz des Helden fährt, welchen wir durch alle Phasen des Gefühls geleitet haben, der Gifttrank, den er an die Lippen setzt, ja schon der Entschluß, zu sterben, den wir bestätigt hören, scheidet uns von ihm; wir sind nicht mehr er selbst, wir haben aufgehört, mit ihm zu leiden, aber alle Gnaden seines Todes werden uns dennoch zuteil, die Erlösung von dem Druck der Existenz, die Erhebung über des Menschen Qual. Dies und nichts andres ist der „Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen," hierin nur ist die Erklärung zu suchen für die auffällige Erscheinung, daß die Menschen zu allen Zeiten den sonst so gefürchteten, rätselhaften Feind ihres Daseins sich immer und immer wieder in drastischer Thatsächlichkeit vor Augen geführt haben.

Aber auf welche Weise?

Die Griechen, dieses bei allem Heldenmute doch so zartnervige, feinfühlende Volk, haben den Tod nicht auf die Szene gebracht. Der Sieger von Marathon, dem man gewiß keine weibische Schwäche vorwerfen wird, läßt seine Helden nicht vor seinen Blicken sterben. Ein Publikum, dem der Anblick eines Furienchors Schauder einjagte, wie sie dem modernen Hörer des Gluckschen „Orpheus" wohl im allgemeinen unverständlich sind, konnte das zuckende Martyrium der sich von ihren Banden losringenden Psyche nicht ertragen. Es verlangt, daß das Opfer hinter die Szene getrieben werde (das Gebüsch im „Ajax"), wo sein Aufschrei seinen Fall verkündet, oder es läßt sich denselben durch Boten, die oft das gräßlichste Detail nicht sparen („König Ödipus," „Antigone"), mehr oder weniger ausführlich berichten. Woher dieser Widerspruch?

Wo man eine Erörterung des Unterschiedes der Phantasieschilderung und der realen Darstellung des Gräßlichen, des *μιαρόν*, zu suchen habe, brauche ich dem gebildeten Leser nicht zu sagen. Aber was unsern besondern Fall, das Sterben auf der Bühne, betrifft, so möchte ich, da man für ihn auf keine derartige Behandlung hinweisen kann, einige Gedanken hiermit zur Prüfung vorlegen. Körperliche Qualen auf der Bühne kannten die Griechen sehr wohl (Herakles, Philoktet). Sie sind durchaus nicht untragisch. Der physische Schmerz ist nun einmal das größte der menschlichen Leiden, von einem gewissen Grade an stärker als selbst der gewaltigste psychische Schmerz. Das ist auch in der Dichtung wahr, so viel auch gerade durch den Mund dichterischer Gestalten uns das Gegenteil versichert werden mag. Aber diese Schmerzen sind keine Todesqualen. Sie sind dramatisches Motiv wie jedes andre, um das entsetzliche Loos eines vom höchsten Unrecht betroffenen, verstoßenen Kriegers, das traurige Ende des Gewaltigsten aller Helden lebhaft zu illustriren, der der verderblichen Eifersucht eines Weibes zum Opfer fällt. Die Schmerzen kommen vor unsern Augen und gehen wieder; wir können aufatmen, und sorgliche Gemüter beruhigt die Prophezeiung ihres Endes, selbst bei dem bis zum Schluß gequälten Übermenschen, dem gefesselten Prometheus. Der Tod im Drama hat

jedoch, wie bereits festgestellt, eine andre Aufgabe, die der eben berührten meist widerstreiten wird. Darum weicht er hinter die Koulissen und tritt bloß als Faktum vor uns, nicht als Bild.

Aber wir sind weit entfernt, der tragischen Muse ihre uralten Attribute, Gift, Dolch und Strick, wieder nehmen zu wollen. Der moderne Dramatiker hat verwickeltere Probleme zu lösen, als der antike. Er wird in den meisten Fällen den Tod auf offner Bühne nicht entbehren können. Dramaturgisch ist aber seine Bedeutung ohne Frage dieselbe geblieben; er wird sie nicht anders auffassen, als wie sie von uns oben formulirt worden ist. Wenn er sich also derselben bewußt bleibt und nicht etwa absichtlich nach des Aristoteles Ausdruck für Koulissenreißer (*διὰ τοὺς ὑποκριτάς*) dichtet, so wird er die Grenzen seiner Rolle so eng als möglich zu ziehen suchen und wird sich hüten, ihr eine Charakteristik zuzuteilen, die sie als Selbstwerk erscheinen lassen könnte. Die Luise freilich, welcher von dem „elenden Gran Arsenik sehr übel wird," welche „mit schwerer Zunge" spricht, während „ihre Finger gichterisch zucken," diese Luise wird immer das dramatische Gruseln des nach starkem Tabak verlangenden Vorstadtpublikums bestreiten, wie die Kanaille Franz, welche es einzig unter den Bühnenbösewichtern fertig bringt, sich vor den Zeugen seiner Schandthaten mit der „goldnen Hutschnur selbst zu erdrosseln." Doch diese Träume eines Regimentsfeldscheers hat der Dichter nicht zu verantworten. Shakespeare, der Dramatiker an sich, der sich gewiß an keine überzarten Nerven wendet, kennt solche Dinge nicht. Selbst da, wo er am weitesten geht, im „Othello," verlegt er die Unthat in den Alkoven, wo der Körper des Mohren die gräßliche Szene verdeckt, und zieht dann gnädig den Vorhang (draw the curtains) vor den Todeskampf der armen Desdemona. Nirgends lag die Versuchung zu solchen Ausschreitungen näher, als in dem überherrlichen, leider durch seine Unaufführbarkeit wenig populären „Antonius und Kleopatra." Hier ist ja das interessante Schlangengift — welch eine Agonie ließ sich darauf gründen! Aber wie kurz geht er darüber hinweg! „Siehst du den Säugling nicht an meiner Brust in Schlaf die Amme saugen" und „so süß wie Thau! so mild wie Luft, so lieblich — O mein Antonius! — Was wart' ich noch!" Das ist alles. Das sanfte Einschlafen des Bewußtseins, der einzige Tod, den man ersehnt. Und er, Antonius, der Romeo unter den Helden, der garnicht scheiden kann von der Welt, in der er sie zurückläßt, bei ihm überwiegt das Leben so den Tod, daß wir mit ihm nur den Abschied von ihr empfinden, nicht den vom Dasein. Denn das ist das Kriterium einer solchen Szene, daß man über ihrem poetischen Gehalt oder über ihrer dramatische Notwendigkeit und Bedeutsamkeit den materiellen Hintergrund ganz vergißt. Nur wenn der Sterbende auf der Bühne gebraucht wird, um Beziehungen ins Klare zu bringen, Motive zu Ende zu führen u. s. w., oder wenn er auf keine Weise von ihr entfernt werden kann, nur dann darf er sich erlauben, auf der Bühne zu sterben.

Diese Bedingungen liegen aber in der „Adrienne Lecouvreur“, einem für einen Scribe höchst verworren angelegten und mangelhaft durchgeführten Drama, wahrhaftig nicht vor. Adrienne kann auf garnichts mehr hören; wir haben nicht einmal die Genugthuung, daß sie die Intrigue vor ihrem Ende durchschaut. Das ist bei Heyse freilich anders. Dieser klare Dichtergeist, der noch dazu gerade in dieser Beziehung mit der peinlichsten Sorgfalt prüft, weiß sehr wohl, warum er seinen vergifteten Hubert aus dem Alkoven noch einmal auf die Bühne schickt, und zwar gerade beim Eintritt des Bankiers. Dieser wunderliche Gläubige des Ehrenwortes, welcher doch im Grunde ein Feigling ist, der vor seinem Unglück den Kopf in den Sand steckt, er soll durch die Art dieses Todes nicht bloß über das Imaginäre seiner Beruhigung aufgeklärt werden, sondern auch über alle dabei in Frage kommenden Motive. Der Dichter erreicht das, und wir sind weit entfernt, etwas an dieser meisterhaften Miniaturtragödie aussetzen zu wollen. Aber er erreicht es durch eine Pantomime, die Pantomime einer widerlichen Agonie, gegen die sich unsre Nerven empören. In dieser Beziehung gleicht der kleine Auftritt ganz dem rohen Akte Scribes. Es ist beidemal die Giftprobe, das Experiment zu einer früher gegebenen pathologischen Schilderung. Das ist Vivisektion.

Wir möchten hierbei auf die besondern Wirkungen der verschiednen Theatermorde hinweisen. Der Dolch inkommodirt uns am wenigsten. Sein Stich durchzuckt uns, aber dann ist es vorbei. Schlimmer ist schon der Strick; er ist mit einem bedenklichen Gefühle im obern Teile der Brust verbunden. Am allerschrecklichsten ist das Gift, weil seine Folgezustände dem pathologischen Vorstellungsvermögen am nächsten stehen. Es giebt daher eine Art Beruhigung, wenn die Vergiftung auf unzweideutige Weise durch Aufnahme des Giftes in den Körper markirt wird. Wir sind es nicht, die aus dem Becher getrunken, das Fläschchen geleert haben. Bricht aber die Vergiftung auf geheimnisvollem Wege gewissermaßen aus der Luft über den Darsteller herein, durch die Berührung einer Rose, durch das Ritzen mit einem Messer, dann ergreift sie auch uns. Es ist bekannt, wie wenig Mühe es kostet, jemandem bis zur Bewußtlosigkeit einzureden, er sei vergiftet, wenn man sich wirklich einen so grausamen Scherz erlauben wollte. Das beruht auf eben derselben Geschäftigkeit der reflektorischen Nerven, die uns in obigen Fällen die angenehmen Empfindungen verschafft, welche die Kunst des Darstellers uns andeutet: Kälteschauer, unerträgliche Unruhe in allen Gliedern, Angstschweiß und jene antiperistaltischen Bewegungen im Innern, die auch dem stärksten Manne aus seinem Fuchssemester bekannt sind.

Daß diese Kunst eines großen Schauspielers würdig sei, bestreite ich entschieden. Ich halte sie nicht einmal für schwer. Nichts ist leichter zu erlangen, als die Kenntnis der hier anzuwendenden Mimik. Überraschende Einzelheiten, wie sie Lichtenberg an Garriks Kopien natürlicher Ausdrucksformen bewundert,

sind hier kaum anzubringen. Lessings Begeisterung im dreizehnten Stücke der Dramaturgie für den „ungemeinen Anstand," mit dem „Madame Henseln starb" (weil sie nämlich das Zupfen der Sterbenden in ihre Gesten aufgenommen hatte), habe ich nie begreifen können. Viele Leser werden dies unheimliche Zupfen bei Fieberkranken in kritischen Augenblicken schon bemerkt haben. Dazu braucht es nicht der Beobachtungsgabe eines großen Mimen. Das meiste thut hier die geschminkte Maske, die der Darsteller schon bei seinem Auftreten lange vor dem Eintritt der Vergiftung auf dem Gesichte parat hat. Oder fragt sich der Besucher des deutschen Theaters nicht sofort, wenn der treffliche Vertreter des Ehrenschuldners vergnügt mit nachlässig geöffneter Uniform auf die Bühne stürzt: „Was willst du, Kadelburg, so trüb und so bleich?"

Und nun gar die totenblaß mit obligatem Sterbekapouchon hereinwankende Adrienne! Freilich kommt es auf das Wie der Darstellung an. Aber je virtuosenhafter dieselbe ist, je krasser der stiere Blick der Augen, je weiter nach auswärts gespreizt die krampfhaft zuckenden Finger, je täuschender der pfeifende, röchelnde Atem, desto unwürdiger der großen, schönen Kunst, die das Leben darzustellen hat und nicht den Tod.

Ich sah einmal eine sonst ausgezeichnete Darstellerin der Marie im „Clavigo," die das ganze Stück hindurch hustete — jenes entsetzliche trockene Hüsteln der Hektischen, das einem durch Mark und Bein geht! Marie ist nicht schwindsüchtig; sie ist durch ihr ungeheures Seelenleiden physisch mitgenommen, das ist alles. Wer wird sich hier an die parteiischen Farben eines Carlos halten, der Clavigos Verbindung mit ihr um jeden Preis hintertreiben will! Glauben die Schauspieler wirklich, mit solchen „Nüancen" ihre Rollen interessanter zu machen? Mit jenen Nüancen vom Schlage des stotternden Percy, den sich Shakespeare nicht im Traume als Stotterer gedacht hat!

Also wenigstens die eine Bitte, ihr Herren Autoren, Schauspieler und Theaterdirektoren: Keine dramatische Vivisektion, nach Möglichkeit keine poetische Folter des wehrlosen, vielköpfigen Tieres Publikum, wenn dasselbe auch bekanntlich ein Ungeheuer ist.





Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)



n diesem Augenblicke bemerkte der Herzog zu seinem Erstaunen, daß der Anwalt, von seinem Schwächezustande sich etwas erholend, den in der Giftflasche verbliebenen Rest sich durch Eingießen in sein Glas aneignete, und daß, nachdem er das Glas geleert hatte, das kleine Männlein sich aus seinem Sessel, wenn auch nur erst mühsam, erhob.

Andrea war von der langen und gefährlichen Unterredung mit dem als arglistig bekannten Herzog in so hohem Grade mitgenommen und abgespannt gewesen, daß ihm alles von dem Herzog inzwischen Gethane und Gesprochene entgangen war. Der Letztere erkannte rasch seinen Irrtum und, indem nun auch er selbst wieder Herr über seine Kräfte wurde, sagte er sich, daß er im Begriff gewesen war, sich dem Gelächter seiner Leute wie dem Spott des Anwalts preiszugeben. Es gelang ihm, die letzten Spuren von Furcht und Mißtrauen aus seinen Mienen zu bannen. Und so, vor den um Verzeihung bittenden Alten wieder mit würdevollem Anstand hintretend, sagte er mit gütigem Ausdruck: Ich habe, während Ihr zechtet, meine Zeit auch nicht ganz verloren, guter Freund! In meinem Staatsrate ist eine Stelle vakant. Ich habe überlegt, welche Funktionen Euch zugewiesen werden können. Nun denn, Signor Andrea, als besondern Beweis meines Vertrauens ersuche ich Euch hiermit, mir morgen mit dem Frühesten über alle von Euch in jener Euern neuen Eigenschaft angeordneten Maßnahmen zur Ergreifung Abbondios Bericht zu erstatten.

Der Anwalt rieb sich die Stirn. Altezza, sagte er mit wirklicher Verlegenheit, das Volk hat eine Redensart vom Erdrücktwerden durch Wohlthaten. Ich muß einen Teil meiner Schwächeanwandlung mit dieser Redensart entschuldigen, aber den Rest wollet gütigst auf Rechnung der Seelenpein schreiben, die ich in

dieser Stunde durchgekostet habe, ja die mich noch immer nicht ganz aus ihrem beklemmenden Bann freilassen will. Was führte mich hierher? Der innige Wunsch, das Leben eines guten Menschen zu retten? Gewiß, Altezza, in erster Linie dieser Wunsch, aber daneben, Altezza, auch die Hoffnung, Euch dadurch vor einer That zu behüten, die Euch mit Reue und Eure Unterthanen mit Zweifeln an Eurer fürstlichen Charaktergröße erfüllen konnte. Es ist mir gelungen, Euer Fürstenwort und Eure Achtung vor der Heiligkeit des Eides bürgen mir dafür. Aber um zum Ziele zu gelangen, mußte ich tastend vorgehen, wie der Blinde, denn ich hatte nie mit Euch persönlich verkehrt, und ich fühlte etwas von der Unsicherheit, welche, wie in Büchern berichtet wird, den Schritt der Entdecker eines neuen Weltteils zögern macht. Ging es Euch, Altezza, doch eigentlich wohl nicht anders — Ihr sahet in mir vornehmlich den schlauen Advokaten, ich in Euch den gewiegten Diplomaten —, wir trauten einander beide nur zum Scheine, wir witterten Hinterhalt, und auf die Goldwage — verzeiht meine Offenheit — durfte man weder jedes Wort legen, das über Eure fürstlichen Lippen ging, noch jedes, das ich erwiederte.

Er hielt einen Augenblick inne.

Der Herzog verschränkte die Arme und sagte: Ich höre gern ein offnes Wort — haltet nicht mit Euern Gedanken zurück.

War ihm zu trauen? Schwer lastete der Zweifel auf dem alten Anwalt. Aber heraus mußte die volle Wahrheit.

Altezza, begann er von neuem, Ihr seid unumschränkter Herrscher — wenigstens nach meinem Dafürhalten. Ihr verfügt nahezu schrankenlos über Tod und Leben. Einem so mächtigen Manne redlich zu dienen, muß etwas Köstliches sein, denn redliche Diener halten, ohne sich selbst ins Regiment mischen zu wollen, die Leidenschaften ihrer Herren in maßvollen Grenzen, und so arbeiten sie als gute Patrioten, selbst in bescheidnen Stellungen, für das Wohl ihres Vaterlandes. Ihr habt mich nun auf einen Posten berufen, der Euch, wie ich annehme, Gelegenheit geben soll, den Grad meiner Zuverlässigkeit zu ermitteln. Kann ich eine solche Stellung annehmen, ohne, wenn ich Euch heute hintergangen haben sollte, zu allererst Eure Verzeihung dafür zu erbitten?

Was sagt Ihr, Andrea? rief der Herzog.

Ihr habt die Macht, mich zu strafen, antwortete der Anwalt, aber nicht steht es in Eurer Macht, die mir durch Euern Schwur verbürgte Begnadigung Marcellos rückgängig zu machen. Nun hört! Ich habe Euch hintergangen, Altezza, denn ich habe durch Verschweigen eines wichtigen Umstandes von Euch erlangt, was Ihr mir bei voller Kenntnis der Thatsachen vermutlich verweigert haben würdet.

Über das Gesicht des Herzogs glitt ein finsterer Schatten. Weiter, weiter! sagte er brütend.

Ihr fragtet, Altezza, fuhr Andrea fort, wo Abbondio sich befinde —

Und Ihr führtet mich irre! Ihr wußtet nicht, wo er sei, und stelltet Euch nur, als ob Ihr's wüßtet.

Nein, Altezza.

Aber er befindet sich nicht in Florenz selbst, oder Ihr wußtet wenigstens, daß er, bis ich ihn dort fassen konnte, schon über alle Berge sein würde?

Nein, Altezza.

Er befindet sich dort, und auch morgen, auch übermorgen noch? Seht Euch vor, Signor Primaticcio!

Er wird es nicht wieder verlassen, Altezza.

Im Vertrauen auf den Schutz Cosimos? Ihr spaßet! Ich werde ihn zu fassen wissen, möchten auch zehn Cosimos Florenz zu seiner Freistatt erklärt haben.

Ihr werdet ihn nicht zu fassen wissen, Altezza, sagte Andrea sehr ernst, denn wenigstens in eine Freistatt der Arnostadt reicht Francescos Arm nicht.

Ins Grab? Er ist tot? Abbondio Buonacolsi hat aufgehört zu atmen?

Er war einer der ersten, Altezza, welcher der Pest erlag.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Herzog holte, wie von einer schweren Last befreit, tief Atem. Gewohnt, sich zu verstellen, hielt er aber den Laut der Freude zurück, der seinen Lippen entschlüpfen wollte, und in demselben Augenblicke umflorte seinen hellaufleuchtenden Blick auch schon wieder das Mißtrauen.

Und Eure Beweise, Andrea Primaticcio? fragte er.

Zunächst, Altezza, die herzliche Bitte um Eure Verzeihung.

Nein, zunächst Eure Beweise!

Hier sind sie, Altezza.

Andrea griff wieder in seinen Talar; einer jener gelbgefleckten und vielfach durchstochenen Briefe, denen durch allerhand Räucherprozeduren die Ansteckungsfähigkeit genommen sein soll, kam zum Vorschein.

Der Herzog trat entsetzt zurück. Einen Pestbrief! rief er; und mir tragt Ihr diese Giftbüchse aufs Zimmer! Aus meinen Augen! Er hatte sich in den entlegensten Winkel geflüchtet. Rasch in den Kamin damit! befahl er. Aber halt! widerrief er, als Andrea gehorchen wollte; Ihr seid sehr schnell, Signor Primaticcio! Wie lautet der Inhalt? Der Page soll ihn vorlesen, nicht Ihr, der Page, sage ich. Und er klatschte in die Hände.

Der Page trat ein. Vorlesen, befahl der Herzog.

Der Knabe zitterte beim Anblick des übelaussehenden Papiers, denn man hatte schon seit einigen Tagen gemunkelt, es seien irgendwo auf der Halbinsel wieder Pesterkrankungen vorgekommen, und so oft von dergleichen die Rede ist, pflegt ja ein sichtbares Zeichen, wie ein durchräucherter und durchstochener Brief,

das unheimliche Vorgefühl des Näherrückens des bösen Feindes in Grauen zu verwandeln.

Aber der Herzog befahl von neuem: Vorlesen! Und der Page erfüllte, sogut es gehen wollte, seine Pflicht.

Als er fertig war und sich mit bebenden Knieen entfernt hatte, ließ Francesco den Brief durch den Anwalt in Asche verwandeln.

Erst dann trat er wieder näher. Er hatte auf jedes Wort genau Acht gegeben. Der Schreiber des Briefes, ein ihm bekannter, längst aus Furcht vor den Spähern des Herzogs nach Florenz übergesiedelter Anhänger der Buonacolsis, war ihm auch seiner Schreibweise nach nicht fremd: mehr als einer seiner an den alten Marcello gerichteten Briefe war von Vitalianos Spähern aufgefangen worden und ruhte in dem Geheimfach Francescos. Der Pestbrief war echt, so echt, daß der Page beim mühsamen Entziffern der Zeilen zuweilen aus Angst vor der Wirkung des wunderlich respektwidrigen Inhalts nicht weiter zu lesen gewagt hatte. Aber nach dieser Seite war Francesco, trotz der erst so kurzen Dauer seines Regiments, durch sein Spähersystem schon abgehärtet. Ihm lag es vor allem daran, über den Tod Abbondios Gewißheit zu erhalten, und diese hatte er jetzt; selbst ihm, dem tief von Mißtrauen Erfüllten, war nach Anhörung des Schreibens der letzte Zweifel geschwunden.

Von diesem Gefühl ungewöhnlicher Beruhigung durchdrungen und auch über die wenig fürstliche Rolle beschämt, welche er unter dem Drucke chamäleonartig wechselnder Stimmungsfärbungen dem mutigen Anwalt gegenüber gespielt hatte, warf der Herzog endlich die letzten Hintergedanken, mit denen das Verhältnis zu dem neuen Würdenträger eingegangen worden war, von sich.

Ich verberge Euch nicht länger, sagte er, daß ich glücklich bin, von dem Alpdrucke, den ich über mich hatte Gewalt gewinnen lassen, befreit zu sein, und selbst wenn ich's Euch verbergen wollte, was könnte es helfen? Wenige haben Gelegenheit gehabt, so tief auf den Abgrund meiner Seele zu schauen, wie Ihr in dieser Stunde. Ist es Euch dabei zuweilen unheimlich geworden, so bedenkt, daß ich von der Natur nicht mit jenen bestechenden Gaben ausgestattet wurde, welche schon so manchem Herrscher das Regieren leicht machten — o ich weiß, man liebt Francesco nicht, wehrte er die widersprechende Geste des alten Anwalts ab. Nun denn, fuhr er fort, für das Opfer, das Ihr mir bringt, für den Schein des Überläufertums, der Euch in der Auffassung vieler umgeben wird, möglicherweise auch für Widerwärtigkeiten, die Euch mein tiefwurzelndes Mißtrauen gegen die Menschen ohne Ausnahme bereiten wird, für alles das kann ich Euch nicht entschädigen — nur das Bewußtsein, dem Vaterlande zu dienen, kann es. Aber versprechen wenigstens, daß ich Euch ohne Rückhalt zu vertrauen suchen will, das kann ich, und das thue ich mit diesem Handschlage und diesem Kuß. Er umarmte ihn. Und damit auch ein äußeres Wahrzeichen dieses meines ehrlichen Entschlusses nicht fehle, fuhr er fort, nehmt hier das

Petschaft in Eure Hut — Ihr habt mich heute verhindert, es zu mißbrauchen muß ich es je wieder unter ein Todesurteil drücken, so will ich es aus Eurer Hand empfangen.

In großer Seelenbewegung wandte er sich ab.

Andrea suchte nach Worten, um zu danken, aber der Herzog brachte, an den Schreibtisch tretend, nur noch mit raschem Federstriche die Begnadigung Marcellos zu Papier, legte das Papier in die Hände Andreas und machte dann eine entlassende Handbewegung; die Audienz war zu Ende.

Dennoch gab es ein unvermeidliches Nachspiel.

Der Anwalt erinnerte sich im letzten Augenblicke, daß es unerläßlich sei, den Herzog noch einmal anzusprechen.

Er blieb auf der Schwelle stehen und sagte: Altezza, Ihr hattet zwar die Gnade, mich zu entlassen, ich muß aber mein neues Amt leider mit einer Einrede beginnen: ich kann nicht hinaus, Altezza.

Der Herzog lächelte. Nicht hinaus? Wer hindert Euch daran? fragte er, Altezza, kein Geringerer als Vitaliano.

Aber wie das?

Euer neuer Siegelbewahrer befindet sich eben seit heute Vormittag in Haft. Ihr seid unter Bedeckung hier?

Altezza, draußen stehen die Wachen Vitalianos.

Das ist die tollste Karnevalsposse, die mir je vorkam, lachte der Herzog, aber in demselben Augenblicke zog eine Wolke des Mißtrauens über seine Stirn. Und warum verschwiegt Ihr mir auch das?

Weil ich Euch gleichzeitig die verdrießliche Nachricht hätte bringen müssen, erwiederte Andrea, daß Ihr Euch zunächst ohne Euern Leibbarbier behelfen müßtet —

Und wohl auch ohne meinen Lavagno-Lieferanten! Die Wolke auf der Stirn Francescos verschwand. Ihr habt Recht, Andrea, sagte er, die Folter ist ein kurios unsicheres Mittel, um hinter die Wahrheit zu kommen. Wir wollen Vitaliano pensioniren — dies sei der Morgengruß, welcher den Mantuanern das Heraufziehen eines neuen Tages verkünden soll.

Die draußen postirten Wachen erhielten vom Herzog selbst die Weisung, sich zurückzuziehen, und jetzt konnte Andrea mit der Begnadigungskunde in den Kerker Marcellos eilen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Es hatte dem Herzog in Wirklichkeit nicht übel gepaßt, den in ganz Mantua verhaßten Sbirrenchef zu opfern. Sein Untergebener Antonio Maria war seit langem mit Erfolg beflissen gewesen, die Aufmerksamkeit Francescos auf sich zu lenken, und seit es der Unermüdlichkeit Antonio Marias gelungen war, das

Verhältnis zu entdecken, welches sich in Verona zwischen der Tochter des alten Buonacolsi und Giuseppe Gonzaga angesponnen hatte, war Vitaliano in den Augen des Herzogs um mehr als die Hälfte seines Ansehens gekommen.

Freilich hatte jetzt die Plauderhaftigkeit des vertrauten Dieners Giuseppes an den Tag gebracht, daß ganz andres im Werke gewesen war als eine Entführung, daß der Veroneser Vetter vielmehr auf dem Punkte gestanden hatte, die Unzufriednen in und um Mantua um sich zu sammeln, und daß einer der gefährlichsten Verschwörer, daß Ambrogio Pellegrini hinter ihm stand.

Aber gleichviel, wir werden ja sehen, sagte sich der Herzog, als er am Morgen nach der Erhebung des Advokaten Primaticcio zum Guardasigilli den Lakaien Antonio Maria mit der großen Corduanmappe eintreten sah, der geheimnisvollen Mappe, die der Herzog sonst nur aus den Händen Vitalianos entgegengenommen hatte.

Antonio Marias ehrbar trockne Miene verriet mit keinem Zuge, er ahne, daß er auf dem Wege sei, zu dem Amte Vitalianos berufen zu werden.

Leg' hin, sagte Francesco und deutete auf seinen Schreibtisch, indem er, in seinen Ledersessel zurückgelehnt, die spärlichen Haare seines Schnurrbartes glättete und mit seinen grauen Augen den Lakaien dabei scharf fixirte: Wie alt bist du?

Neununddreißig, Altezza.

Wie lange im Amt?

Seit dem Tage des heiligen Nicephorus.

Ich denke, du trugst schon zu Zeiten meines Vaters die herzogliche Livree.

Drei Jahre lang, Altezza.

Und zogst sie wieder aus?

Ungern, Altezza.

Natürlich. Aber der Grund?

Meine Leistungen wurden als ungenügend befunden, Altezza.

Von meinem Vater?

Vielleicht auch von Euerm in Gott ruhenden Herrn Vater, Altezza.

Auch? Was heißt das? Von wem sonst?

Von dem Superiore, Altezza.

Hm! Bei welcher Gelegenheit?

Altezza, sagte Antonio Maria, immer in geschäftsmäßig trockner Weise, ich war in der That den berechtigten Ansprüchen des Superiore noch nicht gewachsen. Ich hatte mich in einer wichtigen Sache sehr einfältig benommen. Altezza erlassen mir wohl die Erzählung der Einzelheiten.

Francesco stampfte mit dem Fuße. Ich fragte: bei welcher Gelegenheit? rief er; man hat zu gehorchen.

Altezza, verneigte sich der Lakai, es handelte sich um die drei Spione, die Euer in Gott ruhender —

Kürzer, kürzer! Mein Vater wollte der Dogenstadt eine Lektion geben, bene; sie sollten aufgehängt werden, und sie wurden aufgehängt, der eine, dächte ich, zweimal, benissimo, wir verwendeten damals noch die elenden Brescianer Stricke, lauter Werg! Ich erinnere mich deutlich....

Wenn der Herzog einmal im Reden war, hörte er auch seinen Lakaien gegenüber nicht so bald wieder auf.

Endlich kehrte er zu der Frage zurück, was Antonio Maria also in bezug auf das Spionenkleeblatt versehen habe.

Altezza, sagte der Lakai, ich schäme mich zu sagen, daß ich damals von der Politik noch sogut wie nichts verstand. Nun hatte ich durch Nachforschungen kurz vor dem Schluß der Verhandlungen über die drei Spione ermittelt, daß nur zwei dieser Leute geborne Venetianer waren, der dritte aber, jener hernach zweimal gehängte, ein echter Brancassi von dem angesehenen Florentiner Hause —

Da hab' ich dich! rief der Herzog und sprang auf; aber so treibt Ihr's immer, Nichtswürdige! Erfahren wir je von Euresgleichen die ganze Wahrheit? Mai! Nie! Immer tragt Ihr irgendeinen Knochen zu heimlichem Verscharren abseits. Warum? Es liegt Euch im Blut, wie den Elstern das Zusammenschleppen silberner Löffel und Gabeln, die sie doch nicht fressen können. Jetzt erinnere ich mich deutlich — ein Brancassi war jener zweimal Gehängte, und die Medici haben uns eine runde Summe an Bußpfennigen dafür ausgepreßt. Nun, rede: Warum thatest du nicht bei Zeiten den Schnabel auf? Rede, gogliosso! Du hast doch sonst die Zunge nicht umsonst im Maule. Rede! Ich will den wirklichen Grund wissen. Es soll dir kein Haar gekrümmt werden. Aber heraus mit der ganzen Wahrheit.

Der Lakai strich sich verlegen das Kinn. Ich habe ja damals geredet, Altezza, sagte er beschämt, deshalb gerade mußte der Superiore mich ja aus dem Dienste jagen.

Ja, nachdem der zweite Strick seine Schuldigkeit gethan hatte! Da hast du geredet, da konntest du reden, da warst du der Superkluge, da hattest du alles gewußt! O ich kenne euch Klugschwätzer durch und durch. Geh. Ich werde ohne Vitaliano doch nicht fertig werden.

Altezza, sagte der Lakai, immer beschämter werdend, es kann niemand an die Verdienste des Superiore hinanreichen, und ich freue mich, Euch an seine Überlegenheit durch meine Geschichte erinnert zu haben, denn zu ersetzen ist er nicht, Altezza; in anima mia, welch ein Mann! Aber Ihr wollt wissen, worin ich mich damals als noch so völlig ungeschult erwies. Wie war die Sachlage, Altezza? Beliebet Euch zu erinnern —

Nun, wie war sie? Du bist unerträglich weitschweifig.

Drei Spione mußten es sein, Altezza; wir hatten Venedig beschuldigt, uns drei Spione auf den Hals geschickt zu haben. Konnten wir weniger als drei

hängen? Das wäre gewesen, als hätten wir mit unsrer Beschuldigung den Mund zu voll genommen —

Kürzer, kürzer!

Oder als könnten wir unser Wort nicht wahr machen —

Welches Wort? Der Kerl kommt nie zu Ende.

Daß wir nämlich, Altezza, schon Mittel hätten, alle drei dingfest zu machen.

Alle drei, alle drei! Wir haben ja drei gehängt! Wer bestreitet, daß es sich um drei handelt? Etwa ich? Nie hat mich Vitaliano mit solchen Spitzfindigkeiten im Kreise herumgeführt.

Altezza, sagte der Lakai unterthänig, aber mit einem leisen Verzweiflungsseufzer, ich nahm mir also die Freiheit, Euern in Gott —

Aufmerksam zu machen, auf was? Auf die Florentiner Sippen des einen Spions? Alle drei waren ja gar keine Spione, sondern Falschspieler; du bist der konfuseste Geschichtenerzähler, der mir je die Zeit stahl. Also, du machtest meinen Vater aufmerksam — auf was? auf was? frage ich zum zwanzigsten male!

Er warf sich wieder in seinen Sessel.

Auf den Umstand, daß die Medici unsre guten Freunde seien, und daß es mir bedenklich scheine, einen ihrer Unterthanen aufzuknüpfen.

Das sagtest du meinem Vater vor der Exekution?

Am Tage vor der Exekution, Altezza; dort im Sessel saß er; ich sehe ihn noch, wie er den Kopf dabei hin und her wiegte. Gott habe ihn selig. Und der Lakai wischte sich die Augen.

Und was antwortete mein Vater?

Nichts, Altezza.

Aber Vitaliano?

Signor Vitaliano wusch mir mit Recht den Kopf; bestiaccia! sagte er, muß ein Fürst denn mit jeder Lappalie behelligt werden? Hätte ich für gut gehalten, sagte er, ihm davon zu reden, da wäre es an mir gewesen, den gnädigen Herrn Herzog auf die Florentiner Abstammung des Brancassi aufmerksam zu machen; natürlich wußte ich's von Anfang an, sagte er. Aber wie, wenn der gnädige Herr Herzog nicht Lust hatte, das Urteil zu kassiren? Und er hat keine Lust, sagte Signor Vitaliano, er hat ja alle Hände voll mit seinen Bauten zu thun. Gehängt werden muß der Florentiner also so wie so, sagte Signor Vitaliano — aber die Ausrede, man habe in Mantua nichts von Brancassis Florentiner Herkunft gewußt, die hast du unserm gnädigen Herrn nun abgeschnitten, sagte Signor Vitaliano, und er fügte hinzu: Hier hast du deinen Monatslohn; Leute, die mehr zu wissen vorgeben als ihr Vorgesetzter, können wir nicht brauchen; übrigens merke dir eins, setzte er auch noch hinzu: ein Fürst weiß die meisten Dinge weit früher als wir andern, und schweigt er darüber, so muß ein Untergebener warten, bis man ihn fragt.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Bismarck und die Sonntagsruhe. Unter dieser Ueberschrift findet sich auf S. 589—591 der diesjährigen Grenzboten eine mit F. A. unterzeichnete Betrachtung, der wir einiges hinzufügen möchten. Es handelt sich um die Unterscheidung von Sonntagsruhe und Heiligung des Sonntags. Die Aufrechterhaltung der Sonntagsruhe gehört zu den Obliegenheiten der Polizeibehörden (§ 366 Nr. 10 des Reichsstrafgesetzbuches), welche in dieser Beziehung ohne besondre gesetzliche Ermächtigung mit Einzelverfügungen und Polizeiverordnungen einschreiten können, wobei nur der Unterschied besteht, daß im Falle des Erlasses einer Polizeiverordnung die Höhe der Strafe durch das Strafgesetzbuch bestimmt ist, während für die Einzelverfügungen in dieser Beziehung besondre Vorschriften maßgebend sind. Dagegen gehört das Recht, Anordnungen gegen die Störung der Feier der Sonn- und Festtage zu erlassen, also die Sonntagsheiligung zu fördern (§ 366 Nr. 1 a. a. O.), ursprünglich zu den Aufgaben der Kirche, und nur, weil sich die einzelnen im Staate nebeneinander bestehenden Religionsgesellschaften gegenseitig bindende Vorschriften nicht machen können, zu den Aufgaben der staatlichen Kirchengesetzgebung, also nicht der Polizei.

Dabei fragt es sich nur, ob das Reich gesetzlich in der Lage ist, diese Angelegenheiten allgemein zu regeln, oder ob dies nicht vielmehr den einzelnen Landesregierungen überlassen werden muß. Für die letztere Auffassung spricht der Umstand, daß in den deutschen Territorien seit der lutherischen Reformation der Summepiskopat über die „Kirche" im allgemeinsten Sinne*) den einzelnen Landesherren zusteht, und ferner, daß im vierten Artikel der Reichsverfassung die Angelegenheiten der Sonntagsheiligung nicht zu den Angelegenheiten gehört, welche der Gesetzgebung des Reiches unterliegen sollen. Zwar ließe sich eine derartige Befugnis des Reiches implicite daraus herleiten, daß dem Reiche z. B. die Gewerbegesetzgebung u. s. w. übertragen worden ist, wobei auch gelegentlich Vorschriften über die Sonntagsarbeit eingeflochten werden können; allein so ganz unbedenklich ist die Beantwortung dieser Zuständigkeitsfrage doch nicht, wenn auch die Landesherren als Inhaber des Summepiskopates im Bundesrate ihre Vertreter haben und den Resultaten der Gesetzgebung stillschweigend zustimmen. Wenn also der Reichskanzler diesen Verhältnissen gegenüber Bedenken trägt, auf die Wünsche der die Sonntagsheiligung anstrebenden Bevölkerungsklassen die Reichsgesetzgebung in Bewegung zu setzen, so ist das wohl begreiflich, und es liegt auch nicht der geringste Anlaß zu der Annahme vor, daß hierbei subjektive Anschauungen über Wert oder Unwert der Sonntagsheiligung in Betracht kommen.

Hiernach läßt sich auch beurteilen, inwieweit der Schritt der Bielefelder lutherischen Pastoralkonferenz, welche bei dem Reichskanzler dahin petitionirte: „er möge seinen mächtigen Einfluß zur Wahrung und Hebung der Sonntagsruhe und -Heiligung einsetzen, damit Gottes Segen auf der sauern Arbeit des Volkes ruhe," gerechtfertigt war und Aussicht auf irgendwelchen Erfolg hat. Was die Sonntagsruhe betrifft, so bedarf es, wie bereits angedeutet, einer höhern Ein-

*) Siehe die „Etymologischen Studien" von Dr. G. Legerlotz, dem Direktor des königlichen Gymnasiums in Salzwedel. Dieser auch juristisch wertvolle Aufsatz ist enthalten in einer Festschrift zur Feier der Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes im J. 1882.

wirkung weiter nicht, zumal da die zuständigen Polizeibehörden in dieser Beziehung überall ihre Schuldigkeit thun,*) in betreff der Sonntagsheiligung ist aber der Reichskanzler gebunden durch die kirchlichen Hoheitsrechte der Landesherren, welche sich in den Verfassungsstaaten zwar auf jedem andern Gebiete der Gesetzgebung eine Einschränkung haben gefallen lassen, bis jetzt aber keineswegs auf dem Gebiete der kirchlichen Gesetzgebung, bei welcher nicht einmal den ehemaligen „Landständen" irgendeine Mitwirkung zustand. Welches Gewicht z. B. die brandenburgisch-preußischen Fürsten darauf legten, in Sachen der kirchlichen Gesetzgebung ihre vollständige Unabhängigkeit von weltlichen Einflüssen zu wahren, ergiebt sich unter anderm daraus, daß es dem 1604 eingesetzten Geheimen Rate ausdrücklich verboten war, sich mit Angelegenheiten der Religion und der Kirche zu befassen, weil der Kurfürst in diesen Angelegenheiten ausschließlich die Mitwirkung der kirchlichen Behörden in Anspruch nehmen wollte. Aehnlich wird es sich vermutlich auch in andern deutschen Ländern verhalten, sodaß die Uebertragung dieser Angelegenheiten auf das Reich ohne einen ausdrücklichen Verzicht der Landesherren auf ihre durch die Geschichte und die Verfassungen sanktionirten und garantirten Rechte nicht einmal zulässig erscheint.

Hiernach würde es jedenfalls geratener gewesen sein, wenn sich die Bielefelder Pastoralkonferenz, statt an den Reichskanzler, an die einzelnen Landesherren gewendet hätte, vielleicht wäre dann unter diesen eine Vereinbarung zustande gekommen, die im Interesse der einheitlichen Handhabung dieser bedeutsamen Angelegenheit allerdings wünschenswert wäre, deren Herbeiführung aber nicht zu den Pflichten des Reichskanzlers gehört.

Ein wichtiger Schritt auf diesem Gebiete ist bereits gethan im § 105, Abs. 2 der Reichsgewerbeordnung, bei welchem es sich um einen teilweisen Verzicht der vorgedachten Art handelt, doch ist dies eben nur ein Schritt, und dazu ist die Vorschrift wegen der Sonntagsheiligung im Interesse der Industrie so sehr verklausulirt, daß dort für die vorgedachten Petenten nur wenig gewonnen ist. Ob man diese Schranken wieder vollständig fallen lassen, ob man auf diesem Wege, soweit der vierte Artikel der Reichsverfassung dazu Raum läßt, fortschreiten wird, das wird ja die Zeit lehren; jedenfalls kann man es nur mit Dank anerkennen, wenn der Reichskanzler dem Andrängen der bei der Industrie, der Landwirtschaft und dem Handel direkt Nichtbeteiligten nicht ohne weiteres nachgiebt, sondern zunächst erforscht, ob unser lediglich auf seine Betriebsamkeit angewiesenes Volk ein striktes Arbeitsverbot ertragen kann, ohne in seinen materiellen Interessen empfindlich geschädigt zu werden. Wollte man in dieser Beziehung rücksichtslos vorgehen, so würde das der Kirche mehr schaden als nützen, denn das in seiner Nahrung geschädigte Volk würde sich von der Kirche, welche sie für ihren Verlust verantwortlich machte, abwenden, und der Geist der Opposition gegen die weltliche und die kirchliche Autorität würde dadurch nur großgezogen werden. Das liegt nun einmal in den Verhältnissen unsers deutschen Vaterlandes, welches sich in bezug auf Ergiebigkeit und Wohlstand mit andern Ländern, in denen die absolute Sonntagsheiligung obligatorisch ist, nicht vergleichen läßt. Karl Parey.

---

*) Die Polizei thut allerdings ihre Schuldigkeit, soweit es sich um die äußere Sonntagsruhe handelt; sie hat jedoch nicht das Recht, in das Innere des Hauses zu dringen. Daß aber der Arbeiter trotz der Bestimmung, daß niemand am Sonntag zur Arbeit gezwungen werden darf, sich dennoch in der Zwangslage befindet, arbeiten zu müssen, um nicht abgelohnt zu werden, wurde bereits neulich hervorgehoben. Hier ist also doch eine Einwirkung legislatorischer Art denkbar. D. Red.

Berichtigung. In einem Artikel in Nr. 17 d. Bl.: „Sparkassen als Einnahmequelle" war unter anderm gesagt, daß in der Stadt Posen aus den Ueberschüssen der Sparkasse ein Theater erbaut worden sei. Von dem Magistrat der Stadt Posen geht uns die Erklärung zu, daß diese Behauptung unrichtig sei; zum Bau eines Theaters sei aus den Ueberschüssen der Sparkasse dort nichts entnommen worden.

Wir beeilen uns, diese Berichtigung zu veröffentlichen, und gestatten uns unsrerseits, hierzu nur folgendes zu bemerken.

Der Verfasser des betreffenden Artikels bedauert, eine unrichtige Nachricht verbreitet zu haben, ist jedoch überzeugt, daß, wenn nicht Posen, so eine Nachbarstadt diejenige sein müsse, wo der betreffende Vorfall sich ereignet hat. Da er jedoch seiner Sache nicht sicher ist, so will er die Nennung des Namens unterlassen.

Daß der verehrliche Magistrat der Stadt Posen (ebenso wie die „Posener Zeitung") unsern prinzipiellen Standpunkt zur Sache offenbar teilt, kann uns nur mit lebhafter Befriedigung erfüllen, und wir können nur hoffen, daß unser Artikel dazu beitragen werde, diesem Standpunkte in immer weitern Kreisen zur Anerkennung zu verhelfen. In diesem Sinne freuen wir uns sogar des begangnen Irrtums, der ja selbstverständlich nicht im mindesten eine Spitze gegen die Verwaltung der guten Stadt Posen enthielt oder enthalten sollte; wir fürchten im Gegenteil, daß sich in Deutschland (auch in den Gemeindeverwaltungen) nur zu viele Leute finden werden, welche in dem (angeblichen) Verfahren Posens etwas durchaus Nachahmenswertes erblickt haben würden. Der begangne Irrtum hat nun aber auf diese Angelegenheit aufmerksam gemacht und mindestens das erreicht, daß die Gemeindeverwaltung einer ansehnlichen deutschen Stadt dieses Verfahren für ein solches erklärt hat, durch welches sie sich für kompromittirt halten würde.

Die Redaktion der Grenzboten.



Literatur.

Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. XVIII. Das Jahr 1884. Berlin, Julius Springer, 1885.

Wilhelm Müllers Politische Geschichte der Gegenwart ist ein Führer geworden, dessen Wiedererscheinen stets mit Freude begrüßt wird. Die bekannten Vorzüge des Werkes, geschickte Auswahl des Stoffes, klare Gruppirung, maßvolles Urteil, eine lebendige und von warmer nationaler Empfindung erfüllte Darstellung finden sich auch in dem uns vorliegenden achtzehnten, das Jahr 1884 behandelnden Bande. Die Uebersicht beginnt mit dem deutschen Reiche, besonders interessiren hier die der deutschen Kolonialpolitik und den Reichstagsverhandlungen vom Dezember vorigen Jahres zugeteilten Abschnitte. Frankreich und den französischen Unternehmungen in Tongking ist die zweite Abteilung gewidmet. Es folgen dann die übrigen europäischen Länder, bei welchen der Verfasser der englisch-ägyptischen Frage und den Ereignissen in Norwegen besondre Aufmerksamkeit zugewendet hat; den Schluß

bilden die amerikanischen Verhältnisse. Die Einrichtung des Buches ist die alte, zum bequemen Nachschlagen der einzelnen Daten ist ein ausführliches Inhaltsverzeichnis vorangestellt, außerdem sind noch eine nach den Monatstagen geordnete Chronik der Ereignisse und ein alphabetisches Verzeichnis der hervorragenden Personen beigefügt. Als Hilfsmittel zur Orientirung ist das Buch auf Redaktionsbüreaus u. s. w. bekannt genug; aber wir möchten es namentlich auch weitern Kreisen wegen seines Bestrebens, die jüngsten Ereignisse in eine pragmatische Geschichtserzählung zusammenzufassen, als eine anziehende und belehrende Lektüre empfehlen.

Untersuchungen über die Organisation der Arbeit oder System der Weltökonomie. Von Karl Marlo. 2. Auflage. Bd. 1: Historische Einleitung in die Oekonomie. Tübingen, Lauppsche Buchhandlung, 1885.

Ein hochbedeutendes Werk ist hiermit der Vergessenheit entrissen, und der Dank, der sich mit dieser Gabe verknüpft, muß neben dem Gefühle der Wehmut Platz greifen, daß der Verfasser die Zeit nicht erlebt hat, in welcher seine Ideen nicht bloß Anklang, sondern in den sozialpolitischen Reformen des Reiches ihre Verwirklichung zu finden beginnen. Wie Gibbon dereinst beim Anblick des Kolosseums in Rom den Plan zu seinem großen Geschichtswerke über den Auf- und Untergang des Römerreiches faßte, so hat der hessische Professor Winkelblech — Marlo ist sein Schriftstellername — im Jahre 1843 bei dem Besuche eines norwegischen Blaufarbenwerkes den Antrieb zum Studium der Nationalökonomie erhalten.

Der vorliegende erste Band enthält die historische Entwicklung der Oekonomie, welche gleichzeitig dieselbe mit einer Kritik verbindet. In einer Zeit, in welcher die Meinungen noch in radikaler Ungebundenheit nach rechts und links sich ergingen, hat Marlo mit der weisen Mäßigung eines im Vollbesitz der Kenntnisse befindlichen Mannes die christliche Idee der verhältnismäßigen individuellen Berechtigung aller zum erstenmale ganz vertreten. Er geht von der Industrie als demjenigen Gebiete aus, welches die Grundlage der Wirtschaft bildet, und nach Darlegung ihrer politischen und sozialen Bedeutung betrachtet er die Industrie unsrer Vorfahren, wobei er deren Vor- und Nachteile in das rechte Licht setzt. Die Fortschritte der Technik in Arbeitsteilung und Maschinen und die Ausdehnung des Kredits durch die Schaffung des Papiergeldes und die auf den Inhaber lautenden Papiere sind für Marlo die hauptsächlichsten Faktoren der industriellen Revolution, deren Folgen in einer Umgestaltung der industriellen Stände unter Bildung des Gegensatzes von Unternehmern und Arbeitern, sowie in deren noch nicht beendigtem Kampfe bestehen. Zur Würdigung desselben werden sodann die Urteile über die Lage der Industrie in der Gegenwart — Marlo schrieb im Jahre 1848 — und die Vorschläge zu deren Verbesserung geschildert. Den Schluß des ersten Bandes bildet eine Auseinandersetzung über den rechtlichen Standpunkt der sozialen Frage und über die Rechtsideen unsrer Zeit. Ueberall behandelt der Verfasser die Fragen von einem hohen Gesichtspunkte, Sozialismus und Politik, sowie das ganze Kulturleben der Nation und Menschheit werden stets in ihren wechselseitigen Beziehungen zu einander betrachtet, sodaß das Buch gleichzeitig ein reichhaltiges Material für den Forscher wie für den Leser enthält, der das Bedürfnis in sich trägt, sich ein gesundes Urteil über dasjenige zu bilden, was am meisten die Interessen der Gegenwart bewegt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



